FRANZ HUNDSNURSCHER
UND GERHARD TADDEY

DIE JÜDISCHEN GEMEINDEN IN BADEN

DENKMALE, GESCHICHTE, SCHICKSALE

Herausgegeben
von der
ARCHIVDIREKTION STUTTGART

Digitized by Project Zikaron
Touro University-NY Libraries
www.zikaron.tourolib.org
2024

W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART
1968

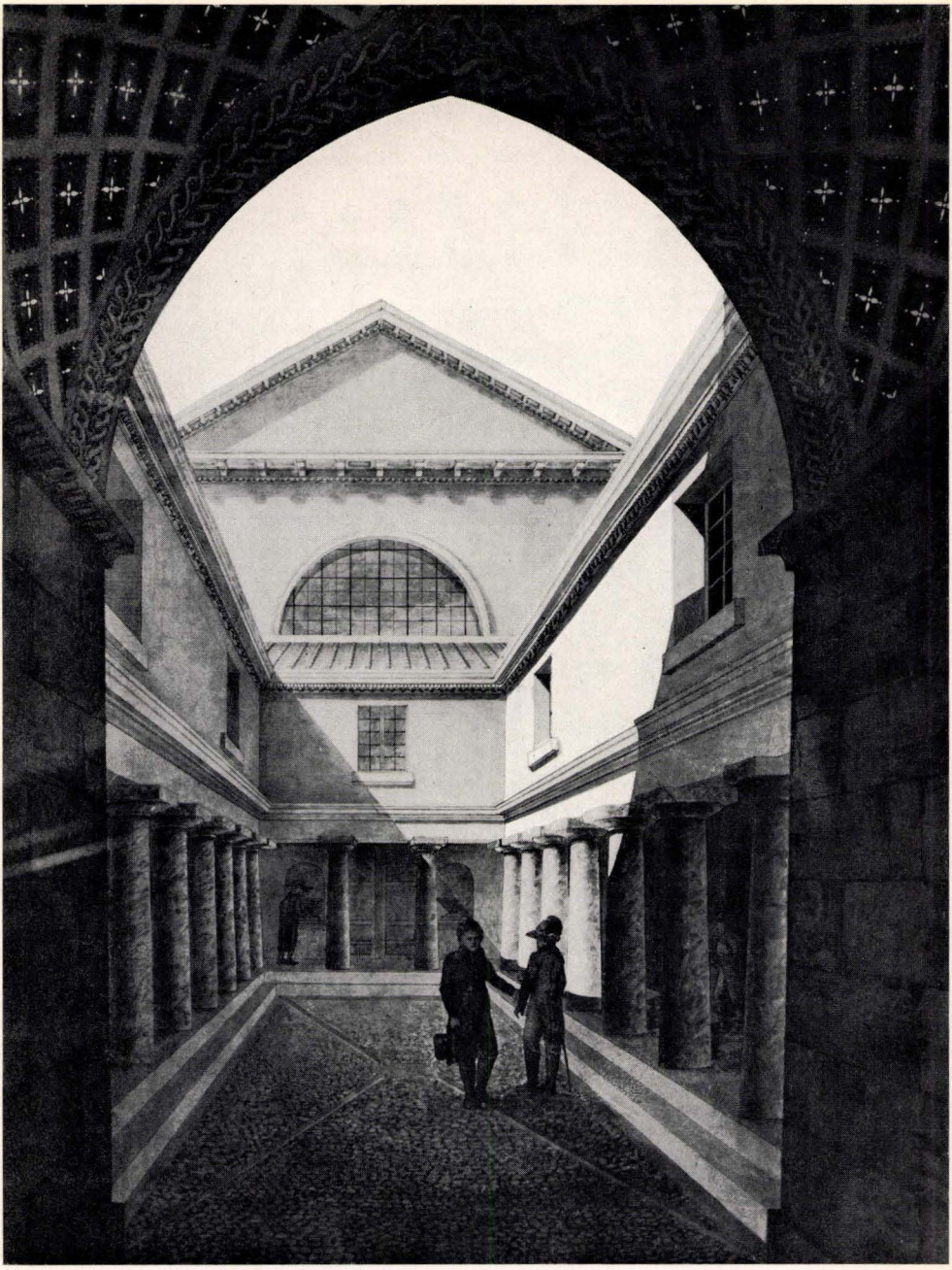
Digitized by Project Zikaron
Touro University-NY Libraries
www.zikaron.tourolib.org
2024

Satz und Druck: Oertel & Spörer, Reutlingen
Buchbinderarbeit: Wennberg, Stuttgart
Klischeeherstellung: Maurer, Tübingen

VERÖFFENTLICHUNGEN DER STAATLICHEN ARCHIVVERWALTUNG

BADEN-WÜRTTEMBERG

BAND 19



KARLSRUHE: 2. *Vorhof der von Weinbrenner erbauten Synagoge (1798–1806)*

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort des Herausgebers XV

Einleitung:

1. Die Juden im Raum Baden vor der Gründung des Großherzogtums 1
2. Die Juden in Baden 1806–1933 10
3. Die Juden in Baden unter der Herrschaft des Nationalsozialismus 23
4. Synagogen und jüdische Friedhöfe in Baden 29

Gemeinden:

Achern Kr. Bühl siehe Bühl *66*
Adelsheim Kr. Buchen 33
Altdorf Kr. Lahr 35
Angeltürn Kr. Tauberbischofsheim 36
Appenweier Kr. Offenburg siehe Offenburg *228*
Babstadt Kr. Sinsheim 36
Baden-Baden 37
Badenweiler Kr. Müllheim siehe Müllheim *105*
Bad Dürrheim Kr. Villingen siehe Gailingen *207*
Bad Mingolsheim Kr. Bruchsal mit Langenbrücken 40
Bad Rappenau Kr. Sinsheim 41
Baiertal Kr. Heidelberg 42
Ballenberg Kr. Buchen 43
Bauerbach Kr. Karlsruhe siehe Flehingen *86*
Berwangen Kr. Sinsheim 43
Billigheim Kr. Mosbach 44
Binau Kr. Mosbach 45
Bodersweier Kr. Kehl 46
Bödigheim Kr. Buchen 47
Bonndorf Kr. Hochschwarzwald siehe Tiengen *275*
Boxberg Kr. Tauberbischofsheim 49
Breisach Kr. Freiburg 49
Bretten Kr. Karlsruhe mit Diedelsheim und Gondelsheim 53
Bruchsal 56
Brühl Kr. Mannheim siehe Ketsch *153*
Buchen 61
Bühl mit Achern 62
Dertingen Kr. Tauberbischofsheim 66
Diedelsheim Kr. Karlsruhe siehe Bretten *55*
Diersburg Kr. Offenburg 66
Dittigheim Kr. Tauberbischofsheim siehe Tauberbischofsheim *270*
Donaueschingen siehe Gailingen *104*
Dossenheim Kr. Heidelberg siehe Schriesheim *256*
Dühren Kr. Sinsheim 67
Durbach Kr. Offenburg siehe Offenburg *228*

Eberbach Kr. Heidelberg ... 68
Eberstadt Kr. Buchen mit Sindolsheim ... 69
Edingen Kr. Mannheim siehe Ladenburg ... *176*
Efringen-Kirchen Kr. Lörrach ... 70
Ehrstädt Kr. Sinsheim siehe Grombach ... *114*
Eichstetten Kr. Freiburg mit Endingen und Riegel ... 72
Eichtersheim Kr. Sinsheim ... 74
Elzach Kr. Emmendingen siehe Freiburg i. Br. ... *93*
Emmendingen mit Kenzingen ... 74
Endingen Kr. Emmendingen siehe Eichstetten ... *73*
Eppingen Kr. Sinsheim mit Mühlbach ... 77
Eschelbach Kr. Sinsheim ... 79
Ettenheim Kr. Lahr mit Orschweier ... 79
Ettlingen Kr. Karlsruhe ... 81
Eubigheim Kr. Buchen ... 83
Flehingen Kr. Karlsruhe mit Bauerbach ... 85
Freiburg i. Br. mit Elzach und Neustadt im Schwarzwald ... 86
Freistett Kr. Kehl ... 94
Freudenberg Kr. Tauberbischofsheim ... 95
Friesenheim Kr. Lahr ... 96
Furtwangen Kr. Donaueschingen siehe Offenburg ... *228*
Gaggenau Kr. Rastatt siehe Gernsbach ... *110*
Gailingen Kr. Konstanz mit Bad Dürrheim, Donaueschingen, Markdorf, Meßkirch und Stockach ... 98
Geisingen Kr. Donaueschingen siehe Randegg ... *241*
Gemmingen Kr. Sinsheim mit Stebbach ... 106
Gengenbach Kr. Offenburg siehe Offenburg ... *228*
Gernsbach Kr. Rastatt mit Hörden, Gaggenau und Rotenfels ... 107
Gissigheim Kr. Tauberbischofsheim ... 110
Gochsheim Kr. Bruchsal ... 110
Gondelsheim Kr. Bruchsal siehe Bretten ... *55*
Graben Kr. Karlsruhe ... 111
Grenzach Kr. Lörrach siehe Lörrach ... *183*
Grötzingen Kr. Karlsruhe ... 112
Grombach Kr. Sinsheim mit Ehrstädt ... 113
Großeicholzheim Kr. Buchen ... 115
Großsachsen Kr. Mannheim ... 116
Grünsfeld Kr. Tauberbischofsheim ... 117
Hainstadt Kr. Buchen ... 118
Hardheim Kr. Buchen ... 119
Haslach Kr. Wolfach siehe Offenburg ... *229*
Heidelberg ... 121
Heidelsheim Kr. Bruchsal ... 129
Heinsheim Kr. Mosbach ... 130
Hemsbach Kr. Mannheim ... 131
Hilsbach Kr. Sinsheim siehe Weiler ... *287*
Hilzingen Kr. Konstanz siehe Randegg ... *241*
Hochhausen Kr. Mosbach siehe Mosbach ... *205*
Hochhausen Kr. Tauberbischofsheim siehe Tauberbischofsheim ... *271*
Hockenheim Kr. Mannheim ... 133
Hörden Kr. Rastatt siehe Gernsbach ... *109*
Hoffenheim Kr. Sinsheim ... 135
Hüffenhardt Kr. Mosbach ... 137
Hüngheim Kr. Buchen ... 138
Ihringen am Kaiserstuhl Kr. Freiburg ... 138

Ilvesheim Kr. Mannheim ... 140
Impfingen Kr. Tauberbischofsheim siehe Tauberbischofsheim ... *271*
Ittlingen Kr. Sinsheim ... 141
Jöhlingen Kr. Karlsruhe ... 142
Karlsruhe ... 143
Kehl ... 151
Kenzingen Kr. Emmendingen siehe Emmendingen ... *77*
Ketsch Kr. Mannheim mit Brühl ... 152
Kippenheim Kr. Lahr ... 153
Kleineicholzheim Kr. Buchen ... 156
Königheim Kr. Tauberbischofsheim ... 157
Königsbach Kr. Pforzheim mit Stein ... 159
Königshofen Kr. Tauberbischofsheim siehe Tauberbischofsheim ... *271*
Konstanz mit Meersburg, Radolfzell, Singen und Überlingen ... 162
Korb Kr. Buchen ... 168
Krautheim Kr. Buchen ... 169
Külsheim Kr. Tauberbischofsheim ... 170
Kuppenheim Kr. Rastatt ... 171
Ladenburg Kr. Mannheim mit Edingen ... 173
Lahr ... 176
Langenbrücken Kr. Bruchsal siehe Bad Mingolsheim ... *40*
Laudenbach Kr. Mannheim ... 177
Leimen Kr. Heidelberg siehe Nußloch ... *218*
Leutershausen Kr. Mannheim mit Lützelsachsen ... 177
Lichtenau Kr. Kehl ... 179
Liedolsheim Kr. Karlsruhe ... 180
Lörrach mit Grenzach und Schopfheim ... 181
Lützelsachsen Kr. Mannheim siehe Leutershausen ... *178*
Malsch Kr. Heidelberg ... 184
Malsch Kr. Karlsruhe ... 185
Mannheim ... 186
Markdorf Kr. Überlingen siehe Gailingen ... *105*
Meckesheim Kr. Heidelberg ... 197
Meersburg Kr. Überlingen siehe Konstanz ... *167*
Menzingen Kr. Bruchsal siehe Odenheim ... *222*
Merchingen Kr. Buchen mit Osterburken ... 198
Messelhausen Kr. Tauberbischofsheim ... 200
Meßkirch Kr. Stockach siehe Gailingen ... *105*
Michelfeld Kr. Sinsheim ... 201
Mosbach mit Hochhausen am Neckar ... 202
Mühlbach Kr. Sinsheim siehe Eppingen ... *79*
Müllheim mit Badenweiler, Schönau, Wehr und Weil ... 205
Münzesheim Kr. Bruchsal ... 207
Muggensturm Kr. Rastatt siehe Rastatt ... *245*
Neckarbischofsheim Kr. Sinsheim ... 208
Neckarzimmern Kr. Mosbach ... 210
Neidenstein Kr. Sinsheim ... 211
Neudenau Kr. Mosbach ... 213
Neuenbürg Kr. Bruchsal siehe Oberöwisheim ... *220*
Neunstetten Kr. Buchen ... 214
Neustadt im Schwarzwald Kr. Hochschwarzwald siehe Freiburg i. Br. ... *93*
Nonnenweier Kr. Lahr ... 214
Nordrach Kr. Wolfach siehe Offenburg ... *229*
Nußloch Kr. Heidelberg mit Leimen ... 217
Obergimpern Kr. Sinsheim ... 219

Obergrombach Kr. Bruchsal siehe Untergrombach ... 278
Oberhausen Kr. Bruchsal siehe Philippsburg ... 239
Oberöwisheim Kr. Bruchsal mit Neuenbürg ... 220
Odenheim Kr. Bruchsal mit Menzingen ... 221
Östringen Kr. Bruchsal ... 223
Offenburg mit Appenweier, Durbach, Furtwangen, Gengenbach, Haslach, Nordrach, Renchen, Triberg und Zell am Harmersbach ... 224
Orschweier Kr. Lahr siehe Ettenheim ... 81
Osterburken Kr. Buchen siehe Merchingen ... 199
Pforzheim ... 231
Philippsburg Kr. Bruchsal mit Oberhausen ... 237
Radolfzell Kr. Konstanz siehe Konstanz ... 167
Randegg Kr. Konstanz mit Geisingen, Hilzingen, St. Georgen und Villingen ... 239
Rastatt mit Muggensturm ... 243
Reilingen Kr. Mannheim ... 246
Renchen Kr. Kehl siehe Offenburg ... 230
Rheinbischofsheim Kr. Kehl ... 247
Richen Kr. Sinsheim ... 248
Riegel Kr. Emmendingen siehe Eichstetten ... 73
Rohrbach Kr. Sinsheim siehe Sinsheim ... 262
Rosenberg Kr. Buchen ... 249
Rotenfels Kr. Rastatt siehe Gernsbach ... 110
Rust Kr. Lahr ... 249
Säckingen siehe Tiengen ... 275
Sandhausen Kr. Heidelberg ... 251
St. Blasien Kr. Hochschwarzwald siehe Tiengen ... 275
St. Georgen Kr. Villingen siehe Randegg ... 242
Schmieheim Kr. Lahr ... 252
Schönau im Schwarzwald Kr. Lörrach siehe Müllheim ... 207
Schopfheim Kr. Lörrach siehe Lörrach ... 183
Schriesheim Kr. Mannheim mit Dossenheim ... 255
Schwarzach Kr. Bühl ... 256
Schwetzingen Kr. Mannheim ... 257
Sennfeld Kr. Buchen ... 259
Siegelsbach Kr. Sinsheim ... 260
Sindolsheim Kr. Buchen siehe Eberstadt ... 70
Singen Kr. Konstanz siehe Konstanz ... 167
Sinsheim mit Rohrbach ... 261
Staufen Kr. Müllheim siehe Sulzburg ... 268
Stebbach Kr. Sinsheim siehe Gemmingen ... 107
Stein Kr. Pforzheim siehe Königsbach ... 160
Stein am Kocher Kr. Mosbach ... 263
Steinsfurt Kr. Sinsheim ... 264
Stockach siehe Gailingen ... 105
Stollhofen Kr. Bühl ... 264
Strümpfelbrunn Kr. Mosbach ... 265
Sulzburg Kr. Müllheim mit Staufen ... 266
Tairnbach Kr. Heidelberg ... 268
Tauberbischofsheim mit Dittigheim, Hochhausen an der Tauber, Impfingen und Königshofen ... 269
Tiengen Kr. Waldshut mit Bonndorf, Säckingen, St. Blasien und Waldshut ... 272
Triberg Kr. Villingen siehe Offenburg ... 230
Überlingen siehe Konstanz ... 167
Unterbalbach Kr. Tauberbischofsheim ... 276
Untergimpern Kr. Sinsheim ... 277

Untergrombach Kr. Bruchsal mit Obergrombach 277
Unterschüpf Kr. Tauberbischofsheim 280
Villingen siehe Randegg *242*
Waibstadt Kr. Sinsheim 280
Waldshut siehe Tiengen *275*
Walldorf Kr. Heidelberg 282
Walldürn Kr. Buchen 283
Wangen Kr. Konstanz 284
Wehr Kr. Säckingen siehe Müllheim *207*
Weil am Rhein Kr. Lörrach siehe Müllheim *207*
Weiler Kr. Sinsheim mit Hilsbach 287
Weingarten (Baden) Kr. Karlsruhe 287
Weinheim Kr. Mannheim 289
Wenkheim Kr. Tauberbischofsheim 292
Wertheim Kr. Tauberbischofsheim 294
Wiesloch Kr. Heidelberg 298
Wollenberg Kr. Sinsheim 300
Worblingen Kr. Konstanz 301
Zell am Harmersbach Kr. Wolfach siehe Offenburg *230*
Zwingenberg Kr. Mosbach 302

Anhang:

Judenwohnorte des Mittelalters und der frühen Neuzeit, in denen im 19. und 20. Jahrhundert keine jüdischen Gemeinden bestanden 303
Orte, in denen seit 1800 keine jüdischen Gemeinden bestanden, 1933 aber einzelne Juden oder jüdische Familien ansässig waren 304
Allgemeines Schrifttum zur Geschichte der jüdischen Gemeinden in Baden ... 305
Register der Orts- und Personennamen 306
Karte: Die jüdischen Gemeinden in Baden im 19. und 20. Jahrhundert 329

Verzeichnis der Abbildungen:

1. Alter Grabstein auf dem Friedhof in Wertheim – Schutzumschlag
2. Vorhof der von Weinbrenner erbauten Synagoge in Karlsruhe (1798–1806)
3. Friedhof in Obergrombach (nach 1910)
4./5. Gedenksteine in der neuen Synagoge in Karlsruhe
6. Hauptsynagoge in Mannheim (1851–1855)
7. Synagoge in Adelsheim (1962)
8. Synagoge in Altdorf (vor 1938)
9. Synagoge in Baden-Baden (vor 1938)
10. Friedhof in Baden-Baden (1962)
11. Brennende Synagoge in Baden-Baden am 10. November 1938
12. Kristallnacht in Baden-Baden
13./14. Synagoge und Friedhof in Bad Mingolsheim (1964)
15. Friedhof in Bad Rappenau (1962)
16. Friedhof in Berwangen
17./18. Synagoge und Kultraum in Billigheim (vor 1938)
19. Friedhof in Binau
20./21. Kriegerdenkmal (1964) und Friedhof (nach 1910) in Bödigheim
22. Nach dem Gottesdienst in der Synagoge in Breisach (1936)

23. Alter Grabstein auf dem Friedhof in Breisach (1964)
24. Gedenkstein am Platz der Synagoge in Breisach (1964)
25. Gottesdienst in der Synagoge in Breisach (vor 1938)
26. Friedhof in Bretten (1962)
27./28. Synagoge in Bruchsal (vor 1938)
29. Friedhof in Bruchsal (1962)
30. Synagoge in Gondelsheim (1964)
31./32. Synagoge in Buchen (vor 1938)
33./34. Synagoge (um 1930) und Friedhof (1964) in Bühl
35./36. Synagoge und jüdische Schule in Diersburg (1931)
37. Synagoge in Eberbach (vor 1938)
38. Synagoge in Eberstadt (1962)
39./40. Synagoge (vor 1938) und Friedhof (1964) in Efringen-Kirchen
41. Kultraum in der Synagoge in Efringen-Kirchen (vor 1938)
42. Friedhof in Eichstetten (1964)
43./44. Synagoge und Synagogenhaupteingang in Eichstetten (vor 1938)
45./46. Synagoge und Friedhof in Eichtersheim (1962)
47./48. Synagoge und Kultraum in Emmendingen (vor 1938)
49./50. Alter (vor 1938) und neuer (1964) Friedhof in Emmendingen
51./52. Synagoge (vor 1938) und Friedhof (1964) in Eppingen
53. Kriegerdenkmal auf dem Friedhof in Eppingen (1962)
54. Synagoge in Ettenheim (vor 1938)
55./56. Alte (vor 1888) und Bauplan der neuen Synagoge (1888) in Ettlingen
57. Synagoge in Eubigheim (1962)
58. Friedhof in Flehingen (1960)
59. Synagoge in Freiburg im Breisgau (1925)
60. Gedenkstein vor dem neuen Kollegiengebäude in Freiburg im Breisgau (1965)
61./62. Grabmal von Professor Dr. Gustav Weil und Kriegerdenkmal auf dem Friedhof in Freiburg im Breisgau (1965)
63. Friedhof in Freistett (1964)
64. Synagoge in Freudenberg (1962)
65. Kultraum in der Synagoge in Gailingen (vor 1938)
66. Zerstörte Synagoge in Gailingen (1938)
67. Gedenkstein auf dem Friedhof in Gailingen (1964)
68./69. Rabbinerwohnhaus und „Friedrichsheim“ in Gailingen (1962)
70./71. Friedhof und Grab des Leopold Guggenheim in Gailingen (1965)
72. Synagoge in Gemmingen (1964)
73./74. Thoraschrein und Synagoge in Gernsbach (vor 1938)
75. Brand der Synagoge in Gernsbach (1938)
76. Friedhof in Grötzingen (1962)
77./77a. Synagoge und Türinschrift in Großeicholzheim (1964)
78./79. Synagoge in Hardheim (vor 1938 und 1962)
80. Friedhof in Hardheim (1964)
81./82. Synagoge in Heidelberg 1913 und in der Kristallnacht (1938)
83. Gedenkstein am Platz der Synagoge in Heidelberg (1964)

84. Kultraum in der Synagoge in Heidelberg (1913)
85./86. Alte Grabsteine auf dem Klingenteichfriedhof in Heidelberg (1964)
87. Gräberfeld auf dem Bergfriedhof in Heidelberg (1964)
88./89. Stein über dem Synagogeneingang und Synagoge in Heinsheim (1964)
90. Friedhof in Heinsheim (1964)
91./92. Friedhof in Hemsbach (um 1910)
93. Synagoge in Hemsbach (1964)
94. Friedhof in Hockenheim (1962)
95. Friedhof in Ihringen (1964)
96. Synagoge in Ilvesheim (1965)
97./98. Synagoge und Friedhof in Ittlingen (1965)
99. Friedhof in Jöhlingen (1964)
100. Synagoge von Weinbrenner in Karlsruhe (1798–1806)
101./102. Synagoge und Kultraum in der Kronenstraße in Karlsruhe (vor 1938)
103. Alter Friedhof in Karlsruhe (vor 1938)
104./105. Synagoge und Kultraum der Orthodoxen in der Karl-Friedrich-Straße in Karlsruhe (vor 1938)
106. Grabsteine auf dem alten Judenfriedhof in Karlsruhe (vor 1938)
107. Friedhof in Kehl (1964)
108./109. Synagoge in Kippenheim (1964 und vor 1938)
110./111. Synagoge (vor 1938) und Friedhof (1962) in Königheim
112. Friedhof in Königsbach
113. Friedhof in Konstanz
114./115. Kultraum und Synagoge in Konstanz (vor 1938)
116./117. Abbruch der Synagoge (1938) und Gedenkstein auf dem Friedhof in Konstanz (1964)
118. Synagoge in Krautheim (1962)
119./120. Alter Grabstein (1965) und Friedhof (1962) in Krautheim
121./122. Kultraum und Friedhof in Külsheim (vor 1938)
123. Brand der Synagoge in Kuppenheim (1938)
124. Friedhof in Kuppenheim (1964)
125./126. Synagoge und Friedhof in Ladenburg (1962)
127. Synagoge in Leutershausen (1962)
128. Synagoge in Lützelsachsen (1962)
129./130. Synagoge (1934) und Kultraum (1927) in Lörrach
131. Alter Friedhof in Lörrach (1964)
132. Jüdische Schule in Malsch, Kreis Heidelberg (1962)
133. Gedenktafel in der Synagoge in Malsch, Kreis Karlsruhe (vor 1938)
134. Das Judenviertel in Mannheim (17. Jahrhundert)
135. Kultraum in der Hauptsynagoge in Mannheim (um 1860)
136. Lemle-Moses-Claus in Mannheim (1888)
137. Neuer Betsaal in der Maximilianstraße in Mannheim (1962)
138./139. Sammelgrab auf dem neuen Friedhof in Mannheim (1964)
140. Grabstein des Stadtrabbiners Präger auf dem neuen Friedhof in Mannheim (vor 1938)

141. Gefallenengedenktafel in der Hauptsynagoge in Mannheim (vor 1938)
142. Neuer Friedhof in Mannheim (1964)
143. Ehrenmal für die Opfer des Nationalsozialismus auf dem neuen Friedhof in Mannheim (1964)
144. Neuer Friedhof in Mannheim (vor 1938)
145. Alter Friedhof in Mannheim-Feudenheim (1964)
146./147. Synagoge und Friedhof in Meckesheim (1962)
148./149. Synagoge und Friedhof in Merchingen (1962)
150. Synagoge in Messelhausen (1964)
151. Friedhof in Michelfeld (1962)
152. Grabstein des Ehrenbürgers Dr. Löwenstein auf dem Friedhof in Mosbach (1964)
153./154. Kristallnacht in Mosbach (1938)
155./156. Synagoge und Friedhof in Müllheim (1964)
157./158. Kultraum und Friedhof in Neckarbischofsheim (1934)
159. Synagoge in Neckarzimmern (1964)
160. Friedhof in Neudenau (1962)
161./162. Synagoge (1927) und Friedhof (1962) in Nonnenweier
163. Synagoge in Obergimpern (1963)
164. Friedhof in Oberöwisheim (1962)
165. Gräber jüdischer Häftlinge in Neuenbürg, Kr. Bruchsal (1962)
166. Synagoge in Östringen (vor 1936)
167./168. Synagoge (1955) und Friedhof (1964) in Offenburg
169. Alter Grabstein auf dem Friedhof in Durbach (1964)
170. Friedhof in Nordrach
171./172. Synagoge (vor 1938) und Friedhof (1964) in Pforzheim
173./174. Synagoge in Philippsburg und Friedhof auf Gemarkung Huttenheim (1962)
175./176. Synagoge in Randegg vor dem ersten Weltkrieg und nach der Zerstörung (1938)
177./178. Friedhof in Randegg (1964)
179./180. Synagoge in Rastatt vor und nach der Kristallnacht
181. Kultraum in der Synagoge in Rastatt (vor 1938)
182. Synagoge in Rheinbischofsheim (vor 1938)
183./184. Synagoge in Rust (1964)
185./186. Synagoge in Sandhausen (1963) und vor der Renovierung (1960)
187./188. Friedhof (1964) und Kultraum in der Synagoge (vor 1938) in Schmieheim
189. Alter Grabstein auf dem Friedhof in Schmieheim (1964)
190. Friedhof in Schriesheim (1962)
191. Synagoge in Schwetzingen (1962)
192./193. Synagoge (1964) und Friedhof (1962) in Sennfeld
194./195. Synagoge (vor 1938) und Friedhof (1962) in Sinsheim
196. Friedhof in Stein am Kocher (1962)
197. Synagoge in Steinsfurt (1962)
198. Synagoge in Sulzburg (1964)
199. Alter Grabstein auf dem Friedhof in Sulzburg (1964)
200. Grabstein des Landrabbiners Isaak Kahn in Sulzburg (1964)
201./202. Synagoge und Friedhof in Tauberbischofsheim (1965)

203. Synagoge in Tiengen (vor 1938)
204. Gedenkstein auf dem ehemaligen Friedhof in Tiengen (1964)
205. Alter Grabstein auf der „Judeninsel" bei Waldshut (1953)
206. Schloßkapelle (ehemalige Synagoge) in Obergrombach (1965)
207. Friedhof in Obergrombach (um 1910)
208. Synagoge in Waibstadt (1962)
209./210. Grabstätte der Familie Weil und Friedhof in Waibstadt (1964)
211./212. Synagoge (vor 1938) und Friedhof (1962) in Walldorf
213. Synagoge in Wangen (vor 1938)
214./215. Gedenkstein am Platz der Synagoge und Friedhof in Wangen (1964)
216. Synagoge in Weinheim (vor 1938)
217. Friedhof in Weingarten (1964)
218./219. Synagoge und Friedhof in Wenkheim (1964)
220./221. Synagoge (1937) und neuerer Teil des Friedhofs (1964) in Wertheim
222./223. Synagoge (1962) und Friedhof (1964) in Wiesloch
224./225. Alte Grabsteine und Friedhof in Worblingen (1964)

Bildnachweis

Bürgermeisterämter und andere städtische Behörden: Baden-Baden 9; Bad Mingolsheim 13, 14; Bödigheim (Aufn. Foto-Brunner, Seckach) 20; Breisach 24, (Aufn. Foto-Mühlbauer) 23; Bühl 33, 34; Durbach 169; Eberbach 37; Efringen-Kirchen 39, 41; Eichstetten (Aufn. Foto-Hiss) 42; Eppingen (Aufn. Foto-Kammerlander) 51, 52; Ettenheim 54; Ettlingen (Aufn. Generallandesarchiv Karlsruhe) 56; Freiburg i. Br. 62, (Aufn. Helmut Müller-Schilling) 60; Freistett 63; Gailingen (Aufn. Foto-Schreiber) 70; Gemmingen 72; Gernsbach (Aufn. Foto-Hahn) 73, 74; Gondelsheim 30; Großeicholzheim (Aufn. Foto-Moser, Seckach) 77, 77a; Hardheim 80; Heidelberg 81–87; Heinsheim (Aufn. Lenchen Holderer, Karlsruhe) 88–90; Hemsbach (Aufn. Foto-Siebold) 93; Ihringen 95; Ilvesheim (Aufn. Foto-Schwetasch, Mannheim-Seckenheim) 96; Ittlingen 97, (Aufn. Foto-Kammerlander, Eppingen) 98; Jöhlingen 99; Karlsruhe Stadtbildstelle (Aufn. Förster) 4, 5 – Stadtarchiv 100 bis 102, 104, 105; Kehl (Aufn. Foto-Franz) 107; Kippenheim 108; Königsbach 112; Konstanz Stadtarchiv 114, 116, (Aufn. Presse-Bildbüro Heinz Finke) 113, 117; Krautheim 119; Lörrach (Aufn. Foto-Neumann) 131, (Israel. Wochenblatt für die Schweiz 1927) 129; Mannheim Städt. Archiv 6, 134, 136, 137, 140, 143, (Aufn. The Jewish Museum New York) 144; Messelhausen (Aufn. Foto-Besserer, Lauda) 150; Mosbach 152; Müllheim 155, 156; Neckarzimmern 159; Nordrach (Aufn. Photo-Müller, Zell am Harmersbach) 170; Obergrombach 206; Offenburg (Aufn. Heinzelmann) 168; Pforzheim Stadtarchiv 171, 172; Randegg (Aufn. Schüler-Photogruppe) 177, 178; Rust 184; Sennfeld (Aufn. Foto-Czyharz, Adelsheim) 192; Sinsheim 194; Tauberbischofsheim 201, 202; Waibstadt 209, 210; Wangen (Aufn. Maria Kayser) 214, 215; Weingarten (Aufn. Foto-Steinert) 217; Weinheim Stadtarchiv 216; Wenkheim 218, 219; Wertheim Stadtarchiv 1, (Aufn. Karl Nather) 221; Wiesloch 223; Worblingen 224.

Sonstige Behörden, Institute und Institutionen: Badische Neueste Nachrichten 55; Dokumentationsstelle bei der Archivdirektion Stuttgart (Aufn. Johannes Gut) 138, 139, 142, 145; Israelitische Gemeinde Baden-Baden 12; Israelitische Gemeinde Freiburg i. Br. 59, 115; Oberrat der Israeliten Badens (Aufn. Heinrich Freund) 7, 10, 15, 16, 19, 26, 29, 38, 45, 46, 53, 57, 64, 68, 76, 79, 94, 111, 118, 120, 125–128, 132, 146–149, 151, 160, 162–165, 173, 174, 190, 191, 193, 195–197, 208, 212, 222, 225; Offenburger Tageblatt 167; Reiß-Museum Mannheim 135; Staatliches Amt für Denkmalpflege Karlsruhe 3, 21, 91, 92, 103, 106, 121, 122, 185, 186, 207; Staatsanwaltschaft Baden-Baden (Kls 11/47) 75; Staatsanwaltschaft Mosbach (Kls 19/48 – Kls 7/49 Heft 3) 153, 154; Stuttgarter Zeitung, Redaktionsbüro Freiburg i. Br. (Aufn. Hans Keller) 183, 187; Wiener Library London 11, 133, 141; Yad Washem Jerusalem 211, 213.

Privatpersonen: Jack Bauer, New York 110; Mrs. Hugo Baumgart, New York 27, 28; Hans Bloch, Basel 175; Julius Bloch, New York 43; Emil Block, Richmond 109, 188; David H. Blum, Jackson Heights 22; Friedwalt Essenpreis, Östringen 166; Dr. Florence Guggenheim-Grünberg, Zürich 205; Otto Härdle, Karlsruhe 58; Dr. E. Hasgall, Tel Aviv 65; Foto-Hirsmüller, Emmendingen 47, 49; Photo-Hügin, Lörrach 40; Dr. S. Jeselsohn, Zug 157, 158; Ludwig Kahn, Basel 50, 61, 67, 130, 189, 198—200, 204; Jacob Levi, Santiago de Chile 25; Paula Lichtenstein, New York 44; Iwan I. Meyer (Jubiläumsschrift der jüd. Gemeinde von Nonnenweier) 161; Otto Nachmann, Karlsruhe 2; Willi Ottenheimer, Dießenhofen (Aufn. Foto-Schreiber) 69; Hans Schmidt, Gailingen 71; John Schwarz, Baltimore 48; Alfred Schwerin, Cincinnati 32; Arthur A. Siegbert, Forest Hills 203; Sam Simon, New York 179; Oskar Stiefvater, Kuppenheim 123; Dewald Strauss, New York 17, 18; Edgar Türmer, Rastatt 124; H. Translateur (Festschrift zur Feier des 25jährigen Jubiläums der Synagoge in Rastatt) 181; Martin Ullmann, New York 66; Bildarchiv Hans Wehnert, Wertheim 220; Paul Weil, New York 182; William Wertheimer, New York 31, 78; Jacob Winter, New York 8; aus sonstigem Privatbesitz 35, 36, 176, 180.

Das Klischee des Schutzumschlagbildes wurde vom Stadtarchiv Wertheim zur Verfügung gestellt. Der Text auf dem Grabstein in der Übersetzung von Eugen Ludwig *Rapp* (Wertheimer Jahrbuch 1961/62, S. 26) lautet: Suslin. Hier ist bestattet der Knabe, Herr Israel, der Sohn des Märtyrers, des Herrn Ascher, des Priesterabkömmlings, der verschied am 4. Wochentage, am 25. Kislew des Jahres 180 der Zeitrechnung im sechsten Jahrtausend [= 13. 12. 1419]. Seine Seele sei aufbewahrt im Garten Eden. Amen Sela.

VORWORT

Die bei der Archivdirektion Stuttgart eingerichtete „Dokumentationsstelle zur Erforschung der Schicksale der jüdischen Bürger in Baden-Württemberg 1933–1945" legt als vierten Band ihrer Veröffentlichungen ein Gedenkbuch von den jüdischen Gemeinden im vormaligen Land Baden vor. Nach dem ursprünglichen Plan sollten in einem Bildband die jüdischen Friedhöfe und Synagogen Badens zusammen mit den sonstigen bemerkenswerten Denkmalen behandelt und wiedergegeben werden, wie es ähnlich in dem 1932 veröffentlichten Buch „Jüdische Gotteshäuser und Friedhöfe in Württemberg" geschehen war; in kurzen Beiträgen zur Geschichte der Gemeinden waren die Bilder zu erläutern. Für den Bildteil hatte Heinrich Freund, der Geschäftsführer des Oberrats der Israeliten Badens, seine reiche Sammlung von Aufnahmen noch bestehender ehemaliger jüdischer Synagogen, von Synagogenruinen und -standorten sowie von Friedhöfen zur Verfügung gestellt. Diese Sammlung von Aufnahmen der Gegenwart wurde von dem wiss. Angestellten Assessor Johannes Gut mit Eifer und Spürsinn durch historische Aufnahmen ergänzt. Die 225 Abbildungen dieses Buches sind eine Auswahl aus dem umfangreichen Material der Dokumentationsstelle. Mit ihnen sollten alle bedeutsamen Denkmale der jüdischen Gemeinden Badens berücksichtigt werden. Trotz einer die ganze Welt umspannenden Korrespondenz war es aber unmöglich, von allen Synagogen Abbildungen zu erhalten; auch befriedigte der Aussagewert mancher Bilder nicht.

Unter den vielen Tausenden von Dokumenten, die bei der Dokumentationsstelle für die Zeit von 1933 bis 1945 gesammelt wurden, waren es nicht zuletzt die von den Bürgermeisterämtern meist mit Umsicht und größtmöglicher Objektivität ausgefüllten Fragebogen, die nachprüfbare Unterlagen für die Geschichte der jüdischen Gemeinden seit 1933 boten. Diese zentral gesammelten Kenntnisse von Fakten drängten nach einer kurzen Darstellung der Geschichte der einzelnen, auch der kleineren jüdischen Gemeinden Badens im Dritten Reich, während der in Vorbereitung befindliche letzte Band der Publikationen der Dokumentationsstelle die Schicksale der Juden in Baden-Württemberg, losgelöst von dem Schicksal ihrer Gemeinde, auf Grund einer statistischen Auswertung darstellen soll.

Nach alledem wurde auch für den vorliegenden Band die ursprüngliche Konzeption erweitert, und es wurden Bilder und Texte gleichwertig nebeneinander gestellt. Behandelt wurden alle Orte in Baden, in denen es seit 1827 – aus diesem Jahre ist eine erste umfassende Aufstellung der jüdischen Gemeinden überliefert – selbständige jüdische Gemeinschaften gab, ganz gleich, wie lange sie bestanden. Filialgemeinden werden bei der Muttergemeinde behandelt. Eine Ausnahme bilden die heute eingemeindeten Vororte der Großstädte; sie werden bei diesen behandelt, auch wenn sie früher selbständige Gemeinden waren. Orte, in denen nur im Mittelalter Juden nachweisbar waren, wurden nicht aufgenommen. Orte, in denen im

19. und 20. Jahrhundert wohl einzelne Juden wohnten, aber nicht auch Gemeinden bestanden, sind in zwei Listen zusammengefaßt.

Der Darstellung der einzelnen Gemeinden ist ein geraffter Überblick über die Geschichte der Juden in Baden vorangestellt. Die Gemeindegeschichten beruhen für die Zeit bis 1933 im wesentlichen auf der bereits vorhandenen ortsgeschichtlichen Literatur und auf amtlichen statistischen Unterlagen. Die benutzte Literatur ist – soweit sie für den beabsichtigten Zweck ertragreich war – im allgemeinen Literaturverzeichnis und bei den einzelnen Gemeindeartikeln aufgeführt. Im übrigen wird auf den von der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg herausgegebenen 5. Band der Bibliographie der badischen Geschichte, bearbeitet von Werner Schulz (1966), verwiesen; er verzeichnet die ortsgeschichtliche Literatur bis einschließlich 1959, so wie dies für die allgemeine Literatur in den vier vorausgehenden Bänden geschieht. Quellenstudien zur älteren Geschichte der jüdischen Gemeinden waren nur in Ausnahmefällen möglich. Sie müssen dem Ortsgeschichtsforscher und der allgemeinen Forschung vorbehalten bleiben; für sie will dieses Buch nur Anstoß zu weiterem Forschen sein. Vor allem im Generallandesarchiv Karlsruhe sind Akten verwahrt, die bei der Abfassung der grundlegenden Arbeiten von Löwenstein und Rosenthal noch nicht zu benutzen waren. Für die Jahre 1933 bis 1945 beruht die Darstellung weitgehend auf den Unterlagen der Dokumentationsstelle.

Wie schon das Buch über die jüdischen Gemeinden in Württemberg und Hohenzollern dem Andenken dieser Gemeinden gewidmet war, so soll auch dieses Buch der Erinnerung an die untergegangenen jüdischen Gemeinden dienen. Ohne Beschönigung oder Übertreibung soll der heutigen Generation eine zuverlässige Kenntnis vom Schicksal dieser Gemeinschaften vermittelt werden. Nur aus ihr erwächst die echte Toleranz, die nicht Gleichgültigkeit ist, vielmehr Entschiedenheit dort, wo Leben, Freiheit und Ehre der Mitbürger durch die Intoleranz anderer gefährdet sind.

Für die Darstellung besonders der Vorgänge von 1933 bis 1945 ist es nach unserer Auffassung im Einzelfall unwichtig, die Namen derer zu erheben und festzuhalten, die sich zu Maßnahmen gegen jüdische Mitbürger haben hinreißen lassen. Die Dokumentationsstelle ist keine Strafverfolgungsbehörde; ihr Material ist allerdings schon mehrfach bei gerichtlichen Ermittlungen herangezogen worden, und seine Benützung zur Wahrnehmung berechtigter Interessen ist auch weiterhin gewährleistet. Sie hat auch nicht den Auftrag und das Recht, in ihren Publikationen ungeprüft oder doch ohne die im Rechtsstaat verlangte Prüfung und Autorisation einzelne anzuprangern, die versagt haben, zumal es mehr oder weniger zufällig ist, ob davon ein Zeugnis in Form der sehr ungleichmäßig erhaltenen Akten vorliegt. Es ist heute schon fast vergessen, daß in den Jahren 1946–1948 vor einer Reihe von Gerichtshöfen die Synagogenbrandprozesse stattfanden; in ihnen wurden die bereits damals nur unter allergrößten Schwierigkeiten – wenn überhaupt – ermittelten Täter zu harten Strafen verurteilt; in den Strafregistern sind aber die entsprechenden Einträge inzwischen wohl zum größten Teil gelöscht. Wie in den anderen Publikationen der Dokumentationsstelle werden danach auch hier Namen nur in den Fällen genannt, wo juridische Weiterungen nicht zu erwarten sind. Die von den nationalsozialistischen Verfolgungsmaßnahmen in erster Linie betroffenen jüdischen Kreise,

von denen zahlreiche gewichtige Äußerungen zu den Arbeiten der Dokumentationsstelle vorliegen, haben für den Standpunkt der Archivdirektion volles Verständnis gehabt und dem von ihr gewählten Verfahren nicht nur Gerechtigkeit widerfahren lassen, sondern es voll und ganz gebilligt. Es dürfte sich noch die Gelegenheit bieten, diese Zeugnisse wie auch die Besprechungen in wissenschaftlichen Zeitschriften, von denen auch nicht *eine* unser Verfahren beanstandet, der Öffentlichkeit vorzulegen. Im Gegensatz zu dieser uns bewegenden Überfülle von Verständnis und Anerkennung stehen offenbar wenig durchdachte Angriffe auf das Dokumentenwerk in nur drei deutschen Presseorganen*. Unter anderem glaubt in der Stuttgarter Zeitung Oberlandesgerichtspräsident a. D. Dr. Richard Schmid seinen ehrverletzenden Angriff auf den Herausgeber mit dessen nicht bewiesener und nicht beweisbarer Rücksicht auf „Privatwünsche und Privatinteressen" von Judenverfolgern und mit Art. 5 des Grundgesetzes („Verstoß gegen das Grundrecht der Informationsfreiheit"?!) begründen zu können. Wir weisen den Vorwurf nachdrücklich zurück, verzichten aber hier, obwohl viel zum Rechtlichen und Faktischen zu sagen wäre, auf weitere Ausführungen, um nicht in den Verdacht zu kommen, es wolle zuungunsten der uns allen als Deutschen und Christen auflastenden Verpflichtung zur Wiedergutmachung oder doch mindestens zum Versuch der Wiedergutmachung unermeßlichen Unrechts dem Unmut über den Undank gegenüber der auch vom Herausgeber persönlich zu leistenden großen und bahnbrechenden, noch immer einmaligen Arbeit Raum gegeben werden. Das gesamte Dokumentationswerk wird jedenfalls unter der Verantwortung des Unterzeichneten auch nach seiner Zurruhesetzung in dem Geist – in ihm wenigstens dürfte auch der Kritiker uns nicht so ferne stehen – und nach der wissenschaftlichen Methode zum Abschluß gebracht werden, die von allem Anfang an dafür maßgebend waren.

Ohne die Unterstützung zahlreicher Behörden, Institute und Privatpersonen des In- und Auslandes hätte das vorliegende Buch nicht geschrieben und gefertigt werden können. Im Bildnachweis werden namentlich nur diejenigen Persönlichkeiten und Institutionen genannt, deren Bilder für das Gemeindebuch Baden ausgewählt worden sind. Die Archivdirektion dankt darüber hinaus aber auch all denen, die Bildmaterial, das aus Raumgründen hier leider nicht veröffentlicht werden kann, zur Verfügung gestellt haben. Vor allem ist sie dem Geschäftsführer des Oberrats der Israeliten Badens Heinrich Freund zu großem Dank verpflichtet, daß er seine wertvolle Sammlung für das Gemeindebuch zur Verfügung gestellt hat. Ludwig Kahn/Basel, Prof. Frank J. Darmstaedter/New York, David H. Blum/Jackson Heights (USA), Dr. Ezechiel Hasgall/Tel Aviv und Hans Schmidt/Gailingen haben ebenfalls reiches Bildmaterial beigesteuert. Der kürzlich verstorbene Prof. Na-

* Vgl. Michael Kaiser in Nr. 30 der Wochenzeitung DIE ZEIT vom 28. Juli 1967 und meine Erwiderung daselbst in Nr. 35 vom 1. September 1967; Richard Schmid in der Stuttgarter Zeitung Nr. 217 vom 20. September 1967 (Seite 3) und Erwiderung von F. Majer-Leonhard daselbst in Nr. 226 vom 30. September 1967 (Seite 64) sowie Pressenachricht „Kritik an Judendokumentation" daselbst in Nr. 296 vom 23. Dezember 1967 (Seite 4); schließlich Karl Wilhelm, der die Argumentationen von Richard Schmid übernimmt, in der Wochenzeitung die tat in Nr. 46 vom 18. November 1967.

than Stein, sowie Rabbiner Dr. Max Grünewald, Dr. Hermann Muller und vor allem Ministerialrat i. R. Dr. Fred S. Weissmann haben durch einen Aufruf an alle ehemaligen Badener und Württemberger im „Aufbau", der Zeitung der deutschsprechenden Juden in Amerika, wesentlich dazu beigetragen, daß die Archivdirektion von früheren jüdischen Bürgern unseres Landes eine größere Zahl von Bildern und Nachrichten erhalten hat. Die Mitwirkung des Leo-Baeck-Instituts in New York bei der Sammlung dieser und anderer Unterlagen sei hier dankbar erwähnt. Sehr gute ältere Aufnahmen der Synagogen und Friedhöfe stammen aus den Sammlungen des Staatlichen Amts für Denkmalpflege in Karlsruhe.

Den Bürgermeisterämtern der Städte und Dörfer, in denen früher jüdische Gemeinden bestanden haben, gilt der Dank für die in den meisten Fällen entgegenkommende Übermittlung von Auskünften. Heinz Keil/Ulm hat auf zahlreichen Reisen an der Ermittlung und Sichtung des Dokumentationsmaterials für die Zeit von 1933 bis 1945 tatkräftig mitgewirkt. Auch Karl Herrmann/Karlsruhe sei für seine Tätigkeit bei der Beschaffung von dokumentarischen Unterlagen gedankt.

Zahlreiche wissenschaftliche Institutionen des In- und Auslandes, darunter die Wiener Library in London, das Centre de Documentation Juive Contemporaine in Paris und die Germania Judaica in Köln, haben wichtiges Material zur Verfügung gestellt. Das Institut Yad Washem in Jerusalem sei besonders genannt; es hat sich zur Aufgabe gemacht, die Erinnerung an die durch den Nationalsozialismus vernichteten jüdischen Gemeinden in ganz Europa in Gedenkbüchern festzuhalten und 1963 als Muster und Vorbild ein umfängliches Heft in Lexikonformat veröffentlicht; in ihm sind auch drei deutsche jüdische Gemeinden (Halberstadt, Hannover und Schweinfurt) behandelt. Entsprechend den besonderen Verhältnissen unseres Landes, der Quellenlage und dem Stand der historischen Forschung wollen unsere Veröffentlichungen in eigenständiger Weise diesem Ziele dienen. Unter den vielen ehemaligen jüdischen Mitbürgern Badens, die mit Interesse und Anteilnahme die Arbeit der Dokumentationsstelle förderten, seien besonders William Wertheimer/Brooklyn (USA) und der 1967 verstorbene Dichter Jacob Picard, der aus Wangen Kr. Konstanz stammt, genannt.

Die Materialsammlung zu den Texten dieses Bandes wurde von Johannes Gut begonnen. Nach seinem Ausscheiden setzte der wiss. Angestellte Franz Hundsnurscher die Arbeit fort und verfaßte den größten Teil der Gemeindegeschichten. Nachdem er im April 1967 seine neue Stellung als erzbischöflicher Archivar in Freiburg im Breisgau angetreten hatte, wurden die restlichen Manuskripte und die Einleitung von Staatsarchivassessor Dr. Gerhard Taddey geschrieben. Er übernahm auch die Bildauswahl, die Fertigung des Registers und die Gesamtredaktion des Buches. Allen Bearbeitern stand der Referent der Dokumentationsstelle, Oberstaatsarchivrat Dr. Paul Sauer, mit seiner umfassenden Sachkenntnis zur Seite. Die Archivangestellte Liv Hansen fertigte die Reinschriften der Manuskripte. Der Archivangestellte Rudolf Buchmann bekundete auch im Ruhestand das Interesse an seiner und unserer Arbeit und las die Korrekturen mit. Ihnen allen sei auch hier gedankt!

Februar 1968

Prof. D. Dr. Dr. h. c. Max Miller
Staatsarchivdirektor a. D.



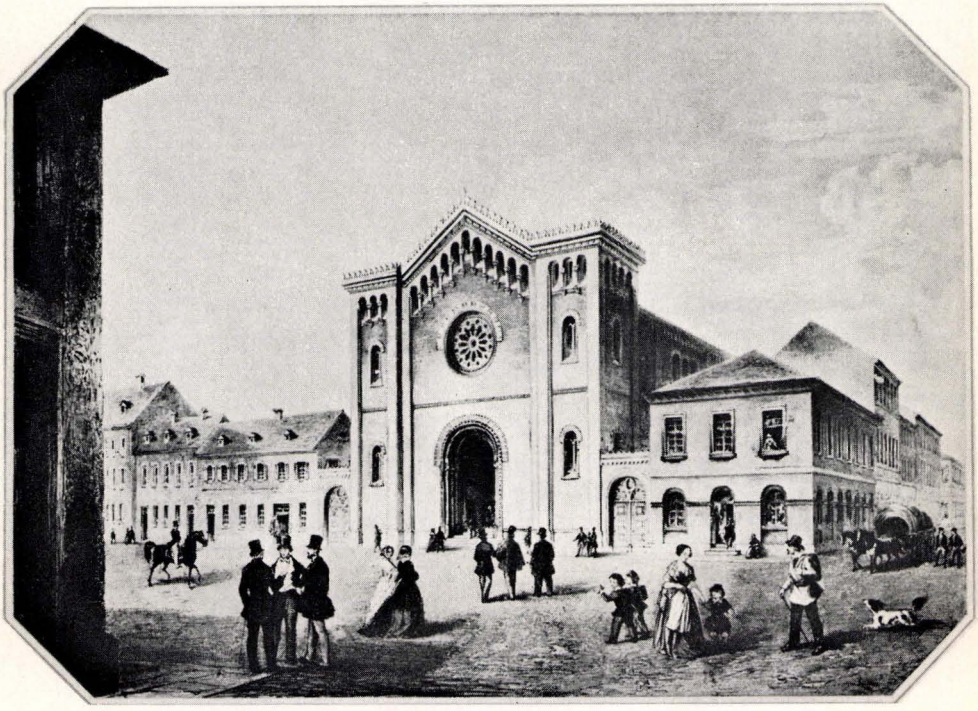
OBERGROMBACH: *3. Friedhof*





KARLSRUHE: *4. und 5. Gedenksteine in der neuen Synagoge*

MANNHEIM: *6. Hauptsynagoge (1851–1855). Lithographie von J. Buhl*



1. DIE JUDEN IM RAUM BADEN VOR DER GRÜNDUNG DES GROSSHERZOGTUMS

Im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts gewann Baden die territoriale Ausdehnung, in der es im wesentlichen bis 1945 bestand. Vielgestaltig wie die Geschichte der in ihm aufgegangenen Territorien ist die Geschichte der Juden im badischen Raum. Kann man für die Frühzeit noch einige für das ganze Land geltende Gesamterscheinungen zusammenfassen, so zeigt sich doch bald, daß mit der Ausbildung der modernen Flächenstaaten auch das Verhältnis der Juden zu Land und Herrschaft vielfach voneinander abweichend geregelt wird.

Die ältesten urkundlichen Belege für die Anwesenheit von Juden im Gebiet des ehemaligen Landes Baden stammen aus dem Beginn des 13. Jahrhunderts. Damals wohnten sie in Grünsfeld (1218), Wertheim (1222), Überlingen (1226), Freiburg i. Br. (etwa 1230), Lauda (1235), Tauberbischofsheim (1235) und Konstanz (1241).

Das hohe und späte Mittelalter war für die Juden eine Zeit der Verfolgung und des Leides. Die Memorbücher (Gedenkbücher) mancher jüdischen Gemeinde bestätigen und verdeutlichen die Grausamkeiten, denen sie an vielen Orten ausgesetzt waren, sei es aus religiöser Verblendung, aus Aberglauben oder aus Habgier. 1235 wurden in Lauda und Tauberbischofsheim acht Juden nach grausamen Folterungen hingerichtet, weil sie angeblich einen Christen ermordet hatten, um sein Blut zu rituellen Zwecken zu benützen. Diese Ritualmordlegende war bis in die jüngste Vergangenheit immer wieder Anlaß zu Ausschreitungen gegen die Juden, so in Pforzheim (1367), in Überlingen (1431), in Endingen (1462) und in Waldkirch (1504). 1727 wurde eine solche Beschuldigung in Mannheim durch eine gerichtliche Untersuchung widerlegt.

In einer fränkischen Ortschaft wurde 1298 einem Juden vorgeworfen, er habe eine geweihte Hostie geschändet. Diese Beschuldigung veranlaßte den verarmten Ritter Rindfleisch über die Juden jener Gegend herzufallen. In Mosbach, Weinheim, Wertheim und anderen Orten suchten seine Horden ihre Opfer. Die Blutkapelle in Lauda erinnert an diese Verfolgung. Der gleiche Vorwurf der Hostienschändung führte 1301 zu einem Pogrom in Renchen, 1312, 1320 und 1333 zu Ausschreitungen gegen die Juden in Konstanz.

Einer ähnlichen Verfolgung fielen die Juden in Buchen, Bretten, Krautheim, Külsheim und weiteren Orten zwischen 1336 und 1338 zum Opfer. Zwei Edelleute, nach einem um den Arm gebundenen Lederstück die Armleder genannt, fühlten sich berufen, den Tod Christi an seinen „Mördern" zu rächen. Erst die Hinrichtung eines der Armleder bereitete dem Wüten ein Ende.

Die schlimmste Verfolgungswelle brach im Zusammenhang mit der großen Pest der Jahre 1348/49 auch über die Juden hierzulande herein. Man warf ihnen vor, die Brunnen vergiftet zu haben. In fast 40 Orten wurden die jüdischen Gemein-

schaften vernichtet, die Besitztümer der ermordeten und vertriebenen Opfer eingezogen.

Zahlreiche Israeliten flohen damals in den Osten Europas, aber trotz aller Heimsuchungen kehrten ihre Glaubensgenossen und Nachkommen an die Stätten ihres Unglücks zurück. Die Wirtschaft bedurfte der durch ihre einheitliche Sprache und verwandtschaftlichen Beziehungen international verbundenen Juden. Nur sie konnten Kapitalien zur Verfügung stellen, was Christen wegen des Zinsverbots der Kirche verboten war.

1236 machte Kaiser Friedrich II. alle Juden zu Kammerknechten, die im besonderen Schutz des Reiches standen und dafür bestimmte Abgaben entrichteten. Das Recht der Schutzgewährung an Juden gegen Geldleistungen, das sogenannte Judenregal, wurde im Laufe der Zeit wie andere königliche Rechte verpfändet und ging allmählich in das Eigentum der Pfandinhaber über. Diese waren an der Aufrechterhaltung der finanziellen und wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit der Juden interessiert und nahmen sie zum großen Teil bei entsprechenden Voraussetzungen gern in ihren Schutz auf, auch gegen den Willen der betroffenen Ortschaften. Schon 1303 erhielt der Graf von Wertheim für acht Jahre die Einnahmen von den Juden seiner Grafschaft verpfändet. Dem Bischof von Worms wurden 1330 die Abgaben der Juden in Ladenburg übertragen, dem Grafen von Nellenburg die der Konstanzer Juden.

Aber selbst verpfändete Juden hatten noch Steuern für das Reich aufzubringen, so etwa den von Ludwig dem Bayern eingeführten „Güldenen Opferpfennig". Jüdische Kommissare zogen diese Steuern ein. Beiträge zum Konstanzer Konzil oder zu den Hussitenkriegen setzten die Reihe der Abgaben an das Reich fort, die in der Neuzeit auf Landes- und Ortsebene durch Zungen-, Klepper-, Schul-, Pflastergeld und eine Vielzahl anderer Leistungen erweitert wurden. Zu diesen Zahlungen kam später das Geleitgeld für Reisen der Juden außerhalb ihres Wohnsitzes.

In der Goldenen Bulle von 1356 wurde den Kurfürsten das Judenregal zugesprochen. 1373 erlangten es die Grafen von Wertheim, 1382 Markgraf Bernhard von Baden. Die Reichspolizeiordnung von 1548 übertrug das Judenschutzrecht auf alle Reichsstände und ebnete damit vor allem den Reichsrittern den Weg zur Aufnahme von Juden. Diese schlossen sich als Fremdlinge in den Städten eng zusammen. Sie wohnten häufig in eigenen Stadtteilen oder Gassen und bildeten eine Art von Selbstverwaltung aus. So verteilten sie etwa die für die Gesamtheit der Juden einer Stadt oder eines Territoriums festgesetzten Abgaben selbständig auf ihre Gemeindemitglieder. Die Organisation dieser Gemeinden und Gemeinschaften war sehr vielfältig und recht unterschiedlich.

In der *Pfalz* werden Juden erstmals in Urkunden des 13. Jahrhunderts erwähnt. Unter Kurfürst Ruprecht I. (1353—90) nahm ihre Zahl zu. In neun pfälzischen Orten wurden in den Schreckensjahren der großen Pest 1348/49 die jüdischen Gemeinschaften zum größten Teil vernichtet. Ruprecht I. und sein Vasall Engelhard von Hirschhorn nahmen aus Worms und Speyer geflüchtete Juden in den Schutz ihrer Burgen auf, wo sie vor den fanatisierten Volksmengen einigermaßen sicher waren. Häuser und Höfe der von seinen Untertanen vertriebenen oder

getöteten Juden zog der Kurfürst ein. 1366 bestellte Ruprecht einen jüdischen Hochmeister und drei Richter für die pfälzischen Juden. Die Organisation der Judenschaft wurde in den folgenden Jahren weiter ausgebildet. 1381 finden wir 10 jüdische Gemeinden, für die eine gemeinschaftliche Steuer angesetzt wurde.

Ruprecht II. (1390—98) zeigte nicht die judenfreundliche Gesinnung seines Oheims. 1391 vertrieb er sämtliche Juden aus der Pfalz und eignete sich ihr Hab und Gut an. Die Heidelberger Besitzungen der Juden wurden der Universität übertragen. Synagogen gab es damals in der Residenz Heidelberg, in Ladenburg und Weinheim. Obwohl die Vertreibung für ewige Zeiten gelten sollte, nahmen die Kurfürsten in den folgenden zwei Jahrhunderten immer wieder vereinzelt Juden in den Schutz auf. Eine Organisation der verstreuten Israeliten bestand nicht mehr. Die Residenz blieb ihnen als Wohnort verschlossen.

Um 1550 wohnten etwa 155 Juden in der gesamten Kurpfalz, davon rund 30 in den später badischen Ämtern rechts des Rheins. Die Zahl der Familien war auf 1—2 je Ortschaft beschränkt. Der zuständige Rabbiner saß in Worms, wo auch die Toten bestattet wurden. Juden, die in der Pfalz zu reisen wünschten, hatten seit etwa 1450 Geleitgeld zu zahlen. Friedrich III. (1559—76) löste diese Zahlung durch ein „lebendig Gleit" ab. Jeder reisende Jude mußte von einer „redlichen, unbestechlichen" Person begleitet werden und je nach der Entfernung dafür zahlen. Diese enormen Kosten veranlaßten viele Juden zur Abwanderung in benachbarte Territorien. Hinzu kam die sich ständig verhärtende Haltung der Kurfürsten den Juden gegenüber. Sie erlaubten zwar die Durchreise durch ihr Gebiet, gestatteten aber keine Neuaufnahmen und veranlaßten auch die von ihren Ländern umgebenen Reichsritter zur Ausweisung der dort ansässigen Israeliten. 1598 erhielten alle Juden des Deutschen Reiches gegen eine Zahlung von 1200 Gulden jährlich freies Geleit in der Pfalz. Diese Summe wurde später erhöht und von den Wormser Juden aufgebracht. Um diese Unkosten mit Gewinn wieder zu bekommen, verkauften sie den Reisewilligen die notwendigen Geleitscheine. Höchstens einen Tag und eine Nacht durften sich die Inhaber eines solchen Scheines an ein und demselben Ort aufhalten. Durch einen gelben Ring an der Kleidung waren sie für jedermann als Juden kenntlich.

Im Dreißigjährigen Krieg litt die Pfalz besonders stark. Als der Frieden wieder einkehrte, gewährte Kurfürst Karl Ludwig (1649—80) Juden, die sich in Mannheim niederlassen wollten, sehr günstige Ansiedlungsmöglichkeiten. Schnell wuchs die jüdische Gemeinde. Sie erhielt bald eine Synagoge, einen Friedhof und einen eigenen Rabbiner. Seit etwa 1660 nahm sie eine Sonderstellung ein und wurde zu den Abgaben der Landjudenschaft, der Juden des übrigen Kurfürstentums, nicht herangezogen. In der alten Residenz Heidelberg lebten damals fünf Judenfamilien, in den gesamten pfälzischen Gebieten ohne Mannheim waren es 1685 129 Familien. Sie alle hatten unter der Verwüstung der Pfalz durch die französischen Truppen (1689) schwer zu leiden.

In den folgenden Jahren des Wiederaufbaus wurden die Aufnahmebewilligungen freier gehandhabt. Die Abgaben, die von den Juden aufzubringen waren, stiegen erheblich. Verantwortlich für die Zahlungen war der Obervorsteher der Judenschaft. Unter seinem Vorsitz fanden etwa alle drei Jahre Versammlungen

der gesamten Landjudenschaft statt, auf denen die jüdischen Angelegenheiten beraten, vor allem aber die auf jeden einzelnen entfallenden Steuern festgesetzt wurden. Für ihren Einzug sorgte ein General- oder Obereinnehmer, dem als Hilfskräfte mehrere Untereinnehmer zugeordnet waren. Ein eigener Rabbiner für die Landjudenschaft wird erstmals 1704 genannt. Er hatte seinen Sitz in Heidelberg. Später wurde noch ein Landjudenschaftsschreiber berufen, der vor allem die Ausfertigung der Stores, der jüdischen Eheverträge, zu besorgen hatte.

1722 wurde die Konzession für die Landjudenschaft erneuert. Bei der aus diesem Anlaß durchgeführten Zählung der Juden stellte man insgesamt 375 Familien — ohne Mannheim — fest, darunter 147 in etwa 25 später badischen Orten. Kurfürst Karl Philipp (1716—42) erlaubte in seinem Privileg die Anlage von Friedhöfen in jedem Judenwohnort. Die Hauptbetätigung der pfälzischen Juden war der Handel, vor allem mit Vieh, Wein und Getreide. Vereinzelt finden sich auch Gewerbetreibende, in erster Linie Metzger. Zahlreich waren die Auseinandersetzungen, die sie mit ihren in Zünften zusammengeschlossenen christlichen Konkurrenten zu führen hatten. Nicht weniger heftig waren die Streitigkeiten zwischen Juden und den Krämerzünften.

Akademiker unter den pfälzischen Juden gibt es in geringer Zahl seit dem 18. Jahrhundert. 1728 wurde dem ersten Juden in Heidelberg der medizinische Doktorhut verliehen. In dieser Zeit waren zahlreiche Juden als Hoffaktoren unentbehrliche Helfer der Kurfürsten. Berühmt geworden ist vor allem die Familie Oppenheimer.

An der Universität Heidelberg lehrte zu Beginn des 18. Jahrhunderts Johann Andreas Eisenmenger Orientalistik. 1711 veröffentlichte er sein Buch „Entdecktes Judentum". Dieses Machwerk faßte mit pedantischer Weitschweifigkeit alle Anschuldigungen zusammen, die man jemals gegen die Juden und ihr Schrifttum erhoben hatte. Bis in die Tage des Nationalsozialismus schöpften Antisemiten ihr Wissen aus dieser Quelle. Es ist bezeichnend, daß die zweite Auflage des Buches außerhalb des Reichsgebietes in Königsberg erscheinen mußte, weil es den Unwillen mancher Reichsfürsten und ihrer Hoffaktoren erregt hatte.

Unter Kurfürst Karl Theodor (1742—99) wurde die Gesamtzahl der pfälzischen Landjudenschaft 1744 auf 300 Familien festgesetzt. 1775 wohnten in der gesamten Kurpfalz 823 Juden, zu denen noch die rund 260 Mannheimer Familien kamen. Bestrebungen, die unter dem Einfluß der Ideen der französischen Revolution auf eine Verbesserung der Stellung der Juden abzielten, hatten erst unter der neuen Herrschaft für einen Teil der ehemals pfälzischen Juden Erfolg.

Zu den ehemaligen Orten des Erzbistums *Mainz* mit jüdischen Niederlassungen gehörten Buchen, Külsheim, Lauda, Walldürn und Tauberbischofsheim. An der Spitze der Judenschaft des Kurfürstentums standen der Oberrabbiner in Mainz und je ein „Landesvorgänger" für den heute badischen und den heute bayerischen Teil des Kurfürstentums. Sie erhoben die Schutzgelder von ihren Glaubensgenossen. In unregelmäßigen Abständen versammelten sich die Schutzjuden zu Beratungen ihrer Angelegenheiten und zur Festsetzung der Abgaben. 1770 werden im später badischen Teil des Erzstiftes 10 Synagogen gezählt. Begräbnisstätte war der Verbandsfriedhof Külsheim.

Die Mainzer Erzbischöfe verhielten sich ihren Juden gegenüber tolerant. Seit 1748 durften sie fast überall Grundstücke erwerben und Ackerbau treiben. Damit bot sich ihnen die Möglichkeit zur Abkehr von Wucher und Hausierhandel. Schon 1783/84 erwog man die Einrichtung jüdischer Elementarschulen. Diese Pläne scheiterten an der geringen Zahl der schulpflichtigen Kinder und an den großen Entfernungen, die bei Einrichtung zentraler Schulen zu überwinden gewesen wären.

Der Bischof von *Würzburg* besaß seit 1373 das Judenregal. Seine Judenschaft war unter einem Judenmeister organisiert, der die Rechtsprechung wahrnahm. Angeregt durch die Predigten des Franziskanermönches Capistrano wies der Bischof 1453 sämtliche Juden aus dem Land. In den folgenden Jahrhunderten wechselten Ausweisung und Wiederzulassung ab. Bischof Julius Echter von Mespelbrunn veranlaßte um 1580 eine erneute Vertreibung der Juden, die meist neue Wohnsitze in den ritterschaftlichen Besitzungen fanden, die in das würzburgische Territorium eingestreut waren. Da er von den auf ihre Reichsunmittelbarkeit pochenden Rittern kein Aufnahmeverbot erzwingen konnte, nahm er kurz vor seinem Tode doch wieder Juden in seinen Schutz auf. Sie ließen sich allerdings meist auf dem Lande nieder, da ihnen die Residenz als Wohnort verschlossen war.

Haupt der jüdischen Organisation des Hochstifts in dieser Zeit war der Oberrabbiner in Heidingsfeld, dem wechselnd sieben oder acht vom Bischof ernannte „Bezirksvorgänger" unterstanden, die die Judenschaftsgelder verwalteten. Große Summen wurden den Juden für die Schutzaufnahme abgenommen, und immer hing das Damoklesschwert der Ausweisung beim Tode eines Bischofs über ihrem Haupt. Jeder Regierungswechsel brachte neue Abgaben, Interimzahlungen an das Domkapitel, Antrittsgelder für den neuen Regenten. Wohl niemand wünschte ihm bei der Huldigung aufrichtiger eine lange Regierungszeit als seine Judenschaft.

Allersheim und Unterbalbach waren die Hauptfriedhöfe des Hochstifts. Die Juden der eingestreuten ritterschaftlichen Orte bestatteten ihre Toten meist in Bödigheim. Dort gab es zeitweilig auch einen Unterrabbiner, der dem würzburgischen Oberrabiner unterstellt war.

Von 1803 bis 1806 waren die Gebiete des Ritterkantons Odenwald, Teile der Bistümer Würzburg und Mainz sowie einige pfälzische Ämter zum Fürstentum *Leiningen* zusammengefaßt. In den wenigen Jahren seines Bestehens bis zum Anfall an Baden änderte sich kaum etwas in Organisation und Gemeindeleben der Juden dieses Gebiets.

In den rechtsrheinischen Gebieten des Hochstifts *Speyer* ist der Aufenthalt von Juden seit dem 14. Jahrhundert bezeugt. Schon 1344 gab es eine Judengasse und eine Synagoge in Bruchsal. Die dortige Gemeinde wurde in der Pestverfolgung 1348/49 vernichtet. Erst nach dem Dreißigjährigen Krieg vermehrte sich die Zahl der Juden. Im Bistum gab es je einen Obervorsteher für die rechts- und linksrheinischen Juden. In unregelmäßigen Abständen wurden Versammlungen der Gesamtjudenschaft in Kirrweiler oder Bruchsal abgehalten. Als zuständiger Rabbiner wurde bis 1752 der von Worms konsultiert. Seitdem wurde ein eigener Rabbiner im 1719 zur Residenz erhobenen Bruchsal angestellt. Der älteste Verbandsfriedhof der Juden befand sich in Obergrombach; später kam der von Waibstadt hinzu.

Um 1740 lebten 49 Judenfamilien in den später badischen Teilen des Hochstifts, 1785 60. Die Bischöfe trieben eine wechselvolle Politik zwischen Ausbeutung, Unterdrückung und Förderung der Juden. Zu einer Ausweisung kam es jedoch nie.

Die Ritter des Kantons *Kraichgau*, deren Gebiete zu einem großen Teil durch das Hochstift umschlossen wurden, nahmen in zahlreichen Orten Juden auf. Über ihre Organisation ist nichts bekannt. In Heinsheim und Oberöwisheim wurden ihre Toten beigesetzt.

In den rechtsrheinischen Oberämtern des Hochstifts *Straßburg*, Oberkirch und Ettenheim, wohnten Juden seit dem Ende des 17. Jahrhunderts. Sie waren wie die badischen Glaubensgenossen unter einem für die finanziellen Fragen zuständigen Obervorsteher und einem die rechtlichen und zeremoniellen Fragen regelnden Rabbiner organisiert. Ihre Toten bestatteten sie in Schmieheim. Auf dem dortigen Verbandsfriedhof fanden auch die Juden der ritterschaftlichen Orte des Kantons *Ortenau* ihre letzte Ruhe. Der Rabbiner für diese Orte saß seit 1790 ebenfalls in Schmieheim.

Im rechtsrheinischen Teil der Grafschaft *Hanau-Lichtenberg* und im nassauischen Teil der Herrschaft *Lahr-Mahlberg* hatten sich Juden in mehreren Orten angesiedelt.

In den ehemals vorderösterreichischen Landesteilen *Breisgau* und *Nellenburg* bestanden während des 15. und 16. Jahrhunderts zahlreiche Judengemeinden. Die größeren Städte wie Freiburg oder das seit 1548 österreichische Konstanz verboten nach mehrfacher Vertreibung den Juden um 1540 endgültig die Niederlassung und beharrten in dieser ablehnenden Haltung bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts. Der Obervorsteher der vorderösterreichischen Juden saß in Ensisheim im Elsaß am Sitz der Regierung. Unter Kaiser Ferdinand I. wurden zunächst beschränkende Verordnungen gegen die Juden erlassen. Vom 1. Juni 1574 an war ihnen der Aufenthalt in den vorderösterreichischen Landen untersagt. Die Ausgewiesenen fanden zum Teil vorübergehend Aufnahme in später badischen Dörfern des Hochstifts *Basel*. Aber auch dort wurden sie nur bis 1580 geduldet.

Nach dem Dreißigjährigen Krieg wurde zum Wiederaufbau der verwüsteten und entvölkerten Orte in der Landgrafschaft Nellenburg auch Juden die Ansiedlung gestattet. In Gailingen, Randegg, Wangen und Worblingen entwickelten sich bald blühende jüdische Gemeinden. Unter den Städten im Breisgau nimmt Breisach hinsichtlich der Juden eine Sonderstellung ein. Zwar wurden sie auch hier 1424 vertrieben, durften aber bald darauf wieder zurückkehren. Von der Ausweisung von 1574 waren sie ausgenommen. Erst das Toleranzedikt Kaiser Josefs II. eröffnete den Juden in Österreich eine hoffnungsvollere Zukunft.

In der Grafschaft *Fürstenberg* gab es seit dem 15. Jahrhundert Juden. Sie wurden im 16. Jahrhundert ausgewiesen. Nach dem Dreißigjährigen Krieg wurden wieder einige Judenfamilien in der Residenz Donaueschingen aufgenommen. 1743 mußten sie abermals das Land verlassen. Nur eine Hoffaktorenfamilie behielt Schutz und Wohnrecht. In *Stühlingen* — diese Landgrafschaft war 1639 an Fürstenberg gefallen — bestand um 1710 mit 32 Familien eine der größten Judengemeinden dieser Zeit in später badischem Gebiet. Nach Ablauf der gewährten Schutzfristen wurden auch sie trotz aller Bitten um Aufenthaltsverlängerung aus-

gewiesen. In Baden und in der Schweiz fanden die Vertriebenen eine neue Heimat.

Nur vereinzelte Juden waren nach den Pogromen im Verlauf der Pestjahre 1348/49 in der Markgrafschaft *Baden* übriggeblieben. 1401 verlieh König Ruprecht I. dem Markgrafen Bernhard von Baden (1372—1431) das Judenregal. Im Zusammenhang mit dem angeblichen Endinger Ritualmord von 1462 wurden die Juden verschiedener markgräflicher Orte gefangengenommen und nur auf Intervention Kaiser Friedrichs III. freigelassen. Erst unter Markgraf Christoph I. (1475—1527) und seinem Sohn Philipp I. wurden erneut Juden in der unteren Markgrafschaft in den Schutz aufgenommen.

Die Teilung Badens 1535 führte zu einer unterschiedlichen Judenpolitik in den Teilmarkgrafschaften.

Markgraf Philipp II. von *Baden-Baden* (1571—88) vertrieb nach anfänglich toleranter Haltung 1584 alle Juden mit Ausnahme der beiden reichsten Familien aus dem Land und übernahm alle Schulden seiner Untertanen bei den Ausgewiesenen. Noch kurz vor seinem Tode verbot er jeglichen Handel der Christen mit Juden. Aus Geldmangel sah sich sein unglücklicher Nachfolger Eduard Fortunatus zu erneuter Aufnahme von Juden gezwungen. 13 Judenfamilien lebten 1605 in Baden-Baden. Sie mußten in diesem Jahr die Kosten für die markgräfliche Post von Pforzheim nach Rötteln aufbringen. Wie in anderen Ländern mußten sie durch Handel und Geldleihe ihre überaus hohen Abgaben verdienen, die sie zur Forderung hoher Zinsen zwangen.

Markgraf Ernst (1533—52), der erste Regent der Teilmarkgrafschaft *Baden-Durlach,* regelte 1537 das Geleitwesen für die Judenschaft seines Landes. Er nahm 1543 auch zahlreiche aus Vorderösterreich vertriebene Juden in den Schutz auf. Seine Landstände forderten vergeblich von ihm die Ausweisung der Israeliten. Sein Enkel Georg Friedrich (1604—22) machte Ernst mit der „Abschaffung" der Juden. In seinem Testament verpflichtete er obendrein seine Nachfolger, nie mehr Juden in der Markgrafschaft wohnen zu lassen; nur Durchreise gegen Geleitgeld sollte ihnen gestattet sein. Seine judenfeindlichen Maßnahmen dehnte Georg Friedrich auch auf die bis 1622 von ihm beherrschten Lande der Linie Baden-Baden aus.

Im Verlauf des Dreißigjährigen Krieges siedelten sich in beiden Teilmarkgrafschaften wieder Juden an. Während des Krieges um die pfälzische Erbfolge flüchteten sie zum Teil über den Rhein. 1698 wurde die Zahl der Schutzjudenfamilien in Baden-Baden auf 42 festgesetzt. Ihre Rechtsverhältnisse wurden erstmals 1714 durch eine später mehrfach abgeänderte Judenordnung geregelt. Als eine außerordentliche Auflage hatte die Judenschaft seit 1721 eine bestimmte Summe zur Pflasterung der Straßen von Rastatt, das sogenannte Pflastergeld, aufzubringen.

An der Spitze der Landjudenschaft standen zwei gewählte Judenschultheißen, die die Steuerverteilung vornahmen. Alle drei Jahre fand eine Neueinschätzung der Vermögen statt. Der Rabbiner in Durlach war zuständig für jüdische Rechts- und Zeremonialfragen, zeitweilig auch der von Hagenau im Elsaß. Um 1725 wurde ein Judenschultheißenamt aufgegeben; dafür erhielt jeder der vier Amtsbezirke — Ettlingen, Rastatt, Bühl, Mahlberg — einen sogenannten Anwalt. 1750 wurde nach zahlreichen Beschwerden das Schultheißenamt nicht mehr besetzt, obwohl es nicht definitiv abgeschafft wurde. Synagogen gab es zunächst nirgendwo,

nur kleinere Beträume. Die ältesten Friedhöfe befanden sich in Kuppenheim und im ritterschaftlichen Schmieheim.

In Baden-Durlach wurden die Juden, die sich in den Wirren des Dreißigjährigen Krieges ohne Schutzbriefe niedergelassen hatten, nach dem Friedensschluß von 1648 erneut ausgewiesen. Zwar durften sie weiterhin gegen Erlegung von Geleitgeld das Land durchqueren, Schutzaufnahmen fanden jedoch erst unter Friedrich VI. (1659—77) statt, der das Testament seines Großvaters nicht mehr beachtete. Gottesdienst hielten die Juden in Grötzingen, ihre Toten bestatteten sie im speyerischen Obergrombach und in Sulzburg.

1709 wohnten 24 jüdische Familien in der unteren Markgrafschaft um Durlach und Pforzheim. Im Oberland um Emmendingen ließen sich erst 1716 Juden nieder, zum großen Teil Flüchtlinge aus der Schweiz. Die unterländischen Juden erhielten 1713 eine ähnliche Organisation wie ihre Glaubensgenossen in Baden-Baden. Der zuständige Rabbiner saß in Durlach, später in Karlsruhe. Die oberländischen Juden unterstellten sich in Rechtsfragen dem Rabbiner in Breisach, der später auf badisches Gebiet nach Sulzburg übersiedelte. In David Günzburger erhielten sie einen Schultheißen, der ebenfalls nicht im Lande wohnte.

Die Zahl der Juden stieg seit der Gründung der neuen Residenz Karlsruhe 1722 rasch an. Beim Regierungsantritt Karl Friedrichs 1738 wohnten über 160 Familien mosaischen Bekenntnisses in seinem Land, davon 67 in der Hauptstadt. 1771 lebten bereits über 1000 Juden in Baden-Durlach. 1745 wurde eine sehr strenge Judenordnung erlassen, die vor allem äußerst genaue Vorschriften für den Handelsverkehr enthielt. Die Stadt Karlsruhe erhielt 1752 eine eigene Judenordnung, die unter Mitwirkung der jüdischen Gemeindevorsteher beraten worden war. In den folgenden Jahren entstanden Synagogen in Karlsruhe, Grötzingen, Müllheim und Kirchen (heute Efringen-Kirchen).

Nach dem Aussterben der Linie Baden-Baden wurden 1771 die beiden Teilmarkgrafschaften wiedervereinigt. 1790 zählte man unter den 169 076 Einwohnern 2186 Israeliten. Inzwischen wurden die ersten Stimmen unter den Christen laut, die eine Verbesserung der Lage der Juden forderten. Goethes Schwager, der Amtmann Schlosser in Emmendingen, empfahl die Errichtung von Fabriken durch Juden, die Schulpflicht für ihre Kinder, die Erlaubnis zum Kauf liegender Güter und zum Ackerbau. In seinem Amt wurde die erste „teutsche Judenschule" eingerichtet. Unter dem Eindruck der Schrift des preußischen Kriegsrats von Dohm „Über die bürgerliche Verbesserung der Juden" (1781) und dem Gesetz Kaiser Josefs II. über die bürgerliche Rechtsstellung der Juden (1781) veranlaßte Markgraf Karl Friedrich Rundfragen, wie man das Leben der Juden erleichtern könne. Hofrat Holzmann faßte 1801 alle Vorschläge und Meinungen in seinem „Bericht über die bürgerliche Verbesserung der Juden in den Fürstlich Badenschen Landen" zusammen. Seine fortschrittlichen Ansichten gipfelten in der Feststellung, daß alle Juden zunächst ein Handwerk erlernen sollten, damit „der kaufmännische Geist durch körperliche Arbeit gebrochen werde". Die Juden sollten vorläufig aus Schutzsubjekten zu „tolerierten Untertanen mit Einräumung mehrerer bürgerlicher Rechte" gemacht werden. Die Denkschrift mit ihren gründlich durchdachten Vorschlägen für alle Lebensbereiche führte zunächst nicht zu

Veränderungen. Die unruhige Zeit ließ die Lösung anderer Probleme dringlicher erscheinen. In den folgenden Jahren wuchs Baden durch die Angliederung größerer Teile der Pfalz, der Hochstifter Konstanz, Straßburg, Speyer, Würzburg und Mainz, Vorderösterreichs und anderer Gebiete auf das Mehrfache seines hisherigen Umfangs. Um diese Ländermasse zu einem Staat zusammenzuschmelzen, war eine einheitliche Gesetzgebung notwendig. Nicht zuletzt für die Judenschaft war wegen der Zersplitterung ihrer Organisation, der Unterschiedlichkeit der Rechtsstellung des Einzelnen und der Vielfalt der Ordnungen eine Vereinheitlichung unumgänglich. Daß sie mit der Verbesserung der Lage der Juden verbunden sein mußte, lag im Zuge der Zeit.

2. DIE JUDEN IN BADEN 1806 BIS 1933

Grundlage der Ordnung des neuen Staatswesens wurden die Konstitutionsedikte, die seit 1807 nach den Entwürfen des Geheimen Rates Johann Nikolaus Brauer ergingen. Im ersten dieser Edikte vom 14. Mai 1807 wurde die jüdische Konfession als „konstitutionsmäßig geduldet" anerkannt. Zwar erlangten die Juden nicht die Gleichberechtigung mit den christlichen Kirchen, die „konstitutionsmäßig aufgenommen" waren, doch erhielten sie jetzt Zugang zur Tätigkeit als Beamte des Staates, wenngleich sie von der Legislative ausgeschlossen blieben. Die Rabbiner galten fortan als Staatsbeamte wie die christlichen Geistlichen, soweit ihre geistlichen Handlungen — Beschneidung, Ehe, Begräbnis — auch das Interesse des Staates betrafen und nach seinen Vorschriften beurkundet werden mußten. Die Pflicht zur Führung von Standesbüchern für Juden bestand in Baden seit 1800; 1811 wurde sie neu geregelt, vor allem für die Orte ohne Rabbiner. Hier übernahm die christliche Geistlichkeit die Eintragungen.

Im sechsten Konstitutionsedikt vom 4. Juni 1808 wurden die Juden zu „erbfreien Staatsbürgern". Damit war ihr Verhältnis zum Staat umschrieben. Sie durften Grundbesitz erwerben, Handel und Gewerbe treiben, Staatsämter in der Exekutive verwalten und hatten Anspruch auf den Schutz des Staates. Im Verhältnis zu den Wohngemeinden waren die Juden „Schutzbürger". Als solche hatten sie kein Wahlrecht bei Gemeindewahlen und keinen Anteil am Bürgernutzen. Das Ortsbürgerrecht, das seinem Inhaber alle Rechte und Pflichten eines Bürgers gewährte, wurde vorläufig nur in Ausnahmefällen vom Großherzog persönlich verliehen. Niederlassungsrecht bestand lediglich für den Geburtsort. Durch dieses Edikt gewannen die badischen Juden ein Recht auf Heimat. Sie waren nicht mehr auf Zeit geduldete Fremdlinge. Allerdings mußten sie jetzt auch alle Pflichten, so etwa den Militärdienst, auf sich nehmen. Die strengen Sabbatgebote führten bald zu Auseinandersetzungen gerade über diese staatsbürgerliche Pflicht, aber schon in Napoleons Rußlandfeldzug gehörten Juden zum badischen Kontingent der Großen Armee des Kaisers.

Das neunte Konstitutionsedikt vom 13. Januar 1809, das sogenannte Judenedikt, brachte die Ausführungsbestimmungen zu den vorangegangenen Rahmengesetzen. Wenn es auch den Juden nicht die volle Gleichberechtigung brachte, so war es doch ein weiterer bemerkenswerter Schritt auf dem Wege dahin. So verstanden die badischen Juden seinerzeit dieses Gesetz, um das sie von ihren Glaubensgenossen in anderen deutschen Staaten beneidet wurden.

Die Judenschaft des Großherzogtums wurde jetzt ebenfalls „konstitutionsmäßig aufgenommen" und erhielt eine kirchliche Landesorganisation. Gemäß der politischen Verwaltungseinteilung wurde das Land in drei Provinzsynagogen —

Ober-, Mittel-, Niederrhein — eingeteilt; an ihrer Spitze standen ein Landrabbiner und zwei Landälteste. Den Provinzsynagogen waren die Ortssynagogen untergeordnet, die im wesentlichen den späteren Bezirkssynagogen entsprachen, da nur wenige Landgemeinden sich einen eigenen Rabbiner leisten konnten. Die Ortssynagogen wurden vom Ortsrabbiner und einem Ortsältesten geleitet. Als geistliche Oberbehörde wurde der jüdische Oberrat geschaffen. Er bestand aus einem Obervorsteher — Rabbiner oder gebildeter Laie —, zwei von den Landrabbinern, darunter immer dem Ortsrabbiner von Karlsruhe als dem Landrabbiner der mittelrheinischen Provinz, zwei weltlichen Oberräten, drei zugeordneten Oberräten — jeweils ein Provinzältester aus jeder Provinz — und einem Oberratsschreiber, insgesamt neun Personen. Sie wurden vom Regenten ernannt. Der Oberrat traf sich jährlich einmal zu einer Plenarsitzung. Sonst handelte er durch einen fünfköpfigen Ausschuß. Unter der Aufsicht der Regierung oblagen dem Oberrat die Einteilung der Synagogensprengel, die Festsetzung der kirchlichen Abgaben, die Kirchenzucht, die Studienpläne der Religionslehrer und die Beratung der Regierung in jüdischen Angelegenheiten. Der Oberhoffaktor Elkan Reutlinger wurde am 15. Mai 1809 zum ersten Obervorsteher ernannt. Wenige Tage später wurden die ersten fünf Mitglieder des „Badischen Oberrats der Staatsbürger Mosaischen Bekenntnisses" in der Karlsruher Synagoge feierlich durch einen Regierungskommissär in ihr Amt eingeführt. Am 20. Juni 1809 versammelten sich die Vertreter von 26 Ortssynagogen erstmals in der Hauptstadt. Bereits 1812 wurden die Befugnisse des neuen Instituts beschnitten. Dem Oberrat wurde ein christlicher Ministerialkommissär vorgesetzt, der die Sitzungen leitete und alle Beschlüsse mit unterzeichnete.

Auch für die Stellung des einzelnen jüdischen Bürgers brachte das Edikt vom 13. Januar 1809 wichtige Verbesserungen. Es sollte den Juden dazu verhelfen, den Christen „in politischer und sittlicher Bildung gleichzukommen". So wurde bis zur Errichtung eigener jüdischer Volksschulen der Besuch christlicher Schulen zur Pflicht gemacht. Eine Benachteiligung der Judenkinder wurde untersagt. Die Religionslehrer ernannte der Oberrat. Auch die akademische Laufbahn wurde befähigten Kindern eröffnet. Alle übrigen sollten ein Handwerk oder einen landwirtschaftlichen Beruf erlernen. Einsprüche der Zünfte wurden untersagt und sollten notfalls durch polizeiliche Maßnahmen verhindert werden. Die zur Zeit der Verkündigung des Ediktes nicht mehr schulpflichtigen jungen Juden sollten bis zur Erreichung ihres 21. Lebensjahres einen Beruf erlernen, der auch von Christen ausgeübt wurde, wenn sie das Ortsbürgerrecht erwerben wollten. Dazu gehörten der Kaufmannshandel mit ordentlicher Buchführung oder freier Handel mit Landesprodukten, wenn genügend Kapital dazu vorhanden war. Nur in Ausnahmefällen wurde der sogenannte Not- oder Schacherhandel erlaubt, den bis dahin die überwiegende Mehrheit der vom zünftigen Handwerk und vom Liegenschaftserwerb ausgeschlossenen ärmeren Juden getrieben hatte. Dazu gehörten das Hausieren, der Trödelhandel und der Pfandverleih.

Der Gleichstellung dienten auch die Bestimmungen des Ediktes, die die besonderen Heiratsbeschränkungen für Juden aufhoben und die Annahme erblicher Familiennamen vorschrieben. Bestehen blieb eine besondere Eidesformel für Juden, die allerdings von den mittelalterlichen Verfluchungen befreit wurde. Auch die

besonderen Abgaben der Juden wurden noch nicht aufgehoben, vor allem nicht in den Gebieten der mediatisierten Standesherren.

Die neue Organisation wurde besonders von der Karlsruher Provinzregierung heftig bekämpft. Ihr Präsident Stößer befürchtete, man würde dadurch die Bildung eines „abgesonderten Judenstaats in einem Christenstaat" fördern. Neun Zehntel aller Juden ernährten sich seiner Ansicht nach vom Bettel, und ihre Zahl würde sich in absehbarer Zeit verdoppeln, da es ja keine Schutzaufnahmebeschränkungen mehr gäbe. Diese Ansicht wurde vom zuständigen Ministerium scharf zurückgewiesen. Tatsächlich nahm die Zahl der Juden durch die Heiratserleichterungen und die Niederlassungsfreiheit am Geburtsort sprunghaft zu. 1817 betrug sie etwa 16 000.

Eine der ersten praktischen Maßnahmen zur Durchführung des Edikts war der Beschluß der Judenschaft über die Zahlung einer Umlage von jährlich 10 000 Gulden, die zur Ausbildung von etwa 200 Lehrlingen im Jahr dienen sollten. Auch der 1821 unter Beteiligung des Oberrats gegründete „Verein zur Beförderung des Ackerbaus" wollte die Juden bei der Ausnutzung der ihnen jetzt gebotenen Möglichkeiten unterstützen. 1814 wurden 353 Juden gezählt, die sich den ihnen neu zugänglichen Berufen zugewandt hatten, darunter 11 Akademiker und 54 Landwirte.

Nur allmählich gewann der Oberrat an Einfluß und Ansehen. Das lag zum Teil daran, daß die geplanten Förderungsmaßnahmen für die jungen Israeliten an Geldmangel scheiterten. Nach der Entlassung des durch Finanzmanipulationen bankrotten Obervorstehers Reutlinger wurde 1814 Hayum Levi sein Nachfolger. Erstes Arbeitsergebnis des erneuerten Oberrats war eine Instruktion für die Provinz- und Ortssynagogen.

Die Judengesetzgebung Karl Friedrichs war bereits vor seinem Tode in Gefahr. Hätte die Regierung nicht eine Schmälerung ihres Ansehens befürchtet, wäre das Edikt von 1809 bereits 1810 zurückgenommen worden. Natürlich konnte eine Volksgruppe, die man als „fremde Nation" zu betrachten gewohnt war, die bisher nur ein jederzeit kündbares Aufenthaltsrecht hatte und die von einer Gleichberechtigung weit entfernt war, nicht innerhalb kurzer Zeit völlig assimiliert werden. Die Veränderungen erfaßten alle Lebensbereiche und konnten oft nur sehr langsam durchgeführt werden, wie etwa die Abgewöhnung des Nothandels und die Erlernung „christlicher" Berufe. Auch die Steuerverhältnisse bereiteten große Schwierigkeiten. Niemand wollte auf seine Abgaben von den Juden verzichten. Erst durch die Steuerperäquatur (Steuerausgleich), die am 20. Dezember 1816 in Kraft trat, wurden formell die Schutzgelder abgeschafft. Aber noch 1824 wurden in den badischen Landen insgesamt 25 verschiedene Abgaben von Juden erhoben, zum Teil auf mittelalterlicher Rechtsgrundlage. Erst 1828 wurden alle Sonderabgaben der Juden aufgehoben. Die Entschädigungsverhandlungen mit den betroffenen Grund- und Standesherren zogen sich bis 1845 hin.

1817 ging die Führung der Standesbücher der Israeliten mit Ausnahme der von Bruchsal, Heidelberg, Karlsruhe und Mannheim auf die christliche Geistlichkeit über.

Die mit dem Wiener Kongreß einsetzende Restauration machte auch vor der Ju-

dengesetzgebung nicht halt. Die Unzufriedenheit über das Scheitern der Einigung Deutschlands vor allem in intellektuellen Kreisen, Hunger und Teuerung durch Mißernten führten zu gefährlicher Unruhe. In Heidelberg publizierte im Mai 1816 der Arzt und Professor der Naturwissenschaften J. F. Fries eine Schrift über die „Gefährdung des Wohlstandes und Charakters der Deutschen durch die Juden", in der er zur Ausrottung der Juden mit Stumpf und Stiel aufforderte. Zwar wurde der Professor schon einige Wochen später seines Amtes enthoben, aber die Hetzschrift wirkte in weiten Kreisen der ohnehin beunruhigten Bevölkerung. Im Zusammenhang mit der Ermordung Kotzebues und der Hinrichtung seines Mörders in Mannheim kam es in vielen Städten zu Ausschreitungen gegen die Juden, die als Prügelknaben herhalten mußten. Als Hep-Hep-Sturm gingen diese Tumulte in die Geschichte ein. Mit Waffengewalt wurden sie in den größeren badischen Orten unterdrückt.

Bei der Beratung der neuen Landesverfassung vom 22. April 1818 hatte man wiederum ernstlich an eine Aufhebung des Judenedikts gedacht. Obwohl man schließlich doch davor zurückscheute, bedeutete die Verfassung in vieler Hinsicht für die Juden einen Rückschritt gegenüber 1809. Zwar gestand der § 7 allen Staatsbürgern Badens im Prinzip gleiche Rechte zu, aber die Verfassung erlaubte Ausnahmen davon. Dem Wortlaut des § 9 nach wurden die Juden nicht von den Staatsämtern ausgeschlossen, erwähnt wurde aber bloß die Zulassung von Angehörigen der drei christlichen Konfessionen zu diesen Ämtern, was praktisch den Ausschluß der Juden bedeutete. Nur Christen konnten in den Landtag gewählt werden. Der Steuer- und Militärdienstpflicht waren dagegen alle Bürger unterworfen.

Bei den Beratungen über ein neues Gemeindeverfassungsgesetz zeigte sich erst recht die judenfeindliche Haltung vieler Abgeordneter. Man machte den Juden vor allem den Vorwurf, daß sie durch ihre Zeremonialgesetze, ihre Feiertagsregelung, ihre Speisen und Getränke selbst eine Mauer zwischen sich und den Andersgläubigen aufgebaut hätten. Sie sollten sich erst in ihren Sitten und Gewohnheiten den Christen anpassen. Natürlich konnte sich das orthodoxe Judentum solchen radikalen Forderungen nicht beugen.

Die Vorwürfe der Starrheit von außen und offensichtlich vorhandene Streitigkeiten innerhalb der Judenschaft über den nun einzuschlagenden Weg führten zu einer Selbstbesinnung innerhalb der jüdischen Oberschicht der großen Städte. Der Vorwurf, die Juden bildeten eine fremde Nation, beruhte nicht zuletzt darauf, daß sie ihren Gottesdienst in der hebräischen Sprache des Alten Testaments abhielten. Zahlreiche hebräische Worte und Redewendungen waren auch in die Umgangssprache eingeflossen. 1819 schlossen sich in Karlsruhe etwa zehn jüdische Familien zu einem „Tempelverein" zusammen. Sie feierten den Gottesdienst weitgehend in deutscher Sprache und befürworteten Kirchengesang und Predigt. In Heidelberg und Mannheim entstanden ebenfalls „liberale" jüdische Gruppen. Die Spaltung der badischen Judenschaft ging mitten durch den Oberrat. Regierungskommissär Dr. Ackermann sah das als günstige Fügung an. Als von beiden Seiten anerkannter unparteiischer Dritter arbeitete er Reformvorschläge für die überkommenen jüdischen Gewohnheiten und Zeremonien aus, die mit kleinen Änderungen die Zustimmung des gesamten Oberrats und der Regierung fanden. Mit erstaunlichem

Einfühlungsvermögen schlug Ackermann die Aufhebung von „in den Kultus eingeschlichenen Mißbräuchen" und die „Einführung neuer Institute, von denen ... die fortgesetzte Veredlung der Israelitischen Glaubensgenossen zu erwarten sein wird", vor. Beschlossen wurde die Abschaffung aller Privatsynagogen als der „Sitze des religiösen Unfugs und des Aberglaubens", Bannstrafen, Versteigerung gottesdienstlicher Funktionen und überlautes Beten. Als wünschenswerte Verbesserungen galten dagegen u. a. die deutsche Predigt am Sabbat und an Festtagen, die Einführung eines jüdischen Katechismus, Konfirmation der Schüler, liturgischer Gesang und eine zweckmäßige Amtstracht für die Rabbiner. Auch sollte die Ausbildung der Rabbiner und Religionslehrer fester geregelt werden. Am 11. Februar 1824 wurde die neue Ordnung verkündet. Sie vermochte sich nur schwer Geltung zu verschaffen, da vor allem die alten Rabbiner und weite Kreise der Landjudenschaft an den überkommenen Formen festhielten. In den jüdischen Kreisen ganz Deutschlands fand dagegen diese von einem Christen erarbeitete Ordnung außerordentliche Beachtung.

Die ersten israelitischen Volksschulen entstanden um 1820 in Mannheim und Karlsruhe. Bis 1842 hatte sich ihre Zahl auf 41 erhöht. Sie waren seit 1824 der Aufsicht der katholischen oder der evangelischen Kirchen-Ministerial-Sektion unterstellt, je nachdem, welche Konfession im Ort vorherrschte. Ausführende Aufsichtsorgane waren die Dekane. Nur in Heidelberg und Mannheim wurden 1827 die Rabbiner in den örtlichen Schulvorstand berufen. An Orten ohne israelitische Schule besuchten die Judenkinder die christlichen Konfessionsschulen nach ihrer Wahl. Jüdische Privatschulen wurden 1826 durch die Regierung verboten. Die öffentlichen Schulen der Juden hatten sich dagegen trotz anfänglicher Schwierigkeiten, nicht zuletzt wegen der Bildungsfeindlichkeit großer Teile der ländlichen Judenschaft und der hohen Kosten, die von den jüdischen Gemeinden aufgebracht werden mußten, gut entwickelt. Das badische Volksschulgesetz von 1835 stellte die Lehrer an jüdischen Schulen den übrigen Lehrern gleich. Der Staat zahlte seit 1837 einen Beitrag zu den Schulkosten, der in den seit 1834 bestehenden israelitischen Schulfonds floß und von dort auf die einzelnen Gemeinden verteilt wurde.

Die Organisation der 1827 rund 17 000 Seelen zählenden Judenschaft erwies sich als zu schwerfällig. Schon 1824 waren die Referate im Oberrat neu verteilt worden. Ein Obervorsteher wurde seit dem Tode des letzten Amtsträgers Ettlinger im gleichen Jahre nicht mehr ernannt. 1827 wurde der Oberratsausschuß abgeschafft, dafür eine Dreiteilung des Oberrats durchgeführt. Er trat jetzt wöchentlich als Administrationskonferenz zusammen. Zweimal im Jahr tagte er als Religionskonferenz, zu der außer den Laien insgesamt drei Rabbiner berufen wurden. Sie war die höchste Instanz in Angelegenheiten der Religion und des Kultus. Sie prüfte die Rabbinatskandidaten und Religionslehrer. Die Schulkonferenz schließlich, die bis 1862 bestand, zählte zu ihren Mitgliedern außer den Oberräten zwei Referenten der christlichen Kirchen-Ministerial-Sektionen, einen weiteren Rabbiner und einen der Ortsältesten von Karlsruhe.

Auch die Gemeindeeinteilung wurde 1827 neu geregelt. Die Provinzsynagogen wurden aufgehoben. Anstelle der bisherigen Ortssynagogen wurden — mit Ausnahme von Mannheim — Synagogenbezirke geschaffen, die mit den Rabbinatsspren-

geln identisch waren. Die Verwaltungsbehörde eines jeden Bezirks bestand aus dem Rabbiner und einem oder zwei Bezirksältesten und führte den Namen Bezirkssynagoge. Die Ortssynagoge Mannheim und die 14 Bezirkssynagogen unterstanden unmittelbar dem Oberrat. Rabbinatssitze wurden Breisach, Bretten, Bruchsal, Bühl, Gailingen, Heidelberg, Karlsruhe, Ladenburg, Mannheim, Merchingen, Mosbach, Schmieheim, Sinsheim, Sulzburg und Wertheim. Mit einigen Änderungen blieb diese Einteilung bis in das Dritte Reich bestehen. So wurde 1885 der Breisacher Rabbinatssitz nach Freiburg verlegt, 1893 der Schmieheimer nach Offenburg. Karlsruhe wurde 1885 mit Pforzheim zu einer Ortssynagoge zusammengeschlossen, die übrigen Gemeinden auf andere Sprengel verteilt. Gailingen erhielt schließlich mit Randegg einen eigenen Ortsrabbiner, als der Rabbinatssitz 1925 nach Konstanz verlegt worden war.

Nach der Julirevolution in Frankreich 1830 schien den Juden in Baden der Zeitpunkt gekommen, ihre Forderung nach völliger Gleichberechtigung zu verstärken. Am 9. März 1831 wurde eine Denkschrift zahlreicher prominenter Juden über ihre Anregungen und Erwartungen dem Großherzog übergeben. Die Beratungen im Landtag über eine neue Gemeindeordnung und ein Bürgerrechtsgesetz, die den Juden wiederum eine mindere Rechtsstellung bringen sollten, waren Anlaß für Petitionen des Oberrats, mehrerer israelitischer Gemeinden und einzelner jüdischer Persönlichkeiten an die Volkskammer. In den erregten Debatten fanden sich zunächst nur wenige Befürworter der Gleichstellung der Juden. Die alten Vorurteile wurden wieder ausgegraben: Die Juden seien immer noch eine eigene Nation mit eigener Sprache und Sitte; sie könnten nie die Liebe zum Vaterland erwerben, da sie ja noch täglich auf die Ankunft des Messias als eines politischen Befreiers warteten; ihre Zeremonialgesetze störten die bürgerliche christliche Ordnung; sie sollten aufhören, Juden zu sein, dann könne man sie den Christen gleichstellen. Selbst liberale Abgeordnete wie Rotteck sprachen sich gegen die Emanzipation aus. Die Erste Kammer hatte dagegen schon 1831 einen Antrag auf unbedingte Gleichstellung angenommen. Gestützt auf die Zustimmung der badischen Juden lehnte es der Oberrat einhellig ab, die Gleichberechtigung durch die Aufgabe ihrer Eigenart zu erkaufen. Wenn man auch den Juden nachsage, sie seien ein Schachervolk, so würden sie doch nicht politische Rechte gegen religiöse Konzessionen eintauschen; dieser Preis sei zu hoch.

Dies feste und klare Haltung wurde anerkannt. In den Debatten der folgenden Jahre fanden sich immer mehr Befürworter der Emanzipation, wenn sie auch noch keine Mehrheit erringen konnten. 1833 wurde ein „Verein zur Verbesserung der bürgerlichen Verhältnisse der Juden" ins Leben gerufen, der für sachliche Aufklärung über das Wesen des Judentums sorgte. Bei den Beratungen über eine neue Gleichstellungspetition im Herbst 1833 stellte der Geheime Rat von Rüdt in der Ersten Kammer fest, daß die Widerstände in erster Linie von den Gemeinden ausgingen, in denen überhaupt keine Juden wohnten. Auf den beträchtlichen bildungsmäßigen Aufschwung, den das Judentum seit den Konstitutionsedikten genommen hatte, konnte der Abgeordnete und Regierungskommissär beim Oberrat Bekk mit amtlichem Zahlenmaterial hinweisen. Danach gab es jetzt 570 Handwerksmeister, 341 Gesellen, 155 Lehrlinge, 206 Landwirte, 26 Ärzte und Advoka-

ten, 21 Künstler, 148 Wirte, 630 Handelsleute mit offenem Laden, 880 Landesproduktenhändler, allerdings auch noch 1091 Hausierer, Trödler u. a. Auch bei dieser Debatte erklärte v. Rotteck die aus dem Glauben der Juden erwachsenden Folgen für antisozial. Noch konnte er sich damit durchsetzen. Um den Juden ein gewisses Entgegenkommen zu bezeigen, wurde ihnen seit 1833 ein Zuschuß aus Staatsmitteln zum Kultus gewährt. Damit war die Judenschaft der Form nach als Glaubensgemeinschaft den christlichen Kirchen gleichgestellt.

Nach der Meinung des Abgeordneten Welcker trübte sich jedesmal der Ruhm der badischen Volkskammer, wenn die Judenfrage zur Verhandlung kam. Die den folgenden Landtagen immer wieder vorgelegten Petitionen führten schließlich zu einem ersten Erfolg. Im Juli 1846 überwies die Zweite Kammer die Gleichstellungsvorlagen mit 35 gegen 18 Stimmen an das Staatsministerium. Positive Folgen blieben zunächst aus, und im Volke schwelte die Judenfeindschaft weiter. Unter dem Eindruck des Beschlusses der Zweiten Kammer kam es in zahlreichen Orten zu Ausschreitungen gegen die Juden, vor allem in Mannheim und im Taubergrund. Sie bildeten ein Vorspiel zur Revolution von 1848, die den Juden endlich die ersehnte Emanzipation zu bringen schien.

Inzwischen war eine wichtige Veränderung in der Organisation der jüdischen Gemeinden durchgeführt worden. Seit 1833 wurden zu ihrer Leitung anstelle des Rabbiners und des auf Lebenszeit ernannten Ortsältesten je nach Größe der Gemeinde drei bis sieben Männer auf sechs Jahre zu ehrenamtlichen Synagogenräten frei gewählt. Jeweils die Hälfte von ihnen wurde nach drei Jahren neu gewählt, um Kontinuität und Leistungsfähigkeit zu sichern. Der Rabbiner wurde auf die religiösen Angelegenheiten beschränkt, während der Synagogenrat in erster Linie die finanzielle Situation, das Armenwesen, Stiftungen und die Ausführung der Anordnungen des Oberrats überwachte.

Trotz der feindlichen Haltung auch weiter Kreise der Beamtenschaft waren bis zur Revolution schon zahlreiche Juden in den Staatsdienst berufen worden. Einer der ersten war der Orientalist Gustav Weil aus Sulzburg, der 1836 an der Universitätsbibliothek Heidelberg angestellt, 1845 außerordentlicher und 1861 ordentlicher Professor wurde. An der Industrialisierung des Landes war das Karlsruher Bankhaus Haber und Söhne maßgebend beteiligt. Vor allem der Tabak- und Getreidehandel, aber auch andere Handelszweige blühten nach dem Eintritt Badens in den Zollverein (1835) unter jüdischer Teilnahme auf.

Am 14. Februar 1848 brachte der Abgeordnete Brentano in der Zweiten Kammer einen Antrag auf ungesäumte Einweisung der Israeliten in den Vollgenuß aller bürgerlichen Rechte ein. Der Ausbruch der Revolution führte wiederum zu Ausschreitungen gegen die Juden in zahlreichen Orten. Sie mußten mit Waffengewalt niedergeworfen werden. Aber auch gegen Grundherren und Beamte richteten sich die aufgeputschten Volksmassen. In Mannheim wurde ein Aufruf zum Schutz der Juden veröffentlicht. Trotz aller Beschwörungen kam es weiterhin zu Tumulten. Manche Juden baten im Interesse ihrer Sicherheit um Nichtemanzipation. Juden waren aber auch unter den Aufständischen zu finden.

Am 13. Mai 1848 wurde durch die Zweite Kammer eine Verfassungsänderung beschlossen, die den Juden die staatsbürgerliche Gleichberechtigung zuerkannte.

Ihre verschiedenartige Stellung in ihren Heimatgemeinden wurde dadurch nicht berührt. Im Februar 1849 trat diese Änderung in Kraft. Gemäß der von der Frankfurter Nationalversammlung beschlossenen Reichsverfassung wurde auch der Judeneid abgeschafft.

Mit der staatsbürgerlichen Gleichberechtigung war das Schutzbürgerdasein der meisten Juden nicht mehr in Einklang zu bringen. Versuche, ihnen auch das Gemeindebürgerrecht und damit die aktive und passive Wahlfähigkeit zu den Gemeindeämtern zu erlangen, scheiterten zunächst. Vor allem die ehemals vorderösterreichischen Städte wehrten sich energisch gegen die Zulassung von Juden. In Mannheim und Karlsruhe dagegen waren im Revolutionsjahr die ersten Juden in den Gemeinderat gewählt worden. Am 4. Oktober 1862 konnte endlich das Gesetz über die bürgerliche Gleichstellung der Israeliten verkündet werden; es war unter der maßgeblichen Beteiligung des Innenministers August Lamey erarbeitet worden. In der Zweiten Kammer konnte der als Vertreter der Stadt Karlsruhe in den Landtag gewählte Rechtsanwalt Dr. Rudolf Kusel als erster Jude in einem badischen Parlament sein Votum für seine Glaubensbrüder abgeben. Im Verlauf der Beratungen war es in verschiedenen südbadischen Orten zu Tumulten gekommen, die aber leicht unterdrückt werden konnten. Der gleiche Landtag hatte zuvor Gesetze über die Gewerbefreiheit und die Freizügigkeit beschlossen. Auch die letzten Städte öffneten den Juden die Tore, wenn auch widerstrebend. Um diese Zeit waren von den 1 369 291 Einwohnern Badens 24 099 Juden. Die jüdischen Gemeinden brachten ihren Dank für die Befreiung durch die Errichtung einer nach dem Großherzog benannten „Friedrich-Stiftung zur Unterstützung bedrängter Volks- und Religionsschullehrer ohne Unterschied des Bekenntnisses" zum Ausdruck, die bis zur Inflation manche Hilfe leisten konnte.

Die neuerworbene Freizügigkeit führte zu einer Masseneinwanderung der Juden in die Städte, wo sich ihnen bessere Bildungsmöglichkeiten boten. Der Konzentration in den Städten lief die Ansiedlung — wenn auch in geringer Zahl — in vielen Dörfern parallel, wo bis dahin keine Juden gewohnt hatten. Noch 1825 wohnten rund 75 % der 17 577 Israeliten in Nordbaden. Insgesamt gab es zu dieser Zeit Juden in 173 badischen Gemeinden. 1852 wohnten 23 699 Juden — rund 1,7 % der Gesamtbevölkerung — in 31 von 40 badischen Amtsbezirken; allerdings gab es in 11 davon weniger als 10 Juden. Der Amtsbezirk Sinsheim lag mit 3378 Juden an erster Stelle, der Amtsbezirk Freiburg mit 802 an 10., der Amtsbezirk Heidelberg mit 770 an 11. Stelle. 1875 betrug die Gesamtzahl der badischen Juden 26 492. Jetzt wohnten in sämtlichen Amtsbezirken Juden in insgesamt 334 Gemeinden. 8 Bezirke zählten weniger als 20 Juden. 11 ländliche Bezirke hatten einen absoluten Rückgang der jüdischen Einwohner zu verzeichnen, 20 Bezirke mit größeren Städten einen absoluten Zuwachs. Die Stadt Mannheim zählte mit 4609 Juden 80 % mehr als 1852 und lag damit weit vor dem Amtsbezirk Sinsheim mit 2337. Die Amtsbezirke Freiburg und Heidelberg waren an die 6. und 7. Stelle gerückt.

Um diese Zeit hatte das badische Judentum den Höhepunkt seiner zahlenmäßigen Entwicklung und seiner Ausbreitung erreicht. 1900 wurden 26 132 Juden gezählt. Sie machten nur noch 1,4 % der Bevölkerung aus und wohnten in 236 Ge-

meinden. Die Amtsbezirke Mannheim, Karlsruhe und Freiburg lagen weit an der Spitze. Nur in 61 Gemeinden wohnten mehr als 100 Juden. Dieser Schrumpfungs- und Konzentrationsprozeß setzte sich in den folgenden Jahren fort. Aufschlußreich für die soziale Stellung der Juden in Stadt und Land sind die Steueranschläge. 1908 wohnten 25 893 Juden in 139 jüdischen Gemeinden. Die Gemeinden in acht Großstädten zählten 13 171 Juden, die 56 950 Mark an Kirchensteuern aufbrachten. Die 12 722 Juden in den 131 Landgemeinden dagegen kamen auf 9050 Mark. — Schon bis zur Jahrhundertwende waren viele der jüdischen Landgemeinden ausgestorben. Ihre Synagogen wurden verkauft, ihr Vermögen dem israelitischen Schulfonds zugeschlagen. Der Rückgang der jüdischen Bevölkerung war in erster Linie durch einen überaus starken Geburtenrückgang bedingt; seine Gründe waren überwiegend wirtschaftlicher Natur.

Nicht nur die politische und wirtschaftliche Stellung der Juden war durchgreifenden Veränderungen unterworfen. Mit der neuen Stellung im bürgerlichen Leben verband sich der Wunsch nach einer liberaleren Gestaltung des jüdischen Kultus, der der Assimilation in mancher Hinsicht noch Schwierigkeiten bereitete. Eine bedeutende Neuerung war die Einführung der deutschen Sprache in den Gottesdienst und die Herausgabe deutscher Übersetzungen der Bibel und der Gebetbücher, sowie deutscher religiöser Lehrbücher. Die Auseinandersetzung zwischen der konservativen orthodoxen Richtung des Judentums und den liberalen Kräften entzündete sich 1852 an der Frage, ob in der neu zu erbauenden Synagoge in Mannheim eine Orgel aufgestellt werden sollte. Rabbinische Gutachten konnten darin keine Verletzung jüdischer Religionsgesetze erblicken. Der in sich gespaltene Oberrat rang sich erst 1855 zu einer sehr vorsichtig formulierten Zustimmung durch. In Karlsruhe führte der Streit um die Einführung der Orgel 1869 zum Austritt von 25 Juden aus der Israelitischen Religionsgemeinschaft, für die sich inzwischen die Bezeichnung „Landessynagoge" eingebürgert hatte. Sie bildeten fortan als „Israelitische Religionsgesellschaft" eine eigene orthodoxe Gemeinde. Diese Austrittsbewegung beschränkte sich auf die Residenz. Die Orthodoxen in anderen Gemeinden pflegten zwar auch ihren besonderen Kult, ohne sich jedoch völlig von ihren liberalen Glaubensbrüdern zu trennen.

Prinzipiell noch bedeutsamer war die Herausgabe eines neuen Gebetbuches durch den Mannheimer Stadtrabbiner Moses Elias Präger. Er erstrebte eine erhebliche Kürzung der hebräischen Liturgie zugunsten deutscher Gebete und Gesänge, vor allem aber suchte er assimilationsfeindliche dogmatische Grundlagen des überlieferten Gebetbuches auszuschalten, etwa die Idee der fortdauernden Verbannung des israelitischen Volkes und seine einstige Rückkehr in das Gelobte Land. Der Oberrat erlaubte die Herausgabe nur widerstrebend. Als Präger auf seinem eingeschlagenen Weg fortschritt und eine neue Gebetsordnung für die hohen Feiertage zur Genehmigung vorlegte, drohte der Oberrat ihm mit Absetzung, wenn er nicht mehr Achtung für bestehende religiöse Gebräuche und Einrichtungen zeige. Erst 1860 wurde die in der Geschichte des Oberrats einmalige Maßregelung des Rabbiners zurückgenommen. Seine Gottesdienstordnung wurde vorbildlich vor allem für die nach 1862 neu entstehenden städtischen Gemeinden.

Das Selbstbewußtsein der emanzipierten badischen Juden zeigte sich 1863, als

sie gegen das in einem Staatsvertrag zwischen Baden und der Schweiz sanktionierte Verbot der Niederlassung badischer Juden in der Schweiz protestierten. Ihr Vorgehen trug entscheidend dazu bei, daß auch in der Eidgenossenschaft 1866 die bürgerliche Gleichstellung aller Staatsangehörigen durchgesetzt wurde.

In Baden wurden in dieser Zeit die ersten Juden in Richter- und Staatsanwaltsstellen berufen. Sie erhielten Ordinariate an den Landesuniversitäten wie Gustav Weil und Levin Goldschmidt in Heidelberg. Seit 1870 wurden sie auch als Lehrer an höheren Schulen zugelassen. In vielen Orten wurden sie in den Bürgerausschuß und in den Gemeinderat gewählt. Gailingen hatte von 1870 bis 1884 als erste deutsche Gemeinde in Leopold Guggenheim einen jüdischen Bürgermeister. Mehrere Juden waren Landtagsmitglieder, so Naphtali Näf aus Freiburg, Dr. Elias Eller aus Mannheim und Jakob Gutmann aus Karlsruhe. Auch in den Bezirksräten waren sie aktiv tätig. Großherzog Friedrich I. ernannte 1868 den Durlacher Rechtsanwalt Moritz Ellstätter zum Finanzminister. 25 Jahre lang wirkte er in diesem höchsten Amt, das bis dahin ein deutscher Jude übertragen bekommen hatte. Seine Reform des badischen Steuerwesens wurde vorbildlich für Preußen. Maßgeblich wirkte er mit bei der Gestaltung des badischen Beamtenrechts.

Durch ihre Beteiligung am Krieg von 1870/71 gegen Frankreich zeigten die badischen Juden, daß sie ihr Geburtsland als ihr Vaterland betrachteten. Beide jüdische Feldgeistliche des deutschen Heeres stammten aus Baden. In den hektischen Gründerjahren der Nachkriegszeit und der anschließenden Wirtschaftskrise gewann eine neuartige antisemitische Bewegung, die von Berlin ausging, an Boden. Nicht mehr die Religion, die fremde Sprache, die andersartigen kultischen Gebräuche, sondern eine wissenschaftlich unhaltbare Rassentheorie wurde die Grundlage für die Anfeindungen. Hier wurde zum ersten Mal die Minderwertigkeit der jüdischen Rasse gegenüber den sogenannten Ariern propagandistisch hervorgehoben. Der Antisemitismus wurde das leitende Prinzip einer neuen Partei, und der Historiker Treitschke prägte das unglückselige Wort: „Die Juden sind unser Unglück!". Es kam zu neuen Ritualmordklagen, zu Zurücksetzungen der Juden in allen Bereichen des öffentlichen Lebens.

Auch in Baden zeigten sich Auswirkungen dieser antisemitischen Bewegung. Juden wurden nicht mehr zu Offizieren befördert. In einzelnen Gemeinden fanden antisemitische Kundgebungen statt. Der „Badische Volksbote" war das publizistische Organ der Judenfeinde. Mehrmals mußte der Oberrat gegen die Hetzpropaganda einschreiten. Der Landtag mußte sich 1893/94 mit einer Petition der deutsch-sozialen Vereine in Karlsruhe und Mannheim um „staatliche Prüfung der jüdischen Geheimgesetze" beschäftigen. Der Abgeordnete Fieser nannte in der Diskussion darüber den Antisemitismus, der bei allen öffentlichen Übeln nur nach den Juden frage, einen Schandfleck für das 19. Jahrhundert. Man hob hervor, daß Antisemitismus und wirtschaftliche Depression gewöhnlich zusammenträfen. Die Beruhigung der Wirtschaft und die Tätigkeit des „Vereins zur Abwehr des Antisemitismus" führten zu einem Abflauen des Kesseltreibens gegen die Juden. Weite Kreise der Judenschaft des Reiches hatten sich 1893 im „Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens" organisiert. Die ebenfalls 1893 gegründete „Vereinigung badischer Israeliten" konstituierte sich 1908 neu als Landesverband des

Centralvereins. An den badischen Hochschulen entstanden jüdische Studentenverbindungen. Trotz der Hetze wurden an der Universität Freiburg durch Prof. Rosin (1888) und in Heidelberg durch Prof. Jellinek (1890) die ordentlichen Lehrstühle für Staatsrecht mit Juden besetzt.

Inzwischen war in Baden das Schulwesen auf eine neue Grundlage gestellt worden. Schon durch das Elementarunterrichtsgesetz von 1868 hatte man die Möglichkeit eröffnet, Bekenntnisschulen in Gemeinschaftsschulen umzuwandeln. Nur die Stadt Mannheim machte davon Gebrauch. 1876 wurden sämtliche Bekenntnisschulen des Landes abgeschafft und durch Simultanschulen ersetzt. Der Religionsunterricht blieb getrennt. Die jüdischen Volksschullehrer wurden nur zum Teil in den Staatsdienst übernommen. 1868 hatten 52 Lehrer an 47 israelitischen Volksschulen 1982 Kinder unterrichtet.

Um dem Wirken des Oberrats eine bessere Resonanz zu verschaffen, wurde seit 1884 das „Verordnungsblatt des Großherzoglich Badischen Oberrats der Israeliten" herausgegeben. In den folgenden Jahrzehnten wurden hier zahlreiche Verordnungen publiziert, die zum Teil einschneidende Veränderungen in Organisation und Verwaltung der Gemeinden zur Folge hatten. Von großer Bedeutung war das Gesetz vom 18. Juni 1892 über die Besteuerung für allgemeine kirchliche Bedürfnisse. Der Staat wollte allen Religionsgemeinschaften seine Hilfe beim Steuereinzug gewähren, die sich auf einen entsprechenden Beschluß einer frei gewählten Vertretung ihrer Mitglieder stützen konnten. Der Oberrat benützte diese Gelegenheit dazu, nicht eine bloße Steuerversammlung zu berufen, sondern rief als repräsentatives Organ der badischen Israeliten die Israelitische Landessynode ins Leben. Sie erhielt am 27. Februar 1894 ihre vom Großherzog gebilligte Synodalordnung. Die Synode bestand aus 5 geistlichen und 20 (seit 1902 21) weltlichen, geheim gewählten Abgeordneten. Sie trat alle drei Jahre zusammen. In der Zeit zwischen zwei Sessionen führte ein vierköpfiger Synodalausschuß die Geschäfte. Die Zuständigkeit der Synode erstreckte sich auf alle Angelegenheiten der Landessynagoge. Am 18. März 1895 trat die erste Synode zusammen. Ihre und ihrer Nachfolger fruchtbare Arbeit wurde nur gelegentlich durch den Streit zwischen Liberalen und Orthodoxen gestört, vor allem als 1907 nach langen Vorarbeiten wiederum ein neues Gebetbuch eingeführt werden sollte. Damals formierte sich vor der Wahl zur Synode ein „Wahlbureau der Gegner des oberrätlichen Reformgebetbuches", das den Oberrat unjüdischer Bestrebungen beschuldigte. Mit der im „Verein zur Wahrung der Interessen des gesetzestreuen Judentums in Baden" zusammengeschlossenen Orthodoxie verbanden sich die Vertreter des Zionismus, weil der Gebetbuchentwurf die nationale Idee des Judentums verleugne. Die überwiegend aus Konservativen bestehende Synode lehnte den vorgelegten Entwurf des Oberrats ab. Resignierend sah der Oberrat in Zukunft von weiteren religiösen Reformvorschlägen ab und betätigte sich mehr als reines Verwaltungsorgan.

Beachtlich waren die Leistungen der badischen Juden im sozialen Bereich. Aus Stiftungsmitteln und Kollekten wurde 1886 das „Israelitische Landesstift für die Ausbildung jüdischer Religionslehrer" in Karlsruhe ins Leben gerufen. 1904 wurde dem Landesstift ein Lehrlingsheim angegliedert. Wegen Geld- und Nachwuchsmangel wurden diese Anstalten 1920 geschlossen. 1888 trat auf Anregung des

Bruchsaler Bezirksrabbiners Dr. J. Eschelbacher der „Landesverein zur Erziehung israelitischer Waisen" ins Leben. Daneben bestanden örtliche Waisenvereine in Mannheim und Freiburg. In Freiburg wurde 1886 ein „Verein zur Förderung des Handwerks und der technischen Berufsarten unter den Israeliten" gegründet und 1889 auf ganz Baden ausgedehnt. 1898 wurde in Gailingen das Pflege- und Altersheim Friedrichsheim eröffnet. In Nordrach schuf die Rothschild'sche Stiftung ein Sanatorium für weibliche jüdische Lungenkranke. Für erholungsbedürftige Kinder entstand schließlich in Bad Dürrheim das Friedrich-Luisen-Hospiz. Außerdem gab es zahlreiche Stiftungen vermögender Juden, die Unterstützungen für Unbemittelte in allen Lebenslagen ermöglichten. Sämtliche jüdischen sozialen und Wohltätigkeitseinrichtungen wurden 1918 zum „Bund israelitischer Wohlfahrtsvereinigungen" zusammengefaßt.

Zur Pflege der Wohltätigkeit, Bruderliebe und Eintracht war 1843 in New York nach dem Vorbild der Freimaurer der „Unabhängige Orden B'ne B'rith" (Söhne des Bundes) gegründet worden. Dieser Bund fand auch in den größeren badischen Judengemeinden bald Anhänger. 1894 wurde in Heidelberg die Friedrich-Loge, 1896 in Mannheim die August-Lamey-Loge, 1898 in Karlsruhe die Karl-Friedrich-Loge gegründet. Auch in Pforzheim, Freiburg und Konstanz gab es später Logen des Ordens. In der Wahl ihrer Namen drückte sich der Dank und die Verehrung für die Männer aus, die entscheidend zur Verbesserung der Lage der badischen Juden beigetragen hatten.

Dem Zionismus, dessen 1897 auf dem ersten Baseler Zionistenkongreß verkündetes programmatisches Ziel die „Schaffung einer Heimstätte für das jüdische Volk in Palästina" war, standen die badischen Juden zunächst ablehnend gegenüber. Erst durch den wachsenden Antisemitismus der Nationalsozialisten fanden seine Bestrebungen mehr Anklang.

Um die Jahrhundertwende entstanden in Baden mehrere Vereine für jüdische Geschichte und Literatur, die sich die Pflege des jüdischen kulturellen Erbes zur Aufgabe gemacht hatten. Den kleineren Gemeinden bot eine vom Oberrat geschaffene Wanderbibliothek Möglichkeiten zur Weiterbildung und zur Vertiefung des religiösen Wissens. Zahlreich waren die jüdischen Jugendvereine, die ihre Mitglieder zu einem bewußten Judentum zu erziehen suchten.

Im Ersten Weltkrieg wurden 4758 badische Juden zum Wehrdienst einberufen, darunter 488 Freiwillige. 589 von ihnen ließen ihr Leben an der Front für ihr Vaterland —, und das war für sie nicht das Land einer zionistischen Idee, sondern Deutschland. Hier waren sie geboren, hier standen die Wiegen ihrer Vorfahren. Sie fühlten sich durchaus nicht als „fremdländische Schmarotzer", als „vaterlandslose Gesellen", wie sie der Nationalsozialismus in seiner antisemitischen Hetze später charakterisierte. Schon in den Kriegsjahren machten sich die ersten bedrohlichen Anzeichen einer neuen antijüdischen Bewegung bemerkbar.

Die Niederlage Deutschlands führte zur Abschaffung der Monarchien im Reich und in den Bundesstaaten. In Karlsruhe gehörten der Revolutionsregierung die Juden Ludwig Marum und der Reichstagsabgeordnete Dr. Ludwig Haas als Minister für Justiz und Inneres an. Dr. Haas ermöglichte am 11. Nov. 1918 unter eigener Lebensgefahr der Familie des entthronten Großherzogs die Abreise aus

Karlsruhe. Darin zeigten sich nicht nur politisches Kalkül und Achtung vor dem menschlichen Leben. Die Mehrheit des badischen Judentums hing an seinem Herrscherhaus, dem es die Emanzipation und großzügige Förderung in vielen Fragen verdankte.

Die neue badische demokratische Verfassung vom 21. März 1919 stellte alle staatlich anerkannten kirchlichen und religiösen Gemeinschaften rechtlich gleich. Sie erhielten völlige Freiheit für die Verwaltung ihrer inneren Angelegenheiten. Damit wurde das Amt des Regierungskommissärs im Oberrat überflüssig. Einer demokratischen Umgestaltung der Landessynagoge stand nichts im Wege. Am 14. Mai 1923 trat ihre neue Verfassung in Kraft. Die von allen über 25 Jahre alten Juden, die mindestens ein Jahr in Baden wohnten, gewählte Synode bestand in Zukunft aus 29 Abgeordneten der Wahlbezirke, 3 Vertretern der Rabbiner und 2 Abgeordneten der Religionslehrer und Kantoren, deren Interessen bis dahin nicht besonders vertreten wurden. Der Synodalausschuß wurde auf 8 Mitglieder erweitert. Der Oberrat bestand aus 8 — später 9 — auf jeweils 6 Jahre von der Synode gewählten Mitgliedern. Zur Beratung von Religionsfragen wurde er durch 3 von ihm und dem Synodalausschuß gewählte Konferenzrabbiner zur Religionskonferenz erweitert. Ihre Ergänzung fand die Verfassung durch die am 23. Mai 1930 verkündete Gemeindeordnung.

Die wirtschaftlichen Schwierigkeiten in den Nachkriegsjahren und die Auswirkungen der antisemitischen Hetze, die viele jüngere Juden zur Auswanderung veranlaßte, führten zu einem ständigen Rückgang der Mitgliederzahl der Landessynagoge. Auch die Zahl der jüdischen Gemeinden wurde immer kleiner, und viele von ihnen waren der Auflösung geweiht, bevor der Nationalsozialismus an die Macht gelangte. Zu den 170 Gemeinden, die 1827 bestanden, kamen bis 1890 7 hinzu: Freiburg, Kehl, Baden-Baden, Konstanz, Korb (von Württemberg), Offenburg und Lahr. Bis 1884 waren aber 21 Gemeinden ausgestorben, bis 1900 weitere 4. 1933 gab es noch 123 selbständige Gemeinden. Die ehemals 15 Rabbinatsbezirke wurden von nur 8 Rabbinern betreut. Gailingen hatte — wie bereits gesagt — zusätzlich einen Ortsrabbiner.

Die Gesamtzahl der Israeliten war bis 1925 auf 24 064 zurückgegangen (1,1 % der Gesamtbevölkerung). Das bedeutete seit 1900 eine Abnahme um 8 Prozent, während die Bevölkerung sich seitdem um 23,8 % vermehrt hatte! Fast jeder dritte Jude wohnte in Mannheim, ein weiteres Drittel in den übrigen 15 Mittel- und Großstädten, der Rest verteilte sich auf 226 kleinere Orte. In 97 davon wohnten weniger als 10 Juden. Zahlreiche dieser Landgemeinden waren bereits zu dieser Zeit hoffnungslos überaltert. Die Sterbefälle bei den Juden übertrafen die Geburten um fast ein Drittel. Mit diesen düsteren Zukunftsaussichten erlebte das badische Judentum die Machtergreifung der Partei, die den Kampf gegen die Juden zu einem Hauptinhalt ihrer Doktrin gemacht hatte und diese Doktrin schließlich in grausige Wirklichkeit umsetzen sollte.

3. DIE JUDEN IN BADEN UNTER DER HERRSCHAFT DES NATIONALSOZIALISMUS

Der Nationalsozialismus betrachtete die Juden, die sich selbst als Angehörige einer Glaubensgemeinschaft verstanden, als Rasse, und zwar als eine gegenüber den „Ariern" minderwertige Rasse. Bei den Volkszählungen bis 1933 wurde die Konfession angegeben. Von den Maßnahmen der Nationalsozialisten betroffen waren aber darüber hinaus auch zum Judentum übergetretene Nichtjuden, Halbjuden und zum Christentum konvertierte Juden. Die Zahl der Verfolgten war deshalb in vielen Orten höher als die Zahl der Juden, die nach den offiziellen Erhebungen dort wohnten.

Die Partei, die solche unhaltbaren, mit der Aura der Wissenschaftlichkeit umgebenen Theorien aufstellte, machte das Judentum für die schlimmsten Übel der Zeit verantwortlich. Dabei stellte es im Reichsdurchschnitt bei der Volkszählung am 16. Juni 1933 nur 0,9 % der Bevölkerung. Damals lebten in Baden 20 617 Juden in 221 Orten, also 14,3 % weniger als 1925. Von der geschichtlichen Entwicklung her ist es verständlich, daß die Juden in gewissen Berufsgruppen, vor allem im Handel und im Bankgewerbe, stärker vertreten waren, als es ihrem Anteil an der Bevölkerung entsprach. Historisch bedingt war auch die Bevorzugung der Rechtswissenschaft und der Medizin als Studienrichtungen. Jüdische Ärzte hatte es schon im Mittelalter gegeben, und die Rechtswissenschaft erschien als logische Folge des Talmudstudiums, bei dem es um die Erkenntnis des jüdischen Rechtssystems ging. Diese angeblichen „Anomalien" wurden von der Parteipropaganda ins Uferlose übersteigert, und mit Hilfe verfälschender Statistiken wurde den Juden eine Stellung zugeschrieben, die sie niemals besaßen. Obwohl diese Propaganda in krassem Widerspruch zur Wirklichkeit stand, wurde sie von den Anhängern Hitlers geglaubt, solange es ihnen selbst schlecht ging. Auf dem Lande freilich konnte die Propaganda zunächst kaum jemanden täuschen. Schließlich lebte man hier mit den Juden in engster Nachbarschaft und kannte ihre Verhältnisse. Erst massiver Druck ließ hier die guten Beziehungen abreißen. Anders war es in der Anonymität der Großstädte.

Antisemitische Kundgebungen kamen in Baden vor 1933 nur vereinzelt vor. Gelegentliche Friedhofsschändungen wurden noch von allen Zeitungen einhellig verurteilt. Mit der Machtergreifung Hitlers änderte sich das schlagartig. Der Jude wurde zum Volksfeind Nr. 1 gestempelt, diffamiert und entehrt. Am 1. April 1933 wurde im ganzen Reichsgebiet der sogenannte Judenboykott als Abwehrmaßnahme gegen die „Greuelhetze des internationalen Judentums" durchgeführt. Vor allen jüdischen Geschäften, die mit Plakaten und Farbe als solche gekennzeichnet wurden, standen Doppelposten der SA und verwehrten Kauflustigen den Zutritt. Wer danach noch in solchen Geschäften kaufte, mußte damit rechnen, sich mit

Bild und Namensnennung als Judenknecht oder Judenfreund in nationalsozialistischen Zeitungen, den „Flammenzeichen", dem „Führer" oder dem berüchtigten „Stürmer", wiederzufinden. Fast keine badische Gemeinde, die Juden zu ihren Bürgern zählte, blieb vom Boykott verschont. Allerdings konnten die Machthaber nicht verhindern, daß besonders auf dem Lande die jüdischen Geschäfte weiterhin besucht wurden.

Wenige Tage nach dem Boykottaufruf wurden durch das Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom 7. April 1933 alle nichtarischen Beamten zwangsweise in den Ruhestand versetzt, soweit sie nicht Weltkriegsteilnehmer gewesen waren. Betroffen davon waren vor allem Lehrer, Professoren und Verwaltungsbeamte. Zahlreiche Lehrstühle an den Universitäten und Hochschulen in Heidelberg, Freiburg und Karlsruhe wurden vakant. Insgesamt 238 Beamte aus Lehrberufen wurden bis zum Januar 1936 aus rassischen Gründen entlassen. Der nächste Schritt zur „Entjudung" betraf die jüdischen Schauspieler der Staatstheater in Mannheim und Karlsruhe, deren Verträge gekündigt wurden.

Im März 1934 schied das Oberlandesgericht Karlsruhe erstmals in Deutschland eine Ehe aus rassischen Gründen. Der durch die Rassedoktrin aufgeworfene Graben zwischen Juden und Ariern wurde durch die Nürnberger Gesetze vom 15. September 1935 unüberbrückbar gemacht. Zahlreich waren in der Folge auch in Baden die Prozesse wegen Rassenschande, Beschäftigung von arischen Hausangestellten durch Juden oder sonstiger Verstöße gegen diese Gesetze, die die Juden wieder in die Rechtsstellung zurückwarfen, die sie vor der Emanzipation besessen hatten. Das mittelalterliche Schutzjudentum schien wiederaufgelebt zu sein, als Sondersteuern von den Juden erhoben wurden und sie den Davidsstern an der Kleidung tragen mußten.

1935 wurde den Juden das Wahlrecht aberkannt. Auch die letzten Frontkämpfer unter ihnen verloren ihre Beamtenstellen. Immer größere Schwierigkeiten wurden ihnen im täglichen Leben bereitet. Der Zutritt zu öffentlichen Bädern wurde ihnen, z. B. in Mannheim, verboten. Andere Orte stellten Schilder an ihren Ortseingängen auf mit dem Hinweis: „Juden unerwünscht!" Gasthäuser und Hotels zeigten ähnliche Hinweistafeln. In den Kurorten wie Baden-Baden oder Badenweiler unterließ man mit Rücksicht auf das devisenbringende internationale Publikum zunächst solche diskriminierenden Maßnahmen. Mit der Überwindung der wirtschaftlichen Schwierigkeiten und der Beseitigung der Arbeitslosigkeit durch Autobahnbau, Wiederaufrüstung und andere Maßnahmen glaubte man, jetzt auch auf die Juden im Wirtschaftsleben verzichten zu können. Die jüdischen Firmen wurden 1938 in ein besonderes Register eingetragen. Nach und nach wurden den kleineren Geschäften die Konzessionen entzogen. Die größeren Firmen, darunter zahlreiche mit weltweiten Verbindungen, wurden „arisiert", d. h. zwangsenteignet und in arischen Besitz übergeführt oder aufgelöst. Auch den Ärzten und Rechtsanwälten wurde 1938 die Berufstätigkeit verboten, nachdem man schon 1933 einem Teil der Ärzte die Zulassung zu den Krankenkassen entzogen hatte. Sämtliche Juden, darunter auch alle, die sich nur vorübergehend als Besucher in einer Gemeinde aufhielten, wurden seit 1935 in Judenkarteien geführt.

Weitere Maßnahmen der Machthaber schlossen seit 1933 die jüdischen Kinder

und Jugendlichen immer mehr von allen Bildungsmöglichkeiten aus. Zunächst wurde die Zahl der Studenten beschränkt, bis nach der Kristallnacht die Immatrikulation von Juden endgültig verboten wurde. In Baden wurden seit 1935 wieder eigene jüdische Schulen in den größeren Städten eröffnet. Sie mußten nach dem 10. November 1938 ihre Tätigkeit einschränken und nach dem 22. Oktober 1940 gänzlich aufgeben. Seit dem 1. Juli 1942 war jeglicher Unterricht für Juden im Reichsgebiet verboten.

Die Stellung der Landessynagoge als der religiösen Organisation der badischen Juden blieb zunächst unangetastet. Bis 1938 erhielt sie staatliche Zuwendungen und die staatliche Unterstützung bei der Kirchensteuererhebung. Durch das Gesetz vom 28. März 1938 wurde den jüdischen Gemeinden rückwirkend vom 1. Januar 1938 der Charakter von öffentlich-rechtlichen Körperschaften abgesprochen. Sie erhielten den Status eingetragener Vereine und mußten dementsprechend in das Vereinsregister eingetragen werden. Zahlreiche kleine Gemeinden, die inzwischen durch Auswanderung ihrer Mitglieder auf wenige Köpfe zusammengeschmolzen waren, wurden noch vor dem Inkrafttreten der neuen Regelung durch Beschluß des Badischen Staatsministeriums aufgelöst. Am 4. Juli 1939 wurde die „Reichsvereinigung der Juden in Deutschland" als rechtsfähiger Verein gegründet, dem nach und nach alle noch bestehenden Gemeinden in Baden angegliedert wurden. Die Deportation der meisten badischen Juden beendete schlagartig die Existenz einer großen Zahl noch bestehender Gemeinden. Häufig unterblieb ihre Löschung im Vereinsregister und wurde nach dem Kriege nachgeholt. Die nach dem 22. Oktober 1940 noch bestehenden Restgemeinden in den größeren Städten wurden von der „Bezirksstelle Baden-Pfalz in Liquidation der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland" geleitet.

Bis 1938 hatte man auf dem Verwaltungswege systematisch die Rechtsstellung der Juden unterminiert. Viele von ihnen waren inzwischen ausgewandert und versuchten, sich in Übersee, in den europäischen Ländern oder aber in Palästina eine neue Existenz zu schaffen. Die Auswanderung wurde einerseits von den Behörden sehr gefördert, gleichzeitig aber auch wieder erschwert, um vor allem den Abfluß von Kapital zu verhindern. Höhepunkte der Emigration lagen in den Monaten nach der Machtergreifung Hitlers und nach der Verkündung der Nürnberger Gesetze. Nach der Kristallnacht 1938 wuchs die jüdische Auswanderung zur Massenflucht an.

Der erste direkte Schlag traf die zahlreichen aus Polen besonders nach dem Ersten Weltkrieg eingewanderten Juden, denen auf Grund einer Verordnung der polnischen Regierung der Entzug ihrer polnischen Staatsangehörigkeit drohte. Durch die Ausweisung der polnischen Juden als „rassisch unerwünschter Elemente" kam die Reichsregierung den Auswirkungen der polnischen Verordnung zuvor. Zahlreiche Polen in den badischen Großstädten wurden am 28. Oktober 1938 verhaftet und über die polnische Grenze abgeschoben — unerwünscht für Deutschland und Polen. In Baden wurde die Ausweisung etwas humaner gehandhabt als in manchen anderen deutschen Ländern. So wurden meist nur die Männer ausgewiesen. Frauen und Kinder durften zunächst bleiben.

Die Ermordung des Gesandtschaftsrats vom Rath am 7. November 1938 in

der Pariser deutschen Botschaft durch den polnischen Juden Herschel Grynszpan gab den Nationalsozialisten den Vorwand zu einer der schändlichsten Aktionen gegen die Juden, die unter dem verharmlosenden Namen „Reichskristallnacht" in die Geschichte eingegangen ist. An fast allen Orten, an denen Juden wohnten, wurden „spontane" Kundgebungen gegen sie angeordnet. Jüdische Wohnungen und Geschäfte wurden demoliert, vor allem aber die Synagogen. In Baden wurden 6 jüdische Gotteshäuser gesprengt, 23 verbrannt, 61 so gründlich demoliert, daß 31 davon abgerissen werden mußten und 5 von ihnen als Ruinen bis in unsere Tage steinerne Klage erhoben. 4 weitere Synagogen blieben in der Kristallnacht selbst verschont und wurden im Lauf des Krieges abgebrochen. Zahlreiche Juden wurden mißhandelt und zu entehrenden Handlungen gezwungen. Selbst vor dem Mord scheute man nicht zurück, wie etwa die Ereignisse in Eberstadt zeigen. Ein Großteil der männlichen Juden zwischen 18 und 60 Jahren wurde für Wochen und Monate in das Konzentrationslager Dachau eingeliefert. Verhältnismäßig schnell wurden die ehemaligen Frontkämpfer entlassen. Viele „Schutzhäftlinge" kehrten nicht mehr zurück. Die Zahl der Opfer, die dort wie der Gailinger Rabbiner Dr. Bohrer den Tod fanden, steht noch nicht endgültig fest. Über alle Maßen verwerflich war auch die Schändung der zum Teil uralten Friedhöfe. Grabsteine wurden umgeworfen oder zerschlagen, gelegentlich die Marmortafeln mit den Inschriften und Namen entfernt. Der Friedhof in Tiengen z. B. wurde völlig eingeebnet.

Einzelheiten über die Organisation dieser Ausschreitungen wurden in den Synagogenbrandprozessen der Nachkriegszeit aufgehellt. In den allermeisten Fällen stammten die Täter aus Nachbarorten und waren nicht uniformiert. Oft wurden vor der Inbrandsetzung von Synagogen Sicherungsmaßnahmen für umliegende Häuser getroffen. Die Landbevölkerung distanzierte sich weitgehend von diesen Ausschreitungen. Nur in den größeren Städten bekannte sich die SA offen durch ihre Uniform zu ihren Taten und fand auch größere Resonanz bei den Einwohnern. Mancher persönliche Streit mit Juden — oft über weit zurückliegende Begebenheiten — wurde unter dem Deckmantel der „Volkswut" in diesen Tagen ausgetragen. In den Landgemeinden wurde gelegentlich die Schuljugend zu den Zerstörungen beordert. Die Verbrennung der Kultgegenstände und der Synagogeneinrichtungen gestaltete man mancherorts zu einer völkisch-antisemitischen Kundgebung.

Die jüdischen Gemeinden mußten für den Abbruch ihrer Gotteshäuser und die Behebung der Schäden an Wohnungen und Geschäften selbst aufkommen. In vielen Orten erwarb die politische Gemeinde die Ruinengrundstücke. Eine neue Auswanderungswelle war die Folge der Kristallnacht, die auch dem letzten Juden die Augen geöffnet hatte. Viele aber besaßen nicht mehr die Mittel zur Emigration. Durch die den Juden abgepreßte Kollektivkontribution von 1 Milliarde Mark verloren sie ohnehin 20 — 25 % ihres Vermögens als Judenvermögensabgabe. Viele waren auch zu alt, um noch einmal von vorn anzufangen. Sie wollten friedlich in ihrer Heimat sterben, aber auch das wußten die Machthaber zu verhindern. Seit dem 1. Oktober 1941 war schließlich die Auswanderung von Juden aus dem Reichsgebiet verboten.

Der Ausbruch des Zweiten Weltkriegs wurde von seinen Urhebern dem „internationalen Judentum" zur Last gelegt. Neue Maßnahmen verschärften die ohnehin fast unerträgliche Lage der Juden. In Tauberbischofsheim wurden sie durch die Stadt geführt mit Plakaten in den Händen, auf denen in grotesker Verkehrung der Tatsachen die Behauptung zu lesen war: „Wir sind die Kriegshetzer!" In einigen badischen Orten wurden die Juden in besonderen Häusern zusammengepfercht und lebten dort für längere Zeit schlimmer als in einem Gefängnis oder einem Ghetto.

Von langer Hand wurde in den folgenden Monaten die Aktion vorbereitet, durch die Baden und die Pfalz als erste Gebiete des Reiches „judenrein" gemacht werden sollten. Am 22. Oktober 1940 wurden innerhalb weniger Stunden sämtliche ortsanwesenden, transportfähigen Juden — mit Ausnahme der in sogenannten Mischehen mit einem arischen Partner lebenden Personen — zu zentralen Sammelstellen gebracht und dann mit sieben Zügen nach Frankreich abgeschoben. Die Frist zur Vorbereitung, die den Betroffenen blieb, betrug oft weniger als eine Stunde. Mancher nützte sie, um seinem Leben ein Ende zu setzen. In Mannheim allein wählten acht Juden diesen Weg. Mit höchstens 50 kg Gepäck und 100 Mark Bargeld fuhren 5617 badische Arbeiter und Angestellte, Professoren und Dichter, Viehhändler und Hausfrauen ins Ungewisse. Fast unbemerkt von weiten Teilen der Bevölkerung verlief die Verhaftungswelle. Man brachte die Juden in den unbesetzten Teil Frankreichs und überließ es der Regierung in Vichy, mit den insgesamt fast 6500 mittellosen Menschen fertig zu werden. Man hatte es nicht einmal für nötig befunden, sie über die Transporte zu informieren. Die Deportierten wurden zunächst in Gurs am Fuß der Pyrenäen in einem ehemaligen Internierungslager für Flüchtlinge des spanischen Bürgerkriegs untergebracht. Hunger, Kälte und die unbeschreiblich schlechten sanitären Verhältnisse forderten vor allem im ersten Winter zahlreiche Opfer unter den Kranken und Hochbetagten. 97 Jahre alt war der älteste der Vertriebenen.

Vielen der Deportierten gelang von Gurs aus die Auswanderung. Andere wurden in die Lager Noe, Nexon, Rivesaltes oder Récébédou verlegt oder kamen in Altersheime und Krankenhäuser. Etliche wurden auch von der Widerstandsbewegung befreit und lebten in der Illegalität. Seit August 1942 mußte die Vichy-Regierung Handlangerdienste bei der einsetzenden „Endlösung der Judenfrage" leisten. Sie mußte die staatenlosen Juden — und dazu gehörten die bei ihrer Deportation ausgebürgerten Badener und viele der vor dem Krieg nach Frankreich ausgewanderten jüdischen Landsleute — in das Sammellager Drancy überstellen. Von dort aus rollten die Güterzüge mit den unglücklichen Opfern zur Selektion an die Rampen von Auschwitz oder Lublin-Maidanek. Nur Vereinzelte entgingen dort dem Tod in den Gaskammern. Der Staat zog das Vermögen seiner Opfer ein. Hab und Gut wurden mit pedantischer Gründlichkeit bis zum letzten Löffel und Handtuch aufgezeichnet und später versteigert.

Auch viele Juden, die nach Holland und Belgien ausgewandert waren, wurden dort seit 1942 von der Gestapo verhaftet und in den Lagern Westerbork und Malines zum Abtransport nach dem Osten gesammelt. Die meisten von ihnen wurden in Sobibor ermordet.

Nach der „Aktion Gurs" lebten noch rund 820 Juden in Baden. Auch sie wurden in den folgenden Jahren zum größten Teil verhaftet und Transporten aus Württemberg oder Hessen in die Vernichtungslager angeschlossen. Riga, Izbica, Lublin-Maidanek, Maly Trostinec, Sobibor und immer wieder Auschwitz waren die Endstationen ihrer Leidenswege. Ältere Juden wurden seit 1942 zumeist nach Theresienstadt „umgesiedelt". Aber auch von hier aus rollten die Todeszüge nach dem Osten. Die Meldeämter wurden angewiesen, die Abmeldung der Opfer der „Endlösung" unter den Rubriken „unbekannt verzogen" oder „ausgewandert" zu vermerken. Es gehört zur infamen Methode des Nationalsozialismus, daß die „Bezirksstelle Baden-Pfalz" der Reichsvereinigung in Karlsruhe, die 1939/40 an die Stelle des Oberrats getreten war, an der Durchführung der Deportationen beteiligt wurde. Sie erhielt Listen der zur Ausweisung bestimmten Personen und hatte alles Weitere zu veranlassen: die Benachrichtigung der Opfer, ihre Vorbereitung auf den Transport und die Beachtung aller Bestimmungen, die besonders in bezug auf die Vermögenssicherung sehr detailliert waren, und schließlich die Verladung selbst. Über das Ziel der Reise wurde die Bezirksstelle natürlich nicht informiert, aber allmählich ahnte man auch dort das Schlimmste. Nur erleichtern konnten die Männer und Frauen, die zurückblieben, das Schicksal ihrer Glaubensbrüder, wenn auch mit blutendem Herzen. Ändern konnten sie nichts.

Die letzten Deportationen brachten noch im Frühjahr 1945 die in sogenannten Mischehen lebenden Juden nach Theresienstadt, soweit sie nicht untergetaucht waren. Die meisten der Betroffenen wurden dort bald nach ihrem Eintreffen von den vordringenden Siegern befreit. Sie kehrten häufig nur noch an ihre Heimatorte zurück, um ihre Auswanderung aus dem Land voranzutreiben, in dem ihre Vorfahren oft seit Jahrhunderten gewohnt und gearbeitet hatten, ihre Großeltern freie, gleichberechtigte Bürger geworden waren, ihre Eltern eine gesicherte Existenz aufgebaut hatten und sie selbst und ihre Kinder der schlimmsten Verfolgung der Geschichte ausgesetzt wurden. Zurück blieben im Frühjahr 1945 zerstörte oder zweckentfremdete Synagogen und geschändete Friedhöfe.

4. SYNAGOGEN UND JÜDISCHE FRIEDHÖFE IN BADEN

Das jüdische Gotteshaus, die Synagoge, dient einem doppelten Zweck, dem eigentlichen Gottesdienst im Gebet und dem Lehren und Lernen der Gebote; einen Opferdienst gab es nur im Tempel in Jerusalem. Diese Doppelfunktion kommt in der Bezeichnung „Schul" oder „Judenschule" zum Ausdruck, die auch in Baden den frühesten uns bekannten Synagogen in den Quellen gelegentlich zugelegt wurde. Zu ihnen zählen aus dem 13. Jahrhundert die Synagogen in Überlingen und Konstanz, aus dem 14. Jahrhundert die Synagogen in Bruchsal, Heidelberg, Ladenburg, Weinheim und Wertheim. Sie alle wurden in den Verfolgungen des 14. Jahrhunderts zerstört oder enteignet. Die Heidelberger Synagoge wurde 1391 nach der Vertreibung der pfälzischen Juden der Universität geschenkt und in eine Marienkapelle umgewandelt. Das bot keine großen architektonischen Schwierigkeiten. Bis in die Zeit der Emanzipation und darüber hinaus gab es keinen spezifisch jüdischen Baustil und keine besondere Synagogenform. Die jüdische Baukunst war immer orts- und zeitgebunden. Auch die übrigen jüdischen bildenden Künstler verwendeten alle Elemente zeitgenössischer Kunst etwa bei der Anfertigung der kostbaren Kultgegenstände. Wesentliche Bestandteile der Synagoge sind nur der Aron hakodesch, der heilige Schrein, in dem die handgeschriebenen Thorarollen aufbewahrt werden, der Almemor, der erhöhte Platz, von dem aus die Thora verlesen wird, und der siebenarmige Leuchter.

Eine jüdische Gemeinde kann erst dann Gottesdienst feiern, wenn mindestens zehn im religiösen Sinn volljährige Männer beisammen sind. Sie bilden das sogenannte Minjan. Diese Volljährigkeit wird mit der Vollendung des 13. Lebensjahres erreicht.

Die Zehnzahl von Betern wurde in den Jahrhunderten nach den schweren Verfolgungen der Juden in den badischen Gemeinden nicht erreicht. Das lag zum großen Teil daran, daß das Niederlassungsrecht für jeden Ort auf wenige Familien — in der Pfalz waren es in der Regel zwei — beschränkt wurde. Als die Zahl der Juden allmählich anwuchs, benötigte man zunächst kaum mehr als ein gemietetes Zimmer für den Gottesdienst. Nur wenige Vorschriften waren zu beachten, um es für den neuen Zweck herzurichten. Die heilige Lade wurde erhöht möglichst in Ostrichtung aufgestellt. Wesentlich war, daß niemand über der Synagoge wohnen durfte. Typisch dafür ist, daß die bis zum Zweiten Weltkrieg erhaltene älteste Synagoge in Bruchsal im Dachstock des Hauses des Judenvorstehers Süßel untergebracht war.

Mit dem weiteren Wachsen der Gemeinden und mit dem steigenden Wohlstand der Mitglieder wuchs der Wunsch und das Verlangen nach eigenen Kultgebäuden. Zunächst stellten jüdische Privatleute Häuser zur Verfügung und versteigerten

dann die Synagogenplätze, um ihre Unkosten zu decken. Natürlich waren die ersten Plätze die begehrtesten und teuersten, und ihr Besitz spiegelte Ansehen und Reichtum ihrer Inhaber wider. Diese Versteigerungen führten vielfach zu unliebsamen Streitigkeiten, die häufig erst durch Synagogenbauten auf Kosten der Gesamtgemeinde beseitigt werden konnten.

Zu Synagogenbauten kam es abgesehen von den Städten zunächst in einzelnen zentral gelegenen Orten, wo sich die Juden der Umgebung zu gemeinschaftlichem Gottesdienst trafen. So versammelten sich die Juden der oberen Markgrafschaft seit 1546 in Sulzburg, die der unteren Markgrafschaft seit 1690 in Grötzingen. Im Laufe des 18. Jahrhunderts nahm die Zahl der Synagogen vor allem in den größeren Städten zu. Reichere Landgemeinden erwarben zum Teil die Kirchen der reformierten Gemeinden, die durch deren Zusammenschluß mit den lutherischen Gemeinden und Kirchenneubauten überflüssig geworden waren, und richteten sie für ihre Zwecke ein. Wirtschaftlich schwächere Gemeinden bauten oder kauften einfache Häuser, in deren Erdgeschoß der Vorbeter oder Lehrer wohnte und in deren oberem Stockwerk die Gottesdienste stattfanden. Zahlreiche badische Synagogen zeigten bis zu ihrem Untergang dieses schlichte Bild.

Mit dem Beginn der Emanzipation entstand bei der jüdischen Bevölkerung das Bedürfnis nach Gottesdiensträumen, die die steigende Zahl der Beter fassen konnten, und die auch nach außen hin repräsentativer wirkten. Die meisten Synagogen der Landgemeinden wurden zwischen 1820 und 1860 erbaut oder vergrößert und renoviert. Aber auch in den Städten entstanden neue Bauten. Am Aufblühen der Residenz Karlsruhe hatten die Juden einen bedeutenden Anteil. So war es nur natürlich, daß Friedrich Weinbrenner in seiner großartigen Stadtkonzeption die Synagoge nicht vergaß. In klassizistischen Formen mit orientalischen Elementen wurde sie nach dem Grundschema des salomonischen Tempels mit einem von zwei Türmen flankierten Eingang, Vorhof, Kultraum und einer rechteckigen Apsis für die heilige Lade zwischen 1798 und 1806 errichtet. Bis zum Brand von 1871 diente der Holzbau der Gemeinde. Vor allem nach dem Emanzipationsgesetz von 1862, das auch die letzten badischen Städte den Juden öffnete, wurden an vielen Orten neue, große Kultbauten errichtet. Erstmals wurden jüdische Architekten dabei tätig. In ihren äußeren Formen unterschieden sie sich jetzt allmählich von Kirchenbauten. Sie spiegeln aber auch die richtungslose Baukunst ihrer Zeit wider. Wir finden unter ihnen vor allem neuromanische Bauten (Müllheim, Konstanz, Kippenheim), zum Teil mit klassizistischen Elementen. Maurische Einflüsse zeigen in ihren Fensterformen die Synagogen von Altdorf und Rust. Eine besondere architektonische Gestaltung, die einen Bau von vornherein als Synagoge kenntlich machte, gab es nicht, sieht man von gelegentlichen Verzierungen der Giebelspitze mit dem Davidstern oder den Gebotstafeln ab. Der Versuch der Abkehr vom üblichen Kirchenschema wird in den bedeutenden Synagogenbauten Professor Levys in Pforzheim und Rastatt deutlich. Zwischen 1862 und 1900 entstanden auch die neue Karlsruher Synagoge von Durm, die Synagogen in Mannheim, Baden-Baden, Freiburg i. Br. und Bruchsal.

Damit war der Gipfel der Entfaltung des badischen Judentums überschritten. Nur wenige Bauten wurden noch nach 1900 errichtet. Der letzte Neubau vor dem

Beginn des Dritten Reiches wurde 1928 in Gernsbach eingeweiht. Die kleinen Landgemeinden starben aus oder konnten das Minjan auch durch Zusammenschluß mehrerer Gemeinden nicht mehr aufbringen. Von über 140 Synagogen, die 1890 vorhanden waren, wurden bis 1933 25 und bis zur Kristallnacht 1938 weitere 22 verkauft, weil niemand mehr da war, der diese zunächst durch einen natürlichen Prozeß, später durch Maßnahmen der Gewalthaber überflüssig gewordenen Gebäude unterhalten konnte. Von diesen 47 Bauten stehen noch 19, davon 10 als Wohnhäuser. 4 dienen kulturellen, 5 gewerblichen Zwecken. Die übrigen mußten wegen Baufälligkeit meist bald nach dem Verkauf abgerissen werden. Die Synagoge in Grünsfeld ging 1931 in Flammen auf. Über fast 100 jüdische Gotteshäuser brach 1938 die Katastrophe der Kristallnacht herein.

Über den alten jüdischen Friedhöfen Badens liegt eine eigenartige friedvolle Stimmung. Nach jüdischer Lehre soll die Ruhe der Toten nicht gestört werden. Solange es keine staatlichen Vorschriften für die Friedhofsanlagen gab, wurde an den Gräbern nach der Errichtung der Grabsteine nichts mehr geändert. Die Steine versanken in der Erde oder stürzten um. Kultischen Vorschriften gemäß wurden sie in diesem Zustand belassen und erweckten bisweilen den Eindruck von Ungepflegtheit, aber zugleich den des Altehrwürdigen.

Die ältesten mittelalterlichen badischen Friedhöfe etwa in Überlingen oder Heidelberg sind verschwunden. Ihre genaue Lage kann — wenn überhaupt — nur unter Schwierigkeiten ermittelt werden. Ihre Grabsteine wurden nach der Vertreibung der Juden zum Teil zu Bauzwecken verwendet. Die heute noch existierenden alten Judenfriedhöfe entstanden meist seit dem 16. Jahrhundert. Älter ist der Wertheimer Friedhof, dessen ältester erhaltener Grabstein aus dem Jahre 1405 stammt. Zunächst wurden den Juden abgelegene, für andere Zwecke unbrauchbare Grundstücke angewiesen, auf denen die Toten eines größeren Gebietes bestattet wurden. Die Kosten für den Grunderwerb und die Unterhaltung trugen Begräbnisverbände, zu denen sich manchmal recht zahlreiche Gemeinden zusammenschlossen. Nichtmitglieder des Verbandes mußten erhöhte Taxen für die Bestattung entrichten. So kam es, daß die Juden ihre Toten oft über große Entfernungen, manchmal über die Landesgrenzen hinaus zur Beisetzung bringen mußten. Es kam vor, daß für die Leichen Zoll wie für eine Ware entrichtet werden mußte. Solche Verbandsfriedhöfe entstanden abseits der Orte in hügeligen Wäldern, auf Bergkuppen und an für den Pflug zu steilen Hängen. Wir finden sie in Unterbalbach für die Untertanen des Deutschen Ordens in der Mergentheimer Gegend, in Sulzburg für das badische Oberland, in Heinsheim, Hemsbach, Külsheim, Bödigheim, Schmieheim und Obergrombach. Auf manchen von ihnen zählt man mehrere 1000 Gräber.

Diese Friedhöfe, die zum Teil heute unter Denkmalschutz stehen, zeigen in ihren oft kunstvoll gestalteten Grabsteinen die Verehrung der Toten in einer Form, die anders als beim Synagogenbau als typisch jüdisch zu bezeichnen ist. Die ältesten Grabsteine weisen noch schlichte romanische Formen auf. Sie sind vollständig hebräisch beschriftet. Die Texte und die monumentale Wirkung der hebräischen Buchstaben verraten Gestaltungskraft eigener Prägung in Abwandlung zeitgenössischer Stilformen. Zu den eindrucksvollsten Leistungen der jüdischen Grabsteinkunst gehören die Denkmale aus der Barockzeit. Die Texte bleiben hebräisch, doch

werden die Steine jetzt mit kunstvollen Ornamenten verziert. Häufig wiederkehrende Motive sind die zum Segen ausgebreiteten Hände, die den Nachfahren aus dem Stamme Arons bezeichnen, oder der Wasserkrug für den Abkömmling des Stammes Levi. Die Krone ist das Sinnbild für den guten Namen, die Weinrebe das Symbol erfolgreichen Wirkens. Zahlreiche Motive gehen auf entsprechende Stellen in der Heiligen Schrift zurück, andere sind aus dem Brauchtumsschatz übernommen worden. Im Laufe des 19. Jahrhunderts geht diese Blüte der jüdischen Grabsteinkunst dem Ende zu.

Seit der Emanzipation durften die Juden in jeder Stadt ihre Friedhöfe anlegen. Die kunstvollen Steine, die auf den großen Verbandsfriedhöfen ins Auge fallen, traten seitdem schon deswegen zurück, weil sie nun in einer Masse künstlerisch bedeutungsloser Monumente standen. Die Assimilierungsbestrebungen führten dazu, daß die Formen der Grabsteine sich den christlichen anpaßten und deren Auswüchse, wie die Monumentalisierung, und auch deren Geschmacklosigkeiten mitmachten. Die Namen wurden zunächst deutsch geschrieben, später auch Teile der übrigen Texte. Schließlich gab es jüdische Grabsteine ohne hebräische Schriftzeichen, die sich in keiner Weise von nichtjüdischen Steinen unterscheiden.

Für die neuangelegten jüdischen Friedhöfe des 19. und 20. Jahrhunderts galten bestimmte Sicherheitsvorschriften. Die Grabsteine erhielten feste Sockel, konnten also nicht mehr in die Erde einsinken oder umstürzen. Während über den alten Friedhöfen ein Hauch von Romantik liegt, wie etwa die Bilder von Hemsbach oder Randegg zeigen, sind die neuen eher nüchtern zu nennen. Besonders vor ihnen machten die Nationalsozialisten in ihrem Wüten in der Kristallnacht nicht halt, während die alten Friedhöfe durch ihre abseitige Lage und den Denkmalschutz, den sie genossen, im wesentlichen unbehelligt blieben. Auf den neuen, in den Ortschaften liegenden Friedhöfen wurden in vielen Fällen Grabsteine umgeworfen und zertrümmert oder die Marmortafeln mit den Inschriften zerschlagen. Der Friedhof in Tiengen wurde, wie bereits erwähnt, sogar dem Erdboden gleichgemacht. Heute sind alle jüdischen Friedhöfe unter Aufsicht und Beratung des Oberrats wieder instandgesetzt und werden mit öffentlichen Mitteln gepflegt. Sie überdauerten das Regime, dessen Wüten die Synagogen zum Opfer fielen.

ADELSHEIM KR. BUCHEN

Die Stadt Adelsheim war bis zu ihrem Anfall an Baden 1806 im Besitz der zum Ritterkanton Odenwald gehörenden Herren von Adelsheim. Kaiser Ludwig der Bayer verlieh 1338 den „vesten Mannen Beringer und Boppen von Adolzheimb" das Recht, vier seßhafte Juden mit ihrem Gesinde zu halten. Diese Zahl von Judenfamilien wurde bis 1806 eingehalten. 1825 lebten 41, 1875 61, 1900 58, 1925 27 und 1933 35 Juden in Adelsheim.

Um 1690 mußte jeder Adelsheimer Schutzjude ein jährliches Schutzgeld von 10 Gulden entrichten, am Ende des 18. Jahrhunderts dagegen 21 Gulden 2 Kreuzer. Außerdem mußte von jedem geschächteten Stück Vieh die sogenannte Stichzunge an die Ortsherrschaft abgeliefert werden. Für die Erlaubnis, Gottesdienst halten zu dürfen, verlangten die Freiherren jährlich 4 Gulden „Schulgeld". Nach mündlicher Überlieferung soll im zweiten Stock des von Melchior Keller 1418 in der Torgasse erbauten, 1952 abgerissenen Hauses jüdischer Gottesdienst gehalten worden sein. Später befand sich die „Judenschule", wie der landläufige Ausdruck für Synagoge lautete, in einem längst abgerissenen Gebäude im Hof des Oberschlosses. Von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Bau der Synagoge in der Tanzbergstraße im Jahre 1889 waren Synagoge und Bad in der „Seestadt" untergebracht, im heutigen Haus Turmgasse 27. Einige Jahre zuvor legten die drei jüdischen Gemeinden Adelsheim, Sennfeld und Korb einen gemeinsamen Friedhof auf Sennfelder Gemarkung an. Bis dahin war der Bezirksfriedhof Bödigheim mitbenützt worden. Seit 1827 gehörte Adelsheim zum Rabbinatsbezirk Merchingen. 1921 wurden die Juden der aufgelösten Gemeinde Sindolsheim vorübergehend der Gemeinde Adelsheim angeschlossen.

1809 nahmen die Juden der gesetzlichen Vorschrift folgend Familiennamen an, und zwar Alexander, May, Bieringer, Billigheimer und Hahn. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts betrieben jüdische Einwohner eine Branntweinbrennerei, ein Manufakturwarengeschäft, eine Wollhandlung, eine Metzgerei mit Viehhandlung und die Gastwirtschaft „Zur Rose". Dem Rosenwirt Machul Alexander wurden bei den Unruhen im März 1848 die Fenster eingeschlagen. Man nahm an, seine Frau habe der freiherrlichen Familie zur Flucht verholfen. Die Vermutung, daß diese Hilfe und nicht Antisemitismus der Beweggrund für die Ausschreitungen war, wird dadurch erhärtet, daß sich unter den Aufrührern, die am gleichen Tag auch in das Schloß der Grundherrschaft eindrangen, um die Urkunden zu vernichten, der Judenlehrer Haas aus dem benachbarten Sennfeld befand. Das Verhältnis zu den christlichen Mitbürgern war bis zum Dritten Reich gut. An allen Festlichkeiten der Stadtgemeinde beteiligten sich auch die Juden. Ebenso leisteten sie Beiträge für

die Bedürfnisse der christlichen Konfessionen, so bei der Renovierung der evangelischen Kirche in Adelsheim und der katholischen Kapelle im benachbarten Hergenstadt. Ständig waren zwei Mitglieder der jüdischen Gemeinde Vertreter im Bürgerausschuß.

Vor dem Ersten Weltkrieg wollte die Rothschild'sche Stiftung auf dem Eckenberg eine Lungenheilanstalt für Leichterkrankte und Erholungsbedürftige aller Konfessionen unter jüdischer Leitung errichten. Wegen großer Widerstände von verschiedener Seite wurde das Vorhaben aufgegeben, das bereits dafür erworbene Grundstück wieder verkauft und dafür die Anstalt in Nordrach Kr. Wolfach erweitert.

Wirtschaftliche Bedeutung für die Stadt hatte die Schuhfabrik der Gebrüder Bieringer, die etwa 50 Personen beschäftigte. Die Firma wurde noch vor dem Ersten Weltkrieg nach Nürnberg verlegt. Moses Bieringer besaß bis 1938 in Adelsheim ein Schuhgeschäft. Außerdem betrieben 1933 Heinrich Goldschmidt ein Manufakturwarengeschäft, Adolf Schorsch einen Großhandel mit Landesprodukten, Futtermitteln und Kohlen, Max Alexander einen Kleinhandel mit Fetten und Ölen, Adolf Rosenfeld ein Viehhandelsgeschäft und der Buchbinder Josef Kahn neben seinem Handwerksbetrieb gleichzeitig ein Schreibwarengeschäft. Abgesehen von Josef Kahn, der frühzeitig mit seiner Familie nach Palästina auswanderte, konnten alle ihre Geschäfte bis 1938 behaupten, da der Boykott im wesentlichen nur von den nationalsozialistischen Wortführern, nicht aber von der übrigen Bevölkerung beachtet wurde.

Der Tag des Boykottaufrufs, der 1. April 1933, verlief ohne Zwischenfall. Am Abend hielt der von der Partei eingesetzte Bürgermeister vor dem Gasthaus „Zur Krone" eine Hetzrede gegen die Juden. In der Folge handhabte er das Schächtverbot streng; an Samstagen ließ er in den öffentlichen Anlagen die Ruhebänke entfernen, damit sie von den jüdischen Einwohnern nicht benützt werden konnten. Er stellte auch die Leute auf offener Straße zur Rede, die in jüdischen Geschäften weiterhin einkauften.

Der Ortsgruppenführer marschierte bisweilen mit seiner Abteilung durch die Hauptstraße der Stadt mit dem Lied: „Wenn's Judenblut vom Messer fließt . . ". Diese Parole wurde in die Tat umgesetzt, als der Judenvorsteher Adolf Schorsch bei hellem Tage überfallen und durch Messerstiche ernsthaft verletzt wurde. Als 1935 David Keller starb, verweigerte man die Benützung des Leichenwagens zur Beerdigung. Diese Umtriebe bewogen weitere Familien mit insgesamt 20 Personen zur Auswanderung. 1937 wanderte die Familie Bloch nach Palästina und die Familie Saly Rosenfeld nach den USA aus. Die Kinder der vier zurückbleibenden Familien wurden ebenfalls ins Ausland geschickt. Von den Auswanderern kehrte nur das Ehepaar Kahn nach dem Kriege nach Deutschland zurück.

In der Kristallnacht wurde die Inneneinrichtung der Synagoge vollständig zerstört, die Gesetzesrollen öffentlich verbrannt. Im Herbst 1939 verbot der Ortsgruppenleiter den noch anwesenden Juden das Verlassen ihrer Wohnungen. Nur in der Zeit von 14 bis 16 Uhr durfte eine Person Einkäufe machen. Auf Beschwerde des Oberrats der Israeliten Badens beim Landrat in Buchen veranlaßte die Kreisleitung die Zurücknahme des Verbots.

Am 22. Oktober 1940 wurden die letzten 8 Adelsheimer Juden nach Gurs deportiert, die Eheleute Max und Berta Alexander, Heinrich und Ernestine Goldschmidt, Adolf und Katharina Rosenfeld sowie Adolf und Bona Schorsch. Nur Adolf Schorsch gelang es, 1941 von Gurs aus nach den USA auszuwandern, nachdem seine Ehefrau im Lager gestorben war. Die Eheleute Goldschmidt und Max Alexander starben in den Lagern Récébédou und Nexon. Berta Alexander, der Schwerkriegsbeschädigte Adolf Rosenfeld und seine Ehefrau Katharina wurden im August 1942 über Drancy nach Auschwitz deportiert, wo sie den Tod fanden. Max Fleischmann und sein Sohn Gerd wurden von Lörrach aus nach Gurs deportiert und sind ebenfalls in einem Vernichtungslager im Osten umgekommen. Seiner Frau und dem Sohn Hans war es noch gelungen, von Lörrach aus nach der Schweiz bzw. nach England zu entkommen.

Das entweihte Synagogengebäude in Adelsheim kaufte 1939 die Stadt. Heute dient es der Landwirtschaftlichen Einkaufsgenossenschaft als Milchsammelstelle.

Lit.: Gottlieb *Graef,* Die Adelsheimer Schutzjuden, in: Fränk. Blätter 2 (1919) Nr. 5. — *Ders.,* Alte Adelsheimer Bürgerhäuser, ebd. Nr. 11. — *Ders.,* Bauernaufruhr, ebd. (1924), Nr. 4 — 7. — E. *Weiß,* Adelsheim im Wandel der Zeiten, in: Zwischen Neckar und Main 11 (1927).

ALTDORF KR. LAHR

Zwischen 1783 und 1787 kauften die Freiherren von Türkheim von den Herren von Gail und von Auffenberg die ursprünglich als baden-badische, nassauische und straßburgische Lehen den Herren von Endigen überlassenen Teile von Altdorf. Das zum Ritterkanton Ortenau gehörige Dorf wurde 1806 badisch.

Während und nach dem Dreißigjährigen Krieg siedelten sich in Altdorf Juden an. Als 1716 die Juden aus Ettenheim vertrieben wurden, kamen einige vorübergehend hierher, wo sie dem Zugriff des Straßburger Bischofs entzogen waren. Die Altdorfer Juden lebten in der Hauptsache vom Viehhandel. Offenbar bestand für sie kein Schächtverbot, und sie versorgten deshalb die ganze Umgebung mit Fleisch. 1771 mußte die Stadt Ettenheim verbieten, bei ihnen Fleisch zu kaufen, wie es bis dahin besonders am Sonntagmorgen geschehen war. Selbst die zünftigen Metzger wurden beschuldigt, über Nacht ganze Viertel geschächteten Fleisches nach Ettenheim hereingebracht und weiterverkauft zu haben. 1785 erhielten die Juden von Orschweier vom Freiherrn von Brandenstein die Erlaubnis, in Altdorf ihren Fleischbedarf zu decken.

Im 19. Jahrhundert entwickelte sich die jüdische Gemeinde zur zweitgrößten im Kreis Lahr. 1809 wohnten 52 Judenfamilien im Ort; 1825 waren 244 Juden (20,2 % von 1205 Einwohnern), 1875 243 (21,4 % von 1135), 1887 236, 1895 205, 1900 177 (15,7 % von 1125), 1925 68 (6,1 % von 1032) und 1933 nur noch 51 Juden in Altdorf ansässig.

1827 wurde die Gemeinde dem Rabbinatsbezirk Schmieheim zugeteilt, dessen Sitz 1893 nach Offenburg verlegt wurde. Die Synagoge wurde um die Mitte des 19. Jahrhunderts, wahrscheinlich an Stelle einer älteren, die zu klein geworden

war, erbaut. Die Toten fanden auf dem Verbandsfriedhof in Schmieheim die letzte Ruhe. Eine jüdische Volksschule bestand bereits 1835. Das rituelle Frauenbad wurde seit dem zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts von den Ettenheimer Jüdinnen mitbenützt.

1933 gab es in Altdorf eine koschere Metzgerei und eine Mazzoth-Bäckerei. Andere Juden betrieben Vieh-, Textil-, Branntwein- und Tabakhandel sowie ein Antiquitätengeschäft. Bis 1929 bestand auch eine rituelle Gastwirtschaft.

Das Verhältnis zwischen Juden und Christen war seit der Machtübernahme durch Hitler nicht immer frei von Spannungen. Ein 60jähriger jüdischer Reisender wurde 1936 wegen Rassenschande zu 18 Monaten Zuchthaus und Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte auf 3 Jahre verurteilt. Nach der Strafverbüßung kam er 1938 in das Konzentrationslager Dachau, wo er im Juli 1941 starb. 1938 befanden sich nur noch wenige Familien in Altdorf. 16 Personen war die Auswanderung geglückt, fast 30 waren in andere Städte verzogen, 6 in ihrer Heimatstadt verstorben. In der Kristallnacht 1938 wurden die Inneneinrichtung der Synagoge und jüdische Wohnungen demoliert. Die Männer kamen vorübergehend nach Dachau.

Am 22. Oktober 1940 wurden 13 Juden aus Altdorf nach Gurs deportiert. Dort starb 1941 Emil Rothschild; Ida Blum starb 1942 im Lager Noe. Emma Groß, das Ehepaar Levi, Simon Scheibe, Hilde und Klara Wertheimer wurden im August 1942 von Gurs nach Auschwitz verschickt und sind wahrscheinlich dort umgekommen. 4 Altdorfer Jüdinnen erlebten das Kriegsende in Frankreich.

Das Synagogengebäude wurde von der Gemeinde Altdorf erworben. Es dient heute nach gründlicher Instandsetzung als Betriebsgebäude einer chemischen Fabrik, und nichts erinnert mehr an den ursprünglichen Zweck.

Lit.: Albert *Kürzel,* Die Stadt Ettenheim und ihre Umgebung. 1883.

ANGELTÜRN KR. TAUBERBISCHOFSHEIM

Angeltürn war vor dem Anfall an Baden 1806 im Besitz der Freiherren von Fick, die zum pfälzischen Niederadel gehörten. 1722 waren dort Juden ansässig. Ihre Zahl stieg bis 1825 auf 48 (19,1 % von 251 Einwohnern). Die Gemeinde wurde 1827 dem Rabbinatsbezirk Merchingen zugewiesen. Obwohl eine Synagoge und ein Frauenbad im 19. Jahrhundert errichtet wurden, stagnierte die Zahl der Gemeindemitglieder (1875 46) und nahm schließlich rapide ab. 1900 wohnten nur noch 10 Juden in Angeltürn. Am 11. Dezember 1913 wurde deshalb die Gemeinde aufgelöst. Von den drei hochbetagten Juden, die 1933 noch dort lebten, starb eine Jüdin in Angeltürn. Die Brüder Freudenberger verzogen 1938 in das jüdische Altersheim nach Gailingen.

BABSTADT KR. SINSHEIM

Die kleine Gemeinde in dem vor 1806 zum Schwäbischen Ritterkreis zählenden

Dorf Babstadt wird bei der Bezirkseinteilung von 1827 dem Rabbinat Sinsheim zugewiesen. 1825 hatte sie 9 Mitglieder, wurde aber bald danach aufgelöst. Um 1900 lebte kein Jude mehr in Babstadt.

BADEN-BADEN

Baden-Baden, der in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts zur Stadt erhobene, namengebende Sitz der Markgrafen von Baden, blieb nach der Landesteilung von 1535 Residenz der baden-badischen Linie, bis 1705 Rastatt diese Stelle einnahm. Seit 1771 gehörte es zu der wiedervereinigten Gesamtmarkgrafschaft Baden.

Schon um 1600 suchten „zu Badenfahrt Zeiten" auch Juden die Heilquellen von Baden-Baden auf. Seit 1766 nannte man die Quelle „Zum Trompeter" oder „Zum Greifvogel" — so hießen Gasthäuser des 17. Jahrhunderts, die das Wasserrecht an der Quelle besaßen — auch „Judenbrühbronnen" oder „Judenquelle". Sie war nach der Hauptquelle, in deren unmittelbarer Nähe sie entsprang, mit 5 732 badischen Kubikfuß innerhalb 24 Stunden die ergiebigste Quelle. Seit 1740 leitete man ihr Wasser in den „Hirschen", später in den „Roten Löwen", wo die Juden ihren Aufenthalt zu nehmen pflegten. Durch die Quellfassungsarbeiten von Oberbaurat Gerwig in den Jahren 1868—1871 wurde die Judenquelle mit der Ungemachquelle und der Höllquelle zu dem sogenannten Hauptstollen oder „Friedrichsquelle" zusammengefaßt.

Außer zu Kuraufenthalten war es zunächst keinem Juden erlaubt, sich in der Residenzstadt Baden-Baden selbst niederzulassen. Von 1349 bis 1688 wohnten keine Juden in der Stadt. 1688 siedelte der Jude Hirtzel von Bühl nach Baden über. Im gleichen Jahr werden der Jude Aron und seine Brüder erwähnt. 1701 lebten eine, 1721 und 1724 je zwei Judenfamilien im aufblühenden Kurbad. Vermutlich handelte es sich dabei um Pächter einer Heilquelle für die Juden, die den jüdischen Kurgästen zugleich Unterkunft in ihrem Haus gaben und deswegen vorübergehend geduldet wurden. Bei der Volkszählung im Jahr 1825 war wiederum kein Jude in Baden-Baden ansässig. Zeitweilig waren 1834 einer und 1836 bis 1838 zwei Juden in der Stadt wohnhaft, aber auf die Dauer durften sie nicht bleiben. Noch 1851 verweigerte die Stadt den Juden die Niederlassung, und noch 1861 versagte sie dem Baron von Rothschild fast einstimmig das Bürgerrecht, obwohl die Regierung sein Gesuch befürwortet hatte. Erst 1862 erteilte Baden-Baden als eine der letzten badischen Gemeinden Juden die Aufenthaltsgenehmigung. Infolge der Landflucht entwickelte sich in kurzer Zeit eine größere jüdische Gemeinde. 1855 lebten 4, 1865 18, 1869 28, 1873 45, 1875 84, 1900 192, 1905 213, 1910 302 und 1925 435 Juden in der Badestadt.

1867 wurde für die ortsansässigen und die zur Kur weilenden Juden im Hotel Baldreit ein Betsaal eingerichtet. 1883 gründete man eine Stiftung zur Bestreitung der Miete für diesen Saal und für die sonstigen religiösen Bedürfnisse. Die Überschüsse waren für den Bau einer eigenen Synagoge gedacht. 1884 wurde ein Religionsverein zur regelmäßigen Abhaltung des Gottesdienstes und zur Förderung der sonstigen religiösen Einrichtungen, insbesondere des Religionsunterrichts gebil-

det. An seine Stelle trat 1890 eine mit Körperschaftsrechten begabte israelitische Religionsgemeinde, die der Bezirkssynagoge Bühl zugewiesen wurde. Zur Unterstützung hilfsbedürftiger Frauen wurde 1880 der israelitische Frauenverein gegründet, 1890 eine Armenkasse eingerichtet. Außerdem gab es in Baden-Baden ein jüdisches Erholungsheim für Frauen und Mädchen. 1898 erbaute die Gemeinde die schöne romanische Synagoge in der Stephanienstraße nach den Plänen von Prof. Ludwig Levy von der Baugewerbeschule Karlsruhe. Sie konnte am 16. August 1899 eingeweiht werden. Der 1921 angelegte Friedhof befindet sich oberhalb des christlichen Friedhofs in Lichtental an der Eckbergstraße.

Die erste Volkszählung nach der Machtergreifung Hitlers wies 260 Glaubensjuden in Baden-Baden nach. Unter diesen befinden sich die wenigen jüdischen Einwohner des 1928 eingemeindeten Stadtteils *Oos*, die zu einer jüdischen Filialgemeinde zusammengeschlossen waren.

1933 praktizierten in der Badestadt 11 jüdische Ärzte, 1936 noch 7. Ferner gab es 5 jüdische Rechtsanwälte. 7 Fabrikanten aus der näheren Umgebung hatten in Baden-Baden ihren Wohnsitz. 16 Juden waren selbständige Kaufleute, 24 kaufmännische Angestellte, 7 Vertreter. Auch in anderen akademischen und landwirtschaftlichen Berufen waren Juden tätig. Frau Elsa Weiß war Inhaberin der Kunsthandlung „Galerie Weiß". Die Märchenschriftstellerin Anna Betah geb. Kuhn, die Schauspielerin Charlotte Eggarter, der Schauspieler und Theaterintendant Gerhard Fischer und die Vortragskünstlerin Selma Seiser gehörten zu den Bürgern der Stadt. Der städtische Musikdirektor Ernst Mehlich war ebenfalls Jude. Im November 1933 mußte er seine Stellung aufgeben und wanderte deshalb im folgenden Monat nach Brasilien aus. Im Besitz jüdischer Bürger befanden sich das Hotel Central und das Hotel Tannhäuser.

Mit Rücksicht auf die ausländischen Kurgäste vermied man bis 1937 öffentliche Diskriminierung der Juden. Viele Juden aus allen Teilen Deutschlands zogen deshalb, sei es zur Kur, sei es zur Vorbereitung der Auswanderung, nach Baden-Baden. 1938 aber ließ man auch hier alle Rücksichten fallen. Die Liegewiesen hinter der Kurhausdirektion wurden wie das Kurhaus selbst für die Juden gesperrt. Der Besitzer eines Hotels schmückte den Eingang mit den auffallenden Lettern: „Hunden und Juden Zutritt verboten". Nur noch vier Hotels durften Juden aufnehmen.

Die Kristallnacht verlief in Baden-Baden so, daß nicht einmal der Versuch gemacht wurde, die Zerstörung als Ergebnis der „Volkswut" herauszustellen. Am 10. November 1938 gegen 3 Uhr morgens wurde der Synagogenverwalter geweckt, damit er die Synagoge und das Gemeindehaus aufschließe; sie wurden nach Waffen durchsucht. Um 8 Uhr morgens mußte seine Frau erneut die Synagoge öffnen, und die Gestapo entnahm die Kultgegenstände. Um 2 Uhr mittags rückte die Feuerwehr an und bespritzte das neben der Synagoge stehende Gemeindehaus mit Wasser. Dann wurde das Gotteshaus niedergebrannt. Während dieser Zeit wurde im Synagogenhof das Schofar (das kultische Blasinstrument aus dem Horn eines Widders) geblasen. Die Thorarollen, Gebetbücher und andere Ritualien konnte der Verwalter nach seiner Entlassung aus Dachau beim Chef der Gestapo abholen; Silbergerät und Schofar wurden zurückbehalten. Die Abhaltung von Gottesdiensten

wurde nicht mehr erlaubt. Die ausgebrannte Synagoge riß man trotz Einspruch verschiedener Architekten ab und richtete den Platz als Parkanlage her.

Bevor die Synagoge angesteckt wurde, hatte man frühmorgens etwa 60 jüdische Männer, darunter auch Kurgäste, zur Polizei gebracht. Von dort führte man sie in Marschkolonne durch die Stadt, wobei verschiedene geschlagen und von der Jugend angespuckt wurden. Am Leopoldsplatz riefen die SS-Leute der versammelten Menge zu: „Hier habt ihr die Juden, macht mit ihnen, was ihr wollt!" Aber auch nicht eine Hand rührte sich. Es ging nun zur Synagoge. Alle Männer mußten sich mit entblößtem Haupt in die Bänke setzen. Oberstudienrat Dr. Arthur Flehinger mußte auf dem Almemor, von dem sonst die Thora verlesen wurde, flankiert von zwei SS-Leuten, aus Hitlers „Mein Kampf" vorlesen. Anschließend übte man mit den Männern das Horst-Wessel-Lied ein. Des blasphemischen Spieles müde, trieben die SS-Leute die Juden schließlich aus der Synagoge. Danach wurden sie zum jüdischen Hotel Central geführt, wo sie abgespeist werden mußten. Am Nachmittag wurde der Kantor Grünfeld zur brennenden Synagoge geführt, um seinen Leidensgenossen von dem Geschehenen Meldung machen zu können. Den Synagogenverwalter rettete ein Feuerwehrmann davor, daß er nicht in die brennende Synagoge geworfen wurde. Nach Aussonderung der Alten und Kranken wurden etwa 40 Männer unter 60 Jahren nach Dachau gebracht. Ein Kurgast aus Mannheim starb dort.

Von 1933 bis 1943 starben in Baden-Baden 101 Juden, darunter viele Kurgäste und Zugezogene, sowie 15 Personen, die den freiwilligen Tod dem ungewissen Schicksal der Deportation vorzogen.

Am 22. Oktober 1940 wurden 106 Juden nach Gurs deportiert. Von ihnen starben 22 in französischen Lagern, mindestens 14 in Auschwitz und einer in Lublin-Maidanek. Von den Zurückgebliebenen — 1941 wurden noch 44 Juden im Stadtkreis gezählt — wurden 1942 Klara Bielefeld und Jenny Salberg nach Lublin, Anna Maria Michaelis 1942, 1944 Libe Grünwald, Gertrud Katz, Dina Spiekenheuer und Martha Wingenroth und 1945 Maria Vierling nach Theresienstadt verschleppt. Nur Gertrud Katz und Martha Wingenroth kehrten in ihre Heimatstadt zurück, alle übrigen sind umgekommen.

Die längst vernichtete israelitische Gemeinde Baden-Baden e. V. wurde am 23. Februar 1951 formell im Vereinsregister gelöscht. Die wenigen wieder in Baden-Baden wohnenden Juden gehörten der Landesgemeinde Baden mit dem Sitz in Freiburg an. Das Synagogengrundstück erwarb eine Industriefirma.

1956 wurde die jüdische Gemeinde Baden-Baden wiederbegründet. Der Gottesdienst wird noch in einem von der Bäder- und Kurverwaltung als Betsaal zur Verfügung gestellten Raum abgehalten, doch ist der Neubau einer Synagoge in der Friedrichstraße vorgesehen. Der Friedhof ist wieder geöffnet.

Lit.: E. H. Th. *Huhn,* Baden-Baden, das Murgtal, Renchtal, Wildbad und Umgebungen. 1868. — F. J. *Krapf,* Beschreibung der warmen Bäder zu Baden. 1794. — Johann *Loeser,* Geschichte der Stadt Baden. 1891. — C. W. *Schnars,* Baden-Baden und Umgebung. 1878. — Aloys *Schreiber,* Baden in der Markgrafschaft. 1805. — H. *Schreiber,* Baden. Seine Heilquellen, seine Saison und seine Umgebung. 1857.

BAD MINGOLSHEIM KR. BRUCHSAL
mit Langenbrücken

Das Dorf Mingolsheim gehörte seit dem 13. Jahrhundert zum Hochstift Speyer. Bei der Säkularisation des Hochstifts 1803 fiel es an Baden. Seit 1964 führt Mingolsheim die Bezeichnung „Bad".

Die Anfänge der jüdischen Gemeinde Mingolsheim gehen ins 18. Jahrhundert zurück. Um 1740 wohnten hier vier Judenfamilien, 1785 sechs. Wie das Meisterbuch der Metzgerzunft vom Jahre 1794 berichtet, klagte damals Meister Schreieck von Mingolsheim, daß die Juden Kelme und Sekel von Malsch verordnungswidrig zu Mingolsheim geschlachtet und das Fleisch dort verkauft hatten, wodurch ihm Nachteile entstanden waren. Beide Juden wurden zu einer Strafe von je zwei Gulden verurteilt. Über die zu Mingolsheim selbst wohnhaften Juden enthält das Meisterbuch keine Angaben.

1825 zählte der Ort 43 Israeliten, 1875 wurde mit 77 die Höchstzahl der jemals ansässigen Juden erreicht; bis 1900 fiel sie auf 53, bis 1925 auf 24 und 1933 auf 13. Im Ersten Weltkrieg starb Wilhelm Moses den Soldatentod. Theodor Neumann, dreimal verwundet, wurde mehrfach ausgezeichnet und zum Unteroffizier befördert. Seit 1827 gehörte die Gemeinde zum Rabbinatsbezirk Bruchsal. Sie besaß eine eigene Synagoge an der Hauptstraße, einen Friedhof und eine Religionsschule. Zwischen den Bürgern christlicher und jüdischer Konfession bestand gutes Einvernehmen. Die Juden waren angesehen und manche von ihnen aktive Mitglieder örtlicher Vereine.

Bis zum 20. Jahrhundert lebten die Juden hauptsächlich vom Vieh- und Getreidehandel. Um die Wende zum 20. Jahrhundert entstanden in Mingolsheim acht jüdische Zigarrenfabriken, die jedoch zum größten Teil in der Inflation zugrunde gingen. 1933 bestanden noch die Zigarrenfabriken J. Östreicher jun. oHG und Gustav Stern, die je etwa 30 Personen beschäftigten. Julius Falk und Moritz Östreicher betrieben neben dem Viehhandel eine kleinere Landwirtschaft.

Die nationalsozialistische Hetze gegen die Juden bewirkte in Mingolsheim nur allmählich ihre wirtschaftliche und gesellschaftliche Ausschließung. Ab 1935 gaben sie ihre Unternehmen auf und wanderten nach Argentinien, Palästina, Frankreich und in die USA aus. In der Kristallnacht wurde die Inneneinrichtung der Synagoge demoliert, Max Östreicher verhaftet und für einige Wochen im KZ Dachau festgehalten. Am 22. Oktober 1940 wurden die letzten noch hier wohnenden vier jüdischen Bürger nach Gurs deportiert. Ihr weiteres Schicksal ist unbekannt.

Die ehemalige Synagoge befindet sich heute in Privatbesitz. Die Pflege des jüdischen Friedhofs am Ortsrand besorgt die politische Gemeinde.

Der Synagogengemeinde Mingolsheim waren seit 1895 die Israeliten in *Langenbrücken* angeschlossen (1875 1, 1900 24, 1925 11 Juden). Von den 8 Juden, die 1933 hier wohnten, wanderten 4 nach Amerika aus, 2 starben vor dem Beginn der Verfolgungen, denen die übrigen zum Opfer fielen.

Lit.: Wilhelm *Bender*, Aus einem Zunftorte des Bruhrains, in: Aus Bruhrain und Kraichgau (1921) Nr. 5. — Leopold *Feigenbutz*, Der Kraichgau und seine Orte. 1878.

Die Familie Gemmingen-Hornberg hatte Rappenau als ritterschaftliche Besitzung des Kantons Kraichgau bis zum Anfall an Baden 1806 inne.

Die erste Kunde von einem Juden in Rappenau ist aus dem Jahre 1675 überliefert. Er baute nach dem Dreißigjährigen Krieg ein zerstörtes Haus wieder auf und bewohnte es. Die Herrschaft sah dies nicht ungern, und da sie der Schultheiß, der bisher den Judenzoll in Höhe von drei Kreuzern von den durchziehenden Juden einzog, hintergangen hatte, betraute sie nun den Juden mit dem Einzug dieses Zolls. Die Gemeinde beklagte sich deswegen beim Lehenshof in Stuttgart gegen ihre Herrschaft, da die Juden kein Recht hätten, sich hier niederzulassen. Die Herrschaft verteidigte sich damit, daß fast allerorten Juden die Erlaubnis zur Niederlassung erhalten hätten. Der von ihr aufgenommene Jude habe ein feines Haus gebaut, und es wäre kein Nachteil, wenn es mehr solcher Leute gäbe, welche die im Krieg abgebrannten Häuser aufbauten. Der Stuttgarter Lehenshof entschied 1676, daß die Kinder des inzwischen verstorbenen Juden bleiben durften; man erwarte aber von den Lehensinhabern, daß den Juden kein Monopol und keine Auslosung von Gütern gestattet werde und sie bei Vergehen gebührend bestraft würden.

1802 lebten bereits fünf Judenfamilien in Rappenau, und die Gemeinde wehrte sich gegen die Neuzulassung einer weiteren armen Judenfamilie. Gegen die Behauptung der Gemeinde, es dürfe nur eine Judenfamilie im Dorf sein, machte die Ortsherrschaft geltend, daß der Lehenshof in seinem Urteil von 1676 die Zahl der Juden nicht festgesetzt habe.

Die Aufnahme eines Juden als Schutzbürger mußte noch 1855 vom Bezirksamt genehmigt werden. Dabei hatten die Juden einen Revers zu unterschreiben, daß sie keine Ansprüche auf bürgerliche Rechte und Nutzungen erheben würden. Trotz der ablehnenden Haltung der Gemeinde gegen die Juden gelang es vor 1848 einem von ihnen auf dem Prozeßwege, Vollbürger zu werden. 1848 verlangte die Gemeindeversammlung, daß er sein Bürgerrecht abtrete. Der Unwille der Bevölkerung war so groß, daß die Gemeinde zum Schutze der Juden die Nachtwache verstärken mußte. Der Jude beugte sich dem Druck, verlangte aber 1849 nach Beendigung der Unruhen sein Bürgerrecht zurück und bekam es auch — gegen den Willen der Gemeinde.

Zu Anfang des 19. Jahrhunderts fanden die gottesdienstlichen Versammlungen auf dem sogenannten Judenhof statt, der sich von der Babstadter Straße hinter dem „Hirsch" bis fast zum christlichen Friedhof ausdehnte. Hier stand als gemeinsame Wohnung für die in Rappenau lebenden Juden und als Bethaus ein zweistöckiger Bau. 1816 baten die Juden um die Erlaubnis zum Bau einer Synagoge. Die Bitte wurde vom Bezirksamt abgeschlagen, da nur sechs arme Familien in Rappenau wohnten. Nach der Errichtung der Ludwigssaline im Jahre 1823 besserten sich die wirtschaftlichen Verhältnisse der Juden, und ihre Zahl nahm von 42 Juden 1825 bis 1875 auf 81 zu. 1844 erbauten sie mitten im Ort, gegenüber dem Gemeindehaus, eine Synagoge. 1881 legten sie an der Straße nach Siegelsbach, etwa 200 Meter vom Ortsende entfernt, auf einer Anhöhe einen kleinen Friedhof

an. Eine eigene Schule besaßen sie nicht. Die jüdischen Kinder besuchten die evangelische Schule. Seit 1827 gehörte die Gemeinde zum Rabbinatsbezirk Sinsheim. Auf den Schlachtfeldern des Ersten Weltkriegs verlor sie zwei ihrer Söhne: Franz Mayer und Hermann Metzger. Wegen des Rückgangs der Mitgliederzahl (1900 46, 1925 8, 1933 10) wurde sie am 12. Oktober 1937 aufgelöst, die Synagoge an die Milchgenossenschaft verkauft, die sie zu einer Milchsammelstelle umbaute.

1933 verdienten zwei Juden ihren Lebensunterhalt als Viehhändler, Sigmund Traub besaß ein Textilwarengeschäft. Der Kaufmann Julius Grötzinger wohnte erst seit seiner Heirat im Jahre 1929 in Rappenau. Er betrieb in Siegelsbach ein kleines Industrieunternehmen. Nach dem Tode seiner Frau wanderte er im April 1938 mit seinen drei Kindern nach den USA aus. Dorthin konnte noch im April 1940 der Viehhändler Siegfried Adler folgen.

In der Kristallnacht im November 1938 wurde das Schaufenster des einzigen jüdischen Geschäftes zertrümmert. Die letzten 5 Juden aus Bad Rappenau, alle über 70 Jahre alt, wurden am 22. Oktober 1940 nach Südfrankreich deportiert. Die Eheleute Josef und Mina Metzger sowie Sigmund Traub starben in Gurs, Sara Adler im Lager Noe. Nur Mina Traub überlebte die Strapazen und wanderte 1946 zu ihrem Sohn nach New York aus, wo sie 1952 starb.

Heute leben keine Juden in Bad Rappenau. Nur etwa 50 Grabsteine auf dem kleinen jüdischen Friedhof erinnern an die untergegangene Gemeinde.

Lit.: Karl *Noll*, Geschichte von Rappenau. 1907.

BAIERTAL KR. HEIDELBERG

Das Dorf Baiertal bestand in früherer Zeit nur aus adeligen Höfen, welche dem Deutschen Ritterorden und verschiedenen Geschlechtern gehörten, so u. a. den Freiherrn von Bettendorf, von Linzen und von May. Die Herrschaften hatten ihre eigene Gerichtsbarkeit, die 1659 durch eine allgemeine Dorfordnung geregelt wurde. Der durch den Ort fließende Gauangelbach war zugleich die Grenze zwischen Kraichgau und Kurpfalz. Ob die Baiertaler Juden kurpfälzische oder Deutschordensuntertanen waren, ließ sich ebensowenig feststellen wie die Zeit der ersten Ansiedlung von Juden im Ort. Wahrscheinlich erfolgte sie nach dem Dreißigjährigen Kriege. Im 18. und 19. Jahrhundert wuchs die jüdische Gemeinde sehr stark, schmolz aber im 20. Jahrhundert infolge Abwanderung in die nahen Städte wieder zusammen. 1825 wohnten 149 (15,4 % von 966 Einwohnern), 1875 118, 1900 84, 1925 31 (1,8 % von 1751) und 1933 noch 25 Juden in Baiertal, knapp 1,4 % der Bevölkerung. Im Ersten Weltkrieg ist Leopold Marx gefallen.

Die Synagoge dürfte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gebaut worden sein. 1863 wurde darin eine jüdische Schule eingerichtet, in der bis zur Aufhebung der Konfessionsschulen im Jahre 1876 die jüdischen Kinder unterrichtet wurden. Seit 1827 gehörte die Gemeinde Baiertal zum Rabbinatsbezirk Heidelberg. Wegen der geringen Seelenzahl wurde sie 1937 aufgelöst. Auf dem Synagogengrundstück, das die Gemeinde erwarb, errichtete später die Milchzentrale eine Sammelstelle.

Der größere Teil ist heute ein öffentlicher Platz. Einen eigenen Friedhof besaß die jüdische Gemeinde nicht.

Ein Teil der Baiertaler Juden war in kaufmännischen Berufen tätig. Der Synagogenvorsteher Nathan Gumberich war Mitinhaber einer Tabakwarengroßhandlung. Die Filiale der Mannheimer Zigarrenfabrik Heinrich Jacobi beschäftigte rund 80 Arbeiter. Als der allgemeine Druck auf die Juden sich auch hier bemerkbar machte, wanderte 1936 die erste Familie nach Palästina aus.

Am 10. November 1938 morgens kamen etwa 20 bis 30 SA-Leute und Zivilisten mit Kraftwagen und Fahrrädern von Wiesloch nach Baiertal, wo sie an sieben Judenwohnungen die Fensterläden aushängten und sie durch die Fenster in die Wohnungen warfen. In einigen jüdischen Häusern richteten sie mit Äxten zusätzliche Verheerungen an und bespritzten schließlich die Außenwände mit Kalk. Eine Synagoge gab es nicht mehr. Die jüdischen Männer wurden vorübergehend in das KZ Dachau verbracht.

Die noch anwesenden 14 Juden wurden am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert. Der weitere Leidensweg von 8 dieser Deportierten — Babette Feibelmann, Nathan Gumberich, die Eheleute Cäsar und Rosa Kaufmann, Josef und Hannchen Kaufmann sowie Gustav und Julchen Oppenheimer — führt nach Auschwitz. Die bei ihrer Deportation aus Heidelberg elfjährigen Vettern Bernd und Siegmund Kaufmann kamen von Gurs nach Rivesaltes, wurden dort 1942 durch die Widerstandsbewegung befreit, konnten 1943 in die Schweiz fliehen und von dort 1946 nach Palästina auswandern. Johanna Marx überlebte in Frankreich. Das Schicksal der übrigen Deportierten bleibt ungewiß.

BALLENBERG KR. BUCHEN

Nach dem Dreißigjährigen Krieg ließen sich Juden im kurmainzischen Ballenberg nieder. Bei den Beratungen der Judenschaft im Erzstift über die Errichtung von zwei Schulen zur Hebung des Thorastudiums wird 1770 Ballenberg als Ort mit einer Synagoge genannt, über die sonst nichts bekannt ist. 1827 wurde die etwa 20 Seelen zählende Gemeinde dem Synagogenbezirk Merchingen zugewiesen. Bei den Neuwahlen zum Oberrat 1846 traten die Ballenberger Juden energisch für die orthodoxe Richtung ein; es war zugleich ihr letzter öffentlicher Auftritt als Gemeinde. Diese wurde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aufgelöst. 1875 zählte sie noch 10 Köpfe. Der letzte jüdische Grundbesitz in Ballenberg wurde 1888 verkauft, als die letzte Judenfamilie nach Krautheim übersiedelte.

BERWANGEN KR. SINSHEIM

Das zum Ritterkanton Kraichgau gehörende Dorf Berwangen befand sich bis zum Anfall an Baden 1806 im Besitz der Familien von Helmstatt und von Berlichingen. Es ist unbekannt, wann diese die ersten Juden aufnahmen. 1825 wohnten 120 (15,1 % von 798 Einwohnern) 1875 138, 1900 ebenfalls 138, 1925 58 Juden

in Berwangen. Die jüdische Gemeinde gehörte zunächst zum Rabbinatsbezirk Sinsheim, seit 1827 zu Bretten. Anstelle einer älteren zu klein gewordenen Synagoge wurde 1845 in der Badergasse ein Neubau errichtet, dazu ein Schulhaus und ein rituelles Bad. Um die gleiche Zeit wurde am Ortsende am Vierfelderweg ein Grundstück für die Anlage eines Friedhofs erworben. Ein Begräbnisverein sorgte für die Instandhaltung. Vorher fanden die Berwanger Juden auf den Verbandsfriedhöfen in Waibstadt und Eppingen ihre letzte Ruhestätte.

Nach dem Ersten Weltkrieg, in dem 7 Angehörige der Gemeinde gefallen waren, setzte eine starke Abwanderung der Juden in die Städte der Umgebung ein, weil Berwangen keinen Bahnanschluß hatte. 1933 wohnten noch 33 Juden dort. Sie waren zum großen Teil Viehhändler, die ein gutes Verhältnis zur Landbevölkerung der Umgebung besaßen. Sie betätigten sich auch in den örtlichen Krieger- und Gesangvereinen, hatten einen Verein zur Unterstützung der Armen und Kranken, sowie einen Frauenverein zur Unterstützung hilfsbedürftiger Frauen und Mädchen begründet. In Berwangen gab es eine koschere Metzgerei. Eine Zeitlang bestand auch eine Mazzoth-Bäckerei, die für einen weiteren Umkreis das ungesäuerte Brot lieferte. Ein Kolonialwarengeschäft wurde von Frau Falk betrieben. Da den Viehhändlern bereits 1936 die Handelserlaubnis entzogen wurde, sahen sich die Berwanger Juden verhältnismäßig früh zur Auswanderung gezwungen. 18 von den 21 Auswanderern fanden in den USA Zuflucht, zum Teil bei Verwandten und Bekannten, die in den 1920er Jahren ausgewandert waren.

In der Kristallnacht im November 1938 wurde die Synagoge trotz Einspruch des Bürgermeisters von auswärtigen SA-Leuten zerstört. Auf dem Gelände befindet sich heute ein Gemüsegarten. Auch das Mobiliar ausgewanderter Juden, das zum Teil in der Schule abgestellt war, wurde zerschlagen oder auf dem Sportplatz verbrannt. Die erreichbaren Juden wurden mit Gummiknüppeln geschlagen.

Am 22. Oktober 1940 wurden die letzten 9 Juden aus Berwangen nach Gurs deportiert. Nur einem gelang die Befreiung aus dem Lager. Aron Kirchheimer I starb am 21. November 1940 in Gurs. Helene Klaus, Gerda und Sophie Frank, Flora und Zerline Kirchheimer wurden 1942 nach Auschwitz weitertransportiert und sind wahrscheinlich dort umgekommen. Die Eheleute Abraham und Elsa Gutmann haben in französischen Lagern und Hospitälern den Krieg überstanden und kehrten im August 1946 in ihre Heimat zurück. Abraham Gutmann starb 1948 in Berwangen. Seine Frau ist die einzige Jüdin, die heute noch dort lebt; sie hat die Pflege der etwa 100 Gräber auf dem jüdischen Friedhof übernommen.

Lit.: Aus der Vergangenheit der jüdischen Gemeinde Berwangen, in: Mitt.-Blatt des Oberrats 13 (1961) Nr. 7.

BILLIGHEIM KR. MOSBACH

Billigheim gehörte bis 1803 zu Kur-Mainz, dann zum Fürstentum Leiningen und fiel mit diesem 1806 an Baden.

Die ersten Juden ließen sich nach dem Dreißigjährigen Krieg nieder. 1722 wohnten bereits 10, 1743 11 Judenfamilien in Billigheim. 1825 waren es 85,

1844 96, 1875 69, 1900 44, seit 1925 27 Juden. Im Ersten Weltkrieg verlor die jüdische Gemeinde Sally Salomon Schwarz und Leo Lazarus Weil im Felde.

1827 wurde Billigheim dem Rabbinatsbezirk Mosbach zugewiesen. Damals dürfte die Synagoge in der Hauptstraße 35 bereits bestanden haben. Um 1835 wurde eine jüdische Volksschule errichtet. Der zuständige Friedhof lag auf der Gemarkung Neudenau.

1933 lebten zwei Juden vom Viehhandel; Hermann Wertheimer besaß ein Textilgeschäft. Einen kleineren Textilhandel betrieben Klara Strauß und Salomon Woll. Abraham Bendheim war Hausierer. Bei der christlichen Bevölkerung waren die jüdischen Mitbürger allgemein beliebt. Deshalb wirkte sich auch der nationalsozialistische Boykott bis 1938 kaum aus. In der Kristallnacht im November 1938 demolierten SA-Leute die Inneneinrichtung der Synagoge, sowie Fenster und Türen im Haus des Kaufmanns Wertheimer. Der im Erdgeschoß der Synagoge wohnende christliche Schneidermeister konnte durch seine Weigerung, die Wohnung zu räumen, die Inbrandsetzung des Gebäudes verhindern. Nach 1938 war eine selbständige Berufstätigkeit nicht mehr möglich. Soweit die Juden nicht fortzogen oder auswanderten, fanden sie in Fabriken oder in der Landwirtschaft Arbeit.

Am 22. Oktober 1940 wurden die letzten 10 jüdischen Einwohner aus Billigheim nach Gurs deportiert. Abraham Bendheim starb 1941 im Lager Rivesaltes, Malchen Strauß und Salomon Woll wurden 1942, die Eheleute Adolf und Emilie Siegel 1944 nach Auschwitz abtransportiert, wo sie vermutlich bald nach ihrer Ankunft ermordet wurden. Das Schicksal der übrigen 5 Deportierten ist nicht geklärt.

Thekla Woll war am 15. Oktober 1940, wenige Tage vor der Massendeportation, ins Krankenhaus nach Mannheim eingeliefert worden. Sie soll später nach Gurs und von dort aus mit ihrem Ehemann nach Auschwitz gekommen sein. Frau Johanna Bendheim kam 1940 nach Nordrach, später nach Frankfurt am Main und wurde 1942 nach Theresienstadt deportiert, wo sie kurz nach der Ankunft starb. Regina Schlössinger wurde von Neckarzimmern aus nach Gurs deportiert. Sie starb 1943 im Lager Noe.

Heute leben in Billigheim keine Juden mehr. Die ehemalige Synagoge wurde 1952 von der Jewish Restitution Successor Organization in New York verkauft. Sie dient heute als Wohnhaus.

BINAU KR. MOSBACH

Das dem Ritterkanton Kraichgau inkorporierte Dorf Binau gehörte bis 1448 den Herren von Helmstatt und anschließend beinahe 200 Jahre den Herren von Bödigheim. Nach mehrfachem Besitzwechsel im 17. und 18. Jahrhundert erwarb es 1767 Graf Andreas von Riancour. Seine Tochter brachte den Besitz 1795 dem Grafen Klemens von Waldkirch in die Ehe ein. 1806 fiel es an Baden.

Die Entstehung der jüdischen Gemeinde in Binau, die seit 1827 zum Rabbinatsbezirk Mosbach gehörte, geht vermutlich in das 17. Jahrhundert zurück. Die Zahl der Juden war im Verhältnis zu den christlichen Einwohnern vor allem in der

ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ziemlich hoch. 1825 zählte das Dorf 113 (34,8 % von 325 Einwohnern), 1875 87 (21,1 % von 412), 1900 57, 1925 27 (6,9 % von 389) und 1933 20 Israeliten.

Die Synagoge wurde um 1790, die jüdische Volksschule vor 1835 erbaut. Der jüdische Friedhof befindet sich außerhalb der Ortschaft auf einer Anhöhe etwa 100 Meter hinter dem christlichen Friedhof. Wahrscheinlich wurde er im 18. Jahrhundert angelegt.

1933 waren von den Juden in Binau 6 Viehhändler; Moritz Jesselsohn betrieb mit seinem Sohn Eugen zugleich eine Metzgerei. Samuel Eisemann war Inhaber eines Manufakturwarengeschäfts. Das Verhältnis zu den christlichen Mitbürgern war bis 1933 gut, verschlechterte sich aber dann zunehmend. Nachdem 1936 den Juden der Viehhandel verboten worden war, mußten sie von ihren Ersparnissen leben. Einige fanden christliche Arbeitgeber. Die Familien Moritz Jesselsohn und Wilhelm Kaufmann sowie Joseph Eisemann suchten sich in den USA eine neue Existenz. 6 Juden verzogen an einen anderen Wohnort in Deutschland. In Binau starb 1938 der Gemeindevorsteher Heinrich Würzburger. In der Kristallnacht wurde die Synagoge von auswärtigen SA-Leuten beschädigt. Fünf Männer wurden für mehrere Wochen nach Dachau ins KZ verbracht.

Die letzten 7 Binauer Juden wurden am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert. Von ihnen starben 1942 Albert Kaufmann im Lager Récébédou, Lina Edheimer im Hospital in Pau, der letzte Gemeindevorsteher Karl Kaufmann in Gurs. Seine Frau Rosa überlebte den Krieg in französischen Lagern und wanderte dann nach den USA aus. Adolf Edheimer, Fanny und Samuel Eisemann kamen im August 1942 in das Vernichtungslager Auschwitz.

Die ehemalige Synagoge dient heute als Postagentur und Wohnung. Nur der Friedhof erinnert an die untergegangene jüdische Gemeinde.

BODERSWEIER KR. KEHL

Bodersweier war seit 1488 im Besitz der Grafen von Hanau-Lichtenberg, fiel nach deren Aussterben 1736 an Hessen-Darmstadt und 1803 an Baden.

Juden waren seit der Mitte des 17. Jahrhunderts ansässig. Schon im 18. Jahrhundert besaßen sie eine eigene Synagoge. Als sie zu klein geworden war, kauften die 7 Judenfamilien (41 Seelen) 1811 ein Grundstück, auf dem sie 1812/13 eine neue Synagoge erbauten, die sich aber bei der rasch anwachsenden Gemeinde schon 1833 wieder als zu klein erwies. Das Frauenbad im Gemeindehaus wurde um 1860 erneuert. Die Toten bestatteten die rechtsrheinischen Juden des Hanauerlandes zunächst in Kuppenheim. Später benutzte die Gemeinde Bodersweier den jüdischen Friedhof in Freistett. Seit 1827 gehörte sie zum Rabbinatsbezirk Bühl.

1825 lebten in Bodersweier 60 Juden, 1875 war mit 116 — rund 10 % der Einwohner — die Höchstzahl erreicht. Sie sank bis 1900 auf 82, bis 1925 auf 46 und bis 1933 auf 34 Juden. Zwei Juden fielen im Ersten Weltkrieg: Alfred Bensinger und Joseph Wertheimer. Das Verhältnis der Juden zu der übrigen Bevölkerung war vor und auch noch nach 1933 mit wenigen Ausnahmen gut.

Juden waren im Gemeinderat, im Bürgerausschuß und im Musik- und Sportverein vertreten.

1933 wurden in Bodersweier ein Eisenwarengeschäft, zwei Gemischtwarenhandlungen, ein kleines Schuhgeschäft und drei Viehhandlungen von Juden betrieben. Bis 1912 hatte es ein jüdisches Schlachthaus und bis 1915 eine koschere Metzgerei gegeben. 1922—1925 praktizierte der jüdische Arzt Dr. Meier am Ort. 1938 mußten die Geschäfte eingestellt werden.

Am 10. November 1938 wurde die Inneneinrichtung der Synagoge zerstört. 8 jüdische Bürger wurden verhaftet und durch den Grenzschutz aus Kehl für einige Wochen nach Dachau verbracht. 8 Juden verzogen nach 1933 in andere Gemeinden, weitere 8 wanderten aus. 3 Personen verstarben noch in Bodersweier. Die letzten 15 Juden wurden am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert. 4 Personen überlebten die Deportationsjahre, 3 starben in Frankreich, die übrigen 8 Juden sind von Gurs aus in die Gaskammern von Auschwitz geschickt worden.

In Bodersweier leben heute keine Juden. Die 1938 demolierte Synagoge wurde 1951 abgebrochen.

BÖDIGHEIM KR. BUCHEN

Bis zum Anfall an Baden 1806 befand sich das zum Ritterkanton Odenwald gehörende Bödigheim im Besitz der Familie Rüdt von Collenberg-Bödigheim.

Kaiser Ludwig der Bayer erlaubte 1345 „dem vesten Mannen Eberhardt dem Rüden, Poppen, seinem Bruder, und iren Erben", daß sie in Bödigheim „vier gesessene Juden haben sollen". Seither scheinen ununterbrochen Juden dort gewohnt zu haben. Besonders zahlreich waren sie im 16. und 17. Jahrhundert. Die von den würzburgischen Bischöfen vertriebenen Juden fanden bei den Rittern bereitwillig Aufnahme.

Nach einem erhaltenen Schutzbrief für den Juden Löw von 1703 hatten die Schutzjuden jährlich 6 Taler Schutzgeld zu zahlen. Dafür durften sie jedes Gewerbe und jeden ehrlichen Handel in den Dörfern der Herrschaft treiben. Der Vogt war gehalten, den Juden in allen „rechtmäßigen Schulden und anderen Sachen" an die Hand zu gehen und sie vor ungerechter Gewalt zu schützen. Die Juden sollten, wenn ihnen etwas des Diebstahls Verdächtiges zum Kauf angeboten werde, bei der Obrigkeit Anzeige erstatten. Außer dem Schutzgeld hatten die Juden persönliche Frohndienste zu leisten, und zwar mußten sie bei der Kornernte abladen, bei der Obsternte die Birnen auflesen und unentgeltlich Botengänge in die Nachbarorte verrichten. Diese Dienste wurden später in eine jährlich von der Judengemeinde zu zahlende Summe von 22 Gulden umgewandelt.

Seit alter Zeit bestand nahe beim Dorf an der Straße nach Waldhausen ein Judenbegräbnisplatz, auf dem nach ihm benannten Gewann „Judenacker". Nach dem Wertheimer und dem Külsheimer Judenfriedhof zählt er zu den ältesten in Nordbaden. 1638 wurden durch Wolf Albrecht Rüdt die Bedingungen für die Benützung des Begräbnisplatzes neu festgesetzt. Danach hatte die Judengemeinde außer dem Grundzins — der 1796 bis 1865 jährlich 11 Gulden 59 1/2 Kreuzer

betrug und dann mit 200 Gulden abgelöst wurde — einmalig 20 Gulden sowie jährlich 2 Goldgulden zu zahlen. Für jedes Begräbnis waren 2, bei Kindern unter 10 Jahren 1 Gulden zu entrichten. Für auswärtige Juden, die die jährliche Abgabe nicht mitbezahlt hatten, wurden 6, bei Kindern 3 Gulden verlangt. Bei sehr armen Leuten konnte auch hier die Taxe auf 2 und 1 Gulden ermäßigt werden. 1674 wurde der Friedhof durch Kauf eines anstoßenden Feldes erweitert. Weitere Vergrößerungen erfolgten in den Jahren 1709, 1762, 1796, 1888 und 1907.

Einst begrub man hier die Toten aus 30 Orten, u. a. aus Adelsheim, Ballenberg, Boxberg, Eubigheim, Hüngheim, Korb, Merchingen, Rosenberg und Sennfeld. Aus vielen dieser Orte waren bis Anfang des 20. Jahrhunderts die israelitischen Familien abgewandert, in anderen waren eigene jüdische Friedhöfe angelegt worden. 1932 belegten daher nur noch folgende 10 Gemeinden den Bezirksfriedhof: Angeltürn, Bödigheim, Buchen, Eberstadt, Groß- und Kleineicholzheim, Hainstadt, Sindolsheim, die Hälfte von Strümpfelbrunn und Walldürn. Die Angaben über die Zahl der Beisetzungen schwankt zwischen 2000 und 4000. Das älteste der fast 2000 erhaltenen Denkmale stammt aus dem Jahre 1752. Es erinnert an den aus Mainz gebürtigen Bödigheimer Rabbiner Salomon Wolf. Inmitten des Friedhofs befindet sich ein Ehrenmal für die 23 im Ersten Weltkrieg gefallenen Juden der Umgebung; auf ihm sind auch die Namen von Ferdinand Haas und Edmund Salm aus Bödigheim eingemeißelt.

Schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts war Bödigheim Sitz eines ritterschaftlichen Unterrabbiners, der dem würzburgischen Oberrabbinat Heidingsfeld untergeordnet war. Der letzte von ihnen, Gedalia Metz, der seinen Stammbaum auf den zur Zeit Rudolfs von Habsburg lebenden Großrabbiner der deutschen Juden, Rabbi Meir aus Rothenburg ob der Tauber, zurückführte, starb 1850 und wurde auf dem dortigen Friedhof begraben. 1827 wurde die Gemeinde dem Rabbinatsbezirk Merchingen zugeteilt. Es ist anzunehmen, daß die jüdische Gemeinde im 18. Jahrhundert nicht nur einen eigenen Rabbiner, sondern auch eine eigene Synagoge besaß. Die neue Synagoge in der Judengasse wurde 1818 von Werkmeister Huber erbaut. Neben ihr befand sich ursprünglich ein Badhaus mit Brunnen.

Aus Bödigheim stammte der 1913 in Frankfurt am Main verstorbene Kaufmann Leopold Lindheimer, der der Isr. Religionsgemeinschaft in Baden 26 000 Mark zur Errichtung einer vom Oberrat gesondert zu verwaltenden „Leopold- und Clementine-Lindheimer-Stiftung" vermachte. Die Erträgnisse dieser Stiftung wurden zur einen Hälfte für wohltätige Zwecke sowie zugunsten der israelitischen Gemeinde Bödigheim und ihres Friedhofs und zur anderen Hälfte als Aussteuergaben für bedürftige israelitische Bräute verwendet.

Wieviele Mitglieder die israelitische Gemeinde im 17. und 18. Jahrhundert zählte, ist nicht bekannt. 1825 lebten in Bödigheim 91, 1875 89, 1900 66, 1925 32 und 1933 nur noch 16 Juden.

1933 betrieb Max Neumann ein jüdisches Gemischtwarengeschäft, Ferdinand Haas eine Fell- und Lederhandlung; Julius Bravmann, seit 1935 Verwalter des Verbandsfriedhofes, war Viehhändler. Salomon Salm, der letzte Gemeindevorsteher von Bödigheim, handelte mit Getreide, Mehl und Stoffen. Nach 1938 fanden

die noch anwesenden Juden Arbeit als Holzfäller und beim Wegebau. Zu Übergriffen und Gewalttaten gegen Juden kam es vor 1938 nicht, da der größere Teil als ehemalige Mitglieder des Gesang-, Fußball- oder Militärvereins in freundschaftlichem Verhältnis zur christlichen Bevölkerung stand.

Am 10. November 1938 schlug ein Gendarm aus Waldhausen in der Synagoge die Fenster und Betpulte zusammen. Die Thorarollen waren zu dieser Zeit bereits dem Oberrat übergeben worden, da die Gemeinde in Auflösung begriffen war.

3 Juden zogen nach 1933 in eine andere Wohngemeinde, 7 wanderten nach England und den USA aus; die letzten 6 Juden wurden am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert. Dort starb nach wenigen Wochen 1940 Ferdinand Haas. Ludwig Neumann, damals erst sechs Jahre alt, wurde aus dem Lager befreit und lebt heute in den USA. Seine Eltern Max und Rosa Neumann, sowie Edwin und Stefanie Haas mußten im August 1942 den Todesweg nach Auschwitz antreten.

Die Bödigheimer Synagoge ist heute zu einem Wohnhaus umgebaut. Außer dem eindrucksvollen Friedhof erinnern noch die beiden Straßen „Judenbuckel" und „Judengasse" an die ehemalige Judengemeinde.

Lit.: Emil *Bader,* Bödigheim im Odenwald, in: Mein Heimatland 19, S. 208f. — Willi *Wertheimer,* Judenfriedhof im Odenwald, in: Odenwald-Klub 18 (1932) Nr. 9 und 10.

BOXBERG KR. TAUBERBISCHOFSHEIM

Die Zahl der Juden in Boxberg war seit ihrer ersten Niederlassung 1722 nie bedeutend. Die jüdische Gemeinde Boxberg wurde 1827 dem Rabbinatsbezirk Merchingen zugewiesen. Sie hat aber nicht einmal 10 Seelen umfaßt. Bis 1872 waren sämtliche Juden abgewandert.

BREISACH KR. FREIBURG

Seit 1185 war Breisach, auf altem Reichsboden gegründet, gemeinsamer Besitz der Bischöfe von Basel und des Reiches. 1198—1218 war die Stadt den Zähringern verpfändet. Nach 1275 wurden die Bischöfe aus der Reichsstadt verdrängt, die durch Verpfändung von 1330 ab allmählich eine österreichische Landstadt wurde. Sie hatte ein wechselvolles Schicksal. 1418—25 war sie vorübergehend wieder freie Reichsstadt, 1469—74 in burgundischem Pfandbesitz, 1638 von Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar erobert, 1639 von den Franzosen abgetreten und zu einer starken Festung ausgebaut. Aufgrund des Friedens von Ryswyck (1697) fiel die Stadt nach Fertigstellung der französischen Ersatzfestung Neu-Breisach 1700 an Österreich zurück; sie wurde 1793 von den Franzosen zerstört, mit dem Breisgau im Frieden von Campo Formio 1797 dem Herzog von Modena zugesprochen und fiel endlich im Frieden von Preßburg 1805 an Baden.

Im ersten Viertel des 14. Jahrhunderts, etwa um die Zeit als Breisach Stapelrecht erhielt und sich als einziger Ladeort zwischen Basel und Straßburg zu großer wirtschaftlicher Bedeutung zu entwickeln anschickte, wanderten von Straßburg Juden ein. Nicht zuletzt ihrer kaufmännischen Erfahrung, ihren weitreichenden

Beziehungen und ihrem Kapital hatte die Handelsstadt ihren Aufschwung zu verdanken. Die erste Nachricht über die Anwesenheit von Juden stammt aus dem Jahre 1330, als sich Breisach mit Herzog Otto von Österreich und anderen gegen Ludwig von Bayern und seine Helfer verbündete. Eine der Forderungen der Stadt an den König lautete: „Er sol uns öch die Juden lassen." Bei dem Pogrom 1348/49 wurden die Juden aus der Stadt ausgewiesen, durften aber bald wieder zurückkehren. 1424 wurden sie gleichzeitig mit den Glaubensgenossen der benachbarten österreichischen Städte erneut vertrieben, doch wenige Jahrzehnte später gab es wieder Juden in Breisach. 1473 gelobte der Statthalter im Breisgau, Ulrich von Pfirt, daß er der Stadt die Juden lassen wolle. Jahrhundertelang war die jüdische Siedlung in Breisach die einzige in Vorderösterreich und bildete gleichsam einen Schonbezirk, in dem eine bestimmte Anzahl jüdischer Familien geduldet wurde. Sie wurden von der allgemeinen Judenausweisung aus Vorderösterreich im Jahre 1574 nicht betroffen. Ihre Zahl war beträchtlich, waren doch von den sechs Ratsfreunden jeder der drei Staffeln der Bürgerschaft je zwei, die allerdings Adelsgeschlechtern angehören mußten, für die Judenschaft gewählt. Eine Aufzählung der Breisacher Juden vom Jahre 1710 enthält 30 Familienoberhäupter, außerdem den Rabbiner, Vorsänger und andere Gemeindebedienstete. Sie bildeten damals nach Mannheim die größte jüdische Gemeinde im heutigen Baden. Bereits 1710 führten die Breisacher Juden Familiennamen: Ettlinger, Geismar, Günzburger, Levi, Liebel, Metz, Mock, Netter, Rießer und Wurmser.

Einige jüdische Einwohner gelangten durch Geschäftstüchtigkeit und Unternehmungsgeist zu großem Ansehen und Vermögen. Josef Günzburger, einer der bedeutendsten Breisacher Juden, „verakkordierte" 1716 mit der Regierung der Markgrafen von Baden-Durlach die Aufnahme einiger jüdischer Familien aus dem Elsaß und der Schweiz in den markgräflichen Ortschaften Eichstetten, Ihringen, Kirchen, Opfingen und Tumringen, damit sie seine ausgedehnten Geschäftsbeziehungen förderten. Günzburger bezeichnete sich als ihr „Oberherr" und war für den Eingang des Schutzgeldes verantwortlich. Eine Urkunde der israelitischen Gemeinde Eichstetten aus dem Jahre 1721 vergleicht ihn mit den Patriarchen der Vorzeit: „Gott war mit Josef, so war er ein glücksbringender Mensch, der mit der Fülle seiner Weisheit und seines Einflusses fürsprach beim Markgrafen für die aus der Schweiz und anderen Orten vertriebenen Flüchtlinge Israels, die Verstoßenen zu sammeln in unseren Wohnungen im oberen und unteren Bezirk" (gemeint sind die Ämter Rötteln und Hochberg). Sein Sohn David wurde Schultheiß der Juden in der oberen Markgrafschaft. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts trug Gidion (Götz) Uffenheimer durch seine industriellen Unternehmungen zur Hebung des allgemeinen Wohlstandes wesentlich bei. Um 1785 pachtete er das Zuchthaus in Breisach und richtete dort eine Hanf- und Leinenspinnerei ein. Er beschäftigte in den österreichischen Dörfern am Kaiserstuhl gegen 330 freie Arbeiter für seine Fabrik, durfte aber die Stadt Freiburg nicht betreten. Auch nach der Baar suchte der unternehmungslustige Mann überzugreifen. Der Amtmann von Neustadt im Schwarzwald setzte sich mit ihm 1756 wegen Einführung der Hausindustrie in seinem Bezirk in Verbindung. Uffenheimer erwirkte außerdem die teilweise Freigabe des Lederhandels.

Die Gunst, die Breisach den Juden entgegenbrachte, galt vor allem dem Geld, das durch sie in die Stadtkasse floß. Als Josef II. 1782 das Toleranzedikt erließ, erhob die Stadt nach wie vor von den zuziehenden Juden und den Einheimischen, die ihren eigenen Hausstand gründen wollten, 20 bis 40 Gulden Schirmeinkaufsgeld, sowie das regelmäßige Schirmgeld, das für Bemittelte jährlich 8 Gulden 20 Kreuzer und für Arme die Hälfte betrug. Die Stadt vertrat den Standpunkt, durch das Toleranzedikt sei nur das landständische, nicht aber das städtische Schutzgeld aufgehoben worden.

Bei der Zerstörung der Stadt durch die Franzosen im Jahre 1793 hatten „die Juden allda, welche gegen den Rhein hinzu ihre Häuser hatten, folglich dem Kanonen- und Bombenfeuer am stärksten ausgesetzt waren, am meisten gelitten, indem nicht nur ihre sämtliche Häuser, sondern auch alle Habseligkeiten ein Raub der Flammen wurden." Einige Jahre mußten sie elend umherwandern. Noch 1800 waren sie nicht in der Lage, ihr rückständiges Schutzgeld zu zahlen.

1809 lebten wieder 85 Judenfamilien in Breisach, von denen 15 Ackerbauern waren. 1825 zählte die Stadt 438 (14,1 % von 3099 Einwohnern), 1835 572, 1855 558, 1861 511, 1875 530 (16,5 % von 3212), 1880 564 — die Höchstzahl der hier ansässigen Juden —, 1895 501, 1900 434 (12,3 %), 1905 419, 1910 405, 1925 287 (9,2 %) und 1933 231 jüdische Einwohner. Acht Breisacher Juden fielen im Ersten Weltkrieg: Robert und Viktor Breisacher, Ludwig Geismar, Joseph Kahn, Hugo Levy, Arthur Model, Emanuel Weil und Martin Max Wurmser.

Seit 1710 hatte die Gemeinde einen eigenen Rabbiner. 1827 wurde Breisach Amtssitz eines Bezirksrabbinats, das 1885 nach Freiburg verlegt wurde. Seitdem wurde nur ein ständiger Vorbeter und Religionslehrer angestellt. Von 1863—1885 war die junge Freiburger Judengemeinde Filiale von Breisach. Eine Synagoge und ein Bad bestanden ebenfalls schon im 18. Jahrhundert. Zwischen 1830 und 1840 wurde sie durch einen Neubau in der Judengasse ersetzt. Um 1835 wurde eine jüdische Volksschule eingerichtet. Der alte Judenfriedhof inmitten der Stadt, direkt hinter dem ehemaligen Synagogenplatz, wurde um 1550 angelegt. Der neue Friedhof in der Nähe des Rheindammes wurde vermutlich im 19. Jahrhundert geöffnet. Für die Unterstützung Hilfsbedürftiger und Armer sorgten seit dieser Zeit ein Frauen-Krankenverein und ein Männer-Krankenverein.

1933 war das bedeutendste jüdische Unternehmen die Eisenhandlung der Brüder Hermann und Julius Bähr mit nennenswertem Export. Alfred Geismar betrieb einen Eisengroßhandel für Schmiede- und Blechnerbedarf. Im Besitz jüdischer Bürger waren zwei Holz- und Kohlenhandlungen, eine Großhandlung für Weiß-, Woll- und Strumpfwaren, drei Haushaltswaren-, vier Textil-, zwei Kolonialwarengeschäfte, fünf Metzgereien, drei Mehl- und Getreidehandlungen, eine Spirituosenhandlung, ein Schuhgeschäft und einige kleinere Läden. Die Gastwirtschaften „Zum Adler", „Zum Schiff" und „Zum Goldenen Bären" wurden von Juden betrieben.

Vor 1933 herrschte zwischen den Juden und der übrigen Bevölkerung in Breisach ein gutes Verhältnis. Juden waren im Gemeinderat vertreten, gehörten kulturellen Vereinen an und betätigten sich als aktive Sportler.

Der erste Gewaltakt gegen die Juden fand am 31. März 1933 statt. Sie erhiel-

ten Ausgehverbot ab 21 Uhr; einige wurden widerrechtlich in den Ortsarrest gebracht. Sprechchöre der SA hetzten gegen die Juden. Durch die dauernden Einschüchterungen der damaligen Machthaber litt allmählich das gute Einvernehmen zwischen jüdischen und christlichen Bürgern. In der Kristallnacht im November 1938 brannte eine aus Freiburg kommende Sturmabteilung unter Leitung eines SA-Standartenführers die Synagoge nieder. Zerstörungen in jüdischen Wohnungen fanden nicht statt. Etwa 30 Männer wurden in das KZ Dachau abtransportiert. Jakob Bernheim starb dort an den Folgen von Mißhandlungen. Der Kantor und Religionslehrer Michael Eisemann machte in Dachau einen Selbstmordversuch. Zwar wurde er gerettet, konnte jedoch seine seelischen Depressionen nicht mehr überwinden und nahm sich nach einer Magenoperation im Januar 1939 in einem Freiburger Krankenhaus das Leben. Sein Sohn Rudolf wanderte 1938 mit einigen Kameraden von einem landwirtschaftlichen Umschulungslager bei Fulda aus zu Fuß über Jugoslawien nach Palästina, wo sie nach zweijähriger entbehrungsvoller Wanderschaft anlangten. Als 1939 Leopold Breisacher starb, mußte er mit dem Handwagen auf den Friedhof überführt werden, da der städtische Leichenwagen verweigert wurde. Er starb als letzter Jude in der Heimat.

Insgesamt 149 Breisacher Juden konnten nach 1933 auswandern. Davon lebten 1964 83 in den USA. Die in ihrer Vaterstadt zurückgebliebenen Juden wurden bei Kriegsausbruch im September 1939 vorübergehend aus der zum Kriegsgebiet erklärten Stadt nach Württemberg evakuiert. Einige Familien verblieben am Evakuierungsort und wurden von dort aus in den Jahren 1941/42 nach einem KZ im Osten deportiert. Mindestens 14 Personen sind auf diese Weise umgekommen.

Nach der Einnahme des Elsaß im Sommer 1940 ließ die Stadt den Rest der jüdischen Bevölkerung durch eigenmächtigen Beschluß nach Rufach im Elsaß transportieren und in der dortigen Irrenanstalt unterbringen, von wo sie nach etwa vier Wochen auf höheren Befehl wieder zurückgebracht werden mußten. In der Zwischenzeit waren vielen aus ihren Wohnungen Hausrat, Kleidung und auch Lebensmittel entwendet worden. Die Lebensverhältnisse dieser Juden wurden immer elender, da es sich zum größten Teil um ältere Leute und Kinder handelte, die keiner Arbeit mehr nachgehen konnten und deren Vermögen beschlagnahmt war. Die meisten mußten von der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland oder sonstigen gemeinnützigen jüdischen Organisationen unterstützt werden.

Am 22. Oktober 1940 wurden 34 Juden nach Gurs deportiert. Auch viele von denen, die nach Freiburg oder in andere Städte umgezogen waren, erlitten das gleiche Schicksal, so daß sich rund 70 ehemalige Breisacher Juden in Gurs befanden. Von diesen Deportierten sind 18 in französischen Lagern gestorben, unter ihnen der langjährige demokratische Gemeinderat und Vorsteher der jüdischen Gemeinde Hermann Bähr, 15 gelang die Befreiung und Auswanderung, 6 Personen überlebten den Krieg in einem französischen Lager und 33 wurden in ein Vernichtungslager im Osten abtransportiert. Von ihnen hatte vor allem David Bergheimer sich bemüht, das Lagerleben für seine Leidensgenossen erträglich zu gestalten. 2 weitere Juden wurden nach der Auswanderung verhaftet und sind ebenfalls im Osten umgekommen.

In Breisach lebten zwei Jüdinnen in sogenannter Mischehe. Eine wanderte mit

ihrer Familie aus, die andere blieb in ihrer Vaterstadt. Sie betreut heute die beiden jüdischen Friedhöfe. Der Platz, auf dem die Synagoge stand, ist zu einer Anlage hergerichtet worden, auf der seit 1959 ein Gedenkstein an eine der ehemals größten jüdischen Landgemeinden in Baden erinnert.

Lit.: Josef *Schmidlin,* Breisacher Geschichte. 1936.

BRETTEN KR. KARLSRUHE
mit Diedelsheim und Gondelsheim

Seit 1208 besaßen die Grafen von Eberstein Bretten. 1335 wurde der vor 1282 zur Stadt erhobene Ort an den Markgrafen von Baden versetzt, der ihn 1339 an den Pfalzgrafen bei Rhein weiterverpfändete. 1349 kam die Stadt durch Kauf endgültig an die Kurpfalz und wurde Sitz eines Oberamtes, bis sie 1803 an Baden fiel.

In der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts bestand in Bretten bereits eine jüdische Gemeinde, die in den Verfolgungen durch die Armleder (1336—38) und Flagellanten (1349) aufgerieben wurde. Um 1390 sind Juden vorübergehend ansässig. Die eigentliche Wiederansiedlung erfolgte spätestens nach dem Dreißigjährigen Krieg.

1698 wurde den Pfälzer Juden durch einen Schutzbrief jeder ehrliche Handel gestattet. Die Brettener Juden betrieben vornehmlich Handel mit „gemeinem" Tuch bei der Landbevölkerung und kamen rasch zu Wohlstand. 1738 lebten in Bretten sieben wohlhabende Judenkrämer, die in der Lage waren, „drei Landschaften mit derlei Tüchern zu versehen", sehr zum Verdruß der Pforzheimer Juden, denen ihr Landesherr, der Markgraf von Baden, 1686 den Verkauf von gemeinem Tuch verboten hatte. 1743 lebten 13 Judenfamilien in Bretten, und 1797 waren es 28 Familien in 20 eigenen Häusern, von denen 17 an der Hauptstraße standen. Im 19. Jahrhundert kamen zum Textilhandel als neue Erwerbszweige der Tabak- und Viehhandel hinzu. 1813 bat die Judenschaft, den bis dahin samstags abgehaltenen Wochenmarkt auf Dienstag zu verlegen. Der Stadtrat lehnte das Gesuch unter Hinweis auf die Einkaufsbedürfnisse für Sonntag ab, empfahl aber die Einführung eines zweiten Wochenmarktes am Dienstag. Das Amt folgte dieser Empfehlung. 1846 wurde der Jude Jakob Heinsheimer zum Amtsregistrator in Bretten ernannt. 1848 kam es zu Ausschreitungen gegen die Juden.

Der Gottesdienst der jüdischen Gemeinde fand bis zum Bau der Synagoge im Jahre 1822 in einem Privathaus statt. 1827 wurde Bretten bei der Einteilung der Rabbinatsbezirke Sitz einer Bezirkssynagoge, der im Laufe der Zeit folgende Gemeinden zugeordnet waren: Bauerbach, Berwangen, Bretten, Diedelsheim, Eppingen, Flehingen, Gemmingen, Gochsheim, Gondelsheim, Grötzingen, Ittlingen, Jöhlingen, Königsbach, Menzingen, Mühlbach, Münzesheim, Richen, Schluchtern, Stebbach und Stein. 1874 übernahm der Heidelberger Rabbiner, später der von Bruchsal, zusätzlich das Amt des Brettener Bezirksrabbiners. Eine jüdische Volksschule wurde um 1835 errichtet, ein eigener Friedhof im 19. Jahrhundert angelegt. Vorher wurden die Toten auf dem Verbandsfriedhof in Waibstadt, in noch früherer

Zeit wohl in Worms begraben. Ein Literaturverein für jüdische Geschichte, der etwa 50 Mitglieder zählte, stellte vor 1933 seine Tätigkeit ein.

Die jüdische Bevölkerung Brettens zählte 1803 150, 1821 161, 1825 189, 1831 212, 1845 165, 1875 199, 1885 233, 1900 263, 1925 nur noch 155 und 1933 114 Personen. Zehn jüdische Soldaten aus Bretten gaben im Ersten Weltkrieg ihr Leben für die Heimat.

An bedeutenden jüdischen Unternehmen bestanden in Bretten die Herdfabrik M. A. Lämle AG, die Zigarrenfabrik M. Eichtersheimer, die Textil-Großhandelsfirma der Gebrüder Veis, die kleine Schuhfabrik Schmulewitz und die Branntweinbrennerei und Likörfabrik Isak Wertheimer. Außerdem gab es einige Einzelhandelsbetriebe, eine Getreidehandlung und eine Tabakwarengroßhandlung. Der größte Viehhandelsbetrieb war die Firma Adolf Lichtenberger Söhne. Reine Handwerksbetriebe gab es — abgesehen von zwei Metzgereien — unter den Juden nicht. In jüdischem Besitz befand sich das Gasthaus „Zur Blume".

Der Boykott der jüdischen Unternehmen setzte im April 1933 ein und richtete sich besonders heftig gegen den Viehhändler Siegfried Lichtenberger. Von nationalsozialistischen Agitatoren aufgestachelt erstatteten die Bauern der Umgebung nicht weniger als 55 Strafanzeigen wegen Betrugs gegen ihn, aber das Gericht sprach den Angeklagten in allen Fällen frei. Trotzdem wurde er von der Gestapo in Karlsruhe in Schutzhaft genommen, erhielt bei der Entlassung Aufenthaltsverbot für die Amtsbezirke Bretten und Pforzheim und wanderte noch 1934 nach Kolumbien aus.

Ein anderer jüdischer Bürger, der mit einer „Arierin" befreundet war, wurde 1937 wegen Rassenschande verurteilt. Nach Verbüßung einer Zuchthausstrafe von 1 Jahr und 6 Monaten wurde er 1938 in das KZ Buchenwald eingeliefert, wo er 1941 starb. Herzschwäche wurde als Todesursache angegeben.

Am 10. November 1938 wurden die Ritualien, das Harmonium und andere Einrichtungsgegenstände aus dem Gemeindehaus in den dahinter liegenden Garten geworfen und angezündet. Anschließend wurde die Synagoge bis auf die Grundmauern niedergebrannt. Nachbargebäude wurden dabei beschädigt. Das Gemeindehaus wurde nur verschont, weil ein christlicher Mieter darin wohnte. Auch zwei Geschäfte wurden demoliert. Der jüdische Friedhof blieb unberührt. Alle Männer unter 60 Jahren wurden im KZ Dachau interniert.

In den Jahren 1933—1940 sind 74 Juden ausgewandert, davon 45 nach den USA. 11 Juden starben in dieser Zeit in Bretten. Die 1939/40 noch zurückgebliebenen Juden waren mancherlei Schikanen ausgesetzt. So mußten sich zwei staatenlose, früher polnische Jüdinnen im September 1939 täglich dreimal auf der Polizeiwache melden; das Verlassen des Stadtgebietes war ihnen verboten. Später wurde die Meldepflicht gelockert. Am 22. Oktober 1940 wurden sie mit 16 anderen Mitbürgern nach Gurs deportiert. Dort starben 4 Personen; 4 weitere konnten aus dem Lager befreit werden. Die übrigen 10 wurden 1942 in das Vernichtungslager Auschwitz abgeschoben, wo sie den Tod fanden.

Heute leben in Bretten keine Juden mehr. Das Synagogengrundstück am Engelsberg dient als Parkplatz. Der Friedhof mit seinen rund 100 Grabstätten, der jetzt inmitten einer neuen Siedlung liegt, wird von der Stadt instandgehalten.

In *Diedelsheim* wohnten Juden seit dem 16. Jahrhundert. 1825 machten sie mit 89 Seelen fast 10 % der Bevölkerung aus. Sie bildeten eine Gemeinde, verloren aber fortlaufend an Zahl (1875 78, 1887 65, 1895 32, 1900 15), so daß sie den Unterhalt von Synagoge und Bad nicht mehr aufbringen konnten. Um 1900 wurde die Gemeinde dem benachbarten Bretten als Filiale zugewiesen. Die Synagoge mit dem Frauenbad wurde 1920 versteigert. 1933 lebten nur noch 5 Juden hier, die durch Auswanderung oder einen friedlichen Tod vor einem grausamen Schicksal bewahrt blieben.

1483 verkauften die Grafen von Württemberg das benachbarte *Gondelsheim* an den pfälzischen Hofmeister Plicker Landschad von Steinach. 1650 kam der dem Ritterkanton Kraichgau inkorporierte Ort an die Freiherrn von Menzingen. Die Kurpfalz erhielt in der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts eine Pfandschaft an dem Dorf. 1761 ging es in einem Ringtausch an die Prinzen Friedrich und Ludwig Wilhelm August von Baden-Durlach über. 1803 fielen Baden auch die älteren kurpfälzischen Rechte zu.

1551 erhielt ein Jude von Gondelsheim die Erlaubnis, Geld in der Markgrafschaft auszuleihen. 1709 werden fünf Judenfamilien erwähnt. Im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts entwickelte sich eine größere Judengemeinde, die um 1840 eine Synagoge baute. Einen eigenen Friedhof besaß sie nicht, obwohl die Gewannbezeichnung Judenkirchhof überliefert ist. Die Toten wurden auf dem Verbandsfriedhof in Obergrombach beigesetzt. Seit 1827 gehörte die israelitische Gemeinde Gondelsheim zum Rabbinatsbezirk Bretten. Sie zählte 1825 79, 1875 53, 1887 78 und 1900 47 Mitglieder. Bis 1925 war die Gemeinde durch Abwanderung auf 13 Seelen zusammengeschmolzen. Sie wurde deshalb 1925 aufgelöst und die noch vorhandenen Juden der Gemeinde Bretten zugewiesen. Die Synagoge in der Leitergasse wurde 1930 an einen Privatmann verkauft und steht heute noch.

Aus Gondelsheim stammte Jacob Hecht, Präsident der Neptun-Reederei Basel und Aufsichtsratsvorsitzender der Rhenania-Schiffahrts- und Speditionsgesellschaft in Mannheim. Er wurde 1879 als jüngster von fünf Söhnen des Hauptlehrers Hecht geboren. Nach Absolvierung der Banklehre ging er nach Antwerpen und wurde dort schon in jungen Jahren Mitgesellschafter der Rheno-Schiffahrtsgesellschaft in Rotterdam und Geschäftsführer der Société Belge de Navigation Fluviale. 1908 gründete er mit seinem Bruder Hermann die deutsche Rhenania-Schiffahrtsgruppe in Mannheim, die er bis zu seiner Emigration in die Schweiz leitete. 1958 ernannte ihn die Gemeinde Gondelsheim anläßlich der 700-Jahrfeier zum Ehrenbürger.

1933 lebten in Gondelsheim 10 meist ältere Juden. Die Witwe Fanny Beissinger und Moses Beissinger trieben bis 1935/36 einen kleinen Viehhandel. Moses Beissinger starb 1935 an den Folgen eines Schlaganfalls, den er aus Aufregung über ein Gestapo-Verhör erlitten hatte. Die letzten 6 Juden, die noch in Gondelsheim wohnten, wurden am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert. Von ihnen starb Fanny Beissinger 1944 in Masseube/Frankreich. Sophie Metzger fand 1943 Aufnahme in einem Kloster in Südfrankreich, wo sie den Krieg überlebte. Sie kehrte im Dezember 1946 nach Gondelsheim zurück. Leopold Wallach starb 1940 im KZ Buchenwald. Die übrigen Deportierten dürften im Osten umgekommen sein.

Lit.: Siegmund Friedrich *Gehres,* Brettens kleine Chronik. 1805. — Leopold *Feigenbutz,* Der Kraichgau und seine Orte. 1878. — Festschrift zur 700-Jahrfeier der Gemeinde Gondelsheim. 1257—1958. 1958. — Jacob Hecht aus Basel — 80 Jahre, in: Mitt.-Blatt des Oberrats 11 (1959) Nr. 7. — Friedrich *Withum,* Bretten. Erinnerungsblätter aus 2000 Jahren. 1902.

BRUCHSAL

Bruchsal befand sich seit 1056 im Besitz der Bischöfe von Speyer, die dem Ort im 13. Jahrhundert Stadtrechte verliehen. Nach der Zerstörung der Stadt Speyer 1689 wurde Bruchsal zunächst aushilfsweise, 1720 jedoch endgültig Bischofsresidenz und fiel 1803 mit dem rechtsrheinischen Teil des Hochstifts an Baden.

Während in Speyer die Anwesenheit von Juden seit 1084 bezeugt ist, wird der Aufenthalt von Juden im hochstiftischen Landgebiet erst vom 14. Jahrhundert an beurkundet. 1337 vereinbarte Bischof Gerhard mit der Judenschaft zu Landau, Bruchsal, Waibstadt und Udenheim für den Schutz eine jährliche Zahlung von 700 Pfund Heller Bede statt aller einzelnen Steuern und Dienste. Er versprach dafür, auswandernde Juden vier Meilen weit geleiten zu lassen, auch keine weiteren Juden ohne die Zustimmung derer in Landau und Bruchsal aufzunehmen. In Geldverlegenheiten wandten sich die Bischöfe wiederholt an ihre Juden. 1341 versprach Bischof Gerhard, die ihm vorgestreckten 400 Pfund Heller auf die nächstfällige Judensteuer anzurechnen. Um 1344 gab es in Bruchsal eine Judengasse — das heutige Openloch — und eine Synagoge. Demnach scheint hier eine ansehnliche Gemeinde bestanden zu haben, deren Mitglieder gleich denen in Speyer angeblich damals bereits Bürgerrecht besessen haben sollen. Während der Judenverfolgung im Jahre 1349 wurde die Gemeinde vernichtet. Gänzlich waren aber die Juden nicht aus dem Hochstift verschwunden, denn noch im gleichen Jahre verpfändete Karl IV. die ihm von den hochstiftischen Juden zustehenden Zinsen an ihren Bischof Gerhard. Dieser forderte seine Juden auf, ihren „Irrglauben" abzulegen, hatte aber damit keinen Erfolg. Deshalb ordnete er an, daß jeder Jude über fünf Jahre einen gelben Ring offen auf der Brust tragen und sich in der ganzen Kleidung von den Christen unterscheiden solle. Jede Jüdin solle zwei blaue Streifen am Schleier als Kennzeichen tragen.

In Bruchsal waren spätestens 1619 wieder Juden ansässig. Nach dem Dreißigjährigen Krieg, in dem das Hochstift wie kaum ein anderes deutsches Land gelitten hatte, mehrte sich die Zahl der Juden im Hochstift, da die Bischöfe sie der Einkünfte wegen schützten. Bischof Lothar von Metternich ließ 1671 an alle Untertanen den Befehl ergehen, „daß wann hinfüro einige Menschen, es seien Beamte, Bediente oder Untertanen, geist- oder weltlich, niemand ausgenommen, sich gegen einheimische, ausländische oder fremde Juden mit Plagen, Schelten oder einigen ohngebührlichen Anfechtungen vergreifen oder beleidigen würde, der oder dieselbe alsdann ohnnachläßiger Strafe solle verfallen sein". 1685 übertrug Bischof Johann Hugo von Orsbeck dem Juden Schmul in Bruchsal und seinem Beistand Herz die Befugnis, Juden bei Zeremonial- und Sittenvergehen zu bestrafen. Die Juden wurden aufgefordert, diesen beiden Vorgesetzten Gehorsam zu leisten. In Bruchsal lebten damals 18 jüdische Familien, die Häuser und Weinberge erwerben durften.

Diese Zahl scheint aber dem folgenden Bischof Heinrich Hartard von Rollingen zu groß gewesen zu sein; denn nach seinem Regierungsantritt (1712) erhielten die Juden, deren Schutzbrief nicht erneuert worden war, die Aufforderung, „in Zeit von drei Monaten Gelegenheit anderwärts zu suchen und das Hochstift zu räumen". Für die links- und rechtsrheinischen Juden seines Landes ernannte der Bischof zwei Obervorsteher.

Fürstbischof Damian Hugo von Schönborn (1719—1743), der Erbauer des Bruchsaler Schlosses, wollte nur vermögende Juden im Lande haben. Sie mußten die Pferde für seine Leibwache anschaffen. Von 1732 an hatten sie auch die Beleuchtung des Schlosses und der Hofkirche herbeizuschaffen und zu diesem Zwecke jährlich „sauberes, reines und ganz feines gelbes Wachs abzugeben: ein verheirateter Jude 2, Witwer oder Witwe 1, Junggesell oder Mägdlein über 12 Jahr 3/4, Buben oder Mädel von 7 bis 12 Jahren 1/2 Pfund, es seien Knecht oder Magd". Für die Hirschjagd mußten sie einen Zentner Federn liefern. Von 1740 an hatte jeder ledige Jude vom 25. Lebensjahre an volles Schutzgeld zu zahlen, obwohl er nicht als Schutzbürger galt. Damals wohnten von den 49 rechtsrheinischen Judenfamilien 11 in Bruchsal.

Schönborns Nachfolger, Kardinal Franz Christoph von Hutten, fand bei seinem Regierungsantritt (1743) ein wohlgeordnetes Staatswesen vor. Er entfaltete einen prunkvollen Hofstaat und vervollständigte die Innenausschmückung des Bruchsaler Schlosses. Dazu brauchte er auch das Geld der Juden, deren Schutz in allen seinen Formen er als den weitaus ergiebigsten „Fundus" ansah. Bald nach seinem Regierungsantritt bat die Judenschaft um die Abschaffung des Eides, mit dem seither die Eltern bei Verheiratung von Kindern außer Landes die Mitgift offenbaren mußten. Den Eltern sollte erlaubt werden, ein verheiratetes Kind bei sich zu behalten, und bei Ausgabe der neuen Schutzbriefe sollte das Schutzgeld wie in anderen Gebieten auf die Gesamtheit umgelegt werden. Für die Gewährung dieser Wünsche erboten sich die Bittsteller, 450 Speziesdukaten zu zahlen. Im März 1744 wurde den Juden ein Freiheitsbrief im Sinne ihrer Bitten ausgestellt. Doch von 1749 an häuften sich wieder Anordnungen zum Nachteil der Juden.

Fürstbischof von Limburg-Stirum beseitigte kurz nach seinem Regierungsantritt 1770 das Privileg seines Vorgängers. Bald ließ er die Abzugsgelder wieder nach einer eidlichen Angabe über das Vermögen entrichten. Ausländische Frauen mußten bei Einheirat und Witwer bei Wiederverheiratung Abgaben entrichten. Die Schutzbriefe mußten alle fünf Jahre erneuert, das Schutzgeld ab 1792 monatlich gezahlt werden. Das strenge Vorgehen des Bischofs hatte zur Folge, daß viele Juden verarmten und manche das Hochstift verließen. 1785 wohnten im rechtsrheinischen Hochstift 60 Judenfamilien, davon 14 in Bruchsal. Familiennamen wie in der Pfalz und in Baden treten noch nicht auf. Der letzte Speyerer Fürstbischof, Wilderich von Waldersdorf, hob die strengen Maßnahmen seines Vorgängers teilweise auf. Das Schutzgeld betrug unter ihm jährlich 20 Gulden, dazu kam ein Neujahrsgeld von 2 Gulden 45 Kreuzern.

Seit alter Zeit nahm der Wormser Rabbiner die Rabbinatsfunktionen in Bruchsal wahr. 1656 wurde ein diesbezüglicher Vertrag erneuert. Als 1712 der Wormser Rabbiner gestorben war, wünschte ein Teil der Juden des Hochstifts Speyer einen

eigenen Rabbiner. Der damalige Judenschultheiß Süßel von Bruchsal, der seit 1704 dieses Amt bekleidete und als bischöflicher Hofjude eine einflußreiche Persönlichkeit war, wandte sich energisch dagegen, weil der Wormser Rabbiner die speyerischen Juden jährlich nur 10 Reichstaler, ein eigener Rabbiner mit Weib und Kind aber 400 bis 500 Gulden im Jahr koste. So blieb der Wormser Rabbiner zuständig, und erst 1738 erlaubte Bischof Damian Hugo, einen ledigen Rabbiner in Bruchsal anzustellen. Der erste Inhaber des neuen Amtes war von 1740 bis 1743 Isaak Weil aus Uhlfeld in Bayern, ein Schwiegersohn des reichen David Günzburger in Breisach, der sich vergeblich bemühte, ihm eine Rabbinerstelle in Sulzburg zu beschaffen. Anscheinend wirkten Weil und sein Nachfolger Lewin Löb Calvaria nur als Hausrabbiner beim Judenschultheißen Süßel, denn noch 1746 sprechen die Juden des Hochstifts von „unserem Rabbiner in Worms". Erst 1752 wurde Calvaria durch bischöfliches Dekret zum Rabbiner der gesamten Judenschaft des Hochstifts Speyer ernannt. Ihm folgten Wolf Hüttenbach, Jakob Weil und Juda Oppenheim.

1750 klagte der alte Judenschultheiß Süßel, er habe in seiner 46jährigen Vorstandschaft keinen solchen Verdruß gehabt wie jetzt, da jeder der Schutzjuden sein eigener Herr sein und die Anordnungen des Vorstehers nicht mehr respektieren wolle. Als er im gleichen Jahr kinderlos starb, vermachte er sein Wohnhaus (Huttenstraße 167) der jüdischen Gemeinde Bruchsal als Rabbinerwohnung, wozu es bis zum Dritten Reich diente. Die im Dachstock von Süßel eingerichtete Synagoge blieb in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten. Dem Willen des Stifters gemäß wurde auch nach der Erbauung einer richtigen Synagoge bis in die 1930er Jahre jährlich zweimal Gottesdienst darin gehalten. Das Haus wurde durch Kriegseinwirkung zerstört.

Seit 1798 war Pelta Epstein aus Offenbach Rabbiner in Bruchsal. Er war lange Jahre Talmudlehrer an der Model'schen Stiftung in Karlsruhe. Mit seinem Schwager Hirsch Moses Wormser leitete er eine hebräische Buchdruckerei, zuerst in Rastatt, später in Karlsruhe, die Gebetbücher und Bibelausgaben herausgab. In seine Amtszeit fällt der Bau der ersten Synagoge (1802). 140 000 Mark brachte die Gemeinde für einen Neubau auf, der 1880 an ihrer Stelle errichtet und 1881 eingeweiht wurde. 1922 wurde sie im Innern völlig renoviert. Die großen Wand- und Deckengemälde stammten von dem Kunstmaler Leo Kahn. In der neuen Männerstrafanstalt Bruchsal ist 1849 eine Synagoge eingerichtet worden, deren erster Geistlicher der Bezirksrabbiner Präger wurde.

1827 wurde Bruchsal Sitz des Bezirksrabbiners für die Gemeinden Bad Mingolsheim, Bruchsal, Eichtersheim, Graben, Heidelsheim, Malsch, Michelfeld, Obergrombach, Odenheim, Östringen, Philippsburg, Untergrombach und Weingarten, zeitweilig auch für Jöhlingen.

Die Toten wurden bis 1632 in Worms begraben, danach auf dem neuerrichteten Judenfriedhof in Obergrombach. Im 19. Jahrhundert legte die jüdische Gemeinde in Bruchsal einen eigenen Friedhof neben dem christlichen an. Ein rituelles Bad wurde bis ins 19. Jahrhundert in der Stadtgrabenstraße benützt.

Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts besaßen die Bruchsaler Juden großen wirtschaftlichen Einfluß in der Stadt. So war z. B. bis 1933 der Tabak- und Hopfen-

großhandel fast ausschließlich in ihrer Hand. Ebenso betrieben die Juden eine Reihe industrieller Unternehmen. Die Schwächung der Bruchsaler Position als Handelsstadt, die bereits vor dem Ersten Weltkrieg spürbar wurde, fand auch in der Abnahme der jüdischen Bevölkerung seit etwa 1885 ihren Niederschlag. 1825 waren hier 178, 1875 609, 1887 752, 1895 743, 1900 741, 1925 603 und 1933 501 Juden ansässig. Im Ersten Weltkrieg starben 16 Juden aus Bruchsal den Soldatentod.

Der wirtschaftliche Wohlstand der jüdischen Gemeinde im 19. Jahrhundert kam durch die Tätigkeit zahlreicher Wohltätigkeitsvereine auch den Armen zugute. 1879 wurde die Chewra Kaddischa gegründet zur Unterstützung Hilfsbedürftiger und Bestattung Armer. Ein Armenverein diente der Wanderfürsorge. Familienfürsorge, Kranken- und Wöchnerinnenfürsorge sowie Holz-, Kohlen- und Ausbildungsbeihilfen gewährte der 1872 gegründete Isr. Frauenverein e. V. Eine Art Krankenkasse war der bereits 1840 gegründete Kranken- und Wohltätigkeitsverein, der freie ärztliche und zahnärztliche Behandlung, Arznei- und sonstige medizinische Hilfsmittel gewährte. Der Wohltätigkeitsverein Gemilut Chasodim diente der Unterstützung hilfsbedürftiger Mitglieder. 1888 wurde der Landeswaisenverein für Baden in Bruchsal gegründet, der die Erziehung unbemittelter Waisenkinder finanzierte. Der Armenunterstützung dienten verschiedene Landes- und Ortsstiftungen. Eine Koordinierung der Tätigkeit dieser vielen Vereine strebte der 1906 ins Leben gerufene Israelitische Wohltätigkeitsrat an.

Das kulturelle und gesellige Leben förderten der Synagogenchorverein, der Verein für jüdische Geschichte und Literatur, der jüdische Frontkämpferbund, der jüdische Jugendbund und der Centralverein. Die zionistische Vereinigung zählte 1936 in Bruchsal 55 Mitglieder.

Das Konskriptionsgesetz von 1808 enthielt für die Juden des Großherzogtums die Verpflichtung, für jeden durch das Los gezogenen jüdischen Militärpflichtigen 400 Gulden zu bezahlen, die nicht jeder einzelne, sondern die Gemeinden aufzubringen hatten. Die Juden von Bruchsal gründeten 1811 für sich eine „Werbekasse", die spätere „Milizenkasse", die zur Aufbringung der Loskaufsumme oder zur Unterstützung eines den Militärdienst persönlich ableistenden Juden bestimmt war. Die Kasse bestand auch weiter, als im Laufe des 19. Jahrhunderts die allgemeine Wehrpflicht ohne Loskaufmöglichkeit eingeführt wurde. 1908 konnte der Verein eine Stiftung von 5000 Mark machen.

Um 1933 waren 3 jüdische Rechtsanwälte, 2 Gymnasialprofessoren, 1 Handelsschul- und 1 Volksschullehrer in Bruchsal tätig. Die 3 jüdischen Ärzte behielten als Frontkämpfer auch nach 1933 die Zulassung zu den Krankenkassen. 1938 wurde ihnen die Approbation entzogen. An jüdischen Unternehmen gab es zu Beginn des Dritten Reiches 12 Zigarrenfabriken, 11 Rohtabakgroßhandlungen, 4 Tabakagenturen, 5 Malzfabriken, 1 Herdfabrik (Josef Falk), 1 Farbfabrik (Gebr. Katzauer), 1 Branntwein- und Essigfabrik (Hirsch & Lichter), 1 Wellpappenfabrik (Weil GmbH), 1 Bankgeschäft, 2 Handelsagenturen, 1 Warenhaus (Geschw. Knopf) und eine Vielzahl von Geschäften aller Handelszweige.

Das Verhältnis der Juden zur christlichen Stadtbevölkerung war gut. Juden waren im Stadtrat, im Bürgerausschuß und im Kreisrat in Bruchsal vertreten. Sie

unterstützten durch ihre Mitgliedschaft insbesondere das Rote Kreuz sowie Gesang-, Turn- und Sportvereine. Die christlichen karitativen Einrichtungen, hauptsächlich die katholischen und evangelischen Krankenschwestern, wurden von ihnen gefördert. Namentlich in der Blütezeit der Bruchsaler Karnevalsgesellschaft um die Jahrhundertwende nahmen die Juden an den Karnevalsveranstaltungen regen Anteil. Juden waren auch der Verfasser des Liedes vom „Brusler Dorscht", Otto Oppenheimer, und der Großherzogliche Oberbaurat Fritz Hirsch, der in den Jahren 1900 bis 1909 die Renovierung des Schlosses leitete. Im ganzen Land Baden und darüber hinaus wegen seiner Liebestätigkeit geschätzt war der im September 1933 verstorbene Jakob Oppenheimer. Er war Vorsitzender des erwähnten Landeswaisenvereins und leitete im Winter 1932/33 die Städtische Nothilfe. Trotz der Judenhetze im ganzen Land erhielt er ein Ehrenbegräbnis und zahlreiche Nachrufe von jüdischer und christlicher Seite. Zwischen 1925 und 1933 wurde die stark dezimierte Gemeinde Heidelsheim der Bruchsaler jüdischen Gemeinde als Filiale angeschlossen.

Die nationalsozialistische Hetze richtete sich zunächst gegen weniger beliebte Juden, so 1934 gegen den Inhaber der Papierfabrik Weil. Das städtische Schwimm- und Sonnenbad durften die Juden ab Mai 1934 nicht mehr betreten. Für die jüdischen Schüler aus Bruchsal und Umgebung wurde 1936 eine eigene Schule eingerichtet. In den frühen Morgenstunden des 10. November 1938, zwischen 4.30 und 6.00 Uhr, wurde die Synagoge von unbekannten Tätern bis auf die Grundmauern niedergebrannt. SA-Leute zertrümmerten die Schaufenster jüdischer Geschäfte. Die ersten Deportationen erfaßten 1938 eine tschechische und mehrere polnische jüdische Familien.

Am 22. Oktober 1940 wurden aus Bruchsal 79 Juden nach Gurs deportiert. Etwa die Hälfte von ihnen konnte befreit werden oder überlebte in einem Lager in Frankreich. 12 Personen starben in einem französischen Lager, und ungefähr 30 Personen sind in Auschwitz oder einem anderen Vernichtungslager im Osten ums Leben gekommen. Unter ihnen befand sich der seit 1911 amtierende Bezirksrabbiner Dr. Siegfried Grzymich mit seiner Ehefrau. Von den Juden, die nach dem 22. Oktober 1940 in ihrer Heimatstadt zurückblieben, wurden 1942 3 nach Izbica und weitere 3 nach Theresienstadt deportiert. Von 4 Verschleppten ist das letzte Deportationsziel unbekannt. 1942 starb Simon Sandler im KZ Buchenwald, 1944 Hermann Reuter im KZ Dachau und 1945 Max Heinsheimer im KZ Bergen-Belsen. Insgesamt haben ungefähr 50 Juden aus Bruchsal in der Verfolgung das Leben verloren. 4 in Mischehen verehelichte Frauen blieben unbehelligt.

Nahezu vier Fünftel der Bruchsaler Juden gelang die Auswanderung. Sie haben vornehmlich in den USA, in Palästina, England, Frankreich, Argentinien, Südafrika, Australien und in der Schweiz eine neue Heimat gefunden. Auf dem ehemaligen Synagogenplatz in der Friedrichstraße 78 steht heute das städtische Feuerwehrhaus. An die große jüdische Gemeinde erinnert nur noch der Friedhof auf einer Anhöhe am Rande der Stadt.

Lit.: Heimat und Arbeit. Der Kreis Bruchsal. 1962. — Leopold *Feigenbutz,* Der Amtsbezirk Bruchsal. 1891. — Fr. Ludwig *Stocker,* Der Großherzogliche Badische Amtsbezirk Bruchsal. 1883.

BUCHEN

Um 1255/56 wurde Buchen von Konrad von Dürn zur Stadt erhoben, 1296 an das Erzstift Mainz verpfändet, 1303 zum Teil, 1309 vollständig verkauft. 1803 fiel es an das neugebildete Fürstentum Leiningen und mit diesem 1806 an Baden.

Eine jüdische Gemeinde bestand in Buchen bereits in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. In den Verfolgungen von 1336—38 und 1349 wurde die Gemeinde zerstreut, aber nicht alle Mitglieder kamen ums Leben. Schon wenige Jahre später lebten wieder Juden in der Stadt. 1358 verlieh Erzbischof Gerlach von Mainz ihnen die Gnade, daß sie nur vor dem Amtmann zu Miltenberg verklagt werden durften. 1378 verlieh Erzbischof Adolf den Juden der neun oberen Städte des Erzbistums, wozu auch Buchen zählte, einen Schutzbrief, durch den sie von allen außerordentlichen Steuern befreit und der Hilfe des Fürstbischofs beim Einzug ihrer Forderungen versichert wurden. Streitigkeiten untereinander sollten durch den Judenhochmeister Isaak in Dieburg geschlichtet werden.

Für das 15. und 16. Jahrhundert fehlen Nachrichten über die jüdische Gemeinde in Buchen. Da jedoch die meisten Mainzer Erzbischöfe den Juden wohlgesinnt waren, ist anzunehmen, daß während dieser Zeit ununterbrochen Juden in der Stadt lebten. Zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges vermehrte sich ihre Zahl so stark, daß der Rat den Landesherrn um Niederlassungsbeschränkung bat. 1649 mußten alle diejenigen, die sich ohne kurfürstlichen Schutzbrief in Buchen aufgehalten hatten, innerhalb von drei Wochen die Stadt verlassen. Einige dieser Ausgewiesen fanden im nahegelegenen Hainstadt Aufnahme, das zum Hochstift Würzburg gehörte.

Um 1668 wohnten in Buchen 5 Schutzjuden und 1 Judenwitwe, 1743 bereits 12 Familien. Die jährliche Schutzgebühr betrug für einen Mann 20 und für eine Frau 10 Gulden. 1825 betrug die Seelenzahl 125, 1862 150, 1875 108, 1900 63, 1925 40 und 1933 34. Im Ersten Weltkrieg fielen Berthold Bär und Gustav Böttigheimer.

Die aus dem 18. Jahrhundert stammende baufällige Synagoge brannte 1861 ab. An ihrer Stelle in der Vorstadtstraße wurde am 31. Oktober 1862 der Grundstein zu einer neuen Synagoge gelegt, die 1864 als die schönste im Bezirk eingeweiht wurde. Einen eigenen Friedhof besaß die Gemeinde nicht. Die Toten wurden auf dem Verbandsfriedhof in Bödigheim bestattet. Seit 1827 gehörte Buchen zum Rabbinatsbezirk Merchingen.

Bereits 1784 hielt der Mainzer Erzbischof die jüdischen Kinder zum Besuch der christlichen Schulen an, um sich dort zu tüchtigen kurfürstlichen Untertanen zu bilden. Eigene jüdische Schulen konnten nicht errichtet werden, da die Gemeinden sehr zerstreut lagen und häufig recht arm waren. Das Schulgeld sollte für die Judenkinder gleich dem der Christenkinder sein. Lehrern wie Schülern wurde aufgetragen, den Judenkindern mit Rücksicht zu begegnen und sie tolerant zu behandeln. Für die Erteilung des Religionsunterrichts wurde in Aschaffenburg und in Buchen je ein geprüfter Judenlehrer mit 200 Gulden Jahresgehalt angestellt. Von 1834 bis 1877 besaß die jüdische Gemeinde eine eigene Volksschule, die im Durchschnitt von 20 Kindern besucht wurde. Zur Unterstützung Hilfsbedürftiger sowie für die Pflege der Kranken und die rituelle Bestattung der Glaubensgenossen gab

es einen Frauenverein und einen 1861 gegründeten Männerverein. Die Zionistische Vereinigung für Deutschland zählte 1936 in Buchen 32 Mitglieder.

Ihren Lebensunterhalt fanden die Buchener Juden im Handel mit Vieh, Getreide, Grundstücken und Textilien bei den Bauern in den umliegenden Odenwalddörfern. Von 1862 bis 1937 war die jüdische Gemeinde auf ein Sechstel durch Abwanderung zusammengeschmolzen. Damit war auch ihre wirtschaftliche Bedeutung für die Stadt immer mehr zurückgegangen. Zu Beginn des Dritten Reiches gab es nur noch fünf jüdische Gewerbebetriebe, nämlich einen Handel mit Landesprodukten, Fetten und Ölen und vier Manufakturwarenhandlungen.

Durch den nationalsozialistischen Boykott sind die Buchener Juden rasch verarmt. Seit 1938 mußten sie meist als Taglöhner arbeiten und hatten unter gelegentlichen Schikanen, selbst der Jugend, zu leiden. Von den 1933 anwesenden 34 Juden sind 4 noch in der Heimat gestorben, 13 umgezogen und 12 nach den USA, England oder Südrhodesien ausgewandert. Die 5 letzten Juden wurden am 22. Oktober 1940 über Mosbach nach Gurs verschleppt. Albert Oppenheimer konnte 1946 von Frankreich nach den USA auswandern. Sein Vater Josef starb 1941 in Gurs, seine Mutter Helene kam 1942 in Auschwitz ums Leben. Die Spuren des Ehepaares Jakob und Hedwig Bär verlieren sich in Gurs. Der jüdische Mundartdichter Jakob Mayer, dessen Namen heute eine Straße in Buchen trägt, nahm sich 1939 mit 73 Jahren das Leben.

Die Buchener Synagoge wurde in der Kristallnacht nicht zerstört, da sie wenige Monate vorher verkauft worden war. Der Eigentümer brach sie 1939 ab und errichtete an ihrer Stelle eine Autoreparaturwerkstatt.

Aus Buchen stammt der heute in Israel als führender Künstler wirkende Maler Ludwig Schwerin. Zu seinem 70. Geburtstag wurde 1967 eine Buchener Straße nach ihm benannt. William (Willi) Wertheimer war bis 1938 Religionslehrer für Buchen und mehrere umliegende Gemeinden. Er verlor durch das nationalsozialistische Regime sieben Geschwister mit ihren Familien. Er und seine Brüder hatten im Ersten Weltkrieg ihren Mann an der Front gestanden. Er selbst konnte noch 1938 mit seiner Familie nach den USA auswandern. Nach dem Krieg betrieb er von dort aus die Pflanzung von Gedächtnishainen in Israel und trug damit zum Aufbau des Staates Israel bei. Er wurde 1962 mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet.

Lit.: August *Breuning*, Kurze Geschichte der Stadt und Pfarrei Buchen, in: Freiburger Diözesanarchiv 13 (1880). — Fritz *Schmitt*, Die Kreisstadt Buchen, in: Heimat und Arbeit. Der Kreis Buchen. 1964.

BÜHL
mit Achern

Der Flecken Bühl erscheint 1302 als ebersteinisches Lehen in der Hand der Herren von Windeck, deren Stammschloß unweit des Ortes liegt. 1386 erwarb Markgraf Rudolf VII. von Baden den nördlichen Ortsteil, während der südliche als Reichslehen in der Hand der Windecker verblieb. Der badische Teil kam bei der

Landesteilung 1535 an Baden-Baden, das nach dem Aussterben der Windecker 1592 vergeblich um die Belehnung mit deren Ortsteil nachsuchte. Erst 1686 erhielt Markgraf Ludwig Wilhelm, der „Türkenlouis", das Lehen und vereinigte beide Ortsteile unter badischer Herrschaft. 1835 erhielt Bühl Stadtrecht.

Im windeckischen Teil gab es bereits im Jahre 1579 Juden, denn in diesem Jahr schloß Junker Georg von Windeck einen Vergleich wegen des Schirmgeldes mit den Bühler Juden. Auch im badischen Teil lebten wahrscheinlich um diese Zeit Juden. 1582 teilte Markgraf Philipp seinem Amtmann in Bühl mit, er habe den Juden für sieben Jahre Niederlassung in seinem Lande gewährt. 1584 widerrief er seine Anordnung, doch unter seinem Nachfolger Eduard Fortunat erhielten 1593 vier Juden mit ihren Familien für zehn Jahre Niederlassungsrecht in Bühl. 1605 waren fünf Schutzjuden in Bühl ansässig. Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach, der von 1604 bis 1622 beide Teilmarkgrafschaften regierte, betrieb zunächst eine judenfreundliche Politik, änderte aber dann seine Haltung. Als 1622 die Regierung in der Markgrafschaft Baden-Baden auf Markgraf Wilhelm überging, lebten keine Juden mehr in Bühl, doch während des Dreißigjährigen Krieges siedelten sich allmählich wieder Juden an. Vor der französischen Invasion 1688/89 lebten etwa vier Judenfamilien in Bühl, von denen der Jude Aron der angesehenste war. Ihm sowie seinen Glaubensgenossen Isaak von Ettlingen und Aron Fränkel von Durlach wurde 1673 gegen Entrichtung einer gewissen Summe der Eisenhandel in der Markgrafschaft Baden-Baden und im Territorium der Abtei Schwarzach übertragen.

Während des Pfälzischen Krieges seit 1688 wichen die Juden über den Rhein aus, kehrten aber nach Kriegsende in noch größerer Zahl nach Bühl zurück. 1698 gab es in Bühl 11 jüdische Haushaltungen mit 90 Köpfen. Während des 18. Jahrhunderts nahm ihre Zahl ständig zu. 1700 waren es 14 jüdische Haushaltungen, 1706 12 sowie zwei Ladendiener und zwei Schulmeister. 1721 lebten 17 und 1724 12 Judenfamilien in Bühl. Zwischen 1753 und 1759 wurden fünf Familien neu aufgenommen, obwohl eine Verordnung von 1740 bestimmte, daß die Zahl der Juden in Bühl nicht weiter vermehrt werden dürfe. Schon 1697 war es zu Streitigkeiten über die Benutzung der Viehweiden und die Zahlung des Weidegeldes gekommen. Da die Bühler Juden bis ins 19. Jahrhundert hauptsächlich vom Viehhandel lebten, konnten sie auf ihre Weiderechte nicht verzichten. Sie konnten dieses Recht behaupten, allerdings gegen eine Abgabe an die Gemeinde.

Bei den Beratungen über eine Judenordnung für Baden-Baden wurde 1714 vorgeschlagen, die zu Bühl in Häusern von Christen wohnenden Juden auszuquartieren und ihnen von Amts wegen einen Bauplatz außerhalb der Hauptstraße anzuweisen. Dieser Entwurf wurde in die Judenordnung von 1714 zunächst aufgenommen, auf den Einspruch der Juden 1715 aber dahingehend abgeändert, daß Juden mit einer christlichen Familie in einem Haus mit zwei Wohnungen leben durften. Bis zum Jahre 1789 wohnten die meisten jüdischen Familien in Bühl im sogenannten Hänferdorf und in Seitengassen, nicht in der Hauptstraße oder in der Nähe der Kirche.

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts war die wirtschaftliche Lage der Juden in der ganzen Markgrafschaft sehr ungünstig und verschlechterte sich weiterhin. Ein Be-

richt des Amtes Bühl vom Februar 1721 schildert die wirtschaftlichen Verhältnisse der Juden in Bühl in düsteren Farben. Die meisten waren verschuldet, handelten mit alten Kühen, schlechten Pferden, Häuten, altem Eisen oder waren an den Bettelstab geraten. „Insgesamt könne man sagen, daß, ausgenommen 4, alle kein Vermögen von 100 Gulden Wert hätten. Sie leben so miserabel, daß ihre Weiber und Kinder gleichsam herumgehen wie Geister. Es bestehe die Gefahr, daß infolge dieser Mängel eine Krankheit ausbreche und die Christen angesteckt würden. Man solle am besten unter den Juden eine Musterung halten und die Unnützen wegweisen." Die schlechte wirtschaftliche Lage führte zu Streitigkeiten innerhalb der Judenschaft. Doch gegen das allzu rigorose Durchgreifen des Judenschultheißen Josef, der seit 1699 dieses damals von jeweils drei Personen gleichzeitig verwaltete Amt innehatte, beschwerten sich die Juden 1712, weil er „gleich mit Schlägen, nit allein auf öffentlicher Gasse, wie schon geschehen, zufährt, sondern sich ohnlängst gar unterstand, hochsträflicherweise in der Synagog einen blutrünstig zu schlagen". Josef wurde durch Koppel aus Bühl in seinem Amt abgelöst. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts besserte sich die wirtschaftliche Lage der Juden wieder. 1770 konnten sie zur Beherbergung durchreisender armer Juden ein eigenes Armenhaus für 20 Gulden jährlich mieten. Eine jüdische Garküche (Wirtschaft) wurde im gleichen Jahr eröffnet.

Seit Beginn des 18. Jahrhunderts hatten die Bühler Juden in der „Eich oder Sinnung" ihren Betsaal, die Judenschule, in dem hohen dreistöckigen altertümlichen Gebäude am Ende der Schwanengasse (früher Kornlaubgasse) am Mühlbach, das um 1720 dem Isaak Bodenheimer gehörte. 1823 wurde eine neue geräumige Synagoge am Johannesplatz erbaut. 1827 wurde das Bezirksrabbinat Bühl mit den Gemeinden Bodersweier, Bühl, Gernsbach, Hörden, Kuppenheim, Lichtenau, Muggensturm, Neufreistett, Rastatt, Rheinbischofsheim und Stollhofen errichtet, von denen einige bald aufgelöst wurden. Baden-Baden, Ettlingen, Kehl und Malsch kamen seit 1881 nach und nach dazu. Seit 1833 besaß die Gemeinde beim sogenannten Kläusel auf der Honau einen eigenen Begräbnisplatz. Bis dahin begrub man die Toten auf dem israelitischen Friedhof in Kuppenheim. Von 1830 bis 1877 bestand in Bühl gegenüber der Synagoge eine israelitische Volksschule am linken Ufer des Mühlkanals, der den Johannesplatz durchfloß. Sie wurde durchschnittlich von 40 Kindern besucht. Als Hauptlehrer unterrichtete von 1830 bis 1870 Moses Sinzheimer.

Schon 1820 wurden Marum Wolf, der dem jüdischen Armenfonds bei seinem Tod 1826 1000 Gulden vermachte, und G. Massenbach durch Einfluß des Kinzigkreisdirektoriums gegen den Willen der Gemeinde Bühler Bürger 1830 erhielt nach langen Bemühungen auch die Familie Netter das Ortsbürgerrecht. Diese Familien haben später, nach der Gleichstellung der Juden in Baden, in der bürgerlichen Gesellschaft der Stadt im Gegensatz zu den übrigen jüdischen Einwohnern bald Fuß fassen können. Sie haben durch ihren Wohlstand und als Arbeitgeber großen Einfluß ausgeübt und sich durch Schenkungen an die Stadt verdient gemacht. Ein Granitfindling im Stadtgarten erinnert an Adolf und Carl-Leopold Netter, denen Bühl den 1905 angelegten Stadtgarten und den Aussichtsturm, ebenso das Denkmal Großherzog Friedrichs I. mit seiner Brunnenanlage verdankt. Ihr Großvater Wolf

Netter betrieb seit 1833 in Bühl eine Eisengroßhandlung. Ihr Vater Jakob und sie selbst machten aus dem kleinen Geschäft die angesehene Firma Wolf Netter & Jacobi, Metallfabrikation, Gießerei und Eisenhandel. Ihr Hauptkontor befand sich in Berlin, eine Zweigniederlassung in Straßburg. 1898 stifteten sie der Gewerbeschule ein Kapital von 5000 Mark, dessen Zinsen zur Lehrmittelbeschaffung dienten. Die Familien Massenbach und Kusel waren Besitzer einer Spinnerei und Weberei, die Ende des 19. Jahrhunderts durch die Konkurrenz aus dem Elsaß zur Liquidation gezwungen wurde. In den ehemaligen Fabrikgebäuden befindet sich jetzt das Bühler Gymnasium. Die um die Mitte des 19. Jahrhunderts eingeführte Neuzüchtung der Bühler Zwetschgen veranlaßte zwei Juden zur Einrichtung von Branntweinbrennereien. Sigmund Bühler gehörte die Sensenfabrik in Achern.

Nicht zuletzt dank des Einflusses der führenden jüdischen Familien war in Bühl das Verhältnis zwischen jüdischen und christlichen Bürgern gut. Als im April 1852 der Freiburger Erzbischof Hermann von Vicari das vom katholischen Oberkirchenrat ohne seine Beteiligung angeordnete Requiem für den verstorbenen Großherzog Leopold untersagte, wohnten in Bühl Katholiken der Trauerfeier in der Synagoge bei.

Im 19. Jahrhundert wuchs die jüdische Gemeinde von 222 Seelen im Jahre 1825 auf 290 im Jahre 1875 an. Von da an gingen Zahl und Bedeutung der jüdischen Gemeinde zurück: 1900 226, 1910 192, 1925 111. Drei ihrer Mitglieder waren im Ersten Weltkrieg gefallen.

Vor Hitlers Machtergreifung, die noch 72 Juden in Bühl erlebten, waren sie im Gemeinderat, im Bürgerausschuß und im Vereinsleben tätig. Der Wohlfahrtspflege dienten ein Wohlfahrtsverein, ein Israelitischer Männerverein und ein Frauenverein. Der allgemein beliebte Rabbiner Dr. Baruch Mayer war Ehrenbürger der Stadt. Er starb 1927; sein Sohn starb 1940 in Gurs. Als am 1. April 1933 der Boykott gegen die jüdischen Geschäfte propagiert wurde, waren auch in Bühl ein Kaufhaus und mehrere andere Geschäfte davon betroffen. Trotzdem soll es nach diesen Ereignissen noch vorgekommen sein, daß SS-Angehörige mit Juden im Kaffeehaus Karten spielten. Durch die andauernde Propaganda und die Angst vor Denunziationen wurde die Bevölkerung allmählich vom Kauf in jüdischen Geschäften abgehalten, die dadurch zur Liquidation gezwungen wurden. Die Firma Netter & Jacobi wurde im März 1938 „arisiert" und vom Mannesmann-Konzern übernommen.

Schon 1935 waren Übergriffe in der Bühler Synagoge gemeldet worden. In der Kristallnacht im November 1938 wurde sie zerstört. Am 22. Oktober 1940 wurden aus Bühl 26 Juden, die nicht mehr auswandern konnten, nach Gurs deportiert. 7 von ihnen überlebten in Frankreich, 9 starben in einem Lager in Südfrankreich, und mindestens 3 sind in einem Vernichtungslager im Osten umgebracht worden. Das Schicksal der übrigen ist ungeklärt. Nur 2 Juden, die in sogenannter Mischehe lebten, blieben in ihrer Heimatstadt zurück. Einer von ihnen wurde noch 1945 nach Theresienstadt deportiert, von wo er am 18. Juni 1945 wieder nach Bühl zurückkehrte. Von den nach Gurs Deportierten kamen nach Kriegsende Amalie Bloch und Fanny Weil aus Frankreich zurück. Beide starben später im jüdischen Altersheim in Heidelberg.

Der von den Nationalsozialisten geschändete Friedhof wird jetzt von den Schülern des Bühler Gymnasiums und ihrem Oberstudienrat Dr. Oser gepflegt. Rasen wächst auf dem Platz der alten Synagoge.

Im benachbarten *Achern* ließen sich nach 1850 Juden nieder. Sie bildeten keine eigene Gemeinde, sondern schlossen sich Bühl an. 1933 lebten 18 Juden in Achern. In der Heilanstalt Illenau waren bis zu ihrer Schließung 1940 einzelne jüdische Patienten untergebracht. Die Familie des Zahnarztes Dr. Gerber wanderte Ende 1936 nach Indien, später nach Australien aus. Das Ehepaar Hammel wurde nach Gurs deportiert. Nach Aufenthalten im Lager Récébédou, in Nexon und Masseube gelang ihnen nach dem Krieg die Auswanderung in die USA. Ihre einzige Tochter wurde 1941 von Stuttgart aus nach Riga deportiert, dann ins KZ Stutthof. Sie kehrte nicht mehr zurück.

Lit.: Otto *Gerke* und Karl *Peter,* Geschichte der Stadt Bühl in Baden. 1936. — Otto *Greule,* Die Geschichte der Volksschule Bühl, in: Bühler Blaue Hefte 8 (1960). — Max *Haefelin,* Kleine Plauderei über die alten Bühler Judenfamilien, ebd. 4 (1959). — Joseph *Harbrecht,* Gassen und Gaststätten von Alt-Bühl, ebd. 1 (1957). — Karl *Reinfried,* Chronik der Stadt Bühl, in: Katalog der Gewerbe- und Industrieausstellung in Bühl. 1905. — *Ders.,* Kurzgefaßte Geschichte der Stadtgemeinde Bühl im Großherzogtum Baden. 1877. — *Ders.,* Einige Ergänzungen zur Geschichte der Juden in der Markgrafschaft Baden-Baden, in: ZGO NF XI (1896). — Josef *Schlierf,* Bühler Stiftungen und ihre Wohltäter, in: Bühler Blaue Hefte 4 (1959).

DERTINGEN KR. TAUBERBISCHOFSHEIM

Vor dem Anfall an Baden gehörte Dertingen den Grafen von Löwenstein-Wertheim, die seit dem 15. Jahrhundert Juden in ihrem Gebiet wohnen ließen. Um 1825 hatte die Dertinger Gemeinde 46 Seelen. Sie wurde 1827 dem Rabbinatsbezirk Wertheim zugewiesen, konnte aber keine Bedeutung erlangen. Ihre wohl im 19. Jahrhundert errichtete Synagoge verkaufte die bis 1925 auf 8 Seelen zurückgegangene Gemeinde wegen Baufälligkeit an die politische Gemeinde. 1933 lebte nur noch der Gemeindevorsteher Schwarzschild mit seiner Familie im Ort. Er wurde 1940 von Wertheim aus mit seiner Frau nach Gurs deportiert, von dort 1942 über Drancy nach Auschwitz. Eine seiner Töchter starb 1941 in Cholm, die andere entging dem Tod durch Auswanderung.

DIERSBURG KR. OFFENBURG

Seit der Belehnung durch die Markgrafen von Baden 1455 befand sich das zum Ritterkanton Ortenau zählende Diersburg im Besitze der Familie von Röder, bis es 1806 an Baden fiel.

Im Laufe des 18. Jahrhunderts ließen sich Juden im Diersburger Tale nieder. Schon 1766 war in Diersburg ein jüdischer Lehrer tätig. Die jüdische Gemeinde erwarb 1791 die „Strittmatt". Auf diesem Gelände entstand die sogenannte Judenstadt mit Synagoge, Bad, Schulhaus (1830—1877), Gasthaus und koscherer Metz-

gerei. Der jüdische Friedhof am Rande der Ortschaft wurde erst im 19. Jahrhundert angelegt. Zuvor begrub man die Toten auf dem Verbandsfriedhof in Schmieheim. Dort amtierte seit Ende des 18. Jahrhunderts der zuständige Rabbiner. Bei der Einteilung des Landes in Rabbinatsbezirke 1827 blieb Diersburg bei der Bezirkssynagoge Schmieheim, deren Sitz 1893 nach Offenburg verlegt wurde.

1809 wohnten in Diersburg 39 Judenfamilien, 1825 war die Zahl auf 190 (20,3 % von 938 Einwohnern) angestiegen, 1842 auf 225. Seitdem ging die Zahl ständig zurück: 1875 130, 1900 80, 1925 43 (4,3 % von 996) und 1933 29 Juden. Im Ersten Weltkrieg opferten Emil Bruchsaler und Ferdinand Lehmann ihr Leben für das Vaterland. 1933 hatte die Zahl der jüdischen Gemeindemitglieder bereits so stark abgenommen, daß nicht mehr genügend Männer für den Gottesdienst da waren. An Feiertagen mußten daher Friesenheimer Juden am Gottesdienst mitwirken.

1885 stellte der aus Diersburg stammende Londoner Kaufmann Elias Jakob Loewe dem Oberrat einen Fonds von 8000 Mark zur Errichtung freier Koststellen für die israelitischen Schullehrerseminaristen zur Verfügung mit der Bedingung, daß sich die badischen Israeliten ihrerseits bereit erklärten, die Sache zu fördern. Das war die Grundlage für das Isr. Landesstift.

Während im 19. Jahrhundert die Juden in Diersburg als Gewerbetreibende eine große Rolle spielten, verloren sie im 20. Jahrhundert durch Abwanderung vor allem nach Straßburg und Offenburg an Bedeutung. Um 1933 gab es in Diersburg an jüdischen Unternehmen nur noch sechs Handelsgeschäfte und das Gasthaus „Badischer Hof", die bis 1938 zum Erliegen kamen.

In der Kristallnacht im November 1938 wurde von SA-Leuten aus Offenburg die Inneneinrichtung der Synagoge demoliert, die männlichen Juden vorübergehend in Dachau interniert. Zu weiteren Ausschreitungen kam es nicht. Etwa die Hälfte der Diersburger Juden wanderte nach den USA, Frankreich oder Palästina aus. 11 Personen wurden am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert. Von ihnen sind 2 in französischen Lagern gestorben, mindestens 6 wurden in einem Vernichtungslager des Ostens umgebracht. Rebekka Moch, die am 22. Oktober 1940 nicht transportfähig war, blieb in Diersburg zurück und starb 1941 in einem Krankenhaus in Offenburg.

In der ehemaligen Synagoge ist heute eine Schreinerei eingerichtet. Außer dem jüdischen Friedhof erinnern bisweilen auch noch Darstellungen segnender Hände und hebräische Schriftzeichen an Kellerbögen an die früheren jüdischen Mitbürger.

Lit.: Otto *Kähni,* Zur Geschichte Diersburgs, in: Die Ortenau 39 (1959).

DÜHREN KR. SINSHEIM

Bis zum Anfall an Baden (1806) war Dühren im Besitz der Herren von Venningen. Bis 1825 war die Zahl der wohl schon länger dort wohnenden Juden auf 36 angestiegen, so daß die kleine Gemeinde, die 1827 dem Rabbinatsbezirk Sinsheim zugewiesen wurde, sich mit Plänen zum Bau einer eigenen Synagoge befaßte. Aber die Seelenzahl wies fallende Tendenz auf. 1875 lebten noch 19 Juden in Dühren.

Kurz darauf muß die Gemeinde aufgelöst worden sein, denn sie erscheint nicht mehr im Gemeindeverzeichnis von 1884. Der letzte Jude wurde bei der Volkszählung von 1900 erfaßt.

EBERBACH KR. HEIDELBERG

Nach 1235 wurde die im Lehensbesitz König Heinrichs befindliche Stadt Eberbach für das Reich eingezogen. Wiederholte Verpfändungen entfremdeten die Stadt dem Reich immer mehr und brachten sie unter die tatsächliche Herrschaft der Kurfürsten von der Pfalz, unter denen sie Centgerichtsort wurde. 1803 fiel Eberbach an das neugebildete Fürstentum Leiningen, 1806 an Baden.

Die israelitische Gemeinde Eberbach war nie groß, erfreute sich jedoch eines hohen Alters. Ihre Anfänge dürften bis ins 13. Jahrhundert zurückgehen. Bei der Judenverfolgung im Jahre 1349 wurde die Gemeinde zwar vernichtet, aber schon um 1380 waren wieder Juden in Eberbach ansässig. Die nächste Kunde stammt vom Jahre 1683. Damals wohnte nur der Schutzjude Moyses in der Stadt, der Handel treiben durfte und gegen eine Abgabe von der Stadt Wasser und Weide erhielt. Grundbesitz hatte er nicht. Im 18. Jahrhundert waren jeweils nur eine oder zwei Judenfamilien in Eberbach ansässig. Anfang des 19. Jahrhunderts waren es drei, 1860 sechs Familien. Die Seelenzahl betrug 1825 21, 1861 35, 1875 57, 1900 138 (rund 2,3 % der Bevölkerung), 1925 72, 1933 39 und im April 1938 25.

Kurz nach 1860 kaufte die israelitische Gemeinde das Haus des Bierbrauers Carl Schmitt im „Binnetsloch" am Neckar und richtete darin einen Betsaal ein. Die Kosten wurden durch eine Kollekte bei sämtlichen Gemeinden des Mittel- und Unterrheinkreises, einen Zuschuß der Stadt und eine Spende des Bankhauses Rothschild aufgebracht. Wegen des Anwachsens der Gemeinde um die Jahrhundertwende wurde 1912/13 kurz vor der Neckarbrücke in der Brückenstraße eine richtige Synagoge erbaut, die am 19. September 1913 eingeweiht wurde. Schon im 19. Jahrhundert legte die israelitische Gemeinde auf einer Anhöhe hinter dem christlichen Friedhof einen eigenen Gottesacker an. Seit 1827 gehörte Eberbach zum Rabbinatsbezirk Mosbach.

1933 gab es in Eberbach eine jüdische Kolonialwaren- und Landesproduktenhandlung, ein Schuhgeschäft, eine Eisenhandlung, ein Kurzwarengeschäft, ein Manufakturwarengeschäft und eine koschere Metzgerei.

Die Ausschreitungen gegen die Juden begannen mit dem Boykott 1933. Simon Leibowitsch wurde als KPD-Funktionär verhaftet und im Lager Heuberg so sehr mißhandelt, daß er am 9. September 1933 dort starb. Am 11. November 1938 wurde die Synagoge niedergebrannt und die Schaufenster der jüdischen Geschäfte eingeschlagen. Die israelitische Gemeinde mußte die Kosten für die Beseitigung der Ruine aufbringen. 6 Männer kamen vorübergehend in das KZ Dachau. Zwischen 1933 und 1940 starben noch 5 Juden in Eberbach. 15 Personen wanderten nach den USA und nach Argentinien aus. Von den beiden jüdischen Frauen, die in sogenannter Mischehe verheiratet waren, überlebte eine den Krieg in Freiburg i. B., während die andere bis zu ihrem Tode in Eberbach wohnhaft blieb.

Am 22. Oktober 1940 wurden aus Eberbach 17 Juden nach Gurs deportiert. Von ihnen starben 4 im Lager, 3 wanderten nach den USA aus, und mindestens 3 kamen in Auschwitz ums Leben. 7 Schicksale sind noch immer ungeklärt. Wahrscheinlich sind auch diese Verschollenen in einem Vernichtungslager umgebracht worden.

In Eberbach lebt heute kein Jude mehr. Über die Stelle, an der einst die Synagoge stand, führt heute eine verkehrsreiche Durchgangsstraße.

Lit.: Oskar *Kilian,* Bevölkerungsaufbau und wirtschaftliche Lage Eberbachs im Jahre 1683, in: Eberbacher Gemeindeblatt 57 (1958). — John Gustav *Weiß,* Geschichte der Stadt Eberbach. 1927. — Hermann *Wirth,* Geschichte und Beschreibung der Stadt Eberbach am Neckar. 1864.

EBERSTADT KR. BUCHEN
mit Sindolsheim

Das zum Ritterkanton Odenwald zählende Eberstadt gehörte der Familie Rüdt von Collenberg. Anfang des 18. Jahrhunderts wurde es der Eberstadter Linie der Familie zugeteilt. 1806 fiel es an Baden.

Im 18. Jahrhundert lebten in Eberstadt bereits zahlreiche Juden. 1825 waren es 90 (15,8 % von 569 Einwohnern). Mit der Zahl der Einwohner sank seitdem auch die der Juden ständig: 1875 46, 1900 30, 1925 18 und 1933 12. Im Ersten Weltkrieg starben Hermann Stern und Simon Rothschild für ihr deutsches Vaterland.

Seit 1827 gehörte die israelitische Gemeinde Eberstadt zum Rabbinatsbezirk Merchingen. Am 23. Dezember 1936 wurde die Gemeinde Eberstadt aufgelöst, da sie nur noch drei männliche Mitglieder zählte. Die noch vorhandenen Juden wies der Oberrat der Gemeinde Buchen zu. Die aus dem 19. Jahrhundert stammende Synagoge, die mitten im Ort neben dem Gasthaus zur Krone stand, kaufte 1937 ein Privatmann. Einen eigenen Friedhof besaß die Gemeinde nicht. Die Toten wurden auf dem Verbandsfriedhof in Bödigheim bestattet.

1933 gab es unter den Juden in Eberstadt nur noch kleine Geschäftsleute, die zum Teil neben ihrem Ladengeschäft eine kleine Landwirtschaft betrieben. Abraham Steinhardt war vor 1933 Mitglied im Bürgerausschuß. Er besaß eine Landwirtschaft von 6 bis 7 ha und betrieb bis 1937 eine Branntweinbrennerei und einen Branntweinhandel. Auch eine jüdische Gaststätte gab es am Ort. Da auf dem Dorf außer der Landwirtschaft wenig Erwerbsmöglichkeiten vorhanden waren, sind die Kinder der meisten jüdischen Einwohner schon vor 1933 in die Städte verzogen oder ausgewandert. 1933 gab es keine schulpflichtigen jüdischen Kinder mehr in Eberstadt.

Am 10. November 1938 kam es in Eberstadt zu einer grausamen Bluttat. Auf Befehl der Kreisleitung der NSDAP wurden die Juden im Spritzenhaus eingesperrt. Als letzte wollte man die 81jährige Witwe Susanna Stern, die allein in einem Häuschen wohnte, abholen. Da sie sich dem Ortsgruppenleiter gegenüber beharrlich weigerte, sich anzuziehen und mitzukommen, tötete dieser die Greisin durch drei Pistolenschüsse aus nächster Nähe. Das Verfahren der Staatsanwalt-

schaft Mosbach gegen den Mörder wurde durch den Reichsjustizminister 1940 niedergeschlagen.

Von den Juden, die 1933 in Eberstadt wohnten, starben 4 in ihrem Heimatdorf, 2 zogen um, 4 wanderten aus und 4 wurden am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert. Dort überlebte Ida Haugewitz, die sich seit 1945 in einer Nervenheilanstalt in Frankreich befindet. Ihr Ehemann Abraham sowie die Eheleute Abraham und Jeanette Steinhardt wurden wahrscheinlich in Auschwitz ermordet.

Das ehemalige Synagogengebäude befindet sich heute im Eigentum der Gemeinde. Juden leben nicht mehr in Eberstadt.

Sindolsheim gehörte zum Ritterkanton Odenwald und war eine Besitzung der Familie Rüdt von Collenberg-Eberstadt. 1806 fiel es an Baden.

Die im 18. Jahrhundert dort entstandene jüdische Gemeinde wuchs bis 1825 auf 53 Seelen an. 1875 zählte sie nur noch 45 Seelen, 1900 26, 1925 14 und 1933 9. Seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhundert besaß die Gemeinde eine eigene Synagoge. Als Begräbnisplatz wurde der Verbandsfriedhof Bödigheim benutzt. Die 1827 dem Bezirksrabbiner in Merchingen unterstellte israelitische Gemeinde wurde durch Beschluß des Badischen Staatsministeriums vom 4. Mai 1921 aufgelöst, da sie nur noch aus einem stimmberechtigten Mitglied bestand. Die wenigen vorhandenen Juden wurden der Gemeinde Adelsheim zugewiesen, wegen Unstimmigkeiten aber bereits ein Jahr später der Gemeinde Eberstadt angeschlossen. Die Synagoge, in der schon seit vielen Jahren kein Gottesdienst mehr stattgefunden hatte, verfiel und wurde schließlich abgebrochen.

1933 betrieb David Hecht mit seinem Sohn Walter eine Bäckerei mit einem Lebensmittel-, Kurz- und Gemischtwarenladen; Sannchen Schorsch hatte ein Gemischtwarengeschäft. Auch nach Hitlers Machtergreifung blieben die Ortsbewohner ihren jüdischen Mitbürgern wohlgesinnt. Die beiden Geschäfte konnten bis 1938 weitergeführt werden. Am 17. Juni 1938 wurde Walter Hecht aus unbekanntem Grund verhaftet und in das KZ Dachau eingeliefert. Am 12. Juli 1938 wurde er angeblich bei einem Fluchtversuch erschossen. In der Kristallnacht wurden zwei Jüdinnen von auswärtigen SA-Leuten verprügelt. Größere Ausschreitungen fanden nicht statt. David und und Thekla Hecht starben noch in Sindolsheim. 2 Juden wanderten aus. Die letzten 6 — eine verwitwete und fünf ledige Frauen — wurden am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert. Von ihnen starben Jette und Sannchen Schorsch im Lager Gurs, Klara Rothschild im Lager Récébédou. Elise Heimberger sowie Jettchen und Johanna Niedermann sind wahrscheinlich in einem Vernichtungslager im Osten ums Leben gekommen.

Lit.: Dokumente über die Verfolgung der jüdischen Bürger in Baden-Württemberg durch das nationalsozialistische Regime 1933—1945. Bd. 2 Nr. 300.

EFRINGEN-KIRCHEN KR. LÖRRACH

Zusammen mit der Herrschaft Rötteln kam Kirchen 1503 an die Markgrafen von Baden. 1942 wurde es mit dem ebenfalls ehemals baden-durlachischen Efringen zu der neuen Gemeinde Efringen-Kirchen vereinigt.

Während im Ortsteil Efringen erst 1873 vorübergehend einer, 1925 10 Juden wohnten, gehörte Kirchen seit der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu den Judenschutzorten des Markgräflerlandes. 1738 werden hier erstmals fünf jüdische Familien erwähnt; vier von ihnen stammten wohl aus dem schweizerischen Dornach im Kanton Solothurn, wo zwei Jahre zuvor alle Juden ausgewiesen worden waren. Sie hatten eigene Häuser. Für das Recht, aus dem Dorfbrunnen Wasser zu schöpfen, mußte jeder Schutzjude 8 Viertel Wein liefern. Wegen des Widerstandes der Ortsgemeinde gegen eine Neuzulassung blieb die Zahl der jüdischen Familien bis 1778 konstant, stieg dann aber bis 1785 auf 8 und 1790 auf 11 an. 1810 gab es in Kirchen 60, 1825 73, 1838 122, 1873 192 Juden. Damit war der Höhepunkt der jüdischen Ansiedlung erreicht. Ihr Anteil an der Bevölkerung betrug zu dieser Zeit rund 15 %. Von da an sank die Zahl ständig: 1875 174, 1900 102, 1925 66. In der Mehrzahl betrieben die Kirchener Juden vor allem Viehhandel; es finden sich jedoch, wohl als Folge einer Anordnung des Direktoriums des Dreisamkreises von 1816, vorübergehend auch Handwerker wie Drehermeister, Webermeister und Seifensiedermeister. 1810 wird ein jüdischer Krämerladen erwähnt. Es gab einen jüdischen Metzger — noch 1912 der einzige Metzger in Kirchen überhaupt. Außerdem bestand in Kirchen eine jüdische Wirtschaft.

Bis zur Erbauung der ersten Synagoge im Jahre 1789 hielten die Kirchener Juden ihren Gottesdienst in dem Privathaus des Julius Bloch ab. 1831 errichteten sie ein Gotteshaus, das 1896 durchgreifend renoviert wurde. Im Synagogengebäude befand sich auch die Lehrerwohnung, während der Schulsaal für den Religionsunterricht in einem angebauten Hause untergebracht war. Die Toten wurden über ein Jahrhundert lang auf dem Verbandsfriedhof in Lörrach beigesetzt. 1865 erhielt Kirchen einen eigenen jüdischen Friedhof, doch wurden Streitigkeiten mit Lörrach wegen der Unterhaltung der dortigen Begräbnisstätte erst durch einen Vergleich von 1878 beendet.

1827 wurde die Gemeinde Kirchen dem Rabbinatsbezirk Sulzburg zugewiesen. Efringen wurde Filialgemeinde, als die Zahl der Juden dort zunahm.

1933 lebten in beiden Dörfern 68 Angehörige der jüdischen Konfession. Sie mußten den Boykott der wenigen jüdischen Geschäfte erleben. Der Arzt Dr. Baum mußte seine Praxis schließen und wanderte nach den USA aus. In der Kristallnacht wurde die Inneneinrichtung der Synagoge von auswärtigen Nationalsozialisten zerstört. Die Juden wurden aus ihren Wohnungen getrieben, die Männer auf Lastwagen für einige Wochen nach Dachau ins KZ abtransportiert. Bei Kriegsausbruch wurde der Ort evakuiert. Die Juden wurden zum größten Teil nach Konstanz eingewiesen.

32 jüdischen Einwohnern gelang die Auswanderung, 26 davon nach den USA. 6 verstarben vor dem Beginn der Deportationen, 2 zogen um. Nach Gurs wurden im Oktober 1940 23 Juden aus Efringen und Kirchen deportiert. Von diesen starben 4 im Lager Gurs, 5 erlebten das Ende des Krieges, 7 wurden 1942 nach Auschwitz in den Tod geschickt, die restlichen 7 sind verschollen. 5 weitere Juden wurden 1942 nach Theresienstadt oder Auschwitz verschleppt und fanden dort den Tod.

Das entweihte Synagogengebäude wurde im Laufe des Krieges durch Beschuß

schwer beschädigt. 1945 wurde die Ruine abgetragen, das Grundstück später an einen Privatmann verkauft. Der weit außerhalb des Ortes liegende Friedhof wird von der jüdischen Gemeinde Basel betreut.

Lit.: Albert *Eisele*, Fritz *Schülin*, Efringen-Kirchen, Beiträge zur Orts-, Landschafts- und Siedlungsgeschichte. 1962.

EICHSTETTEN KR. FREIBURG
mit Endingen und Riegel

1415 erwarb Markgraf Bernhard I. von Baden mit den Besitzungen der Herrschaft Hachberg auch das Dorf Eichstetten.

Nach 1716 ließen sich aus der Schweiz und dem Elsaß vertriebene Juden in Eichstetten nieder. Sie waren fast alle Knechte oder Verwandte des Josef Günzburger in Breisach, der mit der markgräflichen Regierung ihre Aufnahme „verakkordierte" und für den Eingang des Schutzgeldes verantwortlich war. 1721 waren 6, 1730 10 und 1738 11 jüdische Familien in Eichstetten ansässig. 1743 wanderten einige Familien aus Stühlingen zu, die dort von der fürstenbergischen Regierung „ausgeschafft" worden waren. 1766 wünschte die Gemeinde Eichstetten eine Verringerung der Judenfamilien von 15 auf 12; außerdem beschwerte sie sich über das den Juden erteilte Recht, Felder und Weinberge zu kaufen. Die Regierung antwortete daraufhin, daß eine Herabsetzung der Familienzahl ohne Unbilligkeit nur durch Aussterben einiger Judenhaushaltungen möglich sei oder dadurch, daß sie sich des Schutzes selbst verlustig machten.

1777 wohnten in Eichstetten 92, 1801 142, 1825 227, 1867 427, 1875 359 (13,9 % von 2590 Einwohnern), 1900 253, 1925 129 und 1933 91 Juden. Auf dem Kriegerdenkmal für die Gefallenen des Ersten Weltkrieges stehen die Namen von fünf Mitgliedern der jüdischen Gemeinde.

Ihren Gottesdienst hielten die Israeliten zunächst im oberen Stockwerk des Hauses des Gemeindevorstandes Veit Levi Epstein, dessen Großvater den damaligen wenigen Juden den Raum überlassen hatte, ab. 1829/30 wurde im Unterdorf eine Synagoge und 1840 an der Stelle der ehemaligen Zehnttrotte ein jüdisches Schulhaus erbaut. In der Synagoge befand sich das Frauenbad. 1809 legte die israelitische Gemeinde Eichstetten einen später mehrfach vergrößerten Friedhof an. Bis dahin hatte sie ihre Toten auf dem Friedhof in Emmendingen bestattet. Der Sitz des zuständigen Bezirksrabbiners befand sich seit 1827 in Breisach, seit 1885 in Freiburg.

Der Wohlfahrtspflege dienten ein Frauenverein, ein Mädchenausstattungsverein und ein Männer-Krankenverein. Zur Pflege des kulturellen Lebens wurde 1886 der Verein Eintracht und 1893 der Gesangverein Concordia gegründet.

Die meisten Eichstettener Juden lebten vom Viehhandel. 1933 zählte man nicht weniger als 14 Viehhändler, ferner einen Metzger, einen Weinhändler, einen Mehlhändler und ein jüdisches Textilgeschäft. Eine Firma handelte bis 1936 mit Getreide, Mehl, Futtermitteln und Sämereien. Ein Teil der Juden war in der Papier-

warenfabrik im Unterdorf beschäftigt, die 1876 von Heinrich Epstein gegründet und bis zur Arisierung im Jahre 1938 von seinen Söhnen betrieben wurde. Unter dem nationalsozialistischen Boykott hatte sie nicht zu leiden. Einer der Inhaber, Heinrich Epstein, war vor 1933 Gemeinderatsmitglied und bis zu seiner Auswanderung Vorsteher der jüdischen Gemeinde.

In der Kristallnacht im November 1938 wurde von auswärtigen SA-Leuten die Synagoge in Brand gesteckt. 18 Männer wurden durch das Dorf geführt und dann nach Dachau transportiert, wo Siegfried Bloch den Mißhandlungen erlag. An den Aufräumungsarbeiten der zerstörten Synagoge mußten sich die Juden beteiligen und außerdem der politischen Gemeinde 900 Mark Unkosten ersetzen.

Von den 91 Juden, die 1933 in Eichstetten wohnten, sind bis 1940 50 weggezogen oder ausgewandert, und zwar vornehmlich nach den USA, Argentinien und Brasilien. 11 Juden sind noch in der Heimat gestorben. Die letzten 30 Juden wurden am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert. In den Lagern Gurs und Récébédou starben 9 Personen, mindestens 8 wurden wahrscheinlich in Auschwitz vergast.

Heute leben in Eichstetten keine Juden mehr. Der Platz, auf dem die Synagoge stand, ist in Privatbesitz.

Im benachbarten *Riegel* wohnten seit 1875 Juden. Ihre Zahl war so klein, daß am Ort keine Gemeinde gebildet wurde. Seit 1895 ist Riegel Filiale der Gemeinde Eichstetten gewesen. Die einzige 1933 am Ort befindliche jüdische Familie zog 1939 nach Lahr und wanderte von dort nach Argentinien aus.

Auch *Endingen* war seit 1895 Filialgemeinde von Eichstetten. Schon im 14. Jahrhundert waren Juden dort ansässig, die aber in der großen Verfolgung während der Pest von 1348/49 vertrieben oder getötet wurden. Im Jahre 1462 verschwand eine fremde Bettlerfamilie spurlos, die in der Scheune eines Juden übernachtet hatte. Als man acht Jahre später beim Abbruch des Beinhauses die kopflosen Skelette zweier Erwachsener und zweier Kinder fand, beschuldigte man die Juden des Ritualmordes. Drei Juden wurden in einem großen Prozeß zum Tode verurteilt und auf dem „Judenbuck" verbrannt, alle anderen vertrieben. 1517 erhielten die Endinger von Kaiser Maximilian I. ein Privileg, daß sie niemals Juden aufzunehmen brauchten. Ein oft aufgeführtes Volksschauspiel behandelte die Begebenheiten von 1462—70. Am Judenhaus, in dem das Verbrechen begangen worden sein sollte, erinnerte noch bis 1834 eine bebilderte Tafel an das grausige Ereignis. Die Gebeine der angeblichen Opfer werden in der Peterskirche aufbewahrt; sie wurden früher bei Prozessionen mitgeführt und erst in jüngster Zeit aus ihrem Glasschrein entfernt. Auf Grund ihres Privilegs, das erst 1785 von Josef II. aufgehoben wurde, hielt Endingen sich die Juden fern. Erst nach der Mitte des 19. Jahrhunderts ließen sich die ersten Juden seit der Vertreibung dort nieder. 1875 waren es 14, 1895 43, doch damit war der Höhepunkt überschritten. 1900 lebten noch 32 Juden in Endingen, 1910 16, 1925 10 und 1933 nur noch 7. Von diesen konnten 4 auswandern. Das Ehepaar Lina und Siegfried Hauser wurde von Freiburg nach Gurs deportiert und von dort 1942 über das Sammellager Drancy nach Auschwitz in den Tod geschickt. Die Inhaberin des einzigen jüdischen Geschäftes starb vor Beginn der Deportationen.

Lit.: Adolf *Gänshirt,* 900 Jahre Heimatgeschichte des Weindorfes und Marktfleckens Eichstetten am Kaiserstuhl. 1952. — Ernst *Issel,* Eichstetten am Kaiserstuhl einst und jetzt. 1906. — Karl v. *Amira,* Das Endinger Judenspiel. 1883.

EICHTERSHEIM KR. SINSHEIM

Das dem Ritterkanton Kraichgau inkorporierte Dorf Eichtersheim erwarben im 16. Jahrhundert die Herren von Venningen als kurpfälzisches Lehen. 1806 fiel es an Baden.

Seit dem 18. Jahrhundert bestand in Eichtersheim eine große jüdische Gemeinde mit einer eigenen Synagoge an der Hauptstraße und einem Friedhof weit außerhalb des Ortes auf einer Anhöhe an der Straße nach Wiesloch. Um 1840 wurde auch eine jüdische Volksschule errichtet. Seit 1827 gehörte Eichtersheim zum Rabbinatsbezirk Bruchsal. Die Gemeinde zählte 1825 129 (15,8 % von 814 Einwohnern), 1842 149, 1875 93, 1900 54, 1925 21 und 1933 noch 18 Israeliten. Am 1. April 1938 wurde sie aufgelöst und die wenigen Mitglieder der Gemeinde Bruchsal zugeteilt. Die Synagoge wurde 1938 an Privatleute verkauft. Sie blieb daher in der Kristallnacht verschont und dient heute als Lagerraum.

Das Verhältnis zwischen den christlichen und jüdischen Bürgern von Eichtersheim war freundschaftlich. Auch zur Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft kam es zu keinen Ausschreitungen. Der allgemeine wirtschaftliche Boykott brachte jedoch zwischen 1936 und 1938 auch die jüdischen Unternehmen in Eichtersheim zum Erliegen. Ihrer Existenzgrundlage beraubt, wanderten mehrere Familien nach den USA, nach Kolumbien und nach Frankreich aus. Die Familie Jonas Kort wurde 1938 nach Polen abgeschoben. Der Vater kam später im Ghetto Warschau, der Sohn Richard in einem KZ ums Leben. Dem Sohn Manfred glückte die Flucht aus dem KZ Treblinka. Er kehrte nach dem Krieg mit seiner Mutter und Schwester, die bis zur Befreiung durch die russische Armee in verschiedenen Frauenlagern festgehalten worden waren, nach Eichtersheim zurück. Die Mutter starb 1949 in Heidelberg, die Kinder wanderten nach den USA aus. Robert Oberdörfer beging 1938 Selbstmord. Seine Ehefrau zog 1940 nach Frankfurt am Main und starb dort 1942. Nach 1940 wohnte in Eichtersheim nur noch der in sogenannter Mischehe lebende Rechtskonsulent Dr. Josef Wertheimer, der 1942 starb. Der Zigarrenfabrikant Max Wertheimer wurde 1940 nach Gurs deportiert und starb 1941 in Pau. Ein Ehepaar kehrte 1958 aus Kolumbien nach Deutschland zurück und ließ sich in Heidelberg nieder. In Eichtersheim selbst leben heute keine Juden mehr.

EMMENDINGEN
mit Kenzingen

1415 kam Emmendingen zusammen mit der Markgrafschaft Hachberg durch Kauf an die Markgrafen von Baden. Seit der Landesteilung von 1535 gehörte es zu Baden-Durlach und wurde 1590 zur Stadt erhoben. 1689 wurde es Sitz der markgräflichen Verwaltung. Ausgezeichnete Landvögte und Oberamtleute brachten im

18. Jahrhundert Landwirtschaft und Industrie in Stadt und Herrschaft zu großer Blüte.

Unter Markgraf Ernst von Baden-Durlach (1533—1552), der stets für seine jüdischen Untertanen eintrat, lebten im badischen Oberland zahlreiche Juden. Neben Sulzburg dürfte damals auch Emmendingen ein Judenwohnort gewesen sein. Unter Markgraf Georg Friedrich (1604—1622) mußten auch die Oberländer Juden das Land verlassen. Doch bald nach dem Dreißigjährigen Krieg kehrten zwei Juden nach Emmendingen zurück und erhielten von der Herrschaft und dem Rat der Stadt Aufenthaltserlaubnis. Einem von ihnen namens Löwel wurde der Salzhandel anvertraut. Um 1700 sind im ganzen Oberland wiederum keine Juden wohnhaft. Wahrscheinlich sind sie während der Franzoseneinfälle geflohen. 1716 wurden in Emmendingen fünf Judenfamilien in den Schutz aufgenommen, die aus der Schweiz und dem Elsaß vertrieben worden waren. 1721 waren in der Stadt sieben und 1738 bereits die doppelte Anzahl jüdischer Familien ansässig. 1743 wuchs die Gemeinde durch die Aufnahme einiger aus Stühlingen vertriebener Israeliten weiter an. 1801 betrug ihre Zahl 158, 1825 204, 1875 406 — das waren 11,6 % der Bevölkerung — 1895 408, 1900 369, 1925 364 und 1933 296.

Die jüdische Gemeinde Emmendingen gehörte seit 1827 zum Rabbinatsbezirk Breisach, dessen Amtssitz 1885 nach Freiburg i. Br. verlegt wurde. Ende des 18. Jahrhunderts besaß die Gemeinde bereits eine Synagoge in der Kirchstraße 11. Die Toten wurden bis 1717 in Sulzburg begraben. Als aber 1717 in Emmendingen eine Jüdin starb, die teils wegen des hereinbrechenden Sabbats, teils wegen des von den österreichischen Behörden geforderten hohen Durchgangszolls nicht auf den Friedhof nach Sulzburg gebracht werden konnte, entschlossen sich die Emmendinger Juden, zur Beerdigung der Leiche „von der Stadt ein abgelegenes Stücklein Feld mit des Oberamts Vorwissen sub spe der folgenden gnädigsten Ratifikation zu erkaufen", um dort auch in Zukunft ihre Toten zu begraben. Die Anlegung dieses Friedhofs wurde von der Regierung einige Monate später genehmigt. Auch die Juden von Eichstetten, Ihringen und bis 1870 von Freiburg wurden auf dem Emmendinger Judenfriedhof bestattet. Dieser alte Friedhof liegt neben der Volksschule, während sich der neue jüdische Friedhof aus dem 19. Jahrhundert neben dem christlichen Friedhof befindet.

Schon 1775 hatte der Oberamtmann Johann Georg Schlosser von Emmendingen, Goethes Schwager, die Judengemeinden seines Bezirks angeregt, ihre Söhne auch in elementarem Wissen zu unterrichten. Dieser Vorschlag fand bei der Judenschaft und bei der Regierung Beifall. Der Unterricht für die Judenkinder wurde zuerst von christlichen Lehrern nebenamtlich erteilt. In Emmendingen und Eichstetten traten bald jüdische Lehrer an ihre Stelle. Berichte vom Jahre 1781 und 1783 sprechen sich sehr günstig über die Erfolge bei den jüdischen Lehrern und Schülern aus. Nach Einführung der allgemeinen Schulpflicht wurde 1836 eine selbständige jüdische Volksschule eingerichtet. Der erste Lehrer hieß Auerbach. Ihm folgte 1862 K. Bodenheimer, der dann nach Abschaffung der Konfessionsschulen 1876 in die Simultanschule übernommen wurde. Eine eigene Volksschule für jüdische Kinder wurde noch einmal während der nationalsozialistischen Verfolgung 1935 eingerichtet. Sie wurde bereits am 24. April 1937 wieder aufgehoben.

Von Schlosser stammen noch viele Anregungen zur Verbesserung der Lage der Juden. Er war einer der bedeutenden Vorkämpfer der Emanzipation. So schlug er nach dem Toleranzedikt Kaiser Josefs II. für Österreich von 1782 auch in Baden Erleichterungen für die Juden vor: Senkung des Schutzgeldes, Handelserlaubnis, Einrichtung von Fabriken.

Zur Unterstützung Hilfsbedürftiger und Kranker wurden um 1825 eine Almosenkasse sowie der Wohltätigkeitsverein „Bikur Cholim" gegründet. 1896 kam ein israelitischer Frauenverein mit gleichen Zielen hinzu. Ferner gab es in Emmendingen eine jüdische Wanderfürsorgestelle und mehrere gesellige Vereine. In der Ortsgruppe des Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten waren die Mitkämpfer der acht im Ersten Weltkrieg gefallenen Emmendinger Juden zusammengeschlossen. Im Bürgerausschuß, im Gemeinderat, in politischen Parteien und nichtjüdischen Vereinen waren Juden vertreten.

Die Erwerbstätigkeit wurde bei den Emmendinger Juden wie auch anderwärts stark von der Landwirtschaft bestimmt. 1933 gab es 18 Viehhändler, deren bedeutendster Max Goldschmidt war. Zwei jüdische Bürger handelten mit Landesprodukten. Ferner waren drei Textilgeschäfte, ein Lebensmittelgeschäft, eine Bäckerei und eine Metzgerei in jüdischer Hand. Juden waren der Rechtsanwalt Emil Dreifuß und der praktische Arzt Dr. Wilhelm Reutlinger. Die Gebrüder Kahn hatten eine Lumpensortieranstalt inne. Die Eisenhandlung Hermann Falk oHG beschäftigte noch 1938 34 Angestellte und Arbeiter. Die Schuhfabrik Günzburger & Haas, die Zigarrenfabriken Max Bloch & Co. und Odenheimer waren Arbeitgeber jüdischer wie auch christlicher Einwohner. Die Firma J. M. Wertheimer & Co. zählte zu den führenden Weinbrennereien Deutschlands und war die größte Edelbranntweinbrennerei des Schwarzwaldes. Das Unternehmen wurde von Jonas Wertheimer gegründet, der um 1850 in Emmendingen eine kleine Schnapsbrennerei besaß und seine Erzeugnisse im eigenen Laden verkaufte. 1881 vergrößerte er den Betrieb und legte damit den Grund für die spätere „Klosterbrennerei". 1893 übertrug er das Unternehmen auf seine drei Söhne. 1911 wurde die „Erste Badische Wein- und Edelbranntweinbrennerei, Klosterbrennerei GmbH" als Tochtergesellschaft gegründet. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde ein neues Brennereigebäude errichtet. 1937 sahen sich die Inhaber infolge des Boykotts genötigt, den Betrieb zu verkaufen. Er wurde in eine AG umgewandelt.

Die kleineren jüdischen Unternehmen mußten nach 1933 ihre Tätigkeit allmählich einstellen, denn in Emmendingen machte sich der Antisemitismus frühzeitig bemerkbar. So hatte zum Beispiel die Stadtverwaltung 1935 ihrer Milchzentrale verboten, Butter an die jüdische Bevölkerung zu verkaufen.

Am 10. November 1938 wurden auf Anordnung der Kreisleitung die Angehörigen der SA und der SA-Reserve in Zivil zur Synagoge befohlen, wo auf Befehl des uniformierten Bürgermeisters und SA-Sturmbannführers die Synagoge aufgebrochen, alle Einrichtungsgegenstände mit Äxten zerschlagen und vor der Synagoge aufgestapelt wurden. Das israelitische Gemeindehaus wurde in gleicher Weise demoliert. Einer der Haupttäter lief dabei mit Chorhemd und Zylinder als Rabbiner verkleidet herum und eiferte die Schuljugend zur Mithilfe an. Schon vor 1933 hatte er sich als überzeugter Antisemit gebärdet. Der Haufen von zertrümmerten

Bänken, von Gebetbüchern und anderen Ritualien wurde schließlich angezündet. Die Synagoge wurde am Abend fachmännisch gesprengt. Auch beide israelitische Friedhöfe wurden am gleichen Tage geschändet. Die jüdischen Männer wurden nach Dachau verbracht. Dort starb am 30. Januar 1939 Richard Günzburger.

Rund zwei Drittel der Emmendinger Juden konnten sich ins Ausland retten. Das Hauptzufluchtsland war Nordamerika. Etwa hundert sind dorthin ausgewandert. Nach 1933 sind in Emmendingen noch 33 Juden gestorben. Am 22. Oktober 1940 wurden 66 Juden nach Gurs deportiert. Von ihnen wurden ungefähr 18 befreit oder überlebten in einem Lager, 16 starben in Gurs und mindestens 27 sind in den Gaskammern von Auschwitz oder auf andere Weise im Osten ermordet worden. Auch 5 von den nach Holland ausgewanderten Emmendinger Juden erreichten die Verfolger und verschleppten sie über Westerbork nach Sobibor, wo sie umgebracht wurden.

Die geschändeten Friedhöfe wurden nach dem Kriege wiederhergestellt. Das ehemalige Synagogengrundstück dient heute der Stadt Emmendingen als Marktplatz.

In *Kenzingen* bestand im 14. Jahrhundert eine jüdische Gemeinde, die den Verfolgungen während der großen Pest zum Opfer fiel. Bis zur endgültigen Vertreibung der Juden aus Vorderösterreich 1574 wohnten anscheinend immer wieder vereinzelte Juden in der 1249 gegründeten Stadt. Erst nach dem Gesetz zur bürgerlichen Gleichstellung der Juden von 1862 öffneten sich auch die Tore Kenzingens erneut für sie. 1875 wohnten dort 21, 1900 24, 1910 30 Juden. Sie waren seit 1895 Emmendingen als Filialgemeinde angeschlossen. 1933 bekannten sich 11 Kenzinger Bürger zum jüdischen Glauben. 6 von ihnen wanderten aus, 3 wurden nach Gurs deportiert, eine in sogenannter Mischehe lebende Frau blieb in ihrem Heimatort zurück. Ein Schicksal ist vorläufig ungeklärt.

Lit.: Fr. B., Die Familie Wertheimer, in: Emmendinger Heimatkalender 8 (1956). — Heinrich *Maurer,* Emmendingen vor und nach der Erhebung zur Stadt. 1912.

EPPINGEN KR. SINSHEIM
mit Mühlbach

1219 kam Eppingen, das damals noch Reichsdorf war, in den Pfandbesitz der Markgrafen von Baden. Nach mehrmaliger Weiterverpfändung des 1303 zur Stadt erhobenen Dorfes an die Kurfürsten von der Pfalz im 14. und 15. Jahrhundert mußte Markgraf Karl 1462 auf sein Wiedereinlösungsrecht verzichten, wodurch Eppingen endgültig an die Kurpfalz fiel. 1803 kam es zu Baden.

Der Judenverfolgung im Jahre 1349 fiel auch in Eppingen eine jüdische Gemeinde zum Opfer. Eine neue Aufnahme von Juden erfolgte alsbald wieder unter Kurfürst Ruprecht I. (1353—90). Sein Neffe und Nachfolger, Ruprecht II. (1390—98), vertrieb 1391 die Juden aus der Pfalz. Um 1420 nahm Kurfürst Ludwig III. (1410—1436) den Juden Löb aus Villingen und 1426 zwei Juden aus Speyer auf sechs Jahre in den Schutz nach Eppingen auf. Während des 16. Jahrhunderts lebten vermutlich jeweils eine oder zwei Judenfamilien in Eppingen. Mehr Judenfamilien ließen die Kurfürsten von der Pfalz an einem Ort nicht zu.

Von einem Gemeindeleben konnte kaum die Rede sein. Schiedsrichter in religiösen und rechtlichen Fragen war der Rabbiner in Worms. Auf dem Wormser Friedhof wurden die Toten begraben.

1722 waren 9 Judenfamilien in der Stadt ansässig. Herz von Eppingen war Vorsteher der Judenschaft des Amts. 1743 wohnten 11, 1771 13 Judenfamilien in Eppingen. Ihren Gottesdienst hielten die Juden in der „Alten Universität" in der Fleischgasse, wo die Heidelberger Universität während einer Pestepedemie 1564/65 untergebracht war. Im Volksmund wird das Haus heute noch „alte Judenschule" genannt. Oft wurden die Juden bei ihren Gottesdiensten gestört. So wurde 1749 „von des Posthalters Raußmüllers Hof ein Prügel durch die Fenster der Judenschule geworfen". Der Gottesdienst wurde deshalb in Mayer Löws Haus verlegt. 1772 baute die Judenschaft mit Genehmigung des Stadtrats eine eigene „Schule" mit einer Wohnung für ihren Schulklöpfer und Schulmeister, und zwar auf einem unbebauten Platz hinter Löw Lazers und Lemle Isacs Haus, in dessen Umgebung kein Christ wohnte. Es dürfte sich nach einer erhaltenen Steintafel mit Davidsstern und hebräischer Schrift um das Haus Nr. 35 in der Keltergasse gehandelt haben.

Für die rasch wachsende Gemeinde wurde diese Synagoge bald zu klein. 1821—73 besaß die jüdische Gemeinde den halben Hausanteil der „Universität". 1872—73 wurde im damals entstehenden Schul- und Behördenviertel im „Roth" eine große Synagoge an der Kaiserstraße gebaut und am 31. Oktober 1873 eingeweiht.

Bei der Bezirkseinteilung von 1827 kam die jüdische Gemeinde zu Sinsheim, wurde aber wenig später dem Rabbinatsbezirk Bretten zugewiesen. Um 1835 wurde eine israelitische Volksschule errichtet. Der große Verbandsfriedhof mit über tausend Grabsteinen auf einer Anhöhe außerhalb der Stadt stammt aus dem 18. Jahrhundert. Für die Unterstützung ortsarmer Juden sorgten ein Frauen- und ein Männerverein.

Die Zahl der Juden in Eppingen betrug 1825 187, 1842 222 und ging dann ständig zurück: 1875 147, 1900 124 und 1925 71.

Der Vieh- und Pferdehandel wurde in Eppingen ausschließlich von Juden betrieben. Zwei Juden handelten mit Tabak. Eine Eisen- und Kohlenhandlung sowie eine Möbelhandlung befanden sich 1933 ebenfalls in jüdischem Besitz.

Über die Verfolgung der Juden während der nationalsozialistischen Herrschaft sind wenig Einzelheiten bekannt. Von den 60 Juden, die 1933 in Eppingen wohnten, wanderten 28 schon verhältnismäßig früh aus, weitere 25 zogen vornehmlich nach Karlsruhe um. Die Synagoge wurde in der Kristallnacht im November 1938 niedergebrannt. Die jüdischen Männer kamen in das Konzentrationslager Dachau. Am 22. Oktober 1940 wurden aus Eppingen vier Juden nach Gurs deportiert. Von ihnen starb einer im Lager Rivesaltes, einer im Lager Récébédou, einer überlebte den Krieg in einem französischen Altersheim und der vierte fand den Tod im Vernichtungslager Auschwitz. Von denen, die bereits weggezogen oder nach Frankreich ausgewandert waren, sind weitere sechs Personen im Osten umgebracht worden. In Eppingen überlebten das Dritte Reich nur zwei in sogenannter Mischehe lebende Frauen, aber auch sie hatten viele Schikanen zu erdulden.

Der jüdische Friedhof wurde besonders stark geschändet und war bis 1945 fast völlig zerstört. Nach dem Kriege wurde er wiederhergestellt. Auf dem Gelände der ehemaligen Synagoge steht heute die Bezirkssparkasse.

Im benachbarten *Mühlbach* waren unter Kurfürst Karl Theodor (1742—99) die ersten Juden ansässig. Die 1825 19 Seelen zählende Gemeinde wurde 1827 zunächst dem Rabbinatsbezirk Sinsheim, später Bretten zugeteilt. Bereits 1855 wurde sie aufgelöst, ihre verbliebenen Mitglieder (1875 26, 1900 14, 1925 14, 1933 1) der Gemeinde Eppingen als Filiale zugewiesen. Die letzte jüdische Einwohnerin Mühlbachs starb 1935.

Lit.: Edmund *Kiehnle,* Das Eppinger Universitätsgebäude, in: Ruperto-Carola 28 (1960). — Hermann *Wirth,* Kirchengeschichte der Stadt Eppingen. 1879.

ESCHELBACH KR. SINSHEIM

Im früher zum Erzbistum Mainz gehörigen Eschelbach hat im 19. Jahrhundert zeitweilig eine jüdische Gemeinde bestanden. Sie zählte 1825 55 Seelen und wurde 1827 dem Rabbinatsbezirk Sinsheim zugewiesen. Im Gemeindeverzeichnis von 1884 taucht Eschelbach, wo 1875 nur noch sieben Juden wohnten, nicht mehr auf.

ETTENHEIM KR. LAHR
mit Orschweier

Ettenheim gehörte bis 1803 zum Besitz des Hochstifts Straßburg. 1790—1803 war es bischöfliche Residenz und fiel dann an Baden.

Die älteste jüdische Gemeinde in Ettenheim ist den Judenverfolgungen in den Jahren 1336/38 und 1349 zum Opfer gefallen. Erst 1660 sind wieder Juden in Ettenheim nachgewiesen. 1685 nahm der Straßburger Bischof weitere Juden in seine rechtsrheinischen Ämter Ettenheim und Oberkirch auf. Der Schutz war anfangs widerruflich, später unwiderruflich. Ein Schutzbrief kostete 137 Gulden 30 Kreuzer, für eine Witwe die Hälfte, dazu kam das jährliche Schirmgeld von 18 Gulden und 14 Gulden „Kleppergeld" als Ersatz für ursprünglich zu liefernde Pferde. 1686 beschwerte sich Abraham Bloch im Namen aller schirmverwandten Juden zu Ettenheim bei der Regierung, weil man ihnen über das gesetzliche Schirmgeld hinaus Abgaben abforderte und auch eine Steuer von dem für ihre Haushaltungen verbrauchten Fleisch eintrieb. Die Regierung beseitigte diesen Mißstand.

Bereits 1698 findet sich unter den Ettenheimer Flurnamen ein „Judenloch", ein Ackergrundstück vor der Stadt an der Straße nach Ringsheim. Der Name soll uralt sein. Es wird vermutet, daß an dieser Stelle 1349 die Juden von Ettenheim hingerichtet und begraben wurden.

1705 wohnten fünf, 1710 sieben jüdische Familien in der Stadt. Sie waren berechtigt, für den eigenen Bedarf Häuser zu erwerben, und unterlagen keinerlei Handelsbeschränkungen. Einem Juden wurde gestattet, einen offenen Laden zu

errichten und seine Waren zu billigem Preis zu verkaufen. Da aber die Ettenheimer Juden auch noch das Eisenhandelsmonopol an sich gebracht hatten, wurden sie zu einem Stein des Anstoßes. Auf Betreiben der sich geschädigt fühlenden Krämer erbot sich 1716 die Stadt, dem damaligen Fürstbischof von Straßburg, Kardinal Rohan, für die Vertreibung der Juden aus Ettenheim eine einmalige Entschädigung von 2 760 Gulden und die jährlich ausfallenden Schutzgelder zu zahlen. Der Kardinal ging auf das Angebot ein. Auch in Oberkirch wurden damals die Juden vertrieben. Sie ließen sich in den benachbarten Dörfern Altdorf, Kippenheim und Schmieheim nieder, die zu anderen Herrschaften gehörten. In der Hoffnung auf baldige Rückkehr weigerten sie sich, ihre Häuser in Ettenheim zu verkaufen, so daß sie zwangsversteigert werden mußten. Den tiefen Griff in den Stadtsäckel bereuten die Stadtväter offenbar bald. Das Angebot der ausgewiesenen Juden, der Stadt 2 260 Gulden zu zahlen, wenn sie wieder fünf jüdische Familien aufnähme, fand ein bereitwilliges Ohr. Kurze Zeit nach der Vertreibung der Juden baten die Stadtväter den Landesfürsten um ihre Wiederzulassung mit der Begründung, daß sie ihnen nicht so schädlich seien, wie sie vermeint hätten. Ungefähr ein halbes Jahr nach ihrer Ausweisung durften nach und nach wieder fünf Haushaltungen nach Ettenheim zurückkehren. Die Stadt versprach ihnen, daß jeder Aufgenommene ein verheiratetes Kind bei sich haben dürfe und daß sie wie vorher Handel und Wandel treiben dürften. Die Stadt würde auf keine Weise künftighin an Vertreibung der Juden denken, sie würde vielmehr Juden weitere Häuser kaufen und sie Wasser und Weide wie früher gegen die hergebrachte Gebühr genießen lassen. Dieser Vertrag zwischen der Stadt Ettenheim und den Juden von 1717 fand die Genehmigung des Landesherrn. Die Eröffnung von Kramläden wurde den Juden allerdings nicht mehr gestattet. Auch gab es trotz dieses Vertrages während des ganzen 18. Jahrhunderts Spannungen zwischen der Stadt und den Juden. 1780 erwirkte die Stadt, daß die Judenschaft ihre Häuser wie die bürgerlichen Häuser versteuerte. 1792 erging auf die von Bürgermeister und Rat eingereichte Beschwerde der fürstliche Befehl, die Zahl der Judenfamilien auf fünf herabzusetzen. Diese hätten ihre Wohnungen zu verlassen und in die Vorstadt zu ziehen, alle übrigen aber binnen vierzehn Tagen das Land zu verlassen. Auf die Einrede der Judenschaft wurde die Landesverweisung zurückgenommen. Im übrigen blieb der Beschluß bestehen. Zu dieser Zeit wohnten zehn Judenfamilien in der Stadt.

1809 gab es in Ettenheim 11 Judenfamilien. 1825 zählte die Stadt 72, 1857 69, 1875 79, 1900 89, 1925 44 und 1933 31 Israeliten. Im Ersten Weltkrieg starb Adolf Forsch für sein deutsches Vaterland.

Eine Synagoge besaß die israelitische Gemeinde schon Anfang des 19. Jahrhunderts. 1881 wurde eine neue Synagoge an der Alleestraße bezogen, die nach Plänen und unter der Bauleitung des Gewerbehauptlehrers Ederle erbaut worden war. Seit 1827 gehörte Ettenheim zum Rabbinatsbezirk Schmieheim. 1893 wurde der Rabbinatssitz nach Offenburg verlegt. Die Toten wurden auf dem Verbandsfriedhof in Schmieheim zur letzten Ruhe gebettet.

1933 gab es in Ettenheim an jüdischen Geschäften und Gewerbetreibenden ein Manufakturwaren- und ein Kurzwarengeschäft, die Gastwirtschaft „Zur Krone", zwei Viehhändler, einen Metzger und einen Rechtsanwalt. In der Kristallnacht im

November 1938 wurde die Synagoge zerstört, jüdische Geschäfte und Wohnungen wurden demoliert. Am 22. Oktober 1940 wurden aus Ettenheim 6 Juden nach Gurs deportiert. Frau Julie Lion ist im Lager Gurs gestorben. Die übrigen Deportierten konnten von Frankreich aus auswandern. 23 Juden waren schon vor 1940 nach Argentinien, England, Lettland, Kuba, USA, Frankreich und Palästina ausgewandert.

Auf dem Gelände der ehemaligen Synagoge steht heute ein Wohn- und Bürogebäude.

Im benachbarten vormals ritterschaftlichen Ort *Orschweier* wohnten 1809 8 Judenfamilien. Die 42 Seelen zählende Gemeinde Orschweier wurde 1827 ebenfalls der Bezirkssynagoge Schmieheim zugeteilt. Sie wurde im April 1886 aufgelöst. 1875 hatte sie noch 25 Mitglieder. Bis 1900 waren die letzten Juden aus dem Ort abgewandert.

Lit.: Albert *Kürzel,* Die Stadt Ettenheim und ihre Umgebung. 1883. — Josef *Lion,* Die israelitische Gemeinde in Ettenheim, in: Festbuch Männergesangverein Ettenheim. 1862 bis 1912. 1912.

ETTLINGEN KR. KARLSRUHE

Ettlingen gelangte 1219 als königliches Lehen an die Markgrafen von Baden. Bei der Landesteilung 1535 kam es an die baden-badische Linie. 1727 bis 1753 war Ettlingen Witwensitz der Markgräfin Sybilla Augusta, der Gemahlin des Türkenlouis. Seit 1771 gehörte es zur wiedervereinigten Markgrafschaft Baden.

Die mittelalterliche Judenniederlassung in Ettlingen wurde in der Verfolgung von 1349 vernichtet. 1526 nahm Markgraf Christoph I. (1475—1527) den Juden Jakob Lemlein und seine beiden Söhne auf acht Jahre in den Schutz nach Ettlingen auf. Markgraf Philipp II. (1571—1588) änderte 1584 seine bis dahin tolerante Haltung und vertrieb die Juden seines Landes. Nur für Silberkauf, Geldwechsel und Pferdehandel ließ er die beiden reichsten Familien in Ettlingen und Rastatt wohnen gegen Zahlung von 500 Gulden Schutzgeld. 1593 nahm Eduard Fortunat (1588—1594), der dadurch seine Schuldenlast zu verringern hoffte, mehrere Juden auf zehn Jahre in den Schutz auf, darunter einen in Ettlingen. Unter baden-durlachischer Verwaltung (1594—1622) erfolgten weitere Schutzaufnahmen. 1605 wohnten vier Judenfamilien in Ettlingen. Jeder Jude hatte damals zur Hirschjagd einen Klepper zu stellen. 1606 wurden die beiden Juden Hirsch und Lazarus zu Ettlingen von Markgraf Georg Friedrich mit seinem Hofschmied ins Württembergische geschickt, um für den Marstall Pferde zu kaufen. 1613 hatten die Ettlinger Juden insgesamt drei Pferde mit Sattel und Zeug in die Residenz Durlach zu bringen. 1609 waren neue Schutzbriefe ausgestellt worden. Die meisten Juden im Lande waren jedoch so arm, daß sie das Schutzgeld nicht zahlen konnten. Über die Ettlinger Juden berichtet 1611 der Amtmann, der eine sei so arm, daß er schon zweimal seinen Tribut nicht habe aufbringen können. Ein anderer namens Schmoll floh im gleichen Jahre seiner vielen Schulden halber aus dem Land. Weil man an diesen armen „Wucherjuden" nichts verdienen konnte, verfügte Markgraf Georg Friedrich im Jahre 1614 ihre Ausweisung aus beiden Markgrafschaften. Nach dem

Dreißigjährigen Krieg kamen allmählich wieder Juden ins Land. 1673 übertrug der markgräfliche Kammerdirektor Eschbach dem Juden Isaak von Ettlingen sowie zwei anderen Juden in Bühl und Durlach den Eisenhandel in der Markgrafschaft Baden-Baden und im Territorium der Abtei Schwarzach.

1683 wohnten zwei, 1700 fünf und 1721 sechs Judenfamilien in Ettlingen. Der „Baujud" Josef Jakob von Ettlingen war 1717 einer der ersten Juden in Karlsruhe. In der Hauptsache lebten die Ettlinger Juden von Geld- und Viehhandelsgeschäften. So gab es um 1750 z. B. keinen einzigen jüdischen Kramladen in der Stadt. Infolge der dauernden Abwanderungen in das nahe Karlsruhe vermehrte sich die Zahl der jüdischen Einwohner Ettlingens auch im 19. und 20. Jahrhundert nicht sehr: 1801 lebten 19, 1825 33, 1875 42, 1900 70, 1925 62 und 1933 48 Juden in der Stadt.

1819 wurde ein Betsaal eingerichtet. An seine Stelle trat 1849 ein Bethaus. Es war klein und unansehnlich und behinderte den Verkehr. Ein neues Gotteshaus war erforderlich. Die Synagoge an der Pforzheimer Straße wurde am 7. Oktober 1889 eingeweiht. Einen jüdischen Friedhof gab es in Ettlingen nicht. Die Toten wurden in Kuppenheim begraben. 1827 wurde Ettlingen dem Rabbinatsbezirk Karlsruhe zugeteilt; bei dessen Umorganisation 1885 kam die Gemeinde zu Bühl. Ein Frauenverein nahm die Aufgaben der Wohlfahrt wahr.

1878 errichteten Samuel Vogel und Simon Bernheimer, der mit Samuel Schnurmann in Muggensturm eine Lumpensortieranstalt betrieb, in Ettlingen eine Papierfabrik, 1883/86 auf Gemarkung Knielingen am Rhein eine Zellstoffabrik. 1928 wurde die „Karlsruher Papierfabrik AG" gegründet, in die die beiden Betriebe eingebracht wurden. Die Firma nannte sich jetzt „Vogel & Bernheimer Zellstoff- und Papierfabriken AG Ettlingen". Seit 1934 nahm die Firma, die damals etwa 300 Arbeiter und Angestellte beschäftigte, einen größeren Aufschwung. Am 1. April 1938 mußte sie „arisiert" werden. Sie ging als „Ettlingen-Maxau Papier- und Zellstoffwerke AG" in den Besitz eines Konsortiums deutscher Papierfabriken über. An kleineren jüdischen Unternehmen gab es 1933 ein Mehl- und Futtermittelgeschäft, ein Lebensmittelgeschäft, eine Metzgerei, die Gastwirtschaft „Zur Rose", drei Viehhändler und zwei Altwarenhändler. Zwei Juden waren als Ärzte tätig, einer als Amtsgerichtsrat. Dr. Durlacher, Dr. Lingert und Direktor Liebmann waren vor 1933 Mitglieder des Bürgerausschusses. Paul Spielmann wurde 1938 als polnischer Staatsangehöriger nach Polen abgeschoben. Seine Ehefrau folgte mit den Kindern 1939 nach. Seither ist die Familie verschollen. Nur dem Sohn Hermann ist es noch gelungen, nach England auszuwandern. Am Morgen des 10. November 1938 steckte eine Anzahl Westwallarbeiter unter Führung eines SA-Sturmführers die Synagoge in Brand. Eine Anzahl Juden wurde festgenommen und nach Dachau verbracht, von wo sie nach Wochen zurückkehrten. Helene Bodenheimer erlag bei einer Razzia 1940 einem Herzschlag.

Am 22. Oktober 1940 wurden aus Ettlingen 9 Juden nach Gurs deportiert. Von ihnen starben 4 in Gurs, 1 in Rivesaltes, 2 wurden in Auschwitz ermordet, und nur 2 haben in Frankreich den Krieg überlebt. Noch in den letzten Kriegsmonaten sind zwei jüdische Frauen, die mit „arischen" Männern verheiratet waren, in Ettlingen zugezogen. Die Stadt galt während des Dritten Reiches als Zufluchtsort bei

den Juden, denen der damalige Leiter des polizeilichen Meldewesens, Rudolf Stöhrer, als Gegner der Judenverfolgung Unterschlupf bot. Er informierte die jüdischen Mitbürger vor größeren Aktionen der Machthaber.

Auf dem Gelände der ehemaligen Synagoge steht jetzt ein Wohnhaus mit Ladengeschäft.

Lit.: Benedikt *Schwarz,* Geschichte der Stadt Ettlingen. 1900. — 75 Jahre Ettlingen-Maxau Papier- und Zellstoffwerke AG. 1953.

EUBIGHEIM KR. BUCHEN

Eubigheim gehörte bis 1806 zum fränkischen Ritterkanton Odenwald. Ein Teil war im Besitz der Familie Rüdt von Collenberg-Bödigheim, ein anderer im Besitz der Familie Rüdt von Collenberg-Eberstadt und ein dritter im Besitz der Familie von Bettendorf, der auch der Weiler Obereubigheim gehörte. 1806 fiel das Dorf an Baden.

Die durch den Dreißigjährigen Krieg finanziell besonders stark geschwächten ritterschaftlichen Familien ließen die Juden ins Land, da diese am ehesten in der Lage waren, die herrschaftlichen Kassen zu füllen. In Eubigheim fanden im 17. und 18. Jahrhundert mehrere von den Bischöfen von Würzburg vertriebene Judenfamilien Aufnahme. Neben Geld- und Warenhandel trieben die hiesigen Juden bis zur Vertreibung durch die Nationalsozialisten Vieh- und Pferdehandel. Sie lebten bis zuletzt mit der bäuerlichen Bevölkerung in gutem Einvernehmen. 1825 wohnten in Eubigheim 58, 1875 76, 1887 96, 1900 54, 1925 34 und 1933 35 Juden. Die starke Zunahme im 19. Jahrhundert ist auf die Eröffnung der Bahnlinie Heidelberg-Würzburg zurückzuführen. Zahlreiche Juden, vor allem aus Angeltürn, siedelten damals nach dem neuen Haltepunkt über. Nach 1933 wurden noch zwei Kinder geboren. Im Ersten Weltkrieg sind Elias Haussmann und Julius Samstag den Soldatentod gestorben.

Die israelitische Gemeinde Eubigheim gehörte seit 1827 zum Rabbinatsbezirk Merchingen. Seit 1850 besaß sie eine eigene Synagoge, in der sich auch das rituelle Bad befand. Der kleine jüdische Friedhof ungefähr 100 Meter außerhalb des Ortes dürfte im 19. Jahrhundert angelegt worden sein. Der Sabbat wurde in Eubigheim sehr streng gehalten. Es wurde nicht einmal ein Brief geöffnet, noch Feuer von Juden selbst angezündet. Das durften Christenkinder gegen kleinere Belohnungen machen. Samuel Brückheimer, der Mitbegründer der bedeutendsten Viehhandlung im Dorf, war ein strenggläubiger Mann. So aß er von dem Tage an, an dem das Schächtverbot erlassen wurde, kein Fleisch mehr. Auch Sally Siegel zählte zu den bekanntesten Vieh- und Pferdehändlern. Kleinere Viehhändler waren Leopold Rosenthal, Adolf und Siegbert Reich. Besonders in den Herbst- und Wintermonaten trieben die jüdischen Händler einen schwunghaften Handel mit jungen Pferden, von dem auch die Geschäftsleute, insbesondere die Wirte und Hufschmiede profitierten. Als die Juden nach 1935 ihren Handel allmählich aufgeben mußten, war der Unwille bei den Bauern groß. Manche schlossen weiterhin heimlich Geschäfte mit ihnen ab. Ein für die ganze Umgegend bedeutsames Geschäft für Haus-

haltswaren und landwirtschaftliche Maschinen war die Firma Bernhard Reis, die der Schwiegersohn Salomon Katzenstein führte. Die Kriegerwitwe Anna Samstag führte das Gasthaus „Zum Löwen" bis zu ihrer Auswanderung Anfang 1934.

Einem sehr gehässigen Ortsgruppenleiter der NSDAP, der schon ab 1935 die Juden zur Aufgabe ihrer Geschäfte zwang, einem Bürgermeister, der auf rasche Auswanderung drängte, und einer judenfreundlichen Bevölkerung haben es die Eubigheimer Juden zu verdanken, daß sie der Deportation entgangen sind. Besonders verdient machte sich der Ratschreiber Hafner, der den Juden alle mögliche Hilfe erwies.

Die Synagoge wurde bereits am 28. Juli 1938 an einen Landwirt verkauft, der sie als Wohnhaus benützt. Die Einrichtung war beim Verkauf der Synagoge von den Juden selbst verbrannt und die Kultgegenstände in die Synagoge Bödigheim verbracht worden. Damit hatte die Gemeinde zu bestehen aufgehört. In der Kristallnacht blieb das ehemalige Synagogengebäude unversehrt. Auch der jüdische Friedhof wurde nicht geschändet. Von dem auswärtigen Rollkommando wurden nur die Eheleute Adolf und Jeanette Reich angetroffen. Sie wurden mißhandelt und ihre Wohnungseinrichtung zerschlagen. Ein Nachbar, der selbst der NSDAP angehörte, eilte den Bedrängten zu Hilfe. Dafür wurde er als „Judenknecht" verprügelt. Obschon sich die Eubigheimer nicht an der Untat beteiligt hatten, waren sie über den Vorfall sehr bedrückt und beschämt. Sie leisteten den Eheleuten Reich alle nötige Hilfe. Der Nachbar trat sofort aus der Partei aus. Bei der Beerdigung der im Juli 1938 verstorbenen Frau Brückheimer hatten sich noch Gemeindemitglieder auf dem jüdischen Friedhof eingefunden. Sie wurden von Parteigenossen fotografiert und im „Stürmer" angeprangert. Samuel Brückheimer wanderte am 30. Januar 1939 nach den USA aus. Die letzten Monate in Eubigheim wohnte er bei einem Bauern, der deswegen von der Grünkernerzeugung, welche damals kontingentiert war, ausgeschlossen wurde. Die Eheleute Reich waren die letzten Juden in Eubigheim. Sie hatten in den USA keine Bürgen und auch nicht genügend Bargeld für die Beschaffung des Visums. Obwohl damals der Kaufpreis für jüdische Grundstücke schon auf ein Sperrkonto überwiesen werden mußte, zahlte ihnen ihr Nachbar Otto Baumann den Kaufpreis bar aus. Im Februar 1939 konnten sie Eubigheim verlassen. Wegen seines „Vergehens" wurde Otto Baumann der Grundbucheintrag verweigert und erst nach dem Kriege nachgeholt.

Von den 37 Eubigheimer Juden sind 3 noch in Eubigheim gestorben, 3 weggezogen und 29 nach den USA ausgewandert. Nur Gerta und Melly Reich die bereits 1936/37 nach Holland ausgewandert und dort im Haushalt tätig waren, wurden im August 1942 vom KZ Westerbork nach Auschwitz verschleppt, wo sie sehr wahrscheinlich den Tod fanden.

Nach dem Kriege sind keine Juden mehr nach Eubigheim zurückgekehrt. Daß die verfolgten Juden aber sehr gut zwischen schuldigen und unschuldigen Deutschen zu unterscheiden wußten, beweist die Tat der Frau Rosl Katzenstein, die nach dem Kriege, als in Eubigheim große Not herrschte, aus Amerika viele Pakete geschickt und Gutes getan hat, wo sie nur konnte. Der jüdische Friedhof wird von der Gemeinde und vom Ratschreiber Hafner betreut, wofür die früheren jüdischen Bürger in den USA Geldmittel zur Verfügung stellen.

FLEHINGEN KR. BRUCHSAL
mit Bauerbach

Das zum schwäbischen Ritterkanton Kraichgau gehörende Flehingen befand sich seit 1368 in kurpfälzischem Lehensbesitz der Herren von Flehingen. Nach deren Aussterben 1636 wurde das Dorf an die Grafen Wolff-Metternich verliehen. 1803 fiel es an Baden.

Die älteste Kunde über die Anwesenheit von Juden in Flehingen gibt ein Verzeichnis der jüdischen Familien in der Pfalz vom Jahre 1548. Damals wohnte der Jude Isaak in Flehingen. Nach der völligen Verwüstung des Dorfes im Dreißigjährigen Krieg — 1634/38 wurde es gleichsam weggefegt — erlaubte der Graf von Wolff-Metternich 1650 auch Katholiken und Israeliten die Ansiedlung, um das protestantische Dorf rasch wieder zu bevölkern. Der von den Juden wohl schon im 16. Jahrhundert angelegte Friedhof an der Straße nach Gochsheim reichte bald nicht mehr aus. Mit Erlaubnis des Grafen durften sie ihn durch einen „am steilen Berghang liegenden öden Platz" vergrößern, für den sie eine jährliche geringe Abgabe zahlten. Im Laufe der Zeit wurden hier zahlreiche Juden benachbarter Ortschaften beigesetzt.

Aus der Zeit der Kriege Ludwigs XIV. wird von einem Flehinger Juden eine mutige Tat berichtet: Als Melac mit seinen Heerhaufen in Flehingen einrückte, waren alle Bewohner des Dorfes geflohen mit Ausnahme des Juden Abraham, Affrohmle genannt. Bei ihrem Abzug legten die Franzosen im Schloß, im Pfarrhaus und in der Dorfmühle Feuer. Affrohmle machte sich sogleich daran, den beginnenden Brand unter Lebensgefahr zu löschen, um Schloß und Dorf zu retten. Der Graf erließ ihm dafür die Schutzgeldzahlung.

Die Zahl der Juden wuchs im 18. und 19. Jahrhundert beträchtlich an. Als die jüdische Gemeinde 1827 dem Rabbinatsbezirk Bretten zugewiesen wurde, zählte sie fast 160 Seelen. Das waren rund 14 Prozent der Einwohner Flehingens. Die bestehende Synagoge wurde zu klein und sollte bereits 1841 durch einen Neubau ersetzt werden. Zunächst begnügte man sich mit der Errichtung eines Schulgebäudes für die jüdischen Kinder. Die Synagoge wurde 1863 nochmals repariert. 1873 wurde die Genehmigung für einen Neubau erteilt. Er wurde in eingeschossiger Bauweise an der Gochsheimer Straße errichtet. Bis 1875 war die Gemeinde auf 138 Köpfe zusammengeschmolzen, bis 1900 auf 114, bis 1925 auf 83 und bis 1933 auf 59.

Die Stimmung der Bevölkerung war um die Jahrhundertmitte den nach voller bürgerlicher Gleichberechtigung drängenden Juden wenig günstig. Im Interesse ihrer eigenen Sicherheit baten 1848 23 israelitische Schutzbürger aus Flehingen in einer Eingabe an die Erste Kammer des Badischen Landtags darum, von der Emanzipation ausgenommen zu werden. Mit der Gesetzgebung von 1862 änderte sich die Stellung der Juden. So waren jüdische Mitbürger vor 1933 im Flehinger Gemeinderat vertreten. Der Israelitische Frauenverein und der Männerverein, die sich karitativen Aufgaben widmeten, nahmen eine geachtete Stellung ein. Der Orientalist Jakob Barth (1851—1914), Dozent am Rabbinerseminar und Professor an der Universität in Berlin, der grundlegende Arbeiten zur semitischen Sprach-

wissenschaft veröffentlichte, stammte aus Flehingen. Auf den Schlachtfeldern des Ersten Weltkriegs fielen die Juden Ferdinand Schlesinger, Hermann und Louis Barth.

Seit jeher lebten die Flehinger Juden in der Hauptsache vom Viehhandel. Noch 1933 gab es ein Dutzend Viehhändler. Außerdem waren sechs Ladengeschäfte im Besitz jüdischer Bürger. Infolge des wirtschaftlichen Boykotts mußten bis 1938 alle Geschäfte aufgegeben werden.

Am 10. November 1938 wurde die Synagoge bis auf die Grundmauern niedergebrannt. Von den 72 Juden, die nach 1933 in Flehingen wohnten, starben 5 in ihrem Heimatort, 9 zogen fort, 47 wanderten nach den USA, 1 in die Schweiz, 1 nach Kanada und 3 nach Frankreich aus. Die nach Frankreich emigrierte Familie Uhl wurde später von der Gestapo verhaftet und in das Lager Gurs eingeliefert. Siegmund Uhl starb dort, seine Ehefrau und seine Tochter wurden 1942 nach Auschwitz verschleppt und ermordet. Aus Flehingen wurden am 22. Oktober 1940 10 Juden nach Gurs deportiert. Von diesen starb 1 dort, 6 wurden in Auschwitz ermordet, und 3 überlebten in Frankreich.

Heute leben keine Juden mehr in Flehingen. Auf dem Synagogengrundstück steht heute ein Wohnhaus mit einer Bäckerei. In Gemeindebesitz befindet sich das ehemalige jüdische Schulgebäude. Der alte Teil des stimmungsvollen Friedhofs mit sehr alten Grabstätten steht unter Denkmalschutz. Der neuere Teil wird von der Gemeinde gepflegt.

Vor der 1936 erfolgten Eingemeindung waren die Juden von *Sickingen* (1925 13, 1933 12) der Flehinger jüdischen Gemeinde als Filialgemeinde angegliedert.

Im ehemals speyerischen *Bauerbach* lebten 1809 17 Juden. Als die Gemeinde 1825 der Bezirkssynagoge Bretten zugewiesen wurde, umfaßte sie bereits 67 Seelen. Zwischen 1820 und 1827 wurde zunächst ein Bethaus errichtet, später auch eine Synagoge mit rituellem Bad an der Hauptstraße. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts nahm die Zahl der Juden laufend ab (1875 36, 1887 14, 1895 12). Im Oktober 1894 wurde die Gemeinde aufgelöst, die verbleibenden Juden der benachbarten Gemeinde Flehingen zugewiesen. Bis 1900 waren sämtliche Juden aus Bauerbach abgewandert. Die Synagoge wurde 1895 zu einem heute noch benutzten Wohnhaus umgebaut.

Lit.: Leipold *Feigenbutz,* Der Amtsbezirk Bretten. 1890. — *Ders.,* Der Kraichgau und seine Orte. 1878.

FREIBURG IM BREISGAU
mit Elzach und Neustadt im Schwarzwald

Freiburg wurde 1120 von Herzog Konrad von Zähringen als Handelsstadt gegründet. Nach dem Aussterben der Zähringer mit Berthold V. kam die Stadtherrschaft an die Grafen von Urach, die sich seitdem Grafen von Freiburg nannten und auf der Burg residierten. 1368 begab sich die Stadt unter habsburgische Landeshoheit, nachdem die Bürger im Kampf gegen ihren Grafen das Freiburger Schloß zerstört hatten, im Felde jedoch von ihm geschlagen worden waren. 1651

siedelte die vorderösterreichische Regierung von Ensisheim im Elsaß nach Freiburg über. Im Reichskrieg 1677 fiel die Stadt in französische Hände und wurde erst im Frieden von Ryswyk 1697 wieder an Österreich zurückgegeben. 1713/14 und 1796/1800 befand sich die Stadt erneut unter französischer Herrschaft. Im Frieden von Preßburg 1805 fiel Freiburg an Baden.

Vermutlich besuchten nicht lange nach der Gründung Freiburgs auch jüdische Kaufleute den neuen Markt- und Handelsplatz; denn im 12. Jahrhundert gehörten die Juden noch zu den „wagenden Kaufleuten", die am Welthandel teilnahmen und von den Märkten noch nicht vertrieben waren. Sichere Nachrichten aus der Zeit der Zähringer Herzöge sind weder über eine Handelstätigkeit noch über ein Seßhaftwerden von Juden in Freiburg erhalten. Die älteste Urkunde, die uns über ihre Anwesenheit bei Freiburg berichtet, stammt vom 13. August 1230. Kaiser Friedrich II. weilte damals in Italien. Dieser Umstand mag Egino I. von Urach-Freiburg verleitet haben, von den kaiserlichen Schutzjuden in Freiburg für seine eigenen Zwecke Steuern und Zölle zu verlangen. Da die Juden als Kammerknechte des Kaisers ein solches Ansinnen ablehnten, ließ sie der Graf kurzerhand einkerkern. Obschon diese Eigenmächtigkeit einen Eingriff in die kaiserlichen Rechte bedeutete, verzieh der Reichsverweser Heinrich 1230 dem Grafen. Es ist nicht sicher geklärt, ob sich die Maßnahmen des Grafen gegen in Freiburg wohnende Juden richteten oder gegen durchreisende Händler. Nachweisbar sind Juden in der Stadt selbst erst seit 1281. Sie mußten in dieser Zeit dem Grafen Schutzgeld zahlen. Am 10. November 1282 verlieh König Rudolf I. Freiburg die Rechte und Freiheiten einer Reichsstadt. Bei dieser Gelegenheit ging auch das Judenregal vom Kaiser auf die Grafen von Freiburg über. 1309 bezog ein Freiburger Jude Einkünfte aus dem Münstertal, wo zeitweilig Silber gewonnen wurde. In wenigen Jahren vermehrte sich die Zahl der Juden, die bald eine eigene Gemeinde mit einem Bethaus bildeten. Von 1323 an traten sie als Getreidehändler und vor allem Geldgeber der Stadt und der stets verschuldeten Stadtherren in Erscheinung. Im Jahre 1323 zahlten sie an Graf Konrad für den Schutz in den nächsten sechs Jahren 400 Mark Steuern.

Die Konkurrenz, die sie für die in der Stadt einflußreichen Geschäftsleute bildeten, wurde auf die Dauer für sie gefährlich. Bei öffentlichen Theateraufführungen, besonders in Fastnachtsspielen, kam es häufig vor, daß die Juden verunglimpft wurden. Als 1338 die Privilegien der Freiburger Juden erneuert wurden, verlangten sie deshalb von Bürgermeister und Rat, daß „niemand ein Spiel machen solle, das den Juden zu Laster oder Schande gereichen möge". Schlimmere Auswirkungen als Fastnachtsspiele hatte das Gerede von Brunnenvergiftungen, das 1348 bei Ausbruch des Schwarzen Todes aufkam. In Freiburg legte der Jude Maiger Natze unter der Folter das Geständnis ab, daß er in die Brunnenstube der Stadt ein Säckchen mit Gift eingelegt und danach die ausgebrochenen Steine an der Brunnenstube wieder zusammengefügt habe. Der Jude Jokeli Jolieb gestand, ein Jude aus Basel mit Namen Swendewin habe 24 Gulden dafür erhalten, daß er Gift in die Brunnen lege. Das Gift hätten die Juden in Basel mit dem ausdrücklichen Verlangen geliefert, alle Brunnen zwischen Freiburg, Breisach und Endingen zu vergiften. Auch aus Waldkirch sollten die Freiburger Juden Brunnengift erhalten haben, das angeblich Anselm von Veringen aus Jerusalem mitgebracht hatte

und das nur den Christen den Tod brächte, wenn sie von dem Wasser tränken, während es den Juden unschädlich sei. Im Grunde waren es die Schrecken der Pest, die die Menschen verwirrten, den neidischen Geschäftsleuten aber die Gelegenheit boten, sich die jüdischen Konkurrenten und Gläubiger vom Halse zu schaffen und sich an ihrem Vermögen zu bereichern. Deshalb wurden den Juden solche unmöglichen Taten angedichtet. Am 30. Januar 1349 wurden in Freiburg die Juden verbrannt. Als Ort der Hinrichtung wird die „Galgen und Rädle Matte" bei der Kapelle hinter der Basler Straße vermutet. Nur die zwölf reichsten Juden, die schwangeren Frauen und die Kinder wurden am Leben gelassen. Die Kinder wurden getauft, die Erwachsenen aber nach Eintreibung der Ausstände vertrieben. Die Juden wohnten zu dieser Zeit in etwa zehn Häusern in der Wasserstraße, wo sich ihre Synagoge befand, und in der benachbarten Weberstraße. Ihre Toten bestatteten sie in Sulzburg oder Breisach, vielleicht auch auf dem jüdischen Friedhof im Dettelbachtale bei Waldkirch, den 1504 die Herren von Staufen als Weideplatz erhielten, nachdem die Waldkircher Juden wegen einer Ritualmordbeschuldigung vertrieben worden waren. In der Judenschule und den anliegenden Wohnhäusern richtete man das bürgerliche Bräuhaus ein. Aber schon nach wenigen Jahren durften die Juden wieder zurückkommen. Am 16. August 1360 erhielt der Graf von Freiburg vom Kaiser ein Schutzprivileg über die Juden, die „in der Stadt wohnhaft werden oder sind".

Am 8. Mai 1368 kaufte sich die Stadt vom Grafen Egon los und begab sich unter die Herrschaft Österreichs. Der Graf verzichtete dabei auch auf die Münze und die Juden zu Freiburg. Österreich erhielt das Recht, in die Stadt Juden aufnehmen zu dürfen. Zu ihrem besseren Schutz sollten von ihren Abgaben zwei Teile die Herrschaft und einen Teil die Stadt erhalten. 1373 erhielt Meister Guotleben, der „Arzet", mit seinem Sohn Isaak und mit Mathias, Eberlins Sohn von Kolmar, Aufnahme für zwei Jahre. An Schutzgeld zahlte er der Herrschaft 20 und der Stadt 10 Gulden. Nach der Zahl der jüdischen Häuser befanden sich 1385 schätzungsweise 50 bis 60 Juden in Freiburg. Aus dem Gewerftbuch von 1385 ergibt sich weiter, daß sie wieder ihre alten Häuser in der Wasserstraße und ihre ehemalige Judenschule besaßen. Neben dem Arzt Guotleben wird 1399 auch ein Judenschulmeister Dodorus (Theodor) erwähnt.

Um das Zusammenleben zwischen Christen und Juden nach dem Wiederauftreten von ernsten Schwierigkeiten zu ordnen, erließ Erzherzog Leopold von Österreich 1394 für Freiburg eine Judenordnung, in die auch die von Papst Innozenz III. erlassenen Kleidervorschriften und die Anordnung der Osterklausur aufgenommen wurden. Die Juden mußten jetzt in der Karwoche vom Mittwoch bis zum Ostermontag in ihren Quartieren bleiben und zusätzlich die Fenster und Türen, die sich zu den Christenhäusern öffneten, verschlossen halten. Ein Jude, welcher einem Priester beim Versehgang begegnete, mußte augenblicklich fliehen und sich verbergen. Sie hatten Mäntel und hohe Gugelhüte zu tragen; Kleider von roter oder grüner Farbe waren ihnen verboten. Für Darlehen durften sie keine willkürlichen Zinsen fordern. Wer die Stadt verlassen wollte, mußte es zwei Monate vorher in der Kirche von der Kanzel verkündigen lassen, damit die Pfänder eingelöst werden konnten.

Obwohl diese Ordnung die Freiheit der Juden sehr beschnitt, waren die Freiburger Bürger damit noch keineswegs zufriedengestellt. Erzherzog Leopold mußte sich schließlich ihrem Wunsche fügen und die Juden aus der Stadt vertreiben. Gegen eine Abfindungssumme einigte er sich am 4. Juli 1401 mit der Stadt, daß weder die ortsangehörigen Juden noch andere wieder bis in Ewigkeit in Freiburg sein dürften. Diese „Ewigkeit" dauerte nur bis zum 28. Juni 1411. An diesem Tag gestattete Herzog Friedrich dem Juden Salomon und zwei anderen, welche dieser benennen wollte, mit ihrem Hausgesinde in Freiburg unbehelligt in drei Häusern zu wohnen und bei den alten Freiheiten ihr Gewerbe zu treiben. Durch Sparsamkeit und klugen Handel kamen sie bald wieder zu Vermögen. Als sie aber anfingen, ihre Ausstände bei den Christen gerichtlich einzutreiben, wurde der Haß gegen sie erneut geweckt. Am 22. Februar 1424 gab Kaiser Sigismund, der die Lande des Erzherzogs Friedrich während dessen Acht von 1415—1425 verwaltete, Freiburg die Zustimmung zur Austreibung der Juden unter der Bedingung, daß ihnen kein Schaden an Leib oder Gut zugefügt werde. Auch aus den übrigen Breisgaustädten wurden in diesem Jahre die Juden ausgewiesen. Erzherzog Friedrich verpflichtete sich bei der Wiederübernahme seiner Lande den Breisgaustädten gegenüber, daß er sie nicht nötigen werde, Juden aufzunehmen. Die Synagoge und die Judenhäuser in Freiburg gingen endgültig in den Besitz der Stadt über. Die Vertriebenen fanden Aufnahme in den Dörfern der oberen badischen Markgrafschaft und des Hochstifts Basel (Sulzburg, Schliengen, Weil). Seit 1446 durften sie sich auch wieder in den Freiburg benachbarten Orten Breisach, Krozingen, Gottenheim und Neuershausen niederlassen. Nach Freiburg selbst durften sie nicht zurückkehren, doch hielten sie ihre Beziehungen zu der Stadt aufrecht. Ließen sie sich jedoch dort blicken, wurden sie verhöhnt und nicht selten blutig geschlagen. 1520 nahm Freiburg die Judenordnung, die König Ferdinand 1516 für ganz Österreich erlassen hatte, in die „Neuen Stadtrechte" auf, die allen Einwohnern bei empfindlicher Strafe, im Wiederholungsfalle Stadtverweisung, verbot, mit Juden zu handeln, etwas von ihnen auszuleihen oder anzunehmen oder sonstwie „Gemeinschaft" mit ihnen zu haben. Juden, die in die Stadt kamen, mußten sich vom Stadtknecht begleiten lassen und ihm für jede Stunde einen Schilling zahlen. Noch 1559 bot der Jude Nathan Ulmus aus Staufen der Stadt Freiburg vergeblich eine beliebige Summe Geldes an, wenn er ohne Begleitung des Stadtknechtes frei in der Stadt seinem Gewerbe, dem Handel, nachgehen dürfe. 1523 setzte es die Stadt mittels einer Beschwerde bei Erzherzog Ferdinand sogar durch, daß die außerhalb Freiburgs begüterten Grundherren von Krozingen (Stoffel von Neuenfels) und Gottenheim (Konrad Schnewlin) die in ihre Dörfer aufgenommenen Juden ausweisen mußten. 1552 erzwang die vorderösterreichische Regierung, daß die durchreisenden Juden wenigstens beim „Ziegler" in der Vorstadt Wiehre übernachten durften. Vergeblich sträubte sich die Stadt, als in den Jahren 1700 und 1732 die Armeelieferanten Oppenheimer und Sintzenheimb aus Mannheim ihre Kontore in der Stadt eröffneten und jüdische Schreiber hielten, zu denen dann auch jüdische Kaufleute kamen. Den Interessen des Krieges mußten sich die Interessen der Stadt beugen. Auch das Toleranzedikt Josefs II. änderte nichts in Freiburg an der ablehnenden Haltung den Juden gegenüber. Am 17. Februar 1791

erhielt an der Freiburger Universität als erster Jude Simeon Hochheimer von Veitshöchheim die medizinische Doktorwürde. Daß er mehrere Monate „bey H. Hagenbuch, Schwerdtwirth bei Oberlinden im Quartier" war, hat der städtische Chronist wohl deshalb besonders vermerkt, weil Simeon Bürger der Universität war. Die Stadt selber suchte sich weiterhin von Juden frei zu halten. Gegen Ausgang des 16. Jahrhunderts hatte allerdings eine hebräische Druckerei in Freiburg bestanden.

Selbst unter badischer Herrschaft verweigerte Freiburg 1809 im Widerspruch zur damaligen badischen Verfassung den Juden, sich als Bürger in der Stadt niederzulassen. Die Karlsruher Regierung mußte es dabei bewenden lassen und verlangte nur den freienVerkehr und zeitweiligen ungehinderten Aufenthalt auswärtiger Juden in Freiburg. Zu diesem Zweck erhielt der Schildwirt „Zum Geist", Lorenz Steiert, 1809 auf Lebenszeit das Recht, in seinem Privathaus in der Grünwälderstraße eine Judenwirtschaft einzurichten und jüdische Bedienstete anzustellen, die ihre Glaubensgenossen mit koscherer Kost und Getränken versorgen konnten. Steiert verpachtete die Lizenz an den Eichstettener Juden Heinrich Weil, der als erster Judenwirt auch gleichzeitig der erste in Freiburg seßhafte Jude geworden ist. 27 Jahre blieb er Freiburger Judenwirt. Seine 1824 in Freiburg geborene Tochter ist die erste jüdische Freiburgerin genau 400 Jahre nach der letzten Vertreibung der Freiburger Juden geworden. Weil zahlte pünktlich seinen Pachtzins an die Stadt, die inzwischen die Verpachtung wieder selbst übernommen hatte, beachtete sorgfältig alle Pflichten als Wirt, lebte zurückgezogen und schickte seine Kinder in die Freiburger Volksschule. Sein korrektes Verhalten beseitigte das tiefeingewurzelte Mißtrauen der Stadtverwaltung gegen die Juden und ermöglichte weiteren Glaubensgenossen den Zuzug. 1846 lebten bereits 20 Juden in Freiburg. Max Weil aus Eichstetten war als Musiker und Skribent am Freiburger Theater angestellt. 1849 erhielt der Rechtsanwalt Naphtali Näf aus Wangen das volle Bürgerrecht. Sofort erhob sich eine heftige Kampagne gegen diesen Beschluß des Bürgerausschusses. Unter dem Druck der öffentlichen Meinung entzog der Gemeinderat wegen geringfügiger Formfehler 1850 Näf wieder das Bürgerrecht. Im gleichen Jahr ernannte ihn die Regierung zum Advokaten und Prokurator beim Hofgericht Freiburg. Zwanzig Jahre später zog er als nationalliberaler Abgeordneter für den Wahlbezirk Freiburg in die Zweite Kammer des badischen Landtags ein.

Das Gleichstellungsgesetz von 1862 öffnete auch die Tore Freiburgs endgültig für die Juden. Im Februar 1863 schlossen sich die Freiburger Juden unter dem Vorsitz von Heinrich Zivi-Lang zur „Israelitischen Religionsgesellschaft Freiburg" zusammen. Die badische Regierung bestätigte sie am 14. Oktober 1864 als Körperschaft des öffentlichen Rechts. Am 11. Januar 1865 wurde aus 35 wahlfähigen Juden der Synagogenrat gewählt. Die neue Gemeinde, in der die Mannheimer Gottesdienstordnung eingeführt worden war, wurde der Bezirkssynagoge Breisach unterstellt, deren Sitz im Dezember 1885 nach Freiburg verlegt wurde. Erster Rabbiner war Adolf Lewin, der die erste Geschichte der badischen Juden geschrieben hat. Der Rabbinatsbezirk Freiburg umfaßte die Gemeinden Breisach, Eichstetten, Ihringen, Emmendingen und Freiburg im Breisgau.

Die neugegründete Gemeinde mietete 1863 zunächst einen Betsaal im Haus

Nr. 838 (heute Hinterhaus zu Schusterstraße 27). 1869/70 wurde mit finanzieller Unterstützung durch die Mannheimer Gemeinde nach dem Entwurf des Gewerbeschulhauptlehrers Jakob Schneider in der Werderstraße eine Synagoge erbaut, die um 1925 vergrößert und renoviert wurde. Im 19. Jahrhundert wurden die Toten zunächst in Emmendingen oder Schmieheim beigesetzt. 1870 legte die Gemeinde an der Hugstetter Straße einen eigenen Friedhof an. Die jüdischen Kinder wurden seit 1867 in einem Klassenzimmer in der evangelischen Schule neben der Ludwigskirche unterrichtet. Als die Schülerzahl zunahm, mußten bald größere Räume in der katholischen Volksschule im Breisacher Tor und 1875 in der früheren Lateinschule in der Herrenstraße bezogen werden. Die Aufhebung der Konfessionsschulen löste im Jahre darauf die Schulraumfrage von selbst.

Die Zahl der jüdischen Einwohner war bis 1875 auf 559 angewachsen. 1900 zählte Freiburg 1013 und 1925 1 399 Juden, rund 1,6 % der Einwohner. 1933 war die Zahl schon auf 1 138 zurückgegangen. Die Freiburger Juden kämpften als Soldaten im deutsch-französischen Krieg 1870. Rabbiner Dr. Lewin war damals einer der beiden jüdischen Feldgeistlichen des deutschen Heeres. Im Ersten Weltkrieg befanden sich unter den 3 388 Freiburger Gefallenen 36 jüdische Soldaten.

In den wenigen Jahren, die die jüdische Gemeinde Freiburg bestanden hat, haben ihre Mitglieder eine stattliche Zahl z. T. bedeutender wirtschaftlicher Unternehmen gegründet. Neben Textilgeschäften wie z. B. den Firmen Gebr. Gros, Guggenheimer & Neumetzger, Josef Plaut, Tobias Lippman, betrieben die Juden Eisenwarenhandlungen (Gebr. Günzburger oHG, Simon Epstein, B. Roeder u. a.), Leder- und Lederwarenhandlungen (Heinrich Bloch Nachf., Leser & Mayer, P. I. Demuth Nachf.), Schuhgeschäfte (Wiener Schuhhalle, Schuhhaus Hansa, Schuhhaus Rosenberger), Häute-, Darm- und Metzgereibedarfsartikelhandlungen, Mehl-, Getreide- und Futtermittelgeschäfte, Tabakwarengroßhandlungen, Möbelgeschäfte sowie Maschinenhandlungen. Erwähnt werden müssen auch noch das 1879 gegründete Bankhaus Elias Mayer oHG und das Warenhaus Knopf oHG.

Außer den Handelsbetrieben gab es in Freiburg eine ganze Reihe jüdischer Produktionsbetriebe, von denen hier ebenfalls nur einige genannt seien: Sterna Nährmittelfabrik (Gebr. Epstein oHG), Freiburger Möbelfabrik (Gebr. Springer oHG), Sägewerk und Holzhandlung Simon Veit oHG, Kartonagenfabrik Sternweiler, Spielwarenfabrik Jacks & Co. GmbH., Zigarrenfabrik Gebr. Kahn, Bürstenfabrik Rotatra und Eugen Nelson & Cie., Pharmazeutische Fabrik F. Rosenberg, Hosenträger- und Gürtelfabrik A. Braun & Cie., Gold- und Silberscheideanstalt Dr. J. Braun & Co. GmbH., die Brennereien „Oberbadische Branntweinbrennerei oHG", Samuel Bloch & Co. sowie die Breisgaubrennerei Greilsamer & Dreifuß.

Etwa ein Dutzend jüdischer Ärzte praktizierte vor 1933 in Freiburg. Jüdische Zahnärzte und Rechtsanwälte waren ähnlich zahlreich vertreten. Juden waren ferner ein Apotheker, zwei Ingenieure, ein Geologe, ein Architekt, sowie mehrere Gymnasial- und Volksschullehrer. Am Freiburger Schauspielhaus wirkten Lilly Conrad und Boris Freudenberg als Opernsänger. Dr. Therese Charlotte Edelstein, Dr. Selma Fliess und Dr. Josef Wallach betätigten sich als Schriftsteller.

An der Freiburger Universität waren 1933 57 sogenannte Volljuden und 78

Halbjuden immatrikuliert, der größte Teil — insgesamt 91 — in der medizinischen Fakultät; weitere 18 studierten Jura. Im wissenschaftlichen Lehrkörper waren 1933 6 ordentliche Professoren, 7 außerordentliche Professoren und 8 Privatdozenten jüdischer Konfession vertreten. Von den Privatdozenten sei nur der verheißungsvolle Biochemiker Hans Adolf Krebs genannt, der 1953 in England zusammen mit Fritz Albert Lippmann den Nobelpreis für Medizin und Physiologie erhielt. In Kiechlinsbergen im Kaiserstuhl wohnte bis zu seiner Emigration der bedeutende Germanist Karl Wolfskehl, aus dessen Feder grundlegende Werke etwa über Goethe stammen. Er starb 1948 in Neuseeland.

1916—1928 lehrte an der Freiburger Universität der Begründer der phänomenologischen Philosophie Edmund Husserl (1859—1938), dessen begabteste, ebenfalls jüdische Schülerin Edith Stein als Karmeliterordensfrau während der nationalsozialistischen Judenverfolgung in Holland verhaftet und in Auschwitz ermordet wurde. Vor dem Dritten Reich lehrten an der Freiburger Universität die jüdischen Professoren Heinrich Rosin (1855—1927) als Ordinarius für Staatsrecht; Otto Lenel (1849—1935), der Arbeiten zur Wiederherstellung römischer Rechtsquellen schrieb; Hermann Ulrich Kantorowicz, der sich 1908 für Strafrecht, Rechtsphilosophie und Geschichte der Rechtswissenschaft habilitierte und 1927 nach Kiel berufen wurde. Edwin Goldmann (1862—1913) hat sich als Krebsforscher, Emil Bloch (1847—1920) um die Ohrenheilkunde verdient gemacht.

In der verhältnismäßig kurzen Zeitspanne seit 1863 hatte sich eine Vielzahl von Vereinen in der jungen Gemeinde gebildet. Die Wohlfahrtspflege unterstand dem Fürsorgeausschuß. Um hilfsbedürftige Frauen kümmerte sich besonders der Frauenverein, während der Kranken- und Sterbeverein die Sorge um Lebende und Tote als Aufgabe ansah. Außerdem gab es eine Darlehenskasse und mehrere Stiftungen wie den Waisenfonds oder die Gustav-und-Dr.-Robert-Weil-Stiftung, die Tuberkulosekranken Kuren ermöglichte.

Die Anhänger der verschiedenen Richtungen des Judentums hatten sich im liberalen und im orthodoxen Verein zusammengeschlossen. Die zionistische Ortsgruppe umfaßte 1936 55 Mitglieder. Auch der Reichsbund jüdischer Frontsoldaten, der Centralverein und die Agudas Jisroel waren in Ortsgruppen organisiert. Der Chorverein pflegte den Synagogengesang. Der Präsident der Breisgau-Loge im Unabhängigen Orden B'ne B'rith hatte seinen Sitz in Freiburg.

Die hoffnungsvolle Entwicklung der jüdischen Gemeinde Freiburg fand nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten ein rasches Ende. Den jüdischen Universitätsprofessoren wurde 1933—1935 die venia legendi entzogen, die Zahl der jüdischen Studenten begrenzt, so daß ihr prozentualer Anteil an der Studentenschaft dem Anteil der Juden an der Gesamtbevölkerung entsprach. Ein entsprechender Antrag war 1930 vom Studentenausschuß bei der ersten Abstimmung mit 22 gegen 3 Stimmen abgelehnt worden und ein zweiter Antrag, durch den die Korporationen die Situation im Sinne gemäßigter nationaler Einstellung zu retten versuchten, mit 15 gegen 10 Stimmen ebenfalls der Ablehnung verfallen.

Die jüdischen Geschäfte erlitten durch den Boykott am 1. April 1933 starke Einbußen. 1935 forderte die NS-Frauenschaftsführerin alle deutschen Frauen Freiburgs auf, jüdische Geschäfte zu meiden. Beim Räumungsverkauf jüdischer Ge-

schäfte spielten sich wüste Szenen ab, wenn Naziabteilungen den Käufern den Zutritt zu verwehren suchten. 1934 erzwang die Hitlerjugend die Entfernung des Buches mit den Predigten Kardinal Faulhabers über „Judentum, Christentum und Germanentum" aus den Schaufenstern. Im Sommer 1935 verbot man den Juden den Besuch der öffentlichen Schwimmbäder und drohte ihnen in der Presse üble Behandlung an, wenn sie sich dennoch sehen ließen. Für die jüdischen Kinder mußte 1935/36 eine eigene Schule eingerichtet werden. In dieser Zeit trat der langjährige Rabbiner Dr. Julius Zimels in den Ruhestand und wanderte nach Palästina aus. Seine Stelle übernahm Dr. Siegfried Scheuermann.

In den frühen Morgenstunden des 9. November 1938 sprengten SA- und SS-Leute die Freiburger Synagoge. Der Rabbiner wurde aus dem Bett geholt und mußte die Vernichtung seines Gotteshauses mitansehen. Über 100 Freiburger Juden wurden nach Dachau abtransportiert. Prof. Dr. Ernst Beck und der Apotheker Julius Friedberg kamen im KZ Dachau um. Dr. Scheuermann erhielt die Auflage, innerhalb von 30 Tagen Deutschland zu verlassen und rettete sich nach den USA. Die jüdische Gemeinde mußte für den Abbruch der Synagogenruine aufkommen. Gottesdienst konnte bald wieder im Betsaal der orthodoxen Juden im wenig beschädigten Gemeindehaus gefeiert werden.

Von den 1 138 jüdischen Einwohnern, die 1933 in Freiburg wohnten, konnten 657 (57,7 %) auswandern: 181 nach den USA, 106 nach Frankreich, 96 nach Palästina, 68 nach der Schweiz, 63 nach England und 143 in verschiedene andere Länder. 148 starben noch in Freiburg. Am 22. Oktober 1940 wurden aus Freiburg 350 Juden nach Gurs deportiert. Soweit man ihren weiteren Leidensweg noch verfolgen kann, sind von ihnen nur 77 befreit worden. 32 starben in den „Wartezimmern des Todes" Gurs, Noe, Récébédou und Drancy. Mindestens 58 wurden in Auschwitz ermordet. Wahrscheinlich ist auch der Großteil der 183 Vermißten in einem Vernichtungslager umgekommen.

Am 20. August 1942 wurden 44 jüdische Einwohner nach Theresienstadt deportiert. Von den ausgewanderten Juden gerieten etwa 30 wieder in die Arme der Häscher Eichmanns und gingen in den Lagern Westerbork, Auschwitz, Sobibor, Lublin-Maidanek, Theresienstadt, Mauthausen, Buchenwald und Flossenbürg zugrunde. Überlebt haben in Auschwitz Jakob Reichmann und sein Sohn David. Seine Tochter Erna diente ihren Leidensgenossen im Lager Bergen-Belsen als freiwillige Krankenschwester.

Bei der Einnahme des Lagers Theresienstadt durch die Russen am 9. Mai 1945 befanden sich darin 58 Freiburger Juden. Nur 12 von ihnen kehrten in ihre Heimatstadt zurück, während die anderen emigrierten. Zwischen 1942 und 1945 waren zwei Juden illegal in Freiburg zugewandert, die dort den Krieg überstanden. Aus Gurs und aus der Emigration kehrten ebenfalls einige wenige zurück, so daß 1945 die Zahl der jüdischen Einwohner wieder 45 betrug. Viele von ihnen verließen in den ersten Nachkriegsjahren wieder die Stadt und suchten sich eine neue Heimat in anderen Ländern.

1933 waren die Juden von *Elzach* und *Neustadt im Schwarzwald* der Freiburger Gemeinde als Filialen angegliedert. In Elzach lebte nur der jüdische Tierarzt Dr. Türkheimer mit seiner Familie. Sie wanderten nach der Kristallnacht in die

USA aus. Der Bezirksarzt Dr. Mayer aus Neustadt wurde 1933 als Jude aus dem Staatsdienst entlassen und wanderte mit seiner Familie nach Palästina aus. Ein anderes Ehepaar suchte eine neue Heimat in den USA.

1960 zählte die neue jüdische Religionsgemeinde Freiburg wieder 111, 1963 120 Mitglieder. Als Erbe der von den Nationalsozialisten zerstörten Synagoge sind der neuen Judengemeinde die Thoraschilder bewahrt worden, die nach dem Kriege in einer Pappschachtel auf einer städtischen Dienststelle gefunden wurden. Die unter einem Holzhaufen verborgenen und ebenfalls geretteten Portalflügel der Freiburger Synagoge befinden sich als vorläufiger Beitrag für eine stadtgeschichtliche Ausstellung im Augustinermuseum. An die Synagoge erinnert ein Gedenkstein im Rasen vor dem neuen Kollegiengebäude der Universität.

Lit.: Franz *Laubenberger* und Berent *Schwineköper,* Geschichte und Schicksal der Freiburger Juden, in: Freiburger Stadthefte 6 (1963). — Adolf *Lewin,* Die Juden in Freiburg i. Br. 1890. — Josef *Rösch,* Die Juden in Freiburg, in: Freiburger Adress-Kalender für das Jahr 1850. — Lothar *Rothschild,* Der erste Rabbiner in Freiburg. Zur Erinnerung an Dr. Adolf Lewin. — 500 Jahre Universität Freiburg, in: Mitt.Blatt des Oberrats 9 (1957) Nr. 7.

FREISTETT KR. KEHL

Altfreistett gehörte seit dem Ende des 13. Jahrhunderts zur Grafschaft Hanau-Lichtenberg. Mit dem Aussterben des Hauses Hanau-Lichtenberg 1736 ging die Grafschaft in den Besitz der Landgrafen von Hessen-Darmstadt über. 1803 fiel das Dorf Altfreistett mit der Grafschaft an Baden.

Als Handelsplatz für Holz und Kolonialwaren gründete der Straßburger Handels- und Bankherr Daniel Kückh 1739 westlich des Dorfes die Hafenstadt Neufreistett, die sich jedoch als Fehlgründung erwies. 1929 wurden Alt- und Neufreistett vereinigt und 1957 zur Stadt Freistett erhoben.

Im rein protestantischen Dorf Altfreistett waren seit dem 17. Jahrhundert auch vereinzelt Juden ansässig. Neufreistett war von Anfang an konfessionell gemischt, wobei die Juden nicht fehlten. Seit der Neugründung lebten sie fast ausschließlich in der Trabantenstadt, während in Altfreistett nur gelegentlich Juden wohnten. 1766 zählte Neufreistett sieben „starke" jüdische Haushalte, 1825 waren es fünf mit 48 Personen. In Altfreistett wohnte 1825 kein Jude. Die Höchstzahl an jüdischen Einwohnern war in Neufreistett 1887 mit 84 erreicht. Seither ging ihre Zahl ebenso wie die der christlichen Einwohner zurück. 1900 zählte Neufreistett 70 (19,2 % von 364 Einwohnern), 1925 46 (15,0 % von 307). Im vereinigten Dorf waren 1933 von 2712 Einwohnern 33 jüdischer Konfession.

Im 19. Jahrhundert besaßen die Juden in Neufreistett eine eigene Synagoge in der Rheinstraße. Im gleichen Jahrhundert wurde auch ein Friedhof im Gewann Hungerfeld angelegt, den die Juden aus Rheinbischofsheim mitbenutzten. Vorher begrub man die Toten auf dem jüdischen Friedhof in Kuppenheim. Seit 1827 gehörte Neufreistett zum Rabbinatsbezirk Bühl. Am 17. Juni 1935 wurden die beiden jüdischen Gemeinden Freistett und Rheinbischofsheim zur Israelitischen Reli-

gionsgemeinde Rheinbischofsheim vereinigt, weil jede für sich nach der Zahl ihrer Mitglieder nicht mehr in der Lage war, die Aufgaben einer Gemeinde zu erfüllen. Die Synagoge wurde offenbar bald darauf verkauft.

Die wirtschaftliche Grundlage bot den Juden in Freistett der Handel, vor allem mit Kolonialwaren, Rohtabak und Vieh. 1933 war das Textil- und Konfektionsgeschäft „Neues Kaufhaus", das die Schwestern Jenny und Julchen Hammel führten, das größte Geschäft am Platze. Hermine Hammel betrieb mit ihren Söhnen ein Geschäft mit Gemischtwaren und Textilien. Vier Juden waren kaufmännische Angestellte und zum Teil in Straßburg beschäftigt. Das Verhältnis zu den christlichen Mitbürgern war gut. Der Tabakgroßkaufmann Leo Kahn gehörte über 10 Jahre dem Gemeinderat von Neufreistett an. Von Einzelaktionen der Nationalsozialisten ist nichts bekannt. Der allgemeine wirtschaftliche Boykott zwang auch die Juden in Freistett, 1938 ihre Geschäfte zu schließen. Am 10. November 1938 wurden die jüdischen Männer verhaftet und für kurze Zeit im KZ Dachau festgehalten.

Die Ereignisse der Kristallnacht waren auch für die jüdischen Bürger Freistetts Anstoß zum endgültigen Aufbruch. Waren 1933 nur 5 Juden nach Straßburg ausgewandert, wo sie bereits geschäftliche Beziehungen hatten, so verließen jetzt innerhalb weniger Monate 17 Juden das Land. Von den insgesamt 23 Auswanderern begaben sich 17 nach Frankreich, 3 nach den USA, 2 nach Holland und 1 nach Argentinien. Die Familie Kahn wanderte 1941 von Frankreich nach den USA weiter. Richard Hammel trat bei Kriegsausbruch in Frankreich in die Fremdenlegion ein. Später befand er sich in einem Arbeitslager, von wo aus er zu unbekanntem Zeitpunkt in ein Vernichtungslager im Osten überstellt wurde. Hermine und Selma Hammel, die nach Holland ausgewandert waren, wurden 1942 in das KZ Westerbork eingeliefert und 1943 nach Sobibor verschleppt, wo sie sehr wahrscheinlich ermordet wurden. 5 Personen waren von Freistett nach Offenburg, Karlsruhe und Mannheim umgezogen. 3 von ihnen gelangten über Gurs in das Vernichtungslager Auschwitz. 4 Juden starben nach 1933 noch am Wohnort. Am 22. Oktober 1940 lebte Berta Hammel, die 1938 von Offenburg hierher gezogen war, als einzige Jüdin in Freistett. Sie wurde nach Gurs deportiert und starb 1941 im Lager Rivesaltes in Südfrankreich.

Heute erinnert nur noch der am südlichen Ortsrand liegende Friedhof an die ehemalige israelitische Gemeinde Freistett.

Lit.: Johann *Beinert,* Geschichte des badischen Hanauerlandes. 1909. — Alfred *Leitz,* Geschichte der Gemeinden Freistett und Neufreistett bis zum Übergang an das Großherzogtum Baden. 1890. — Friedrich *Metz,* Kehl und das Hanauerland. 1931.

FREUDENBERG KR. TAUBERBISCHOFSHEIM

Freudenberg, 1333 zur Stadt erhoben, gehörte zum Territorium der Bischöfe von Würzburg, die den Ort an die Grafen von Wertheim verliehen. Nach dem Aussterben der Grafen zog Würzburg das erledigte Lehen 1612 ein. Vor dem Anfall an Baden 1806 gehörte die Stadt vorübergehend den Grafen von Löwenstein-Wertheim-Freudenberg.

Die ersten nachweisbaren Juden in Freudenberg fielen 1298 den Verfolgungen des Ritters Rindfleisch zum Opfer. Die Würzburger Bischöfe verfolgten im allgemeinen eine judenfeindliche Politik. Erst im Dreißigjährigen Krieg nahm die Zahl der Juden im Hochstift zu. 1634 bat die Stadt den Bischof um Ausweisung der Juden, die angeblich schwere Krankheiten verbreiteten und auch in ihrer Geschäftsführung Anlaß zu Beschwerden boten. 1655 hatte Freudenberg zwei, 1664 drei und 1699 vier jüdische Haushaltungen. 1678 hatte sich der Pfarrer über sie beschwert, weil sie die christlichen Feiertage und die Sonntage mißachteten. 1767 wird erstmals ein Judenschulmeister genannt.

Im 19. Jahrhundert nahm die Zahl der Juden zu. 1825 wohnten bereits 64, 1865 81 Israeliten in der 1827 dem Rabbinatsbezirk Wertheim zugeteilten Gemeinde. Die erste Synagoge an der Ecke Maingasse/Hauptstraße wurde 1891 bei einem Großbrand zerstört. Trotz sinkender Seelenzahl richtete die Gemeinde, die 1900 35, 1925 nur noch 13 Juden umfaßte, im zweiten Stock eines an der gleichen Stelle erbauten Hauses eine neue Synagoge ein. Ihre Toten bestattete sie auf dem Wertheimer Friedhof.

Bis zum Beginn der nationalsozialistischen Maßnahmen gegen die Juden und darüber hinaus war das Verhältnis der Juden zu ihren Mitbürgern gut. Bis zur Kristallnacht kam es zu keinerlei Übergriffen. Die drei jüdischen Textilwarengeschäfte verschafften den Inhabern bis 1938 noch erträgliche Lebensbedingungen. Nach der Schließung der Geschäfte mußten die Männer Wegbauarbeiten verrichten. Geringe Einnahmen erzielten sie durch den heimlichen Verkauf von Restwaren.

Freudenberg ist eine der wenigen Gemeinden Baden-Württembergs, aus denen kein Jude während des Dritten Reiches ausgewandert ist. 1933 wohnten 15 Angehörige der jüdischen Konfession in der Stadt. 1939 heiratete noch eine Jüdin nach Freudenberg. Von diesen 16 Personen starben 3 in der Heimat, 4 wollten 1939 über Köln auswandern, wurden dort festgehalten und sind verschollen. 8 Einwohner wurden am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert. Von ihnen starben 4 in den Lagern Nexon, Portet und Noe, 2 in Auschwitz. 2 Kinder überlebten den Krieg in Frankreich und wanderten 1946 nach den USA aus. Ilse Levy wurde in Halle an der Saale von der Gestapo gefaßt. Dann verliert sich ihre Spur.

Nichts erinnert heute mehr an die jüdische Gemeinde Freudenberg. Die Synagoge war 1938 nur demoliert worden und konnte so später als Wohnung Verwendung finden.

Lit.: Eugen *Mai*, Geschichte der Stadt Freudenberg am Main. 1908.

FRIESENHEIM KR. LAHR

Bei der Teilung des lahr-mahlbergischen Gemeinschaftsbesitzes zwischen den baden-badischen Markgrafen und den Grafen von Nassau 1629 kam Friesenheim zusammen mit der Herrschaft Mahlberg an Baden-Baden. Seit 1771 gehörte es zur wiedervereinigten Markgrafschaft Baden.

Mindestens seit der Mitte des 17. Jahrhunderts saßen in Friesenheim einzelne Schutzjuden. 1739 wohnten fünf Judenfamilien im Dorf, von denen drei Häuser

besaßen. Diese Hauseigentümer hatten außerordentliche Abgaben wie Türkensteuer, Kriegsgelder usw. zu zahlen, von denen die Juden ohne Hausbesitz befreit waren. Zwischen 1753 und 1759 wurden nach Friesenheim zwei Juden in den Schutz aufgenommen. Als 1796 das ganze Volk zur Landesverteidigung und zu Schanzarbeiten aufgeboten wurde, wollten die Juden keine Folge leisten; sie erklärten sich für kriegsunfähig oder wollten nicht gemeinsam mit den Christen kämpfen. Der Rat von Friesenheim gestattete ihnen, ihre Wehrpflicht mit Geld abzulösen, „um Inconventien vorzubeugen".

Ihren höchsten Stand erreichte die israelitische Gemeinde Friesenheim im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts. Während die Zahl der Israeliten 1825 erst 49 betrug, stieg sie bis 1875 auf 120, bis 1887 auf 134 an, ging aber bis 1900 auf 74 zurück und war 1925 mit 48 nicht einmal mehr so groß wie hundert Jahre zuvor. 1933 wohnten 33 Juden in Friesenheim. Im Ersten Weltkrieg starben Richard und Siegmund Haberer den Soldatentod.

Zum Broterwerb der Friesenheimer Juden gehörte von altersher der Handel hauptsächlich mit Vieh sowie mit Textil- und Eisenwaren. Zu Beginn des Dritten Reiches gab es an jüdischen Unternehmen ein Textilwarengeschäft, ein Eisenwarengeschäft, eine Fell- und Häutehandlung, eine Damenschneiderei und drei Viehhändler. Der Tierarzt Dr. Siegfried Dreifus wanderte bereits im Sommer 1933 nach Palästina aus. Bis 1929 hatte es auch noch eine koschere Metzgerei gegeben.

Seit Ende des 18. Jahrhunderts war der Sitz des zuständigen Rabbiners in Schmieheim, wo auch die Toten bestattet wurden. 1893 wurde das Bezirksrabbinat nach Offenburg verlegt. Die Synagoge in Friesenheim dürfte um die Mitte des 19. Jahrhunderts erbaut worden sein. An karitativen Einrichtungen gab es einen Isr. Wohltätigkeitsverein und eine Sterbekasse. Das Verhältnis zwischen Juden und Christen war zur Zeit der Blüte der jüdischen Gemeinde im 19. Jahrhundert wohl aus Brotneid gespannt. Im März 1848 wurden die Juden unter Gewaltandrohung gezwungen, auf das ihnen verliehene Ortsbürgerrecht zu verzichten. Nach 1850 verlor die Judenfeindschaft rasch an Boden. In den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts lebten Christen und Juden längst friedlich zusammen. Während der Verfolgung durch den Nationalsozialismus kam es außer der Boykotthetze im April 1933 zu keinen Gewalttaten gegen die Juden. Einige Männer kamen nach dem 10. November 1938 für einige Wochen in das KZ Dachau.

Infolge des Boykotts im Jahre 1933 wanderten bereits 7 Juden nach Frankreich und nach Palästina aus. 1938/39 folgten weitere 5 nach den USA und England. Andere verzogen innerhalb Badens und wanderten später aus oder wurden von ihrem Zufluchtsort aus deportiert. 4 Personen starben noch in Friesenheim bzw. Lahr. Am 22. Oktober 1940 wurden 9 Juden nach Gurs verschleppt. Von diesen starb Maria Haberer 1941 im Lager Gurs. Lisette Greilsheimer und ihre Mutter Flora, die im Lager einer zweiten Tochter das Leben geschenkt hatte, konnten befreit werden. Die übrigen kamen in den Vernichtungslagern Auschwitz und Lublin-Maidanek ums Leben. Nach dem 22. Oktober 1940 blieben Josef und Mirian Greilsheimer in Friesenheim zurück. Durch Schikanen und die Furcht vor der Deportation zermürbt, nahm sich Josef Greilsheimer am 9. April 1942 das Leben. Seine Frau wurde 17 Tage später nach Izbica deportiert und ist seither verschollen.

Heute leben keine Juden in Friesenheim. Die ehemalige Synagoge, die in der Kristallnacht unversehrt blieb, ging 1940 durch Kauf in den Besitz der politischen Gemeinde Friesenheim über. 1944 wurde sie wegen Baufälligkeit abgerissen. An ihrer Stelle steht heute ein Mehrfamilienhaus.

Lit.: Albert *Kürzel,* Die Stadt Ettenheim und ihre Umgebung. 1883.

GAILINGEN KR. KONSTANZ
mit Bad Dürrheim, Donaueschingen, Markdorf, Meßkirch und Stockach

Gailingen in der vorderösterreichischen Landgrafschaft Nellenburg gehörte nach dem Dreißigjährigen Krieg zu zwei Dritteln der freiherrlichen Familie von Reinach, anschließend dem Freiherrn Marquard von Ulm und bis zum Untergang des alten Reiches den Freiherrn von Liebenfels. Ein Drittel hatte 1540 die Stadt Schaffhausen von der Familie von Landenberg gekauft. Durch Staatsvertrag zwischen Württemberg und Baden kam es 1806 an Baden.

Im Nellenburgischen soll schon im Mittelalter eine eigene Judenstadt zwischen Eigeltingen und Honstetten bestanden haben. Nach einer allerdings unverbürgten Urkunde wurde diese Stadt 1348 zerstört und die jüdischen Einwohner ermordet. 1401 wurden die Juden zu Dießenhofen in der Schweiz eines Ritualmordes beschuldigt. Es ist daher nicht ausgeschlossen, daß auch im benachbarten Gailingen schon im 14. und 15. Jahrhundert Juden ansässig waren. Die Anfänge der großen Gailinger Judengemeinde des 19. Jahrhunderts, die die größte jüdische Landgemeinde Badens und vielleicht ganz Deutschlands war, reichen in das 17. Jahrhundert zurück. Um das Jahr 1640 hatten die Schweden Gailingen dreimal in Brand gesteckt und die Bauern vertrieben oder gar ermordet. Um nach dem Friedensschluß von 1648 Menschen und Geld ins Land zu bekommen, erlaubte die sonst nicht sehr judenfreundliche vorderösterreichische Regierung auch Juden den Zuzug. 1657 gestattete der nellenburgische Landvogt Friedrich Karl von Hohenems mit Zustimmung der Freifrauen von Reinach zu Randegg als der zuständigen Grundherrschaft den Juden, sich in Gailingen niederzulassen. Auch in den Hegaudörfern Randegg, Wangen und Worblingen bildeten sich damals Judengemeinden. Nach einer Eintragung im Stadtbuch von Dießenhofen um das Jahr 1660 waren es die Juden Isaak Neuburger sowie die fünf Brüder Salomon Uhlmann, David Dreifuß, Daniel, Alexander und Abraham, die sich als erste in Gailingen ansiedelten.

Der Schutzbrief des Landvogts gestattete ihnen privat und öffentlich ihre Zeremonien zu halten, einen Rabbiner anzustellen, bei Streitigkeiten nach Wahl diesen oder ein bürgerliches Gericht anzurufen und ihren Handel in der ganzen Landgrafschaft zu treiben. Der Schutzbrief mußte alle 25 Jahre erneuert werden und kostete 100 Dukaten, später 500 bzw. 600 Gulden, die auf die ganze nellenburgische Judenschaft umgelegt wurden. Dieser Generalschutzbrief schützte nur die „alte Judenschaft", nämlich die Gesamtheit der schon bestehenden Judenehen und ihrer unverheirateten Kinder. Bei jeder neuen Eheschließung mußte ein Spezialschutzbrief erworben werden, der 150 Gulden kostete. Bei diesen hohen Abgaben

konnten nur wenige Ehen geschlossen werden, und die Zahl der jüdischen Familien vermehrte sich auch in Gailingen nur langsam. Außer Schutzgeld und Leibzoll — jährlich 200 bis 225 Gulden — zahlten die Juden der Regierung pro Kopf und Jahr 1½ Gulden Kopfgeld. Schließlich erhielten die Landgerichtsboten des Landesherrn jedesmal, wenn sie im Dienst an einer der vier nellenburgischen Synagogen vorbeikamen, einen Zehrpfennig.

Die Familie von Reinach gestattete 1657 den Juden, 18 Jahre und nicht länger in Gailingen zu wohnen, wenn sie ihnen miteinander jährlich auf Martini 3 Dukaten oder 15 Gulden bezahlten. Freiherr Marquard von Ulm, der von den reinachischen Freifrauen die Grundherrschaft über zwei Drittel von Gailingen erwarb, verlangte 1734 von jedem der 18 jüdischen Haushalte in Gailingen 13 Gulden und außerdem von jedem geschlachteten Rind die Zunge oder 6 Kreuzer.

Schließlich wollte auch die Bürgergemeinde Gailingen von den Juden finanzielle Vorteile gewinnen. Dafür, daß die Juden keinen Frondienst zu leisten, keine Feldwache zu stellen und keinen Bodenzins zu zahlen brauchten — Erwerb von Liegenschaften war ihnen nicht gestattet —, verlangte sie pro Haushaltung und Jahr 2 Gulden 30 Kreuzer, ab 1666 5 Gulden. Für die Benützung der Rheinbrücke forderte die Nachbargemeinde Dießenhofen von jeder Familie jährlich 2 Gulden Brückengeld. Trotzdem durfte an Sonntagen kein „Höbreer" über die Brücke gehen, es sei denn zum Arzt oder zur Apotheke.

Bei so vielfacher Besteuerung mußten die Gailinger Juden umsichtig Handel treiben, damit sie sich am Leben halten konnten. Andere Erwerbsmöglichkeiten gab es für sie nicht. Doch haben sie das Schutzgeld nicht ganz umsonst gezahlt. Wiederholt trat die nellenburgische Regierung für ihre Schutzjuden gegen die Bürgergemeinde ein und hielt das an Schikanen erfinderische Dießenhofen in Schranken. So verhinderte sie 1764 die Ausführung des Beschlusses der Gailinger, keinen Juden mehr in Miete zu nehmen, und veranlaßte die Waldbesitzer, solange kein Holz nach auswärts zu verkaufen, bis sämtliche Juden ihren Bedarf gedeckt hätten. Ab 1781 ließ der damalige Grundherr, der bischöflich konstanzische Domkapitular von Liebenfels, ein von josefinischem Geiste durchdrungener Herr, der auch väterlich für seine Juden sorgte, die Gailinger Juden nicht mehr nach Dießenhofen zu Gericht gehen, wo man „mittels Eintürmung der Untertanen Urteile erpreßte".

Das Geldgeschäft und der Warenhandel lagen im Nellenburgischen ganz in den Händen der Juden. Die Lage Gailingens begünstigte den Handel und zog immer mehr Juden in das Dorf. 1734 wohnten 18 Judenfamilien in Gailingen. 1743 kamen einige neue Familien aus Stühlingen hinzu, die von der fürstenbergischen Regierung von dort vertrieben wurden. 1809 lebten 88 und 1820 etwa 140 jüdische Familien in Gailingen. 1825 zählte die jüdische Gemeinde 596 Seelen (47,6 %). 1843 übertraf die Zahl der Juden mit 672 die der christlichen Einwohner um 20, 1852 lebten 913 Juden und 910 Christen im Dorf. Die Höchstzahl an jüdischen Einwohnern wurde 1858 mit 996 bei 982 Christen erreicht. Infolge der Emanzipation setzte in den nächsten Jahrzehnten eine Abwanderung der Juden in die Städte Konstanz und Mannheim sowie nach Übersee ein; vor allem aber wanderten sie nach Dießenhofen und Zürich in der Schweiz aus, wo sie Geschäfte und

Fabriken gründeten. 1875 zählte Gailingen nur noch 704 (40,7 %), 1900 663 (38,9 %), 1925 375 (24,6 %) und 1933 314 Juden.

Die in dem kleinen Ort verhältnismäßig starke jüdische Bevölkerung schuf unter Leitung bewährter Rabbiner, Lehrer und weitsichtiger Bürger ein musterhaftes Gemeindeleben mit allen Einrichtungen für religiöse, geistige und Wohlfahrtsbedürfnisse. Das Zusammenleben einer so großen Zahl von Glaubensgenossen begünstigte die Erhaltung überlieferter Bräuche und erzeugte Heimatstolz und starkes jüdisches Bewußtsein. Die nichtjüdische Dorfbevölkerung war mit den jüdischen Gebräuchen vertraut und wunderte sich nicht, wenn die Juden an den hohen Festtagen in ihrer liturgischen Kleidung, dem Sargenes, zum Beten in die Synagoge gingen oder am Laubhüttenfest zur Erinnerung an das Leben der Vorväter auf dem Zug in das Gelobte Land ihre Laubhütten auf den Straßen aufstellten. Der nach außen hin sichtbare Höhepunkt des jüdischen liturgischen Jahres waren die Purimumzüge, eine Art Karneval, zu dem auch die christlichen Bewohner der umliegenden badischen und schweizerischen Orte immer gern kamen.

Der erste Rabbiner in Gailingen war J. Löwenstein (1829—1852), der den systematischen Religionsunterricht einführte, gegen die Reformer auftrat und in der Zeitschrift „Jeschurun" mit Erfolg gegen das Mannheimer Gebetbuch vorging. Ihm folgten E. Willstätter, H. Sondheimer, Leopold Löwenstein, der Verfasser mehrerer Werke über die Geschichte der Juden in verschiedenen badischen Landesteilen, und Dr. Spitz. Zum Rabbinatsbezirk Gailingen gehörten seit 1827 die jüdischen Gemeinden Donaueschingen, Gailingen, Randegg, Tiengen, Wangen und Worblingen, seit 1866 auch Konstanz. Nach der Zurruhesetzung des Bezirksrabbiners Dr. Spitz im November 1925 wurde der Sitz des Bezirksrabbiners nach Konstanz verlegt. Da die orthodoxen Gemeinden Gailingen und Randegg die liberale Haltung des Konstanzer Rabbiners ablehnten, erhielten sie nach harten Auseinandersetzungen einen eigenen Ortsrabbiner mit dem Sitz in Gailingen.

Der jüdische Gottesdienst wurde ursprünglich in einem Betsaal, angeblich in einem Hause in der Obergailinger Straße, der jetzigen Schreinerei Jöchle, abgehalten. Mit dem Bau einer Synagoge wurde um 1830 begonnen. Die Einweihung fand am 9. September 1836 statt. Kurze Zeit später wurde eine jüdische Volksschule mit drei Klassenzimmern und Wohnungen für den Rabbiner und den Religionslehrer gebaut. In der Glanzzeit der jüdischen Gemeinde waren zwei jüdische Lehrer angestellt. In den 1890er Jahren wurde auf privater Basis die sogenannte Handelsschule, eine Art Mittelschule, gegründet, die allerdings nach einigen Jahrzehnten aus Mangel an finanziellen Mitteln und Schülern einging.

Der jüdische Friedhof wurde 1676 auf einem von der Chewra Kaddischa zunächst gepachteten, später käuflich erworbenen Grundstück der damaligen Grundherrschaft unterhalb des „Bürgli Schlosses" angelegt. Auf ihm fanden auch die Juden von Wangen (bis 1827) und Worblingen (bis 1857) ihre letzte Ruhe. Für die Leichen aus diesen Orten, die auf dem Wege nach Gailingen Schweizer Gebiet passieren mußten, verlangte die Schweiz Zoll. Auf eine Beschwerde deswegen wurde erwidert, es werde eben von allen „Waren" Zoll erhoben. 1810, 1830 und 1911 wurden zur Vergrößerung des Friedhofes angrenzende Grundstücke erworben.

Die Chewra Kaddischa (Heilige Bruderschaft) war der bedeutendste und älteste

Verein der Gailinger Juden. 1926 konnte sie ihr 250jähriges Jubiläum festlich begehen. Nach der Einleitung zu den ältesten erhaltenen Statuten der Chewra Kaddischa vom Jahre 1723 soll sie sich mit den drei Dingen beschäftigen, auf denen nach den Sprüchen der Väter die Welt beruht: mit der Lehre, mit dem Gottesdienst und mit der Ausübung der Werke der Nächstenliebe. Demzufolge war die Unterstützung der Minderbemittelten und die rituelle Bestattung der Toten ihr Hauptarbeitsgebiet. Armenunterstützung und Gestaltung des Gemeindegottesdienstes hatten auch die meisten anderen Vereine zum Ziele, die im Laufe der Zeit gegründet wurden. Nur die hauptsächlichsten seien genannt: der Bikkur Cholim (Krankenverein), der Brautunterstützungsverein (Hachnosas Kallo), der Talmud-Thora-Verein, der Wohltätigkeitsverein Dovor Tauw, der Gesangverein „Eintracht" und der Synagogenchor. Gekrönt wurde die soziale Tätigkeit der jüdischen Gemeinde Gailingen durch das 1891 erbaute jüdische Krankenhaus (Beth Hacholim), das der jüdische Dorfarzt Dr. Heilbronn bis zu seinem Tode leitete. Sein Nachfolger war sein Sohn Dr. Sigmund Heilbronn bis zur Auswanderung im Jahre 1939. 1895 regte der Bezirksälteste Epstein in Eichstetten an, ein Landesasyl ins Leben zu rufen, in dem alte und sieche Personen, denen es an richtiger Wartung und Pflege fehlte, Unterkunft finden könnten. Ein zu diesem Zweck gegründeter Verein brachte die Mittel für das Unternehmen auf. 1898 wurde in Gailingen das von ihm erstellte Altersheim für 40 Pfleglinge eröffnet. Anläßlich des 70. Geburtstags des Großherzogs erhielt es den Namen „Friedrichsheim". Bis zur Deportation der badischen Juden am 22. Oktober 1940 fanden in diesem Heim alte und gebrechliche Menschen aus dem ganzen badischen Lande Pflege und religiöse Heimat.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts war das Verhältnis zwischen Juden und Christen noch sehr gespannt. Als der badische Landtag 1819 über eine Gemeindeverfassung beriet, drohte die Gemeinde in einer Petition, sie werde auswandern und die angestammten Wohnsitze verlassen, wenn sie einen Juden als Ortsbürger annehmen müsse.

Mit den Glaubensbrüdern in der Schweiz bestand zu jeder Zeit eine enge Verbundenheit. 1864 reichte der Gailinger Bezirksrabbiner Dr. Sondheimer eine Petition gegen den 1863 zwischen Baden und der Eidgenossenschaft vereinbarten Staatsvertrag über die Regelung der Niederlassungsverhältnisse ein und half auf diese Weise mit, den schweizerischen Juden 1866 die bürgerliche Gleichberechtigung zu erringen. Ein wohl einmaliger Tatbestand in der Geschichte der deutschen Juden bis 1945 muß noch erwähnt werden: die Gemeinde Gailingen hatte von 1870 bis 1884 in der Person des Leopold H. Guggenheim einen jüdischen Bürgermeister. Am Kriege 1870/71 sowie am Ersten Weltkrieg haben die Gailinger Juden aktiv teilgenommen. Im Ersten Weltkrieg sind aus Gailingen die Juden Leopold Biccard, Joseph und Louis Erlanger, Erwin und Joseph Guggenheim, Sally Metzger und Siegfried Ottenheimer im Felde gefallen.

Die Grenzlage Gailingens brachte es mit sich, daß nach dem Aufkommen der Industriebetriebe die Gailinger Juden in überwiegender Zahl als Vertreter deutscher Firmen in der Schweiz und schweizerischer Firmen in Deutschland tätig waren, wobei es nicht selten Unternehmen ausgewanderter Verwandter waren, für

die sie arbeiteten. Im Gegensatz zur wirtschaftlich bedrängten Lage im 17. und 18. Jahrhundert waren die Gailinger Juden in jüngerer Zeit im Besitze der schönsten Häuser des Dorfes. Für die Dinge des täglichen Bedarfs gab es auch einige jüdische Ladengeschäfte. Bis in die 1920er Jahre bestand eine Mazzoth-Bäckerei; zwei koschere Metzgereien und zwei jüdische Wirtschaften gab es bis 1938.

Gegen die nationalsozialistische Rassenideologie leistete in Gailingen die katholische Bauernbevölkerung starken Widerstand. Noch 1935 gab es SA-Leute, die bedrängten Juden Hilfe leisteten. Mit der Zeit wurde jedoch der Druck der Gewalthaber zu groß, um sich dagegen stemmen zu können, zumal Rathaus und Schule mit regimehörigen Leuten besetzt wurden. Ab 1937 durfte der jüdische Arzt Dr. Sigmund Heilbronn keine christlichen Patienten mehr behandeln. Bis 1938 hörte auch das Geschäftsleben vollständig auf. Die im benachbarten schweizerischen Dießenhofen tätigen Juden mußten ihre Arbeit ebenfalls aufgeben, weil ihnen die Pässe entzogen wurden. Die Vermögenderen und die junge Generation hatten sich ohnehin schon in die Schweiz abgesetzt, wo sie noch eine Zeitlang die politische Entwicklung in Deutschland abwarteten, sich dann aber bei der immer stärker werdenden Bedrückung der Juden in Deutschland in Palästina oder Amerika eine neue Heimat suchten. Seit 1933 erfolgte in Gailingen ein starker Zustrom von Juden aus dem ganzen deutschen Binnenland. Viele kamen hierher, um legal oder illegal über die Schweizer Grenze zu gelangen. Der Gailinger Rabbiner Dr. Bohrer war stets bemüht, diesen Flüchtlingen zu helfen. Ältere alleinstehende Juden, deren Angehörige ausgewandert waren, kamen nach Gailingen, wo sie im Landesasyl Zuflucht in schwerster Zeit fanden.

Im Morgengrauen des 10. November 1938 kamen aus Radolfzell SS-Abteilungen nach Gailingen und verhafteten die jüdischen Männer. Um 9 Uhr wurden sie vor die Synagoge geführt, wo sie sich aufstellen mußten. Der Vorstand der Gemeinde und der Rabbiner mußten auf der Treppe Platz nehmen. Nach einer Rede mit Beschimpfungen und Drohungen wurde die Synagoge gesprengt und dann angezündet. Der Leiter des jüdischen Krankenhauses Dr. Heilbronn und Karl Bloch, bis 1933 Geschäftsführer der Firma Samuel Hauser in Rust, wurden nach dem Synagogenbrand im Kohlenkeller des Rathauses von SS-Leuten mißhandelt. Etwa 12 Männer kamen ins KZ Dachau, wo der letzte Rabbiner von Gailingen starb. Schon 1933 war Dr. Mordechai Bohrer eine Woche in Schutzhaft gewesen. In den folgenden Jahren wurde er wegen jeder Kleinigkeit auf das Rathaus zitiert. 1938 war festgestellt worden, daß die eine Stunde täglich im kinderreichen (sieben Kinder) Hause Bohrer tätige „arische" Hilfe erst zwei Tage nach dem Stichtag ihr 45. Lebensjahr vollenden würde. Der Rabbiner wurde daher wegen Verstoßes gegen das Blutschutzgesetz zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt. Die Haftstrafe wurde aufgehoben, da die „arische" Zugehfrau noch ihren Stammbaum nachzuweisen hatte. Inzwischen war der Rabbiner nach Dachau eingeliefert worden. Dort soll er vier Tage gefastet haben, worauf er so schwach war, daß er sich nicht mehr auf den Beinen halten konnte. Im Dezember brach er bei einem „Appell" ohnmächtig zusammen. Er starb am 30. Dezember 1938. Der Chewra Kaddischa in München gelang es, den Leichnam des Rabbiners zur Bestattung freigegeben zu erhalten. Am Neujahrstag 1939 wurde er in München an

der Seite seines Vaters und Bruders beigesetzt. Seine Ehefrau hatte inzwischen in aller Eile die Auswanderung betrieben, da sie hoffte, im Besitze eines Visums ihren Mann aus dem Konzentrationslager retten zu können. Mit sieben unmündigen Kindern mußte sie allein nach Palästina auswandern. Auf dem Heimweg von Dachau starb dann noch in Ulm Josef Weil an den Folgen der „Schutzhaft".

Das Leben der Juden, die nach 1938 noch in Gailingen wohnten, wurde immer armseliger und trostloser. Da sie keine Arbeits- und Verdienstmöglichkeit mehr hatten, mußten sie von der Reichsvereinigung der Juden notdürftig unterstützt werden. Ihre Einkäufe durften die Juden nur vor 9 Uhr vormittags erledigen. Zum Spazierengehen durften sie nur noch den Weg um den jüdischen Friedhof herum nehmen. Die meisten christlichen Einwohner Gailingens lehnten die Maßnahmen gegen ihre verfolgten jüdischen Mitbürger ab. In der Kristallnacht bewahrte der Ortsgruppenleiter persönlich das jüdische Schulhaus vor der Sprengung. Ein christlicher Mitbürger rettete die messinggetriebenen Gedenktafeln mit den Namen der im Ersten Weltkrieg gefallenen Gailinger jüdischen Soldaten aus der brennenden Synagoge. Am Kriegerdenkmal oberhalb des Synagogenplatzes waren die Namen der jüdischen Kriegsteilnehmer von 1870/71 herausgekratzt worden. In den Jahren nach der Vertreibung der Juden hielt der Gärtner Hany den jüdischen Friedhof bis zum Kriegsende in tadellosem Zustand.

Am 22. Oktober 1940 erschienen wieder SS-Männer aus Radolfzell und holten die letzten Juden aus den Wohnungen, aus dem Krankenhaus und dem Altersheim und brachten sie mit Kraftwagen nach Singen, von wo aus sie mit der Bahn nach Gurs abgeschoben wurden. Unter den 178 Deportierten befanden sich 84 Insassen des Friedrichsheims und 13 Patienten aus dem jüdischen Krankenhaus. Da es in der Mehrzahl alte Leute waren, ist anzunehmen, daß nur wenige Personen überlebten. 34 starben bereits in Gurs, 2 in Rivesaltes, 2 in Noe und 1 in Récébédou. Mindestens 42 sind in Auschwitz oder einem anderen Vernichtungslager im Osten ermordet worden, wenn sie überhaupt lebend den Transport dahin überstanden haben. Das Schicksal der restlichen 68 Deportierten war sehr wahrscheinlich das gleiche. Als letzte wurde am 23. Februar 1945 die in sogenannter Mischehe lebende getaufte Ida Mehring nach Theresienstadt verschleppt. Ende 1946 kehrte sie aus dem DP-Lager Deggendorf nach Gailingen zurück.

Den Synagogenplatz mit dem noch darauf stehenden ehemaligen jüdischen Schulhaus erwarb 1939 die Gemeinde Gailingen für 15 000 RM abzüglich 8000 RM Abbruchkosten für die gesprengte Synagoge, da die Juden der Verpflichtung, die Trümmer zu beseitigen, nicht nachgekommen waren. Eine Tafel am Schulhaus hält die Erinnerung an die Synagoge wach. Im Juni 1967 wurde eine Gedenkstätte auf dem Platz der alten Synagoge eingeweiht. Der jüdische Friedhof wird gegenwärtig noch mit Juden aus der Schweiz belegt und von der „Vereinigung der Freunde Gailingens im Ausland" in Dießenhofen/Schweiz unterhalten. Ein Gedenkstein erinnert an die jüdischen Opfer des Dritten Reiches. Altersheim und Krankenhaus wurden nach 1945 von der Isr. Landesgemeinde Freiburg/Breisgau verkauft. Das Altersheim wird vom Landkreis Konstanz als Alterspension „Hochrhein" benutzt, das Krankenhaus wird für Wohnzwecke verwendet. 1947 lebten zwei Juden in Gailingen.

Im Laufe ihrer Geschichte waren die Juden zahlreicher Ortschaften der näheren und weiteren Umgebung der großen Gemeinde Gailingen als Filialen angeschlossen. In *Allmendshofen* wohnten 1925 zwei Juden. 1933 wurde das Dorf nach Donaueschingen eingemeindet.

In *Donaueschingen,* der ehemaligen Residenz der Fürsten von Fürstenberg, erhielten 1662 9 jüdische Haushaltungen für 10 Jahre das Schutzbürgerrecht. Die Vereinbarung darüber wurde 1683 auf 6 Haushaltungen eingeschränkt, dafür aber auf 30 Jahre ausgedehnt. Da jeder Schutzjude ein verheiratetes Kind aufnehmen durfte, erstreckte sich das Wohnrecht auf 12 Familien. 1699 entwarfen die Rabbiner von Hechingen und Endingen eine Gemeinde- und Synagogenordnung. Schmul und Samuel Weil wurden als Gemeindevorsteher bestimmt. Samuel erreichte 1713 die Ausdehnung des Schutzes auf 18 Familien und für sich selbst das Eisen- und Tabakhandelsmonopol in den fürstenbergischen Landen. Als Hoffaktor lieferte er Pferde und Uniformen und übernahm die Oberaufsicht über die fürstliche Viehzucht. Als Vorsteher führte er ein hartes Regiment, gestützt auf die Gunst des Fürsten. 1712 setzte er die Vertreibung von vier unbemittelten Judenfamilien durch. Selbst seinen Mitvorstand, mit dem er in dauernden Rangstreitigkeiten begriffen war, wollte er sich auf diese Weise vom Halse schaffen. Nach dem Tode seines Gönners Anton Egon 1716 schwand der Einfluß des Hoffaktors. Die Hofkammer erhob große Forderungen gegen ihn, die er nicht aufbringen konnte. 1743 nach Ablauf der Schutzfrist mußten alle Juden Donaueschingen verlassen. In den folgenden Jahrzehnten durfte nur die Hoffaktorenfamilie dort wohnen. Dieses Amt hatte 1768 die Hofjüdin Kaulla Raphael aus Hechingen inne, 1780 ihr Bruder Jakob. Schwierigkeiten gab es, als Fürst Josef Wenzel 1774 Salomon Isaak Regensburger aus Hechingen zum Hoffaktor machte. Seine kühnen finanzpolitischen Maßnahmen forderten den Widerstand der Regierung des Fürsten heraus, die schließlich die Entlassung des Juden erzwang; allerdings mußte der Fürst eine beträchtliche Abstandssumme bezahlen. Der kaiserliche Magazinlieferant David Kusel, dessen Konkurrenz von den Donaueschinger Kaufleuten gefürchtet wurde, mußte 1797 die Stadt verlassen und seine Geschäfte im Fürstenbergischen aufgeben. 1818 wurde schließlich Hirsch Samuel Rothschild Hoffaktor.

Im 19. Jahrhundert nahm die Zahl der Juden zunächst zu. 1825 waren es 11, die als Gemeinde dem Rabbinatsbezirk Gailingen zugeteilt wurden, 1875 24. Als 1895 nur noch 10 Juden vorhanden waren, wurde die bis dahin selbständige Gemeinde Gailingen als Filiale angegliedert. Eine Synagoge oder einen Friedhof hat es in Donaueschingen nicht gegeben.

Auch Donaueschingen blieb von nationalsozialistischen Ausschreitungen nicht verschont. So zogen nach der Kristallnacht von einem SA-Standartenführer aufgehetzte Schüler vor die Häuser der Juden und demolierten einige Wohnungen. Drei jüdische Bürger wurden in „Schutzhaft" genommen. Von den 18 Juden, die 1933 in der Stadt wohnten, gelang 14 mit zwei nach 1933 geborenen Kindern die Auswanderung. 2 wurden nach Gurs deportiert. Henriette Lindner starb in einem französischen Krankenhaus, Dagobert Guggenheim wurde nach Auschwitz verbracht. Eine in Mischehe lebende Jüdin konnte in der Heimat bleiben.

Anläßlich des 80. Geburtstags von Großherzog Friedrich beschlossen der Ober-

rat und der Synodalausschuß der Israeliten in Baden die Errichtung eines Erholungsheims für israelitische Kinder und minderbemittelte Erwachsene, das den Namen des großherzoglichen Paares tragen sollte. 1912 konnte in *Bad Dürrheim* das Friedrich-Luisen-Hospiz errichtet werden, in dem zahlreiche Kinder Erholung fanden, jüdische Kindermädchen und Praktikantinnen eine gute Ausbildung erhielten. Das Heim wurde 1941 von der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland an die damalige Berufskrankenkasse der Kaufmannsgehilfen in Hamburg verkauft. 1941 bis 1945 war es Reservelazarett, anschließend bis 1949 Kinderheim der französischen Besatzungsmacht. 1949 erhielt der Oberrat das Heim nach einem Vergleichsverfahren zurück.

Eine eigene Gemeinde hat sich nicht bilden können. Das Pflegepersonal, vor allem junge Mädchen, war meist nur einige Jahre tätig. 1925 lebten 17 Juden in Bad Dürrheim, 1933 9, die der Gemeinde Gailingen als Filiale zugeordnet waren.

Im ehemals nellenburgischen *Stockach* war 1496 und 1517—19 ein Jude ansässig. Dann wurde ihm der Schutz gekündigt, und er mußte die Stadt verlassen. Nach dem Gleichstellungsgesetz von 1862 wanderten Juden vor allem aus Gailingen nach Stockach zu. 1865 waren bereits 7 von ihnen ansässig, 1875 25, 1900 14, 1925 7 und 1933 10.

Seit 1895 waren die Juden aus Stockach Gailingen als Filiale angeschlossen. Eigene Einrichtungen wie Synagoge oder Friedhof hat es hier nie gegeben.

Die Stockacher Juden genossen hohes Ansehen. Isaak Weil, Eigentümer eines Kaufhauses in der Hauptstraße, war Mitglied im Bürgerausschuß und Gemeinderat. Der Apotheker Heinz Cohn, Burschenschafter und Reserveoffizier, war Bezirksrat. Justizrat Alfred Rothschild war beim Notariat tätig. Der Zahnarzt Dr. Bütow mußte 1935 seine Praxis schließen. Ida Erlanger, die Witwe des Arztes Dr. Isidor Erlanger, führte bis 1939 die Wirtschaft „Deutsches Haus".

Die Ehepaare Cohn und Weil wanderten nach den USA aus, Johanna Erlanger nach Chile. Lotte Erlanger starb 1940 in Grafeneck, möglicherweise als Opfer der Euthanasie. Die anderen sind aus Stockach verzogen.

Auch die Juden im schweizerischen *Dießenhofen* waren bis 1933 der Gailinger jüdischen Gemeinde angeschlossen.

In *Meßkirch* wurde in der Pestverfolgung 1348/49 die jüdische Gemeinde vernichtet. Auch hier ließen sich erst nach den Emanzipationsgesetzen von 1862 wieder Juden nieder. 1875 waren es 8, 1900 11, 1910 9 Juden. Bei der Volkszählung von 1925 bekannte sich kein Einwohner von Meßkirch mehr zum jüdischen Glauben. Das seit 1895 bestehende Filialverhältnis mit Gailingen war damit erloschen.

Im entfernten *Markdorf,* das bis 1803 zum Hochstift Konstanz gehörte, waren bis zu dieser Zeit keine Juden zugelassen. Handel mit ihnen war nur auf den Jahrmärkten erlaubt. 1841 wohnten 2 Juden in Markdorf, 1865 4, 1892 9. Seit 1895 waren auch sie Gailingen als Filiale zugeordnet. Der letzte Jude wurde bei der Volkszählung von 1910 erfaßt.

Lit.: Abraham *Erlanger,* Alt Gailingen, in: Isr. Wochenblatt für die Schweiz (1932) Nr. 53; (1933) Nr. 3. — E. *Hasgall,* Gemeinde Gailingen (Masch.). — S. *Heilbronn,* Jüdische Stammgemeinden an der süddeutschen Grenze, in: Isr. Wochenblatt für die Schweiz (1931) Nr. 1. — Hans *Schmidt,* Die Juden von Gailingen (Masch.). — Hermann

Max *Weil*, Zur Geschichte der Gailinger Juden im 17. und 18. Jahrhundert, in: Isr. Wochenblatt für die Schweiz (1922) Nr. 43—45. — *Ders.*, Zum 250jährigen Jubiläum der Chewro Kadischo Gailingen. 1926.

GEMMINGEN KR. SINSHEIM
mit Stebbach

Gemmingen gehörte zu 5/8 der zum schwäbischen Ritterkanton Kraichgau zählenden freiherrlichen Familie von Gemmingen, nach der das Dorf benannt ist, und zu 3/8 der gräflichen Familie von Neipperg. 1806 fiel Gemmingen an Baden.

Die Gemminger Juden dürften zum Teil Untertanen der Freiherrn, zum Teil der Grafen gewesen und erst nach dem Dreißigjährigen Krieg aufgenommen worden sein. Seit dem 18. Jahrhundert ist ihre Anwesenheit in Gemmingen nachgewiesen. 1740 wird unter den Juden, die in Karlsruhe ein Haus gebaut haben, auch ein Jude aus Gemmingen genannt. Im 19. Jahrhundert vermehrte sich die jüdische Gemeinde stark. Sie baute sich eine eigene Synagoge anstatt des bisherigen Betsaales und ein Schulhaus. Die Toten wurden von Anfang an auf dem jüdischen Friedhof in Eppingen bestattet. Seit 1827 war die Gemeinde dem Rabbinatsbezirk Bretten angeschlossen. Im 20. Jahrhundert schmolz sie durch Abwanderung in die Städte auf ein Viertel zusammen. 1809 lebten 16 jüdische Familien in Gemmingen. 1825 betrug die Zahl der Juden 122, 1875 190 (15,7 % von 1208 Einwohnern), 1887 203, 1900 157, 1925 57 und 1933 47. Das Verhältnis zwischen christlichen und jüdischen Einwohnern war gut. Juden gehörten der Feuerwehr an, waren Mitglieder des Gesangvereins und anderer örtlicher Vereine. Fünf Juden starben im Ersten Weltkrieg für ihr deutsches Vaterland: Hugo Herz-Herzog, Max und Moritz Oppenheimer, Max Ottenheimer und Max Wertheimer.

Die Erwerbstätigkeit der Juden bestand im Handel mit Vieh, Getreide und Textilien. 1933 waren in den beiden Viehhandelsgeschäften David und Josef Kahn und Kahn & Manasse vier Viehhändler beschäftigt. Ludwig Herz und Max Oppenheimer betrieben zusammen ein Textilgeschäft mit Hausierhandel. Samuel Ottenheimer war Inhaber eines Lebensmittelgeschäfts mit Mehl- und Getreidehandlung. Mina Kaufmann studierte Zahnmedizin, wurde aber nicht mehr als Zahnärztin zugelassen. Sie promovierte 1937 in Basel und wanderte nach den USA aus. Max Oppenheimer war Medizinalpraktikant in Berlin. Vor seiner Auswanderung nach den USA war er 1936/37 kurze Zeit als Arzt in Gemmingen tätig. Bis 1938 gingen die jüdischen Geschäfte verhältnismäßig gut. Dann mußten aber auch sie schließen. Ihre Inhaber wanderten nach Nord- und Südamerika aus oder verzogen nach Karlsruhe und anderen größeren Städten. In der Kristallnacht im November 1938 wurde von auswärtigen SA-Leuten die Synagoge in der Schwaigerner Straße ausgeräumt, das Gebäude jedoch nicht angezündet, da sich in der davorstehenden ehemaligen jüdischen Volksschule Wohnungen befanden. Ende 1938 erwarb die bürgerliche Gemeinde das Synagogengrundstück. 1939 wohnten nur noch 7 ältere Juden in Gemmingen, die am 22. Oktober 1940 nach Gurs in Südfrankreich deportiert wurden. Wahrscheinlich haben 3 von ihnen den Tod in

den Gaskammern von Auschwitz gefunden. Die von Karlsruhe aus deportierte Hannchen Ottenheimer ruht auf dem Friedhof in Gurs.

Auch im benachbarten *Stebbach* waren seit Beginn des 18. Jahrhunderts Juden ansässig. 1825 betrug ihr Anteil an der Bevölkerung mit 75 Seelen 10,7 %. Aber die jüdische Gemeinde, die 1827 dem Rabbinatsbezirk Bretten zugewiesen war, wurde durch Abwanderung immer kleiner. 1875 zählte sie noch 42, 1900 nur noch 10 Seelen. Am 20. Januar 1915 wurde sie aufgelöst, die restlichen Mitglieder der jüdischen Gemeinde Gemmingen als Filiale zugeteilt. Sechs jüdische Frauen erlebten Hitlers Machtergreifung. Drei von ihnen starben in ihrer Heimat. Josephine Ottenheimer, die einen kleinen Laden führte, ist in Gurs verschollen. Das gleiche Schicksal erlitt die bei der Deportation 73jährige von Geburt an blinde Jette Eisemann. Lisette Eisemann wurde aus dem Altersheim in Stuttgart erst nach Theresienstadt verschleppt, dann in den Tod nach Auschwitz.

Die 1826—29 erbaute Synagoge wurde schon vor der Jahrhundertwende nicht mehr für den israelitischen Gottesdienst benützt. Das von selbst zerfallene Gebäude brach der Erwerber des Grundstückes 1947/48 ab. Einen jüdischen Friedhof gab es in Stebbach nicht. Die Verstorbenen fanden ihre letzte Ruhe auf dem jüdischen Friedhof in Eppingen.

GERNSBACH KR. RASTATT
mit Hörden, Gaggenau und Rotenfels

Die Stadt Gernsbach war als speyerisches Lehen Hauptort der Grafschaft Eberstein. Nach dem unglücklichen Ausgang seiner Fehde mit Württemberg mußte Graf Wolf von Eberstein 1387 die Hälfte seiner Grafschaft mit der Stadt Gernsbach an Markgraf Rudolf VII. von Baden verkaufen. Nach dem Aussterben der Grafen von Eberstein 1660 zog Speyer die ebersteinische Hälfte als erledigtes Lehen ein, so daß bis zum Ende des Hochstifts 1803 ein badisch-speyerisches Kondominat bestand. 1803 fiel auch der speyerische Anteil an Baden.

Das Nebeneinander zweier sich häufig befehdender Landesherrschaften und die damit verbundene doppelte Schutzgeldforderung hielt die Juden lange von einer Ansiedlung ab. Erst seit 1683 saß im speyerischen Teil Gernsbachs eine Judenfamilie in Schutz. 1701 waren es bereits zwei. Einige Jahre später finden wir drei Juden in der Stadt, jedoch ohne Schutzbrief. 1724 bzw. 1730 wurden zwei von ihnen in den Schutz aufgenommen, wobei sie das Schutzgeld und die übrigen Abgaben für die vergangenen Jahre nachentrichten mußten. Das Schutzgeld und das Neujahrsgeld für die Beamten wurde zwischen Baden und Speyer geteilt. Wollten die Juden in der Altstadt wohnen, so mußten sie sich im Ghetto, der Judengasse, niederlassen. Später zogen sie es vor, außerhalb der Stadtmauern in den Vorstädten Bleich, Igelbach und Hof ihre Häuser zu bauen. Zwischen 1760 und 1770 zogen aus Hörden zwei Juden zu. Von den beiden war es vermutlich David Kaufmann, der in der Salmengasse eine Wirtschaft „Zum Salmen" als Herberge für jüdische Händler — meist aus Hörden — einrichtete, die aber wegen „faulem Betrieb" wieder einging. Der Enkel Simon Kaufmann versuchte in

späteren Jahren vergeblich, die Judenwirtschaft wieder zu eröffnen. Um 1832 erwarb der aus Hörden zugewanderte A. Nachmann das Haus, in dem er das Warenlager seines Einzelhandelsgeschäfts für Geschirr- und Eisenwaren in der Bleichstraße einrichtete. Nach der Emanzipation der Juden ließ sich als erster Eli Neter, der einen Eisengroßhandel betrieb, am Marktplatz nieder. Aus dieser Familie stammte der Mannheimer Kinderarzt Dr. Eugen Neter (1876—1966), der freiwillig seine nach Gurs verschleppten Glaubensgenossen begleitete und später nach Palästina übersiedelte. Die israelitische Gemeinde Gernsbach war auch im 19. und 20. Jahrhundert klein. 1825 zählte sie 56, 1875 32, 1895 68, 1900 57, 1925 65 und 1933 54 Seelen.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts richteten sich die Gernsbacher Juden im Hause Hauptstraße 45 einen Betsaal ein. Da er wegen der Nähe der Kirche beanstandet wurde, bauten sich die Juden außerhalb der Stadtmauer, vor dem Färbertor, eine Synagoge, die am 21. Juni 1860 eingeweiht wurde. Da 1928 die jüdische Gemeinde Hörden bloß noch 23, die in Gernsbach 65 Juden zählte, wurden die beiden Gemeinden zur Israelitischen Religionsgemeinde Hörden-Gernsbach vereinigt. Sie erbaute sich 1928 eine gemeinsame Synagoge in der Austraße, die zum Teil mit dem Verkaufserlös der Hördener Synagoge bezahlt wurde. Seit 1827 gehörten beide Gemeinden zum Rabbinatsbezirk Bühl. Ihre Toten wurden auf dem jüdischen Verbandsfriedhof Kuppenheim beigesetzt. Das Verhältnis zwischen Juden und Christen war vor 1933 in Gernsbach gut. Juden waren Gemeinderäte, Bürgerausschußmitglieder sowie Mitglieder im Militär-, Gesang- oder Turnverein. Im Ersten Weltkrieg holten sie sich manche Tapferkeitsauszeichnungen. Julius Falk ist den Soldatentod gestorben.

Am Wirtschaftsleben hatten die Juden bis 1937/38 durch eine Möbelhandlung, zwei Konfektionsgeschäfte und eine Eisenhandlung Anteil. Die Eisengroßhandlung Neter war schon vor 1930 durch Wegzug oder Tod der Familienmitglieder eingegangen. Seit 1933 wurden die jüdischen Geschäfte durch Plakate und durch Aufhetzung der Schuljugend boykottiert. Die Bevölkerung billigte diese Maßnahmen nicht, konnte aber nicht viel dagegen unternehmen. In der Kristallnacht im November 1938 wurden von auswärtigen SA-Leuten jüdische Geschäfte und Wohnungen demoliert, die neuerbaute Synagoge angezündet und etwa 20 Männer nach Dachau abtransportiert. Bis 1939 wanderten die meisten Juden aus Gernsbach vorwiegend nach den USA, einige wenige auch nach Palästina, Uruguay und Argentinien aus. Am 22. Oktober 1940 wurden die letzten 9 Juden aus Gernsbach nach Gurs deportiert. Aus dem Lager Gurs wurden 3 Kinder befreit. Arthur Kahn und Eugen Lorsch starben 1941 im Lager Rivesaltes, Hermann Nachmann 1942 im Lager Noe. Die übrigen Deportierten sind wahrscheinlich nach Auschwitz gebracht und dort ermordet worden. Die Eheleute Moritz und Hedwig Stern, die mit ihrer 1925 geborenen Tochter Eva 1939 nach Stuttgart umgezogen waren, wurden 1941 von Stuttgart aus nach Riga deportiert und sind seither verschollen.

In Gernsbach erinnert heute nichts mehr an die ehemalige jüdische Gemeinde. An der Stelle der zerstörten Synagoge wurde noch während des Krieges ein Wohnhaus erbaut, das 1944 durch Bomben zerstört und nach dem Kriege wiedererrichtet wurde.

Der jüdischen Gemeinde Gernsbach waren 1933 die Juden der Murgtalorte Hörden, Gaggenau und Rotenfels als Filialen angeschlossen.

1387 kamen die Hälfte des ebersteinischen Dorfes *Hörden* durch Kauf an die Markgrafen von Baden. Der Anteil der Grafen von Eberstein kam 1624 an die Grafen von Wolkenstein, 1673 an den Bischof von Speyer und 1676 ebenfalls an Baden-Baden. 1688—98 befand sich Hörden im Pfandbesitz von Baden-Durlach. Seit 1771 gehörte es zur wiedervereinigten Markgrafschaft Baden.

Seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wohnten in Hörden zeitweilig ein bis zwei Judenfamilien. Zum erstenmal berichtet ein Visitationsprotokoll von 1683 von einem Juden, über dessen Nichtsnutzigkeit und Schlechtigkeit sich allerdings die ganze Nachbarschaft beklagte, da er die armen Untertanen aussauge und Veranlassung zu vielen Diebstählen gäbe. Ein anderer Jude, den Hörden zwischen 1689 und 1700 unter durlachischer Pfandschaft aufnehmen mußte, soll ebenfalls viel Wucher und Hehlerei betrieben haben. In der Zeit von 1753—59 wird wieder von einer Judenaufnahme berichtet. 1764 wohnten zwei Judenfamilien in Hörden. Als Bandkrämer und Wucherer fristeten sie ein kärgliches Leben. So oft sich Gelegenheit bot, verlegten Hördener Juden ihren Wohnsitz nach Gernsbach, wo es bessere Verdienstmöglichkeiten gab. In Hörden bildete sich deshalb nie eine große jüdische Gemeinde. 1801 betrug ihre Zahl 20, 1825 46, 1875 70. 1887 hatte die Gemeinde mit 71 Mitgliedern ihren höchsten Stand erreicht. 1900 zählte sie 35, 1925 23 und 1933 nur noch 14 Seelen. 1860—62 baute sie sich eine eigene Synagoge, die am 4. Februar 1862 eingeweiht wurde. Nach der Vereinigung mit der israelitischen Gemeinde Gernsbach wurde die Synagoge am 15. März 1928 durch den Synagogenrat für 6050 RM der politischen Gemeinde verkauft und der Erlös noch im gleichen Jahr zum Bau der gemeinsamen neuen Synagoge in Gernsbach verwendet. Die ehemalige Synagoge in der Landstraße dient heute als Wohnhaus.

In großherzoglich badischer Zeit besserte sich die wirtschaftliche und soziale Lage der Juden. Die meisten trieben Viehhandel, manche eröffneten ein Ladengeschäft. Bis 1938 konnten sich an jüdischen Unternehmen halten: ein Textilwarengeschäft, ein Kolonialwarengeschäft, eine Metzgerei und das Gasthaus mit Pension „Zum Adler", dessen Inhaber zugleich Viehhandel trieb.

Das Verhältnis zwischen den jüdischen und christlichen Bürgern war in der Zeit der Weimarer Republik gut. Nach Hitlers Machtergreifung versuchte der 1936 verstorbene Bürgermeister Schwan die Juden so gut es ging zu schützen, wofür er im „Stürmer" verleumdet wurde. Noch im Januar 1935 ernannte der Verwaltungsrat der Hördener Feuerwehr mit Genehmigung der Landesführung der Feuerwehr in Heidelberg den Juden Julius Maier zum Ehrenkommandanten. Kurz darauf mußte diese Ehrung rückgängig gemacht werden.

In der Kristallnacht im November 1938 selbst fanden in Hörden keine „Aktionen" statt. Erst am nächsten Tag kam die SA aus Gernsbach und demolierte die Einrichtungen des Gasthauses „Zum Adler" und des Textilwarengeschäfts Julius Maier. Der Adlerwirt Ludwig Stern erlag 1938 im KZ Dachau den Mißhandlungen. Nach diesen Ereignissen wanderten die meisten Juden nach Holland, England und den USA aus. In Holland wurde Hans Fritz Maier von der Gestapo verhaftet und in das KZ Mauthausen gebracht, wo er 1941 starb. Zerline Stengel

kam 1943 vom KZ Westerbork in Holland nach Auschwitz und wurde dort ermordet. Am 22. Oktober 1940 wurden aus Hörden vier Juden nach Gurs deportiert. Emilie und Julius Maier fanden später in Auschwitz den Tod.

Die Juden von *Gaggenau* (1875 7, 1900 0, 1925 8) waren bis 1928 der Gemeinde Hörden, danach Gernsbach als Filiale angeschlossen. Die 1933 hier wohnenden beiden Familien wanderten nach Palästina und den USA aus.

Im benachbarten *Rotenfels* lebte seit 1906 der bei der Bevölkerung sehr geschätzte und beliebte Arzt Dr. Meyerhoff mit seiner Familie. Er starb kurz vor Beginn der Deportationen in Mannheim. Seine Kinder konnten nach den USA auswandern.

Lit.: Heinrich *Langenbach,* Gernsbach im Murgtal. Eine Stadtgeschichte während 700 Jahren. 1922.

GISSIGHEIM KR. TAUBERBISCHOFSHEIM

Nach dem Aussterben der Herren von Riedern 1558 kam das zum fränkischen Ritterkanton Odenwald gehörende Gissigheim je zur Hälfte an die Herren von Wichsenstein und die Echter von Mespelbrunn. Nach mehrfachem Besitzwechsel fiel der Ort 1806 an Baden.

Im 18. Jahrhundert wurden Juden in Gissigheim ansässig. Bis 1825 wuchs ihre Zahl auf 98 Seelen an. Sie besaßen eine eigene Synagoge mit rituellem Bad. Bei der Bildung der Rabbinatsbezirke 1827 wurde die israelitische Gemeinde Gissigheim dem Rabbinat Wertheim zugeteilt. 1875 zählte die Gemeinde nur noch 53 Köpfe, 1887 noch 20. 1894 wurde sie aufgelöst und die restlichen Mitglieder — 1900 waren es noch 4 Juden — der Gemeinde Königheim zugewiesen.

Gissigheim ist eine der jüdischen Landgemeinden, die durch Landflucht und Geburtenrückgang seit der Emanzipation schon vor der Verfolgung durch den Nationalsozialismus ausstarben. Der letzte jüdische Einwohner wurde im Februar 1927 auf dem kleinen 1875 angelegten israelitischen Friedhof auf der Anhöhe über dem Dorf im Gewann Geisberg beigesetzt.

Ein hebräischer Spruch über dem Eingang der heute als Wohnhaus dienenden ehemaligen Synagoge und sieben Grabsteine auf dem Friedhof sind die einzigen Zeugen der ausgestorbenen jüdischen Gemeinde.

GOCHSHEIM KR. BRUCHSAL

Bis zum Aussterben des Mannestammes 1660 besaßen die Grafen von Eberstein Gochsheim als pfälzisches, seit 1504 als württembergisches Lehen. Die letzte Ebersteinerin Sophie Ester heiratete Herzog Friedrich August von Württemberg-Neuenstadt, der Gochsheim zu seiner Residenz machte. Die Stadt fiel 1806 an Baden.

1427 wohnte der Jude Eberlin unter pfälzischem Schutz in Gochsheim. 1678 wurde zwischen dem Herzog von Württemberg und der Gräfin von Eberstein ein

Vertrag abgeschlossen, daß zu den drei bereits ansässigen Juden kein weiterer aufgenommen werden dürfe. Immerhin wurde damit eine Ausnahme von der sonst absolut judenfeindlichen Haltung der Herzöge gemacht.

1825 wohnten 19 Juden im Ort. Die 1827 dem Rabbinatsbezirk Bretten zugewiesene Gemeinde besaß bis 1845 ein Ritualbad beim Tränktor und eine Synagoge, schrumpfte aber durch Abwanderung immer mehr zusammen. 1875 zog der letzte Jude nach Bretten. Die Synagoge wurde 1882 verkauft.

GRABEN KR. KARLSRUHE

Bei der badischen Landesteilung 1535 fiel Graben an Baden-Durlach. Bis zur Gründung von Karlsruhe 1715 war es Amtsort.

Als sich unter Markgraf Karl Wilhelm (1709—1738), der auch den Kindern der Schutzjuden das Schutzrecht erteilte, die Zahl der Juden im Lande mehrte, erscheint 1732 Graben als neuer Judenniederlassungsort in Baden-Durlach. 1740 befanden sich in Graben und Liedolsheim zusammen drei jüdische Familien. Der erste Jude in Graben war wohl der Judenwirt, der für die auswärtigen Juden, die sich zu den Jahrmärkten einfanden, in der oberen Gasse eine Wirtschaft einrichtete. Nach seinem Tode gründete 1782 Jakob Holz die Judenwirtschaft „Sonne". 1801 lebten 16, 1825 28, 1875 36, 1900 44 und 1933 22 Juden in Graben. Im Ersten Weltkrieg fiel Hermann Baer.

Die jüdische Gemeinde Graben wurde 1827 dem Rabbinatsbezirk Karlsruhe zugewiesen und nach dessen Auflösung 1885 dem Bezirk Bruchsal. Sie besaß eine eigene Synagoge in der Hauptstraße 67, die eine Woche vor der Kristallnacht von der politischen Gemeinde erworben und 1939 an Privatleute weiterverkauft wurde. Dadurch entging sie der Zerstörung und dient heute als Wohnhaus. Einen jüdischen Friedhof gab es in Graben nicht. Die verstorbenen Juden wurden auf dem Verbandsfriedhof in Obergrombach beigesetzt.

Von wirtschaftlicher Bedeutung unter den jüdischen Unternehmen waren die Likörfabrik und Branntweinbrennerei Baer & Co., die 1878 gegründet und 1938 „arisiert" wurde, sowie die Zigarrenfabrik Isaak Weil.

Zu Gewalttaten gegen die Juden kam es während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft in Graben nicht, doch wurde die christliche Bevölkerung, die insgeheim noch Beziehungen zu den Juden aufrechterhielt, gemaßregelt und durch Drohbriefe eingeschüchtert. Um weiteren Verfolgungen zu entgehen, wanderte die Hälfte der Juden, vor allem nach Argentinien, aus, andere tauchten zunächst im nahen Karlsruhe unter. Schließlich wohnten nur noch drei Juden in Graben, die am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert wurden, wo sie Gemeindemitglieder wiederfanden, die in Karlsruhe oder in anderen Städten das gleiche schwere Los getroffen hatte. In einem Altersheim in Südfrankreich überlebte Karoline Ott, während die übrigen Deportierten entweder in Frankreich oder einem Vernichtungslager im Osten ihr Leben verloren haben.

Nach dem 22. Oktober 1940 blieb in Graben nur die in sogenannter Mischehe lebende Jüdin Julchen Süß zurück. Als sie nach Erduldung mancher Schikanen

noch am 14. Februar 1945 nach Theresienstadt deportiert werden sollte, ließ sie sich lieber von ihrem „arischen" Ehemann erschießen, der ihr in den Tod folgen wollte. Die Kugel, die ihn mit seiner Frau im Tod vereinen sollte, verfehlte jedoch ihr Ziel.

Lit.: Friedrich *Kemm,* Burg und Dorf Graben einst und jetzt. 1920.

GRÖTZINGEN KR. KARLSRUHE

Nach dem Aussterben der Staufer brachten die Markgrafen von Baden Grötzingen in ihre Hand. 1533 fiel es an die Durlacher Linie. Die Augustenburg war 1709—28 Witwensitz der Markgräfin Augusta Maria.

Im 16. Jahrhundert, viel später als in dem auf Grötzinger Markung erbauten Durlach, ließen sich vorübergehend Juden in Grötzingen nieder. Markgraf Georg Friedrichs (1604—22) testamentarische Verfügung, durch die den Juden die Ansiedlung in der Markgrafschaft für alle Zeiten verboten sein sollte, wurde nach dem Dreißigjährigen Krieg nicht mehr beachtet. 1677 nahm Friedrich Magnus (1677—1709) den ersten Juden in Grötzingen auf, der dort etwa 1689 starb. Seine Witwe heiratete einen gewissen Moses. Auch sein Sohn und seine Tochter verheirateten sich in Grötzingen und kauften Häuser, so daß 1699 drei Familien dort wohnten. Nach der Zerstörung Durlachs im Kriege 1689 stellte Moses eine Dachkammer seines Hauses als Synagoge für die Juden Grötzingens und der umliegenden Orte zur Verfügung. Der lutherische Ortsgeistliche Pfarrer Bechtold verlangte ein Verbot des „Greueldienstes", weil sich aus der Schutzaufnahme nicht ohne weiteres ein Recht zur Abhaltung religiöser Zusammenkünfte ableiten ließe. Die Regierung schloß sich dieser Meinung des Pfarrers nicht an, sah sie doch lieber, daß der Gottesdienst außerhalb der Residenz Durlach abgehalten wurde. Zwischen den Grötzinger und den Durlacher Juden kam es im Laufe der nächsten Jahre häufig zu Streitigkeiten, die 1713 durch den Rabbiner Isaak Salomon Kahn aus Krakau geschlichtet wurden. Ergebnis der Verhandlungen war eine Zeremonienordnung, in der u. a. die Anstellung eines ständigen Vorsingers vorgesehen wurde, wie auch die Wahl von Almosenpflegern, die für die Unterbringung durchreisender Betteljuden zu sorgen hatten. Die Zahl der Juden nahm ständig zu. 1709 zählte man 5, 1741 6, 1770 12 und 1798 15 Familien. 1787 erwarben sie einen Hausplatz im Ort zum Bau einer Synagoge, die 1799 eingeweiht werden konnte. Sie stand an der später in Synagogenstraße umbenannten oberen Gasse. Vorher hatte man in gemieteten Räumen im Veitschen und im Bergschen Haus Gottesdienst gefeiert, als die Dachkammer nicht mehr ausreichte. Die Synagoge wurde 1814, 1841 und 1874 renoviert und vergrößert, 1899 nochmals umgebaut. Ursprünglich wurden die Grötzinger Juden wohl auf dem heute verschwundenen Durlacher jüdischen Friedhof beigesetzt, nach dem Dreißigjährigen Krieg auf dem Verbandsfriedhof in Obergrombach. Ein eigener Friedhof wurde um 1900 im Gewann Junge Hälden östlich der Weingartener Straße angelegt. Hier ruhen 13 von 1905—1935 gestorbene Juden.

Im 18. Jahrhundert lebten die Juden hauptsächlich vom Handel. 1798 erwarb das Handelshaus Seligmann die 1753 gegründete Krappfabrik: es verkaufte sie

1817 an den Freiherrn von Eichthal weiter, der darin eine Zuckerfabrik einrichtete. 1850 wurde sie von der badischen Gesellschaft für Zuckerfabriken in Waghäusel aufgekauft. Das Hofgut Augustenburg ohne das Schloß befand sich von 1809—27 im Besitz des Hoffaktors Elkan Reutlinger bzw. seiner Witwe.

1842 erwarben 7 Juden das Bürgerrecht in Grötzingen. Darüber kam es 1848 zu Krawallen, bei denen die jüdische Wirtschaft „Zum Kranz" in der Mittelgasse oberhalb des Rathauses abbrannte. Die Juden verloren das Bürgerrecht und erhielten es erst 1851 zurück.

Die jüdische Gemeinde wurde 1827 dem Rabbinatsbezirk Karlsruhe zugeteilt, bei dessen Auflösung 1885 dem Bezirk Bretten. 1895 wurden die wenigen Juden Durlachs als Filiale angegliedert. Grötzingen zählte 1825 99 Juden, 1844 die höchste Zahl mit 152, 1850 100, 1875 97, 1900 72, 1925 31 und 1933 nur noch 20. Zwei Söhne der Gemeinde fielen im Ersten Weltkrieg. Einem Männer- und einem Frauenverein war die Wohlfahrtspflege anvertraut.

1933 gab es in Grötzingen nur kleine jüdische Haushalts- und Manufakturwarengeschäfte sowie eine Viehhandlung. Bis zum Ersten Weltkrieg gab es eine Mazzenfabrik in der Bismarckstraße. Im heutigen Rathausnebengebäude bestand von 1842 bis 1938 das Tuch- und Ellenwarengeschäft von Veith und Sinauer. Leo Metzger besaß vor 1933 eine Tabakfabrik.

Eine der ersten Maßnahmen der Nationalsozialisten war die Umbenennung der Synagogenstraße in Krumme Straße. 1938 wurde die Synagoge ausgebrannt und im Laufe des Krieges abgerissen. Von den Grötzinger Juden konnten 4 vor Beginn der Deportationen nach den USA auswandern, 2 starben in der Heimat.

12 wurden am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert. Lina, Ludwig und Ruth Palm gelang von dort 1942 die Auswanderung nach den USA. Max Palm starb in Rivesaltes, Emil Weil in Gurs. Die anderen starben in Auschwitz oder sind verschollen. Wilhelmine Sinauer wurde von Karlsruhe nach Gurs deportiert. Auch sie gelangte 1942 nach Amerika.

Als der 1939 ausgewanderte Herbert Palm 1945 als amerikanischer Soldat in Grötzingen weilte, fand er den kleinen Friedhof als letzte Erinnerung an die jüdische Gemeinde, der er selbst früher angehört hatte.

Lit.: Josef *Bader,* Badenia 2 (1862). — Heinrich *Dietrich,* Grötzingen. Ein Beitrag zur Heimatgeschichte. 1923. — Sigmund *Metzger,* Festschrift zum 100jährigen Jubiläum der Erbauung der Synagoge in Grötzingen. 1899. — Wilhelm *Mössinger,* Die erste industrielle Niederlassung in Grötzingen, in: Soweit der Turmberg grüßt 11 (1959).

GROMBACH KR. SINSHEIM
mit Ehrstädt

Das dem Ritterkanton Kraichgau inkorporierte Dorf Grombach war seit 1498 mit kurzer Unterbrechung im Besitze der Familie von Venningen. 1806 fiel es an Baden.

Juden lebten in Grombach seit dem 18. Jahrhundert. Seit 1827 gehörte die

israelitische Gemeinde zum Rabbinatsbezirk Sinsheim. Sie besaß eine eigene Synagoge in der Hauptstraße. Für die Bestattung der Toten wurde der jüdische Friedhof in Waibstadt mitbenützt. Die Zahl der Juden betrug 1825 48, 1875 41, 1900 44, 1925 28 und 1933 20. Wegen Rückgang der Seelenzahl wurde die Gemeinde durch Beschluß des Staatsministeriums vom 12. Oktober 1937 aufgelöst.

Von jeher waren die Juden von Grombach hauptsächlich mit Vieh- und Getreidehandel beschäftigt. 1933 waren Emanuel und Lehmann Kirchheimer Getreidehändler. Der Vorbeter Isak Federgrün handelte mit Kurzwaren. Julius Strauß hatte einen kleinen Lebensmittelladen, und Siegfried Kirchheimer verdiente sein Brot als Bürstenmacher.

Die Bevölkerung von Grombach war nie judenfeindlich eingestellt und gab auch nach 1933 den Verkehr mit den ansässigen Juden nicht auf. In der Kristallnacht im November 1938 kam ein auswärtiger SA-Trupp, der die Synagoge und das Geschäft des Julius Strauß zerstörte. Da sich keine Verdienstmöglichkeit mehr bot, verließ die Hälfte der Juden Grombach. Vier starben nach 1933 noch zu Hause. Die übrigen lebten nach 1938 von einer Rente oder wurden von ihren christlichen Mitbürgern trotz Verbots mit Lebensmitteln unterstützt. Die Familie Federgrün, die polnischer Abstammung war, erhielt zwar 1939 Aufenthaltsverbot für das ganze Reichsgebiet und die Aufforderung, innerhalb von drei Monaten das Reichsgebiet zu verlassen; doch wurde die Frist bis zur Deportation nach Gurs von der Ortspolizeibehörde immer wieder verlängert. Am 22. Oktober 1940 holten SA-Leute die letzten 6 Juden aus ihren Wohnungen zum Abtransport nach Gurs. Von ihnen überlebten 3 den Krieg in Altersheimen und Hospitälern Südfrankreichs Isak Federgrün starb im Lager Gurs. Nach wiederholtem Lagerwechsel in Südfrankreich wurde seine damals schon 65jährige Ehefrau Regina 1944 von Vernet/Frankreich über das KZ Ravensbrück in das Vernichtungslager Auschwitz verschickt. Dort wurde sie am 27. Januar 1945 von den Russen befreit. Nach beschwerlicher Fußwanderung über Berlin kehrte die Entkräftete im August 1945 in ihr Heimatdorf Grombach zurück. 1946 wanderte sie nach Palästina aus, wo sie 1960 starb.

Heute leben in Grombach keine Juden mehr. Das Synagogengrundstück erwarb die politische Gemeinde, die vor einigen Jahren darauf ein neues Rathaus erbaute. In der Kapelle von Schloß Neuhaus bei Ehrstädt wird ein Stein mit hebräischer Inschrift aufbewahrt, der sich über dem Eingang der zerstörten Synagoge befunden hat.

Im Verzeichnis sämtlicher Juden, die 1548 in der Pfalz wohnten, wird auch ein Moses aus dem benachbarten *Ehrstädt* genannt. Der Ort gehörte als Besitz der Herren von Degenfeld bis zum Anfall an Baden zum Schwäbischen Ritterkreis. 1825 zählte die Gemeinde, die 1827 dem Rabbinatsbezirk Sinsheim zugeteilt wurde, 61 Seelen, so daß man eine eigene Synagoge erbaute. Aber die Zahl der Juden ging ständig zurück, wie auch die Zahl der Dorfbewohner überhaupt. 1875 waren es noch 18 Juden, 1900 8 und 1910 noch 4. Aus diesem Grunde wurde die Gemeinde 1912 aufgelöst, die wenigen noch vorhandenen Mitglieder der benachbarten Gemeinde Grombach zugewiesen. Die Synagoge wurde im gleichen Jahr an eine Privatperson verkauft. 1933 lebte kein Jude mehr in Ehrstädt.

GROSSEICHOLZHEIM KR. BUCHEN

Schloß und Dorf Großeicholzheim waren vom 13. Jahrhundert an als pfälzische Lehen im Besitz verschiedener Familien. Als heimgefallenes Lehen wurde das Dorf 1603—1691 fast ununterbrochen als besondere Kellerei unter dem kurpfälzischen Oberamt Mosbach verwaltet. 1691—1803 war es im Lehensbesitz der Grafen von Degenfeld, wurde 1803 dem neugebildeten Fürstentum Leiningen zugeschlagen und fiel 1806 an Baden.

1716 wird erstmals ein Jude in Großeicholzheim genannt. Während der Regierungszeit des Kurfürsten Karl Theodor (1742—1799), dessen aufwendiger Kunstliebhaberei auch die Schutzgelder der Juden sehr willkommen waren, bildete sich in Großeicholzheim eine starke Judengemeinde, die beim Anfall des Dorfes an Leiningen 14 Familien zählte. Sie hielten ihre Gottesdienste in einer eigenen „Synagoge" ab. Wahrscheinlich wurde so ihr Betsaal genannt.

Das Marktrecht machte Großeicholzheim für die Juden besonders anziehend. Die meisten trieben Viehhandel, einige Kramhandel mit den Bauern aus dem Odenwald. Wegen Sonntagshandel kam es nicht selten zu Beschwerden.

Die jüdische Gemeinde Großeicholzheim gehörte seit 1827 zum Rabbinatsbezirk Mosbach. 1884 wurde anstelle einer baufälligen eine neue Synagoge in der Wettgasse erbaut. Die Verstorbenen fanden ihre letzte Ruhe auf dem jüdischen Friedhof der Nachbargemeinde Bödigheim. Eine Chewra Kaddischa, gegründet 1847, und ein Frauenverein dienten der Wohlfahrtspflege. Das jüdische Brauchtum wurde bis in die jüngste Zeit gepflegt. Am Laubhüttenfest wurde bis 1933 vor dem Hause des Imanuel Kälbermann eine Laubhütte aufgestellt.

Bis zum Ersten Weltkrieg wuchs die Gemeinde nur noch geringfügig und schmolz dann innerhalb weniger Jahre auf die Hälfte zusammen. 1825 zählte sie 99, 1875 111 und 1900 112 (14,8 % von 758 Einwohnern) Mitglieder. 1925 lebten dagegen nur noch 56 Juden in Großeicholzheim und ebensoviel 1933. Von ihnen hatte das beste Geschäft der Viehhändler Moses Marx, der zugleich das Gasthaus „Zum Lamm" innehatte. Max Kälbermann betrieb neben dem Viehandel noch ein kleines Schuhgeschäft. Simon Freudenthal war Inhaber einer Metzgerei mit Kolonialwarengeschäft. Siegfried Rosenthal hatte ein Textilwaren- und Klara Westheimer ein Woll- und Weißwarengeschäft.

Bis 1933 war ein Jude Mitglied des Gemeinderats; andere betätigten sich im Gesangverein und im Sportverein. Im Ersten Weltkrieg opferten Ludwig Rosenthal, Maximilian Stein, Julius und Heinrich Wertheimer ihr Leben für das deutsche Vaterland.

Die Verfolgung der Juden durch die Nationalsozialisten setzte in Großeicholzheim früh ein. Am ersten Tage des Pessachs im Jahr 1933 wurde bei Siegfried Rosenthal, der Mitglied der SPD und des Reichsbanners war, eine Hausdurchsuchung — angeblich nach verbotener politischer Literatur — vorgenommen, er selbst in sogenannte Schutzhaft genommen. Bis Ende 1933 befand er sich im KZ Heuberg. Zum wirtschaftlichen Boykott wurde ebenfalls bereits 1933 aufgerufen. Der Geschäftsverkehr mit den Juden ging jedoch nur langsam zurück. Von 1935 an mußten sie nacheinander ihre Geschäfte aufgeben und früher oder später aus-

wandern. Die Familien Kälbermann und Spatz fanden in Argentinien, die Familie Rosenthal sowie die Kinder der Familie Zimmern in den USA eine neue Heimat. Weitere Zufluchtsländer für die insgesamt 28 Emigranten waren Uruguay, England und Palästina. In Großeicholzheim starben bis 1940 noch 8 Gemeindemitglieder. 6 zogen in andere deutsche Städte.

In der Kristallnacht im November 1938 wurden in der Synagoge Fenster eingeworfen und die Inneneinrichtung zum Teil zerstört. Eine Anzahl Männer drang in das jüdische Gasthaus „Zum Lamm" ein. Sie demolierten Möbelstücke und mißhandelten die Eheleute Marx. In der folgenden Nacht fand eine „Nachaktion" statt. Nach der Vorführung des Films „Patrioten" im Saal des Gasthauses „Löwen" drangen in später Nachtstunde unter Anführung eines auswärtigen Gendarmeriebeamten einige Leute nochmals in die Synagoge ein, schlugen mehrere heilgebliebene Fenster ein und warfen Bänke und den Ofen um. Beim Schuhhändler Kälbermann sollen sie Schuhe und dem Judenlehrer Scheuermann ein Fäßchen Wein aus dem Keller gestohlen haben, den sie im „Löwen" verzechten.

Am 22. Oktober 1940 wurden aus Großeicholzheim 16 Juden nach Gurs deportiert, darunter 2, die nach 1933 zugezogen waren. Mindestens die Hälfte von ihnen fand etwa zwei Jahre später den Tod in den Gaskammern von Auschwitz. In Südfrankreich starben im Lager Gurs Max Kälbermann und Berta Marx, im Lager Noe Amalie Kälbermann. Die übrigen sind verschollen.

Die ehemalige Synagoge, in der nach dem Kriege Wohnungen eingerichtet wurden, befindet sich seit 1953 im Besitz des Gesangvereins Liederkranz. Eine hebräische Inschrift über dem Eingang ist noch erhalten und erinnert an den früheren Zweck des Gebäudes.

Lit.: Karl Martin *Schmitt*, Geschichte des Pfarrdorfes Großeicholzheim. 1957.

GROSS-SACHSEN KR. MANNHEIM

In Großsachsen im pfälzischen Amt Heidelberg wohnten 1550 zwei jüdische Familien, 1722 vier und 1743 drei. Auch nach dem Anfall an Baden blieb die jüdische Gemeinde sehr klein. Sie wurde 1827 dem Rabbinatsbezirk Heidelberg zugewiesen und hatte 1825 28, 1875 30, 1895 33 Mitglieder. Seitdem ging die Zahl ständig zurück: 1900 waren es 30, 1910 23, 1925 17 und 1933 12. Die Juden hatten weder eine Synagoge noch einen Friedhof. Sie besaßen bis 1930 im Haus Am Mühlgraben 14 eine Betstube. Die Toten wurden in Hemsbach beigesetzt. Bis 1925 blieb die kleine Gemeinde selbständig. 1933 wird sie im Gemeindeverzeichnis nicht mehr erwähnt, wurde also zwischen 1925 und 1933 aufgelöst. Seitdem gingen die wenigen Juden zum Gottesdienst in die Synagoge im benachbarten Leutershausen. Sie alle überlebten die nationalsozialistischen Verfolgungen durch Auswanderung in die USA. Julius Adler, der sein ererbtes Textilgeschäft 1932 durch den Ankauf des früheren Rathauses erweitert und eine Möbelabteilung angegliedert hatte, wurde zur Geschäftsaufgabe gezwungen. Mit seiner Frau zog er 1940 nach Weinheim. Beide wurden von dort aus nach Gurs deportiert, konnten aber 1941 nach Trinidad und später nach den USA gelangen.

GRÜNSFELD KR. TAUBERBISCHOFSHEIM

Die Grafen von Rieneck erbten 1213 die Herrschaft Grünsfeld von den Edelherren von Zimmern. Die Tochter des letzten Rieneckers heiratete den Landgrafen von Leuchtenberg und trug ihr Erbe dem Bischof von Würzburg 1502 als Lehen auf. Nach dem Aussterben der Leuchtenberger zog der Bischof die Herrschaft mit dem um 1320 zur Stadt erhobenen Hauptort als erledigtes Lehen ein. Das bischöfliche Amt Grünsfeld fiel 1803 an Leiningen, 1804 an den Fürsten von Salm-Krautheim und wurde 1838 von Baden käuflich erworben, unter dessen Landeshoheit es 1806 gekommen war.

Schon 1218 schloß der Jude Süßkind einen Kaufvertrag mit den Prokuratoren des St.-Egidius- und Dietrichhospitals in Würzburg, bei dem der Jude Liebermann von Grünsfeld als Zeuge unterzeichnete. 1298 fiel die jüdische Gemeinde den Verfolgungen des Ritters Rindfleisch zum Opfer. Dann schweigen die Quellen für mehrere hundert Jahre. Im 16. Jahrhundert hatten sich wieder Juden in der Stadt niedergelassen. Sie besaßen eine eigene Synagoge. 1576 bat die Bürgerschaft ihren Herrn, den Landgrafen von Leuchtenberg, den Juden das Wohnrecht in Grünsfeld aufzukündigen und keinen mehr in den Schutz aufzunehmen. Sie verpflichtete sich, den Ausfall des Judenschutzgeldes durch eine Zahlung von 20 Gulden jährlich zu ersetzen. Die Juden wurden daraufhin ausgewiesen und fanden in den zahlreichen ritterschaftlichen Orten im Bistum Würzburg eine neue Heimat.

Die Vertreibung war aber nicht endgültig. 1775 finden wir wieder 7 jüdische Haushaltungen in der Stadt, 1825 37 Juden. 1875 war mit 59 Seelen der Höhepunkt der Entwicklung der Gemeinde, die seit 1827 zum Rabbinatsbezirk Wertheim gehörte, überschritten. 1900 zählte sie noch 55, 1925 nur noch 28 Mitglieder. Die Synagoge in der Leopoldstraße fiel 1931 einem Brand zum Opfer. Der beabsichtigte Neubau kam bis zur Auflösung der jüdischen Gemeinde am 7. März 1938 nicht mehr zur Ausführung. Einen jüdischen Friedhof gab es in Grünsfeld nicht. Die Toten wurden jenseits der Landesgrenze auf dem Gottesacker in Allersheim im bayerischen Kreis Ochsenfurth beigesetzt.

Zur Zeit der Machtergreifung Hitlers lebten 33 Juden in Grünsfeld. Sie ernährten sich zum größten Teil vom Viehhandel. Außerdem gab es ein Manufakturwarengeschäft. Bis zum Beginn der Deportation zogen noch zwei Juden zu. Von diesen 35 Personen starben 5 zum Teil in hohem Alter in der Heimat. 15 wanderten nach Frankreich, Paraguay, Palästina und den USA aus. 7 Grünsfelder Juden wurden nach Gurs deportiert. Von ihnen konnte nur ein Schüler sein Leben retten. Die restlichen 8 Juden ereilte das Schicksal nicht in ihrem Heimatort. Nur einem von ihnen gelang die Auswanderung nach den USA. „Letztes Lebenszeichen Mai 1942 Bahnhof Stuttgart. Für tot erklärt auf 31. Mai 1942. Ort: KZ im Osten" — so schließt der Fragebogen der in Izbica umgekommenen Rosa Schwab. Babette Rosenbaum wurde 1942 aus Mannheim nach Theresienstadt, von dort nach Maly Trostinec verschleppt und ermordet.

HAINSTADT KR. BUCHEN

Das dem Ritterkanton Odenwald inkorporierte Dorf Hainstadt war seit Ende des 15. Jahrhunderts zum Teil als mainzisches, zum Teil als würzburgisches Lehen im Besitz verschiedener Familien. Die Echter von Mespelbrunn konnten bis 1614 die Anteile der Herren von Wichsenstein und von Berlichingen erwerben. Durch die Echter fiel dieser Teil 1665 an Würzburg, das 1684 auch den Anteil des Klosters Seligental und durch Vertrag mit Mainz die Lehenshoheit über den gesamten Ort an sich brachte. Der würzburgische Teil kam 1803 an das Fürstentum Leiningen und 1806 zusammen mit dem Teil der Familie Rüdt von Collenberg-Eberstadt an Baden.

Um 1600 konnten die damals in Hainstadt wohnenden 10 bis 12 Judenfamilien bereits eine Synagoge erbauen. Es ist nicht bekannt, in welchem Teil des Ortes die Juden zu dieser Zeit Schutzrecht genossen. 1649 wurden einige aus dem benachbarten Buchen ausgewiesene Juden im echterischen Teil von Hainstadt aufgenommen. 1650 wird berichtet, daß die Juden von alters her „auf dem Kellergarten" gewohnt haben. In der Nähe der im echterischen Teil gelegenen Kellerei gab es nämlich früher eine Judengasse. Ein von den Würzburger Bischöfen in Hainstadt eingeführter Judenzoll scheint trotz Gegenvorstellungen der kurmainzischen Regierung von 1676 und 1681 erhoben worden zu sein. Im 18. Jahrhundert führte der Judenschutz wiederholt zu Streitigkeiten zwischen Würzburg und den Herren von Rüdt, als das Hochstift das Schutzgeld von 6 auf 10 Gulden erhöhte und im Dorfteil der Freiherren nicht nur zahlreiche fremde, sondern auch viele aus dem würzburgischen Teil übergetretene Juden Schutz erhielten. So besaß das Hochstift 1701 6 und 1747 10 Schutzjuden, während die von Rüdt 1747 bereits 8 in ihrem weit kleineren Teil aufgenommen hatten. 1776 wird die Gesamtzahl der Hainstadter Schutzjuden mit 19 angegeben. Wiederholten Beschwerden und Drohungen der würzburgischen Regierung begegneten die Herren von Rüdt mit dem Hinweis auf einen Rezeß von 1672, wonach ihnen der hergebrachte Judenschutz nicht geschmälert werden dürfe.

1803 zählte man in Hainstadt 28 jüdische Familien, 1825 160 Seelen, 1842 249. Danach sank die Zahl der Juden ständig: 1869 161, 1875 143, 1900 93 und 1925 39. Die Hainstadter Juden betrieben Handel, zu Beginn des 19. Jahrhunderts vor allem mit den Erzeugnissen der damals blühenden Hainstadter Leinenweberei; auch gab es jüdische Krämereien.

1828 wurde eine zweite jüdische Wirtschaft unter der Bestimmung eingerichtet, daß nach Eingehen eines der beiden Betriebe eine Wiedererrichtung nicht erfolgen dürfe. Für die Unterkunft der wandernden Betteljuden wurden in einer der beiden Wirtschaften einige Zimmer bereitgehalten. Bis 1869 bestand in Hainstadt eine israelitische Volksschule, von da ab nur noch eine Religionsschule.

Wegen des starken Anwachsens der jüdischen Gemeinde zu Beginn des 19. Jahrhunderts war das um 1600 errichtete Synagogengebäude, das zudem von zwei Familien bewohnt war und eine Häutehandlung beherbergte, für gottesdienstliche Zwecke zu klein geworden. Deshalb errichtete man eine neue Synagoge an der Buchener Straße, die 1819 vollendet war. Das rituelle Bad blieb zunächst im Keller

der alten Synagoge. Um 1840 wurde es in das Haus des Abraham Kaufmann verlegt und 1913 der Zeit entsprechend umgestaltet. Seit 1827 gehörte die Gemeinde zum Rabbinatsbezirk Merchingen. Sie bestattete ihre Toten auf dem Verbandsfriedhof in Bödigheim.

1848 wurde in Hainstadt Dr. Joseph Eschelbacher geboren, der Gründer und langjährige Vorsitzende des „Landesvereins zur Erziehung israelitischer Waisen im Großherzogtum Baden". Er verfaßte mehrere Werke, die das Verhältnis des Judentums zu den christlichen Konfessionen behandelten. Seit 1877 wirkte er als Bezirksrabbiner in Bruchsal, seit 1900 als Rabbiner in Berlin. Er bemühte sich vor allem um die Versöhnung des überlieferten Judentums mit den Ansprüchen der Gegenwart auf dem Boden der Wissenschaft.

Nach der Volkszählung von 1933 bekannten sich in Hainstadt 38 Einwohner zur jüdischen Konfession. In ihrer Hand befanden sich ein Manufakturwarengeschäft und einige Viehhandlungen. In der Kristallnacht wurden die Scheiben der Synagoge von auswärtigen SA-Leuten eingeschlagen, die Inneneinrichtung und die Vortüren demoliert. Am Gebäude selbst wurde kein Schaden angerichtet.

Durch den Krieg gingen der Gemeinde Hainstadt sämtliche Unterlagen über die Juden verloren. So lassen sich nicht einmal alle 1933 anwesenden jüdischen Mitbürger erfassen. 7 von ihnen sollen in der Heimat verstorben sein. 20 Hainstadter Juden gelangten bis 1940 in die USA; 6 wurden am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert. Dort starb die 77jährige Karoline Kaufmann an den Entbehrungen und Strapazen. Emma Neuberger konnte von Gurs aus nach den USA auswandern, 2 Juden starben in Auschwitz, 2 sind verschollen. Berta und Lazarus Kaufmann wurden von der Gestapo 1943 in Holland verhaftet, ins KZ Westerbork und von dort in die Gaskammern von Auschwitz verschleppt. Loni Hofmann konnte Palästina erreichen. Das Schicksal der übrigen Juden aus Hainstadt wird sich kaum jemals klären lassen.

Die geschändete Synagoge wurde später abgerissen, an ihrer Stelle ein Wohnhaus errichtet.

Lit.: Anton *Knapp,* Aus Hainstadts jüngster Vergangenheit, in: Hainstadter Heimatblätter (1953).

HARDHEIM KR. BUCHEN

Nach dem Aussterben des Hardheimer Ortsadels 1607 entstand unter den Lehensherren, den Bischöfen von Mainz und Würzburg, ein Streit um den alten Marktflecken Hardheim, der 1630 vom Reichskammergericht dahin entschieden wurde, daß Mainz den Ort an Würzburg abtreten mußte. 1803 fiel Hardheim an das neugebildete Fürstentum Leiningen, 1806 an Baden.

Eine Judengemeinde bestand in Hardheim wahrscheinlich schon im Mittelalter. Zur Zeit des Doppelkönigtums 1314—1325 erhielten Werner I. und Reinhard II. von Hardheim, die als Vasallen des Erzbischofs von Mainz auf der Seite Ludwigs des Bayern standen, von diesem die Hardheimer Juden als Pfand für den ausstehenden Sold von 200 Pfund Hellern. Im Judenpogrom von 1349 fand diese

Gemeinde bald darauf ein gewaltsames Ende. Ob nach der Verfolgung Überlebende wieder nach Hardheim zurückkehrten, ist nicht bekannt. Die Fürstbischöfe von Würzburg, die Hardheim 1656 erwarben, waren den Juden nicht günstig gesinnt. So hören wir erst wieder 1772 von einem Juden in Hardheim mit Namen Hafthard. Er ließ sich 19jährig auf den Namen Paul Friedrich taufen und wanderte nach Holland aus. Der katholischen Kirche in Hardheim vermachte er 600 Gulden. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts nahm die Zahl der Juden zu. Im 19. und 20. Jahrhundert war in Hardheim das Verhältnis zwischen Juden und Katholiken recht freundlich. Pfarrer Stefan hat in der „Rose" mit manchem Schoppen seinen jüdischen Freunden zugeprostet. Als einmal der Freiburger Erzbischof nach Hardheim kam, ritten an der Spitze der Prozession, die den kirchlichen Würdenträger einholte, als Vorreiter die beiden jungen jüdischen Kavalleristen Max Eschelbacher und der im Krieg von 1870/71 gefallene Abraham Selig. Die Häuser der Juden waren gleich denen der Christen zu Ehren des Erzbischofs geschmückt.

Eine richtige Synagoge besaß die israelitische Gemeinde Hardheim nicht. Bei der Judenschule an der Inselgasse handelte es sich mehr um einen Betsaal. Die Toten begrub man auf dem Verbandsfriedhof in Külsheim. Als dieser 1875 für die auswärtigen Benützer geschlossen wurde, erwarben die Hardheimer Juden im folgenden Jahr einen eigenen Begräbnisplatz an einem Steilhang etwa 300 Meter außerhalb der Stadt in Richtung Tauberbischofsheim. 1868 wurde ein Israelitischer Frauenverein zur Pflege der Wohlfahrt unter den Glaubensgenossen gegründet. Seit 1827 gehörte Hardheim zum Rabbinatsbezirk Wertheim. Die Gemeinde zählte 1825 76, 1875 142, 1900 136, 1925 65 und 1933 55 Mitglieder.

In früherer Zeit waren die Juden von Hardheim arme Kram- und Viehhändler, die selbst nur Ziegen und Federvieh halten konnten, da sie an der Weide keinen Anteil hatten. In neuerer Zeit dagegen gewannen die Eisen- und Maschinenhandlung Abraham Selig, die Gerberei Billigheimer und die Seifensiederei des Getreidehändlers Julius Sinsheimer größere wirtschaftliche Bedeutung. Außerdem hatten jüdische Bürger noch ein Kolonialwarengeschäft, zwei Textilgeschäfte und ein Schuhgeschäft inne. Vor dem Ersten Weltkrieg gab es zwei jüdische Gastwirtschaften, die auch von den christlichen Einwohnern aufgesucht wurden. Vor 1933 betätigten sich Juden im Bürgerausschuß, in der Vorstandschaft der Volksbank und im Turnverein.

Im Ersten Weltkrieg fiel Anselm Wertheimer, Sohn des Lehrers Emanuel Wertheimer. Vier weitere Söhne Emanuel Wertheimers, die ebenfalls im Felde standen, kehrten wieder heim. Der Einsatz für das Vaterland wurde ihnen schlecht gelohnt. 25 Jahre später starben drei von ihnen — Issi, Julius und Dr. Felix Wertheimer — mit ihren Familien in den Vernichtungslagern im Osten. Nur Willi Wertheimer konnte sich in letzter Stunde mit Frau und Kind über Holland nach den USA retten. Dort leben heute fast ausnahmslos die überlebenden Juden aus Hardheim, die ab 1935 die Heimat verließen.

In der Kristallnacht im November 1938 wurde im jüdischen Bethaus der Kronleuchter herabgerissen, die Gebetbücher beschmutzt und zerrissen. Zu größeren Zerstörungen kam es nicht. Nach der Deportation der letzten Juden wurde das Bethaus einer kinderreichen Familie als Wohnhaus übergeben. 17 jüdische Bürger

wurden am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert. Von ihnen starben 6 bis 1942 an den Folgen von Hunger, Kälte und Schmutz, die im Lager herrschten. 5 konnten aus Gurs befreit werden, 2 — Rita Billigheimer und Selma Urspringer — kamen in Auschwitz um und wahrscheinlich auch die 4 Deportierten, deren Schicksal ungeklärt ist. Die siebenjährige Edith Billigheimer kam 1939 in ein Waisenhaus nach Frankfurt am Main. 1942 wurde sie von dort aus nach Theresienstadt verschleppt, und niemand weiß, wo dieses junge Leben ausgelöscht wurde. Ihr Bruder Manfred konnte noch im April 1939 mit einem Kindertransport nach Palästina abreisen. In Lublin-Maidanek wurde 1942 Fritz Springer ermordet.

Heute leben keine Juden mehr in Hardheim. Einziger Zeuge der jüdischen Gemeinde ist der Friedhof.

Lit.: Julius *Rapp*, Hardheim. Bausteine zu einer Geschichte. Heft 1—3. 1930—1937.

HEIDELBERG

Unter Pfalzgraf Ludwig II. (1253—94) finden wir die ersten Juden in Heidelbergs Umgebung, einige Jahrzehnte später (1300) in der Stadt selbst. 1349 wurde die jüdische Gemeinde vernichtet, ihre Häuser und Hofstätten 1358 an Engelhard von Hirschhorn zu Lehen gegeben. Wohl um den Einnahmeausfall zu ersetzen, nahm Pfalzgraf Ruprecht I. die aus Worms und Speyer vor den Verfolgungen der Pestjahre geflüchteten Juden noch im Schreckensjahr 1349 in Heidelberg in seinen Schutz. Sie mußten dafür beträchtliche Abgaben aufbringen, deren Höhe 1360 auf 100 Pfund Heller jährlich festgelegt wurde. Dieser Vertrag wurde mehrfach erneuert, 1381 auf zehn pfälzische Gemeinden ausgedehnt, die insgesamt 600 Gulden jährlich zahlen mußten. Zu den zahlreichen namentlich bekannten Juden, die in den folgenden Jahren in den Schutz aufgenommen wurden, gehören Gottlieb, der als Arzt angenommen wird, Mose Nürnberg, Simelin und Lebelang, der eine Schule einrichten darf und von dieser Erlaubnis später in Weinheim Gebrauch macht. Diese vier werden 1366 zu Judenrichtern eingesetzt. Der Friedhof, der der Gemeinde wohl schon vor der großen Pest gehörte, mußte bereits 1369 aus Platzmangel erweitert werden. Er lag am Fuß des Gaisbergs neben dem kurfürstlichen Garten.

Alles in allem ging es den Juden trotz vieler Beschränkungen unter den ersten Kurfürsten verhältnismäßig gut. Sie konnten Häuser erwerben, waren nicht in ein Ghetto gedrängt, obwohl es eine Judengasse gab, und hatten zum Teil geachtete Stellungen inne. Daß sie weiterhin angefeindet wurden, ersieht man daraus, daß den Studenten der 1386 gegründeten Universität Ausschreitungen gegen Juden unter Androhung harter Strafen verboten werden mußten.

Ruprecht II. verjagte alle Juden aus seinem Land. Die gesamten Liegenschaften der Heidelberger Gemeinde übergab er der Universität, einschließlich des Friedhofs, dessen Grabsteine 1398 verkauft wurden. Die Synagoge, in der Urkunde als Judenschule bezeichnet, wurde am Weihnachtsfest 1391 vom Wormser Bischof feierlich zu einer Marienkapelle geweiht. Sie lag in der oberen Judengasse, der heutigen Dreikönigsstraße. Dort war auch ein Bad in einem Gewölbe vorhanden.

Die Bücher der Juden erhielt ebenfalls die Universität, die sie — mit Ausnahme eines noch einige Jahre aufbewahrten Talmudexemplars — verkaufte.

Trotz der judenfeindlichen Haltung der Kurfürsten der folgenden Jahrhunderte hielten sich immer wieder vorübergehend Juden in der Pfalz auf. In der Residenzstadt selbst wurden bis 1649 nur vereinzelte in den Schutz genommen, ihre Anwesenheit oft nur für wenige Wochen oder Monate gestattet. Im Gesamtverzeichnis der pfälzischen Juden von 1548 wird kein Heidelberger Einwohner genannt; 1550 sind es drei, unter ihnen ein gewisser Lazarus. Er war in eine Verschwörung verwickelt, die die Ausschaltung Otto Heinrichs von der Nachfolge in der Regierung zum Ziel hatte, aber fehlschlug.

Für die pfälzischen Juden war in dieser Zeit der Wormser Rabbiner zuständig. Vermutlich wurden in Worms auch nach der Enteignung des Heidelberger Friedhofs ihre Toten beigesetzt. Im 17. Jahrhundert wird dann von ihnen der näher gelegene Friedhof in Wiesloch benutzt.

Vereinzelt ließen sich Juden taufen, um an den Universitäten lehren zu können. 1551 wird Paulus Staffelstein — als Jude Nathan Aron — Professor der hebräischen Sprachen in Heidelberg. 1561 wird Imanuel Tremellius nach seiner Tätigkeit als Lehrer in Lucca, Straßburg und Cambridge als Calvinist Professor für Theologie und hebräische Sprache. 1562 und 1575 war er Rektor der Universität.

Das Leben der ungetauften Israeliten dagegen wurde immer beschwerlicher, selbst der Durchzug durch die Pfalz von immer schärferen Bedingungen abhängig gemacht. Nach dem Westfälischen Frieden nahm die Zahl der Juden zu. 1660 wohnten 5 Familien, alle mit dem Namen Oppenheim, in Heidelberg. Ein Oppenheim wurde als Samuel Heidelberg später Hoffaktor in Wien. Ein von ihm gestifteter Chanuka-Leuchter befand sich bis zur Zerstörung in der Kristallnacht in der Synagoge. Moses Oppenheim wirkte lange Jahre als Vorsteher der rasch wachsenden Gemeinde. Nach der Zerstörung der Stadt im pfälzischen Krieg flüchtete er nach Fürth, kehrte aber 1693 zurück und blieb in Heidelberg bis zu seinem Tode. Samuel und Moses zogen für den Kurfürsten die Rekognitionsgelder ein, die von den Juden als Gegenleistung für die Aufnahme zu erbringen waren. Zu ihrer Zeit hat es mit großer Wahrscheinlichkeit schon einen Rabbiner in der Stadt gegeben und eine Judenschule, womit wiederum die Synagoge gemeint ist. Die Gemeinde löste sich damit aus der Abhängigkeit von Worms. Wegen der unsicheren Verhältnisse im pfälzischen Erbfolgekrieg erschien es den Heidelberger Juden ratsam, statt der gefährlichen Überführung ihrer Toten nach Wiesloch einen eigenen Friedhof einzurichten. Sie kauften einen Hopfengarten in der Plöck unweit der Annakirche, aber nachdem die ersten Verstorbenen dort beigesetzt waren, wurde der Kauf nach Vorstellungen des Hofkammerpräsidenten, der bei den Verhandlungen übergangen worden war, rückgängig gemacht und befohlen, „was an selbigem Begräbnisplatz gebaut und zugerichtet, alsobald niederreißen zu lassen". An diesen Verhandlungen war auch Süßkind Oppenheimer beteiligt, der Vater des bekannten württembergischen Hoffaktors Süß Oppenheimer. Dieser selbst wurde vor der Jahrhundertwende — das genaue Datum ist nicht zu ermitteln — in Heidelberg geboren.

Die Verwüstung der Pfalz durch die Franzosen 1689 brachte auch über die

Juden Not und Elend. Die Residenzstadt selbst war nicht so schlimm betroffen. Tatkräftig hatten die jüdischen Einwohner an der Bekämpfung des Stadtbrandes teilgenommen. 35 Familien mit 167 Seelen, vor allem aus dem völlig zerstörten Mannheim, fanden ein vorübergehendes Obdach bei Christen und Glaubensbrüdern. Erst nach längeren Verhandlungen wurde ihnen der Verbleib in Heidelberg bis zum Wiederaufbau ihrer Wohnsitze erlaubt. Sie mußten sich dafür an den Einquartierungskosten der Hauptstadt beteiligen.

1697 begannen erneute Verhandlungen um einen Friedhof. Der ursprünglich vorgesehene Platz an der Plöck wurde für eine andere Straßenführung benötigt. Verschiedene Plätze vor den Stadttoren wurden den inzwischen acht Familien Oppenheimer — der Name wechselt mit der Form Oppenheim — angeboten. 1701 erhielten sie einen Platz vor dem Klingentor zugesprochen, 100 Schuh lang und 72 Schuh breit, „an keiner Straße gelegen und niemand sonst hinderlich oder verdrießlich". Bis 1876 wurde dieser Friedhof benutzt, dann wurde er geschlossen und der Gemeinde ein Stück des städtischen Bergfriedhofs an der Rohrbacher Straße eingeräumt.

Die erneuerten Stadtprivilegien von 1698 sahen eine Beschränkung der Heidelberger Judenschaft auf drei Familien vor, Ansiedlungszwang in einer Gasse und Handelsbeschränkungen. Auf ihre Proteste hin wurden diese Bestimmungen abgeändert. Man verzichtete auf das Ghetto, sah die Aufnahme von fünf Familien vor und ordnete die Gleichstellung der Juden mit den übrigen Bürgern in geschäftlicher Hinsicht an, denn das war in der allgemeinen, teuer bezahlten Judenkonzession der Pfalz vorgeschrieben. Besonders die Krämerzunft opponierte gegen diese Erleichterungen für ihre Konkurrenz und bereitete unter Berufung auf ihre Zunftordnung den jüdischen Krämern erhebliche Schwierigkeiten. Sie setzte durch, daß den Juden das öffentliche Feilhalten ihrer Waren auf dem Markt verboten wurde, und schließlich durften diese überhaupt keine offenen Läden mehr haben. Auch die Metzgerzunft versuchte die jüdische Konkurrenz auszuschalten.

Der Heidelberger Rat veranlaßte gelegentlich Razzien, bei denen alle nicht offiziell aufgenommenen Juden Rechenschaft über den Grund ihres Aufenthalts geben mußten und meistens ausgewiesen wurden. Sowohl die Christen als auch die seßhaften Juden veranlaßten diese Maßnahmen, die einen aus Sorge vor der Konkurrenz, die anderen, um unheilvollen Folgen für sich selbst vorzubeugen.

Vertreter der pfälzischen Judenschaft, die — mit Ausnahme der 1660 herausgelösten Mannheimer Gemeinde — von der Regierung als eine Einheit behandelt wurde, war der Obervorsteher. Er leitete die etwa alle drei Jahre stattfindenden Versammlungen der Landjudenschaft. Als solcher wird zunächst Moses Oppenheimer aus Heidelberg genannt. Nach seinem Tode übernimmt 1705 sein Sohn Lazarus dieses Amt. 1704 wird erstmals ein Landrabbiner genannt, der seinen Sitz in Heidelberg hatte. Wohl schon 1702 hatte der Talmud-Gelehrte Hirsch Fränkel dieses Amt übernommen und behielt es bis zu seiner Berufung nach Ansbach 1708. Seine nächsten Nachfolger waren Matthes Ahrweiler (1708—28) und David Ullmann (1728—62), dessen Ernennung dem Einfluß seines Bruders, des Hoffaktors Jakob Ullmann, zu verdanken war und Anlaß zu Auseinandersetzungen in der Judenschaft Heidelbergs bot.

Die jüdischen Gottesdienste fanden nach dem Verlust der ersten Synagoge in Privathäusern statt. Von 1704 ab diente das Haus des Feist Oppenheimer diesen Zwecken. Es lag in der Nähe des Jesuitenkollegiums. 1714 beantragten die Jesuiten „wegen früh und späten unerträglichen Geschrei von nächstgelegener unruhiger Judenschul und öfterer Zusammenlaufung der Juden in dasiger Nachbarschaft" die Entfernung der „Judenschule". Allerdings wurde der Lärm bisweilen von Studenten verursacht, die trotz aller Ermahnungen sich häufig Übergriffe gegen die Juden zuschulden kommen ließen, auch das Haus des Feist mit Steinen bewarfen. Der Antrag der Jesuiten löste einen 22jährigen Streit unter den Heidelberger Juden um den Bau einer Synagoge aus. Feist Oppenheimer und vier Familien wollten seine Privatsynagoge behalten, die 1718 von Unbekannten verwüstet wurde. Eine andere Gruppe um den Obereinnehmer Moses David Oppenheimer erwarb nach zähen Verhandlungen das Haus „Blaue Lilie" in der Mantelgasse. Die Fenster zur Straße mußten vermauert und das Äußere so gestaltet werden, „daß es nicht wie eine Synagoge oder Kirche aussehe". Nach dem Umbau mußte Feist trotz beharrlicher Weigerung die Kultgegenstände herausgeben. Die Sitze im neuen Gotteshaus wurden versteigert, um den Käufern das vorgestreckte Kapital zurückzahlen zu können. Solange blieb das Haus Privateigentum der Käufergruppe. Die Opposition richtete nach dem Tode des Feist 1721 im Haus des Wolf Oppenheimer eine Privatsynagoge mit einem Vorbeter ein, nachdem die Häuser beim Jesuitenkollegium aufgegeben worden waren. Damit war aber die Regierung nicht einverstanden und ordnete die Schließung dieses Betraumes an sowie die Entlassung des Vorbeters. Nach vielem Hin und Her wurde auf Befehl der Regierung eine Einigung mit Moses Oppenheimer, dem nominellen Eigentümer des Hauses zur blauen Lilie, erzielt. Die gesamte Heidelberger Judenschaft erwarb 1736 das Haus und den Hofplatz. Der bisherige Eigentümer erhielt die vornehmsten Plätze in der Männer- und Frauenabteilung für seine Familie zugesprochen. Heidelberg hatte damit wieder eine Synagoge. An ihrer Stelle an der Ecke Große Mantelgasse/Lauerstraße wurde 1878 ein Neubau errichtet.

Bei der Gesamtaufnahme der pfälzischen Juden zur Erneuerung der Konzession 1722 bestanden 20 Haushaltungen in Heidelberg. Dort wohnte der spätere Obereinnehmer Moses Karlebach, der dieses zugleich einträgliche und undankbare Amt ab 1731 versah. 1743 waren es nur 12 Familien, die in der Hauptstadt Schutzgeld zahlten, aber auch das erschien den Heidelbergern noch zu viel. Kurfürst Karl Theodor versprach deshalb 1746, die Anzahl „auf den altvorigen Fuß nach und nach zu vermindern". Aber dieses Versprechen konnte die Entfaltung der Gemeinde nicht hindern. 1747 durfte Oberrabbiner Ullmann zwei Religionslehrer für die Landjudenschaft anstellen. Sein Nachfolger Naftali Hirsch Moses (1763 bis 1800) amtierte in der neuen Residenz Mannheim.

Stadtrat und Zünfte protestierten 1746 energisch, als ein Jude an der Hauptstraße ein Geschäft eröffnete. Zwar konnten sie, wie schon früher, die Errichtung eines Ghettos nicht erzwingen, aber die weitere Ansiedlung von Juden an der Hauptstraße wurde untersagt. Unter der Gegnerschaft ihrer Mitbürger hatten sie weitere Unannehmlichkeiten zu erdulden. Als 1784 eine neue Neckarbrücke erbaut worden war, sollten sie nach der Vorstellung des Stadtrats doppelte Taxe zahlen.

Der Kurfürst erklärte jedoch diese Behandlung für ungesetzlich, da seiner Meinung nach die Juden als „Handelsleute und Mitmenschen" zu betrachten seien. Der Stadtrat mußte nachgeben, konnte aber vom Nachfolger Karl Theodors die Beschränkung der jüdischen Handlungen auf zwei durchsetzen. Nach dem Anfall an Baden machten sich auch in Heidelberg liberalere Strömungen bemerkbar.

An der Universität konnten sich seit 1724 Juden immatrikulieren. Bis 1804 machten insgesamt 19 Studierende von diesem Recht Gebrauch. Hier war aber auch der Ort, wo 1816 der Professor der Naturwissenschaften Fries eine Schrift erscheinen ließ, in der er zur Ausrottung der Juden mit Stumpf und Stiel aufforderte. Er stand damit in der Nachfolge des Heidelberger Orientalisten Johann Andreas Eisenmenger, dessen Werk „Entdecktes Judentum" 1711 in Königsberg erschienen war, nachdem Samuel Oppenheimer ein kaiserliches Verkaufsverbot für das Reich erwirkt hatte. Bis in die jüngste Zeit bezogen Antisemiten ihr Wissen über das Judentum aus diesen obskuren Quellen. Zwar wurde Fries bald seines Amtes enthoben, aber seine Schrift war eine der Ursachen, die zum Hep-Hep-Sturm von 1819 führten, bei dem es auch in Heidelberg zu Tumulten und Ausschreitungen gegen die Juden kam.

Alle diese Rückschläge konnten die Entfaltung der Gemeinde nur verzögern, nicht aufhalten. 1827 lebten über 350 Juden in der Stadt, rund 2 Prozent der Einwohner. Bei der Neueinteilung der Gemeinden in diesem Jahr wurde Heidelberg Sitz einer Bezirkssynagoge. Seit etwa 1875 betreute der Heidelberger Bezirksrabbiner auch die Rabbinatsbezirke Ladenburg und Sinsheim.

Ähnlich wie in Karlsruhe und Mannheim kam im Zusammenhang mit den Assimilierungsbemühungen in Heidelberg eine Bewegung auf, die den Gottesdienst reformieren, vor allem die deutsche Sprache einführen wollte. Vorkämpfer dieser Bestrebungen war der Oberlehrer Rehfuß. Doch die Zeit war noch nicht reif dafür. Oberrat und Staatsministerium untersagten ihm gottesdienstliche Handlungen, die nicht den geltenden jüdischen Gebräuchen entsprachen. In den Schulvorstand der inzwischen eingerichteten jüdischen Volksschule wurde 1827 der Rabbiner berufen. Sonst wurde die Schulaufsicht von der katholischen oder protestantischen Kirchen-Ministerial-Sektion wahrgenommen. Rehfuß konnte es durchsetzen, daß die Schulentlassungsfeier in der Art der Konfirmation in der Synagoge stattfand. Ein anderer Protagonist der Reform war der von 1827—72 amtierende Bezirksrabbiner Salomon Fürst, der 1845 die erste allgemeine badische Rabbinerkonferenz über Reformfragen veranlaßte. In der Heidelberger Synagoge wurde bereits 1854 ein Harmonium aufgestellt. Das war einer der Hauptangriffspunkte der jüdischen Orthodoxie, die schließlich eine eigene Gruppe in der Gemeinde bildete, ohne sich vollständig von ihr zu trennen, wie es in Karlsruhe der Fall war.

Gewalttaten gegen Juden ließen sich noch einmal Angehörige einer Zunft zuschulden kommen. Als die Schneider im Zusammenhang mit der Revolution von 1848 die Einführung der Gewerbefreiheit befürchteten, stürmten sie die Läden der jüdischen Kleiderhändler.

Die Gemeinde wuchs von 854 Juden im Jahre 1875 (2,6 % von 32 992 Einwohnern) nach einem Rückgang auf 794 (1887) auf 927 im Jahr 1900. 1925 war

mit 1412 Seelen die absolute Höchstzahl erreicht (1,8 %). Den Beginn des Dritten Reiches erlebten noch 1102 Bürger jüdischen Glaubens in der Stadt.

Der Ungeist des Nationalsozialismus drang früh in gewisse Kreise der Universität ein. 1927 wurde auf einem Bonner Studententag die Umgestaltung der Verfassung der Heidelberger Studentenschaft in arisch-völkischem Sinn verlangt. Die freien Hochschulgruppen und der katholische Görresring vereitelten das Zustandekommen der erforderlichen Mehrheit. Friedrich Gundolf lehrte zu dieser Zeit Literaturwissenschaft (gest. 1931). Im April 1933 wurde eine Beschränkung des Anteils der jüdischen Studenten auf den prozentualen Anteil der Juden an der Gesamtbevölkerung gefordert. Im gleichen Jahre wurden die ersten jüdischen Dozenten auf Grund des Berufsbeamtengesetzes ihres Amtes enthoben, darunter der Althistoriker Eugen Täubler, der Internist Albert Fränkel und der Pharmakologe Siegfried Löwe. Aus rassischen Gründen mußten in den nächsten Jahren insgesamt 45 akademische Lehrer die Alma mater verlassen, unter ihnen die Juristen Ernst Levy und Walter Jellinek, der Romanist Helmut Hatzfeld, der Dermatologe Siegfried Bettmann und der Physiologe und Nobelpreisträger Otto Meyerhof. Nach einem Schreiben der Dozentenschaft der Universität Heidelberg lag es „im Interesse der gesamten deutschen Wissenschaft", daß er einen Ruf ins Ausland annahm; er sei „höchst gefährlich, und der Ruf ins Ausland bietet die beste Möglichkeit, ihn abzuschieben. Er dürfte trotz seiner Berühmtheit im Ausland unter dem Heer der anderen Emigranten mit untergehen". 20 von den Dozenten gelang die Auswanderung, 2 wurden nach Gurs deportiert, 2 nahmen sich das Leben. Die Zahl der nichtarischen Studenten fiel von 1933—37 von 180 auf 24, und diese wenigen waren meist sogenannte Halbjuden. Das Vermögen der jüdischen Studentenvereinigung wurde 1933 beschlagnahmt, die Verbindung Guestphalia aufgelöst, weil sie sich geweigert hatte, Mitglieder mit jüdischen Verwandten auszuschließen.

1933 bestanden in der israelitischen Gemeinde zahlreiche Vereine, die vor allem wohltätigen Zwecken dienten. Die Orthodoxen waren in dem 1929 in das Vereinsregister eingetragenen „Verein gesetzestreuer Juden" zusammengeschlossen und hatten einen eigenen Betsaal in der Plöck eingerichtet. Die Friedrichs-Loge des Unabhängigen Ordens B'ne B'rith hatte nur wenige Mitglieder. In der Akademiestraße besaß der Verein für israelitische Krankenschwestern ein Heim. Wie im übrigen Baden hatte es der Zionismus schwer, in Heidelberg Fuß zu fassen. Erst 1935 konnte eine Ortsgruppe gebildet werden, die im September 1936 schon 116 Mitglieder umfaßte.

In allen Zweigen der Wirtschaft waren Juden zu dieser Zeit noch tätig. Größere Betriebe waren die Badischen Möbelwerke, zahlreiche Großhandlungen und mehrere Zigarrenfabriken, darunter die Firma Flegenheimer mit etwa 230 Mitarbeitern.

Der stärker werdende Druck von außen führte zu einer Intensivierung des Gemeinde- und Vereinslebens. Die Sorge um die Erziehung der Kinder veranlaßte 1933 die Bildung eines Aktionsausschusses für Fragen des Schulwesens. Der Religionsunterricht an den Gemeinschaftsschulen sollte zu einem allgemein jüdischen Unterricht erweitert werden, in dem die hebräische Sprache und die jüdische

Geschichte gelehrt werden sollten. 1936 wurde eine eigene Judenklasse geschaffen Die Kinder wurden von jüdischen Lehrern unterrichtet, die als Frontkämpfer vom Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums nicht betroffen waren. Sie wurden vom Staat besoldet. Zusätzliche Lehrkräfte mußte die Gemeinde bezahlen. 1937 besuchten 53 Kinder aus Heidelberg und der näheren Umgebung diese Klasse. Bis zur Kristallnacht fand der Unterricht in der Pestalozzischule statt. Danach wurde der gemeinsame Unterricht von Juden und „Ariern" in einem Gebäude verboten, die staatliche Unterstützung eingestellt, die Schule privatisiert und am 1. Oktober 1939 von der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland übernommen. Die Deportation nach Gurs beendete die Lehrtätigkeit im Gemeindehaus in der Bunsenstraße, wo die Schule Aufnahme gefunden hatte. Bereits 1936 war der amtierende Rabbiner Dr. Pinkuss nach Brasilien ausgewandert.

In der Kristallnacht wurde die Synagoge, die nach einem 1912 erfolgten Umbau noch 1937 renoviert worden war, ein Opfer der geplanten Zerstörungsaktion. Die Thorarollen und andere Ritualien wurden zunächst auf das Polizeirevier verbracht, etwa acht Tage später von Studenten auf dem Universitätsplatz unter Ansprachen und Absingen nationalsozialistischer Lieder verbrannt. Den Abbruch des ausgebrannten Gotteshauses mußte die Gemeinde bezahlen. Die Zerstörungen im Betsaal der Orthodoxen ließen eine Renovierung zu, so daß hier und im jüdischen Gemeindehaus im Januar 1939 wieder Gottesdienst gefeiert werden konnte. Zahlreiche jüdische Bürger wurden Opfer des Wütens der SA. Ihre Wohnungen wurden zertrümmert, das Mobiliar zerhackt, die Betten aufgeschlitzt und auf die Straße geworfen. Selbst wertvolle Kunstgegenstände wurden nicht verschont, zahlreiche jüdische Geschäfte demoliert. Die beteiligten Männer erhielten zum Teil Bescheinigungen über ihre Teilnahme an einer „Aktion gegen Staatsfeinde", um einen Verdienstausfall zu vermeiden. Der zuständige Ortsgruppenleiter war bei den Zerstörungen in den Wohnungen prominenter Juden selbst tätig — anders als in den kleineren Orten, wo die „Volkswut" meist von ortsfremden SA-Leuten verkörpert wurde. Rund 150 Männer traten den Weg nach Dachau ins KZ an, von wo sie nach Wochen oder Monaten zurückkehrten.

Am 22. Oktober 1940 begann für Baden lange vor der Wannsee-Konferenz die „Endlösung" der Judenfrage. Da die Nationalsozialisten die Juden als Angehörige einer Rasse, nicht einer Konfession betrachteten, ergibt sich eine Differenz zwischen den in den Volkszählungen bis 1933 erfaßten Glaubensjuden und den „Nichtariern" nach der Rassenideologie. Nach deren Kategorien lebten am Tage der Machtergreifung 1217 Juden in Heidelberg. Durch Zuzüge und Geburten erhöhte sich diese Zahl bis zum Beginn der Deportationen um 556, verminderte sich andererseits durch Tod, Auswanderung und Umzug innerhalb Deutschlands. Die folgenden Zahlenangaben gehen von den 1773 Personen aus, die zwischen 1933—1945 Heidelberger Bürger waren. Für 339 Juden begann der Leidensweg mit dem großen Transport nach Gurs. 281 von ihnen erreichte der Ausweisungsbefehl in Heidelberg, die anderen irgendwo in einer anderen badischen oder pfälzischen Stadt, wohin sie inzwischen gezogen waren. Unter den Betroffenen befand sich der Dichter Alfred Mombert, dem später mit seiner ebenfalls hochbetagten Schwester die Einwanderung in die Schweiz gelang. In Gurs und in

Idron vollendete er seinen Mythos „Sfaira der Alte". Seine Verse spiegeln die Trostlosigkeit des Lagerlebens wider, zeugen aber von der Größe menschlichen Geistes in der Erniedrigung. Mombert starb 1942 in Winterthur, nur wenige Monate nach seiner Befreiung. Der Heidelberger Stadtpfarrer Maas versuchte das Leid der verfolgten Mitbürger zu lindern, soweit es in seinen Kräften stand. Nach der Aktion Gurs wurden im Stadt- und Landkreis Heidelberg nur noch 83 Juden gezählt, fast ausschließlich solche, die 1940 nicht transportfähig waren oder die in Mischehe mit einem „arischen" Partner lebten.

125 der von 1933—45 in Heidelberg gemeldeten Juden starben in der Stadt selbst oder irgendwo in der Heimat, wohin sie das Schicksal verschlagen hatte. In dieser Zahl sind diejenigen enthalten, die den Freitod der Ungewißheit der Deportation und der Ehrlosigkeit vorzogen. Allein fünf Ehefrauen oder Witwen von Professoren gingen diesen schweren Weg.

Die Transporte in die Vernichtungslager des Ostens und nach Theresienstadt von 1942—45 erfaßten 103 Personen. Unter ihnen befand sich — ein Beispiel für viele — der 70jährige Medizinalrat Reis, ein beinamputierter Invalide des Ersten Weltkriegs mit zahlreichen Orden, und seine 90jährige Mutter. 18 von ihnen, fast ausschließlich solche, die noch im Februar 1945 abtransportiert worden waren, kehrten nach der Befreiung in die Heimatstadt zurück. 50 Juden von den 1773, meist Partner von Mischehen, erlebten das Kriegsende in Heidelberg oder sonst irgendwo in Deutschland, wo sie in den letzten Monaten untergetaucht waren und zum Teil unter menschenunwürdigen Bedingungen lebten. Das Schicksal der restlichen 200 Personen entzieht sich unserer Kenntnis, vor allem deshalb, weil sie meist vor Beginn der Verfolgungen das Gebiet des heutigen Baden-Württemberg verlassen hatten und vom neuen Wohnsitz aus emigrierten oder verschleppt wurden.

Nach dem Kriege wurde der alte Friedhof an der Klingenteichstraße von der Stadt zu einer gepflegten Anlage umgestaltet. An die alte Synagoge erinnert eine Gedenktafel am Alten Synagogenplatz. Die wieder erstandene jüdische Gemeinde konnte 1958 ein neues Gotteshaus einweihen.

In den beiden Stadtteilen Heidelbergs *Rohrbach* und *Handschuhsheim* ließen sich seit dem 16. Jahrhundert vereinzelt Juden nieder. 1548 zahlte Israel aus Handschuhsheim für seinen Schirmbrief 150 Gulden, sein Schwiegersohn Aron 40 Gulden. 1701 sollte dort eine Versammlung der gesamten pfälzischen Judenschaft stattfinden, die aber wegen der ungeschützten Lage des Ortes schließlich nach Heidelberg einberufen wurde. 1719 beklagte man sich in der Residenz darüber, daß die Juden der beiden Vororte in Heidelberg Geschäfte tätigten. 1722 waren je 4 Familien hier ansässig, 1743 in Rohrbach 4, in Handschuhsheim noch 2. Von diesen wird Gerson Leser als bettelarm geschildert „und ist bei ihm nichts als eine Hütte voll Kinder zu finden". Bei der Bezirkseinteilung von 1827 werden beide Orte dem Rabbinatsbezirk Heidelberg zugewiesen.

In Handschuhsheim hat demnach eine selbständige Gemeinde bestanden, die aber die Synagoge und den Friedhof in Heidelberg benützte und keine Bedeutung erlangte. Sie wurde bereits vor der 1903 erfolgten Eingemeindung des Orts nach Heidelberg aufgelöst.

Die israelitische Gemeinde Rohrbach war etwas größer. 1887 wies sie 69 Mitglieder auf; seitdem ging die Zahl laufend zurück (1895 44, 1905 42, 1910 39). Der Ort wurde 1927 nach Heidelberg eingemeindet. Im Januar 1937 wurde die noch rund 30 Seelen umfassende Gemeinde mit Genehmigung des Staatsministeriums mit der Heidelberger Gemeinde vereinigt. Kurz vor 1850 war in Rohrbach unweit des Rathauses in der Rathausstraße eine eigene Synagoge erbaut worden. Auch sie wurde in der Kristallnacht durch Angehörige des Pioniersturms und des Heidelberger Studentensturms der SA in Brand gesteckt, aber wegen der dichten Bebauung mußten der Feuerwehr die Löscharbeiten erlaubt werden. Im Lauf des Krieges wurde das Gebäude abgerissen.

Lit.: Marie *Baum,* Vergessene und Unvergessene aus der Stadt Heidelberg, in: Den Unvergessenen. Opfer des Wahns 1933 bis 1945. Hg. von H. Maas u. a. 1952. — Max *Ludwig,* Das Tagebuch des Hans O. Dokumente und Berichte über die Deportation und den Untergang der Heidelberger Juden. 1965. — Hugo *Marx,* Werdegang eines jüdischen Staatsanwalts und Richters in Baden (1892—1933). 1965.

HEIDELSHEIM KR. BRUCHSAL

Die ehemalige freie Reichsstadt Heidelsheim geriet nach mehrfacher Verpfändung 1463 unter pfälzische Hoheit und fiel mit der Kurpfalz 1803 an Baden.

1526 wurde der jüdische Arzt Salomon von Wimpfen durch den Kurfürsten von der Pfalz in Heidelsheim in den Schutz aufgenommen. Diesem ersten Juden folgten weitere, die 1551 das Recht erhielten, Geld auf Zins auszuleihen. Sie wohnten in der Judengasse, an deren Ende das Judentor stand. Zum baulichen Unterhalt dieses Stadttores mußten sie Beiträge leisten. In den Kriegsläufen am Ende des 17. Jahrhunderts verließen die Juden den Ort, kehrten aber bald nach 1689 zurück. 1722 waren es 4, 1760 8, 1790 17 und um 1800 bereits 21 Familien mit 89 Seelen. Sie trieben vor allem Handel mit Vieh, Landesprodukten und Tuchwaren. Später besaßen sie auch Ladengeschäfte und Gerbereibetriebe.

Ihren zahlenmäßigen Höhepunkt erreichte die jüdische Gemeinde 1849. Damals wohnten 192 Juden in Heidelsheim. Sie besaßen seit 1856 eine Synagoge und ein rituelles Bad. Eine jüdische Schule soll sich in der Zehntgasse befunden haben. Von 1860—1876 diente ein Haus an der Bruchsaler Straße als Schulgebäude; später wurde dort nur noch jüdischer Religionsunterricht erteilt. Die Toten wurden auf dem Friedhof in Obergrombach beigesetzt.

In Spannungszeiten kam es in Heidelsheim zu kleineren Ausschreitungen gegen die Juden, so in den Jahren 1817, 1830, 1833 und 1846. Am Fastnachtsmontag 1848 erlebte die Stadt einen „Judensturm", der nur durch den Einsatz von Dragonern aus Bruchsal erstickt werden konnte. Die Wohnungen der Juden wurden demoliert und geplündert. Die gehetzten und mißhandelten Mitbürger fanden Unterschlupf bei ihnen wohlgesinnten christlichen Einwohnern.

Seitdem nahm die Zahl der Juden in Heidelsheim ständig ab. Nach dem befreienden Gesetz von 1862 wanderten sie in die größeren Städte ab, vor allem nach Bruchsal, Mannheim und Frankfurt am Main. 1875 lebten noch 158 Juden in

Heidelsheim, 1887 141, 1895 66, 1900 38, 1910 18, 1925 9 und 1933 nur noch 6. Damit war ein selbständiges jüdisches Gemeindeleben unmöglich geworden. Die wenigen verbliebenen Juden wurden der Gemeinde Bruchsal als Filiale angegliedert. Dort befand sich seit 1827 der Sitz des für Heidelsheim zuständigen Rabbiners.

Der Viehhändler Emanuel Maier wurde 1940 nach Gurs deportiert und starb ein Jahr später in Perpignan. Seine Frau und seine Enkelin, die nach 1933 zu den Großeltern gezogen waren, starben 1942 in Izbica. Emilie Bodenheimer wanderte 1939 nach den USA aus. Die anderen drei jüdischen Einwohner starben hochbetagt in der Heimat.

Die in der Nähe des Marktplatzes gelegene ehemalige Synagoge wurde umgebaut und dient heute als Kochschule. Nichts erinnert mehr an die frühere Verwendung.

Lit.: Otto *Härdle,* Heidelsheim. Geschichte und Bild der ehemaligen Reichsstadt. 1960.

HEINSHEIM KR. MOSBACH

Bis 1806 war der größere, evangelische Teil des Dorfes Heinsheim im Besitze der Familie von Racknitz, der kleinere, katholische Teil gehörte dem Deutschorden. 1806 fielen beide Teile an Baden.

Im Jahre 1681 sind erstmals Juden in Heinsheim erwähnt. Da es sich bereits um neun Familien handelt, ist anzunehmen, daß die ersten von ihnen schon geraume Zeit ansässig waren. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts wuchs ihre Zahl weiter an. Dann nahm sie durch Abwanderung in die Industriestädte allmählich wieder ab. 1825 zählte die jüdische Gemeinde 100 (11,9 % von 838 Einwohnern) Seelen. 1836 war mit 118 Seelen die höchste Zahl erreicht. 1875 wohnten 72, 1900 82 und 1925 21 Juden in Heinsheim. Im Ersten Weltkrieg fielen Heinrich Strauß und Karl Zeilberger.

Seit 1827 gehörte die israelitische Gemeinde Heinsheim zum Rabbinatsbezirk Mosbach. Schon 1796 hatte sie sich in der Ortsmitte an der Schloßgasse eine eigene Synagoge erbaut. Der Friedhof wurde schon bei der Entstehung der Gemeinde im 17. Jahrhundert angelegt. Er liegt auf der Höhe Zimmerhof, etwa 3 Kilometer außerhalb der Ortschaft an der Grenze zwischen den ehemaligen Ländern Baden und Württemberg. Mit einer Fläche von über einem Hektar ist er einer der größten jüdischen Verbandsfriedhöfe Süddeutschlands, auf dem im Laufe von Jahrhunderten weit über tausend Israeliten aus vielen Gemeinden in Baden und Württemberg ihre letzte Ruhe gefunden haben. Während des Dritten Reiches sollte die politische Gemeinde den altehrwürdigen Friedhof erwerben, einebnen und landwirtschaftlich nutzen. Nach langem Widerstreben von seiten der Gemeinde wurde 1944 zwischen der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland und der Gemeinde Heinsheim ein Kaufvertrag abgeschlossen, der jedoch im Grundbuch nicht eingetragen wurde. Die Gräber wurden nicht angetastet. Nicht einmal das schmiedeeiserne Tor wurde abmontiert und der Verwertung für Rüstungszwecke zugeführt, wie es befohlen worden war.

Ottenheimer, Strauß und Zeilberger waren die alteingesessenen Familien. Ein Jude besaß ein Lebensmittelgeschäft. Die anderen ernährten sich hauptsächlich vom Handel mit Vieh, Pferden und teilweise mit Textilien in den umliegenden Landkreisen. Gleich den übrigen Einwohnern lebten sie in bescheidenen Verhältnissen. Nur der Pferdehändler Jakob Strauß, der nebenher eine Weinschenke betrieb, war etwas wohlhabender.

In Heinsheim kam es nach 1933 zu keinen Ausschreitungen gegen die Juden. Eugen Ottenheimer war sogar mit einem SA-Sturmbannführer befreundet. Da aber nach 1935 die jüdischen Viehhändler immer seltener Geschäfte abschließen konnten, verkaufte auch in Heinsheim eine Familie nach der anderen ihr Eigentum und wanderte aus. Von den 24 Juden, die bei der Volkszählung 1933 erfaßt wurden, und 4 späteren Zuzüglern fanden 16 in Argentinien, der Schweiz, den USA und Palästina eine neue Heimat. 2 starben bis 1937. Am 8. November 1937 wurde wegen der geringen Seelenzahl die Isralitische Religionsgemeinde Heinsheim aufgelöst. Das rituelle Bad war schon 1935 an die katholische Kirchengemeinde veräußert worden. Ein Teil der Synagoge wurde 1936, der Hauptteil 1938 verkauft. In der Kristallnacht im November 1938 gab es weder eine Synagoge noch jüdische Geschäfte zu zerstören. Die von auswärts gekommenen organisierten SA-Leute mußten in fünf jüdischen Haushaltungen Fenster, Mobiliar und Hausrat zerschlagen, um ihrer „spontanen" Empörung über die Ermordung des Gesandtschaftsrats vom Rath Ausdruck zu verleihen. Menschen wurden dabei nicht angegriffen. 1939 lebten nur noch 6, 1940 4 Juden in Heinsheim. Moses Ottenheimer, seine Tochter Hedwig und seine Enkelin Anna Freudenthaler wurden am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert. Die 15jährige Anna wurde bald aus dem Lager befreit. Ihr Großvater starb 1942 im Lager Rivesaltes. Ihre Mutter Hedwig Freudenthaler wurde im gleichen Jahr in Auschwitz ermordet. Annas 14jährige Schwester Hilde wurde von Heilbronn aus 1942 nach Theresienstadt deportiert. Über Auschwitz und Buchenwald kam sie später nach Bergen-Belsen, wo sie am 25. April 1945 befreit wurde. 1946 wanderte sie nach den USA aus. Von den 6 nach 1933 aus Heinsheim verzogenen Juden starben 3 in Auschwitz, Theresienstadt und Récébédou.

In Heinsheim leben heute keine Juden. In der ehemaligen baufälligen Synagoge befindet sich eine Reparaturwerkstätte. Der jüdische Friedhof im Gewann Schlierbach wurde 1954 mit Bäumen und Ziersträuchern neu bepflanzt.

Lit.: Gustav *Neuwirth,* Geschichte des Dorfes Heinsheim. 1954. — Festschrift zur Tausendjahrfeier der Gemeinde Heinsheim am Neckar. 1956.

HEMSBACH KR. MANNHEIM

1449 verpfändete Pfalzgraf Otto I. von Mosbach Hemsbach an den Bischof von Worms. 1485 ging das Amt Hemsbach ganz in Wormser Besitz über. Nur der Zoll an der Bergstraße und die Centhoheit verblieben der Kurpfalz. 1705 kam Hemsbach im Ladenburger Ausgleich wieder an die Kurpfalz zurück und fiel mit dieser 1803 an Baden.

Zu einer dauernden Judenniederlassung in Hemsbach kam es erst im 16. Jahrhundert. Aus dieser frühen Zeit stammt der jüdische Verbandsfriedhof bei Hemsbach. Als Jahr seiner Errichtung wird 1578 angegeben. Er liegt weit außerhalb der Ortschaft in einer bewaldeten Schlucht. Auf dem ausgedehnten Vorgelände, das ein Bach durcheilt, stehen vereinzelte uralte Grabsteine. Das eigentliche Gräberfeld mit ungefähr tausend Gräbern ist am Hang gelegen. — Nur wenig ist aus dem Leben der wenigen Familien bekannt. Mit den Metzgern in Weinheim kam es häufig zu Differenzen, da die Hemsbacher Judenmetzger im Nachbarort Fleisch billiger verkauften als die einheimischen Metzger. Den Weinheimer Bürgern wurde deshalb auf Beschwerde ihrer eingesessenen Metzger 1682, 1683 und 1684 wiederholt verboten, bei den Juden von Hemsbach Fleisch zu kaufen.

Im 18. Jahrhundert lebten in Hemsbach neun bis zehn Judenfamilien. Im 19. Jahrhundert stieg die Zahl der Gemeindemitglieder zunächst an: 1825 61, 1875 111, 1900 101. Durch Geburtenrückgang und Auswanderung fiel sie nach dem Ersten Weltkrieg bis 1925 auf 86, bis 1933 auf 54. Moritz Dokow, Siegmund Oppenheimer, Siegmund Pfälzer und Julius Simon fielen im Kriege 1914—18. Ihre Namen sind auf dem Hemsbacher Kriegerdenkmal eingemeißelt.

Die Juden besaßen eine Synagoge in der Mittelgasse, ihr gegenüber ein rituelles Bad und im 19. Jahrhundert auch eine eigene Volksschule. Seit 1827 gehörte die jüdische Gemeinde zum Rabbinatsbezirk Heidelberg. Ein Frauenverein und ein Männerkrankenverein hatten sich die Wohlfahrtspflege im Dorf zur Aufgabe gemacht.

Um 1933 war das bedeutendste jüdische Unternehmen die Zigarrenfabrik Moses Pfälzer & Co. mit 100—150 Beschäftigten. Die Firma Pfälzer & Plaut betrieb einen Großhandel mit Landesprodukten. In jüdischer Hand waren ferner ein Gemischtwaren-, ein Kurzwaren- und ein Manufakturwarengeschäft. Julius Ottenheimer hatte ein Geschäft mit Schreinereibedarfsartikeln. Moses Simon, der Gastwirt „Zum Hirsch", betrieb gleichzeitig ein Porzellanwarengeschäft. Louis Oppenheimer führte eine koschere Metzgerei. Die übrigen Juden lebten vom Vieh- oder ambulanten Stoffhandel. Unter den Stoffhändlern genoß Cäsar Oppenheimer besonderes Ansehen. Um die Jahrhundertwende galt er als der reichste Mann in Hemsbach. Er half vielen Nichtjuden finanziell, ohne hypothekarische Sicherheit dafür zu verlangen. Durch den Ersten Weltkrieg und die Inflation zerrann sein Vermögen. Er ließ sich dadurch nicht beirren und arbeitete bis in sein hohes Alter als Stoffhändler. Bei der Bevölkerung war der gütige und hilfsbereite Mann sehr beliebt. Ihr heftiger Protest konnte trotzdem nicht verhindern, daß der 91jährige nach Gurs deportiert wurde, wo er schon am 3. Dezember 1940 den schweren Strapazen erlag.

Unter den Nationalsozialisten hatte Josef Oppenheimer viel zu leiden. Er wurde zwischen 1933 und 1940 mehrmals mißhandelt. Nach der Deportation starb er im Lager Récébédou in Südfrankreich. Ab 1935 ging das Geschäftsleben infolge des Boykotts immer mehr zurück. 1938 wurde die Zigarrenfabrik Pfälzer & Co „arisiert". Am 10. November 1938 brachten auswärtige SA-Leute in der Synagoge eine Sprengladung zur Explosion, wodurch die Decke heruntergerissen wurde. Anschließend demolierten sie verschiedene jüdische Wohnungen. Bis 1939

hatten sich die wohlhabenderen Juden und die Jugendlichen im Ausland, vorwiegend in den USA, in Sicherheit gebracht. Die zurückgebliebenen Armen und größtenteils Alten gerieten in immer größere wirtschaftliche Not. Doch fehlte es auch nicht an wohlgesinnten Bürgern, die ihnen Lebensmittel zukommen ließen. Am 22. Oktober 1940 wurden die letzten 19 Juden aus Hemsbach nach Gurs deportiert. Davon starben in südfranzösischen Lagern 3 Personen. Mindestens 5 fanden den Tod in den Gaskammern von Auschwitz. 4 Personen wurden aus dem Lager entlassen.

In Hemsbach leben heute keine Juden mehr. Die ehemalige Synagoge wird als Wohnung und Werkstatt benutzt. Eine hebräische Inschrift über ihrem Eingang und die Grabsteine auf dem eindrucksvollen Friedhof am oberen Mühlweg halten die Erinnerung an die jüdische Gemeinde wach.

Lit.: Camill *Maurer,* Geschichte der Gemeinde Hemsbach an der Bergstraße. 1930. — Karl *Zinkgräf,* Bilder aus der Geschichte der Stadt Weinheim. 1682—1693. Nach den Weinheimer Ratsprotokollen. 1904.

HOCKENHEIM KR. MANNHEIM

Das 1895 zur Stadt erhobene Hockenheim kam 1275 vom Hochstift Speyer an die Kurpfalz, 1803 an Baden.

1510 erlaubte Pfalzgraf Ludwig V. (1508—44) dem Juden Samuel Abraham, gegen einen Jahreszins von 6 Gulden in Hockenheim zu wohnen. 1550 wurde auch dessen Sohn Moses in den Schutz nach Hockenheim aufgenommen. Für den Schirmbrief zahlten Vater und Sohn zusammen 56 Gulden. Mehr als zwei Judenfamilien ließen die Kurfürsten der Pfalz an kleineren Orten nicht zu. Noch 1722 und 1743 sind deshalb nur zwei Judenfamilien ansässig. Sie handelten mit Vieh, Pferden, Heu und Getreide. Auch das Metzgergewerbe scheinen sie ausgeübt zu haben, da es in den Ratprotokollen heißt, daß sie kein „unbesehenes" Fleisch verkaufen durften. Als der Schutzjude Mordge Abraham dieses Gebot übertrat und außerdem keinen Schutzbrief vorweisen konnte, mußte er innerhalb vier Wochen den Ort räumen. Da er eine Strafe von 1½ Gulden nicht bezahlte, wurde ihm obendrein Zinngeschirr gepfändet.

Noch 1809 waren die fünf Hockenheimer Juden Lazarus, Marx Lußheimer, Joseph Marx Salomon, Samuel und Hirsch Halle arme Hausierhändler. Doch rasch mehrte sich in großherzoglich badischer Zeit Zahl, Wohlstand und Bildung der Hockenheimer Juden, begründet durch den Handel mit Hopfen und Tabak sowie durch die Errichtung von Zigarrenfabriken. 1825 wohnten in Hockenheim die jüdischen Familien Leser, Marx und Samuel Lußheimer, Abraham Adelsberger, Löb und Jacob Alexander, Daniel Krämer, Benjamin und Samuel Hockenheimer, die Witwe von Hirsch Halle und Alexander Halle, insgesamt 46 Personen. 1839 zählte man 68, 1849 90 Juden. 1858 war mit 133 Juden die Höchstzahl erreicht. Die reichgewordenen Zigarrenfabrikanten und Hopfenhändler verlegten allmählich wegen der besseren Geschäftsverbindungen und des gehobeneren Lebensstan-

dards ihre Wohnsitze nach Mannheim. In Hockenheim lebten 1875 130, 1900 112, 1925 45 und im Juni 1933 52 Juden.

Die israelitische Gemeinde Hockenheim gehörte seit 1827 zum Rabbinatsbezirk Heidelberg. Der Gottesdienst wurde zuerst in einem Wohnhaus abgehalten. 1833 bauten sich die Juden eine Synagoge in der Ottostraße, die 1877 wegen Baufälligkeit umgebaut und renoviert wurde. Etwa gleichzeitig mit dem Bau der Synagoge erwarben sie am Rande des Hardtwaldes gegenüber dem christlichen Friedhof ein Stück Land, auf dem ein jüdischer Friedhof angelegt wurde. 1846 wurde im Keller des Hauses Goth in der Ottostraße ein rituelles Frauenbad eingerichtet. Die jüdischen Kinder besuchten von 1820 bis 1843 eine jüdische Volksschule. Ein Frauenverein und ein Wohltätigkeitsverein widmeten sich karitativen Aufgaben.

Während der Weimarer Republik befand sich die Mehrzahl der Hockenheimer Zigarrenfabriken in jüdischem Besitz. Sie beschäftigten insgesamt rund 800 Personen. Die bekanntesten Zigarrenfabriken waren die Firma Halle & Bensinger sowie die Firma J. Hockenheimer & Söhne. Der Fabrikant Halle war ein Nachkomme des 1802 in Reilingen als Vorsinger tätigen Hirsch Philippsohn, der bei der Einführung der Familiennamen bei den Juden den Namen Hirsch Halle annahm.

Die zu Beginn des Dritten Reiches in Hockenheim wohnhaften Juden betrieben Textilgeschäfte, Viehhandel, Fell- und Häutehandel oder lebten als Rentner. Am Boykottag, dem 1. April 1933, standen vor jüdischen Geschäften Doppelposten der SA, doch kam es zu keinen Gewalttaten gegenüber den Juden. Bis zur Kristallnacht am 9./10. November 1938 hat man in Hockenheim den Juden nichts in den Weg gelegt. Eine jüdische Zigarrenfabrik, die um die Erlaubnis bat, das Hockenheimer Wappen als Warenetikett benutzen zu dürfen, bekam sie ohne Anstand erteilt. Die jüdischen Einzelhandelsgeschäfte dagegen gingen nicht mehr so gut, weil sich viele Kunden, eingeschüchtert durch die nationalsozialistischen Hetzparolen, nicht mehr getrauten, jüdische Läden zu betreten. In der Kristallnacht wurden die Geschäfte geplündert und die Synagoge bis auf die Grundmauern niedergebrannt. Die meisten Juden hatten bis 1939 das Land verlassen. Einige tauchten in den Großstädten unter. Am 22. Oktober 1940 wurden die letzten sechs Juden aus Hockenheim nach Gurs deportiert. Die Familie Hermann Mayer — Eltern und zwei Kinder — konnte aus dem Lager Gurs entkommen. Die Eheleute Jakob und Regina Baumgarten wurden in Auschwitz umgebracht. Von den Juden, die nach 1933 aus Hockenheim weggezogen waren, kamen mindestens acht Personen in Gurs, Auschwitz oder Theresienstadt ums Leben. Ein in sogenannter Mischehe verheirateter seit 1940 getaufter jüdischer Bürger kehrte 1945 aus Theresienstadt zurück. Der Friedhof am Hockenheimer Motodrom mit seinen 49 Grabstätten wird von der Gemeinde gepflegt.

Lit.: Ernst *Brauch,* Hockenheim. Stadt im Auf- und Umbruch. 1965. — *Ders.,* Aus zwölf Jahrhunderten Geschichte Hockenheims. 1933. — Edwin *Halle,* Die Nachkommen des Chasan Hirsch ben Feibil (masch.). 1965.

Das dem Ritterkanton Kraichgau inkorporierte Dorf Hoffenheim war im Besitz der Familie von Gemmingen-Hornberg. 1806 fiel es an Baden.

Noch 1717 wurde den Juden bei Arreststrafe verboten, sich in Hoffenheim blicken zu lassen. Die Gemeinde hatte sich darüber beschwert, daß die Juden mit ihrem Hornvieh „den besamten und verschlossenen Feldern großen Schaden zufügen". Ob mit diesen Juden zu den Märkten durchtreibende Viehhändler oder bereits ortsansässige gemeint waren, ist nicht gesagt. 1720 waren sechs Judenfamilien ansässig, die je 6 Gulden Schutzgeld zahlten, 1728 acht. 1734 wird bestimmt, daß kein Jude Kindern von Christen sowie Dienstboten ohne Erlaubnis der Eltern bzw. Dienstherrschaft Geld leihen darf. 1755 heißt es in den Gemeinderechnungen, daß die elf Judenfamilien „an Sonn- und Festtagen dermaßen und zum höchsten gereichten Mutwillen ongescheut exercieren, alle Handarbeiten treiben und durch ihr Einbringen fremdes Viehs Krautgärten und Wälder verderben". Wiederholt werden in folgenden Jahren Klagen darüber laut, daß die Juden während des Sonntagsgottesdienstes mit Vieh handelten. Sie hatten in wenigen Jahrzehnten festen Fuß gefaßt und waren nicht mehr zu vertreiben. Sie pachteten die Strafgelder und legten beim Abzug von Bürgern für diese das Abzugsgeld aus, wobei es bei der Rückzahlung häufig zu Schwierigkeiten kam. Schon 1750 besaß der Jude Salomon ein Haus bei der Kirche.

1766 wäre beinahe den Hoffenheimern eine Judenhochzeit teuer zu stehen gekommen. Ein deutschherrischer Schutzjude wollte im Hause seines Schwagers Wolf Berle in Hoffenheim Hochzeit halten und hatte von der Herrschaft die Erlaubnis erhalten, daß bei dem Fest Spielleute aufspielten. Da nun die Hochzeit in die Fastenzeit fiel, erklärten die Bürger, Musik in dieser Zeit sei eine Verhöhnung der Christen und eine Schmach des Kreuzes. Eine von 110 Hoffenheimer Bürgern unterschriebene Eingabe wurde von der Herrschaft mit der Bemerkung zurückgewiesen, daß für die Juden die religiösen Bräuche der Christen nicht maßgebend seien. Als am Hochzeitstag die Spielleute ihre Instrumente ansetzten und die Brautmutter zu einem „zierlichen Menuett" antrat, stürmte eine Schar Hoffenheimer ins Zimmer und zwang die Spielleute zum Abzug. Den Hochzeitsgästen erklärte man, sie mögen sich freuen, aber ohne Musik. Der Brautvater ließ sich das nicht gefallen und beschwerte sich bei der Herrschaft. Für die Hoffenheimer erfolgte alsbald ein böses Nachspiel. Wegen Friedensbruch und Aufruhr gegen Beamte wurden die Rädelsführer mit 15 Gulden, alle übrigen, die die Eingabe mit unterschrieben hatten, mit 5 Gulden Buße belegt. Das ergab eine Summe von ungefähr 600 Gulden, die den Juden, die die Strafgelder gepachtet hatten, zugefallen wären. Die Hoffenheimer baten um Milde, weil sie nur zur Ehre Gottes und des Heilandes gekämpft hätten. Auf wiederholtes Bitten wurde die Strafe zunächst herabgesetzt und schließlich ganz erlassen. Nicht die Herrschaft hatte den Schaden, sondern die Pächter der Strafgelder. Mit dem ganzen Dorf wollte es sich die Herrschaft doch nicht verderben. Zu neuen Streitigkeiten kam es 1804, als ein Jude die Erlaubnis erhielt, Bauholz zu schlagen.

Trotz der dauernden Schwierigkeiten, die die Hoffenheimer Bürger den Juden

bereiteten, nahm die Zahl der jüdischen Familien dank der Gunst der Herrschaft zu. 1769 wohnten 13 Judenfamilien in Hoffenheim. Beim Übergang an Baden 1806 waren es 100 Juden. 1809 zählte man 25 Judenfamilien mit 50 Kindern. Die Familiennamen, die sie angenommen hatten, waren: Oppenheimer, Hamann, Scheuer, Schlom, Keller, Messheimer, Rosenfeld, Rosenheim, Gumpel, Ulmann, Kalb, Dreifuß, Rotschild und Reis. Die gebräuchlichsten Vornamen waren: Reichel, Ester, Cherle, Schädle, Hersch, Mons, Hevite, Sara, Anschet, Mendel, Breile und Chaim.

Bis 1817 mußte jede Judenfamilie jährlich 12 Gulden Schutzgeld zahlen, das zur Hälfte an die Herrschaft und zur Hälfte an die Gemeinde fiel. Nach dem Wegfall der Schutzgelder hatten die Juden zur Schuldentilgung der Gemeinde jährlich 1½ Gulden Kopfgeld zu entrichten.

1827 kam die israelitische Gemeinde zum Rabbinatsbezirk Sinsheim. Die Synagoge in der Neuen Straße 13 stammte vermutlich schon aus dem 18. Jahrhundert. Um 1840 erhielten die jüdischen Kinder eine eigene Volksschule. Einen Friedhof besaß die Gemeinde nicht. Die Toten wurden in Waibstadt begraben. An israelitischen Vereinen gab es einen Männerverein, einen Frauen-Krankenverein, einen Unterstützungsverein und einen Verschönerungsverein (Binjan Bes-Hakneses).

1823 wohnten in Hoffenheim 228 christliche und 33 jüdische Familien. 1825 betrug die Zahl der Juden 200 (14,5 % von 1384 Einwohnern), 1842 227, 1875 157, 1900 117, 1925 51 und 1933 40. Von 1933 bis 1940 wanderten noch 17 Juden zu.

Den Lebensunterhalt verdienten die Juden seit dem 18. Jahrhundert mit Vieh- und Getreidehandel und mit Geldverleih. Um „den Spielraum, der sich seinen Glaubensgenossen geöffnet hatte," auszunutzen, bat 1810 der Jude Oppenheimer um die Konzession für eine Seifen- und Lichterfabrik in Hoffenheim. Er erhielt die Erlaubnis unter der Bedingung, nicht unter einem Achtel Zentner Seife und Lichter zu verkaufen, also nur für den Absatz im Großhandel. Zu Beginn des Dritten Reiches gab es in Hoffenheim an jüdischen Unternehmen noch zwei Viehhandlungen, eine Metzgerei, eine Getreide-, Mehl-, Futter- und Samengroßhandlung sowie zwei Manufakturwarengeschäfte.

Nach der Machtergreifung Hitlers im Jahre 1933 gingen die Geschäfte bald zurück. Der Ortsgruppenleiter, ein fanatischer Nationalsozialist, der den Juden das Leben schwer machte, hatte den Einwohnern jeden geschäftlichen Verkehr mit den Juden verboten. Wer dagegen verstieß, wurde als Judenfreund und Judenknecht durch öffentlichen Aushang im „Stürmerkasten" gebrandmarkt. 1935 oder 1936 führte der Ortsgruppenleiter zusammen mit dem Ratsschreiber und dem Lehrer einen nächtlichen Überfall auf die Synagoge und die darin befindliche Wohnung des Synagogendieners Meyer aus. Der evangelische Pfarrer geißelte am folgenden Sonntag von der Kanzel herab diesen feigen nächtlichen Überfall.

In der Kristallnacht im November 1938 wurde auf Befehl des SA-Obersturmbannführers von Waibstadt von Hoffenheimer SA-Leuten die Synagoge ausgeräumt und das Dach abgetragen. Später wurde sie ganz abgerissen. Die SA-Leute halfen zuvor, die Möbel des Synagogendieners in einem benachbarten jüdischen

Haus unterzubringen. Trotz der zahlreichen Schikanen wanderten nur 26 Juden hauptsächlich nach den USA und nach Argentinien aus. Weitere 4 starben in der Heimat. 1940 lebten noch 20 Juden im Dorf, von denen 18 am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert wurden. 4 von ihnen entkamen aus dem Lager. Mindestens 10 wurden nach entbehrungsreichem Lageraufenthalt in Südfrankreich 1942 nach Auschwitz verschleppt und dort ermordet. In Auschwitz fanden 5 weitere Juden aus Hoffenheim von den 7, die zwischen 1933 und 1940 weggezogen waren, den Tod. Für den Installateur Helmuth Mayer begann der Leidensweg mit Zwangsarbeit im Untersuchungslager Paderborn. Von dort wurde er 1943 ebenfalls nach Auschwitz abtransportiert.

Lit.: Heinrich *Neu*, Aus der Vergangenheit von Hoffenheim. 1953.

HÜFFENHARDT KR. MOSBACH

Das dem Ritterkanton Kraichgau inkorporierte Dorf Hüffenhardt war bis 1806 im Besitz der Familie von Gemmingen-Guttenberg und fiel dann an Baden.

Nach dem Dreißigjährigen Krieg nahm die ritterschaftliche Familie Schutzjuden in Hüffenhardt auf. Während des 18. Jahrhunderts vermehrte sich ihre Zahl nur mäßig. 1825 betrug sie 19, 1875 33, 1900 28. 1907 hatte die Gemeinde mit 38 den höchsten Stand erreicht. 1925 lebten 21 und 1933 17 Juden in Hüffenhardt. Im Ersten Weltkrieg starb Heinrich Kander den Soldatentod. Kander war neben Eisemann, Hofmann und Grombacher der am häufigsten vorkommende Name. Die Juden lebten vom Handel mit Vieh, Getreide und anderen Landesprodukten. Auch eine Manufakturwaren- und eine Eisenwarenhandlung waren in ihrem Besitz. Die Gottesdienste wurden in einer eigenen kleinen Synagoge in der Reissengasse 50 abgehalten. Der Sitz des zuständigen Bezirksrabbiners war seit 1827 in Sinsheim. Einen jüdischen Friedhof gab es in Hüffenhardt nicht. Die Beerdigungen der Juden fanden auf den jüdischen Friedhöfen in Waibstadt, in Bad Rappenau oder in Heinsheim statt.

Nach der Machtübernahme durch Hitler wurde das bisherige gute Verhältnis zwischen Juden und Christen allmählich vergiftet. Zwar konnten die Juden ihre Geschäfte zunächst noch weiter betreiben, doch mußten sie bald schon einsehen, daß für sie keine gute Zukunft zu erwarten war. 1933 wanderte Berta Eisemann nach dem Tod ihres Ehemannes nach den USA aus. Im August 1937 folgte die Familie Leopold Kander nach Palästina. Eine radikale Änderung der Verhältnisse trat erst mit den Geschehnissen der Kristallnacht im November 1938 ein. An diesem 10. November wurde in Hüffenhardt die Synagoge, die zu dieser Zeit auch von der Nachbargemeinde Wollenberg benutzt wurde, ausgeräumt und dann der Fachwerkbau mit Tauen und Winden unter Anleitung von Fachleuten eingerissen. Die Synagoge wurde völlig dem Erdboden gleichgemacht. Auch die Schulkinder nahmen an dieser Aktion unter Führung ihres Lehrers teil und erhielten für den Rest des Tages schulfrei. Abends wurden die Holztrümmer, Thorarollen und andere Kultgegenstände in einer „Feierstunde" verbrannt, wobei der Bürgermeister eine Ansprache hielt. Die jüdischen Geschäfte wurden ebenfalls

demoliert. Die jüdischen Männer mußten sich im KZ Dachau, wohin sie verbracht worden waren, zur alsbaldigen Auswanderung verpflichten. Nach ihrer Entlassung verkauften sie ihren Besitz und wanderten mit ihren Familien nach den USA aus. Die Eheleute Gustav und Rosa Kander zogen 1939 nach Karlsruhe, da sie vermutlich noch auf das Einreisevisum nach den USA warten mußten. Dort wurden sie am 22. Oktober 1940 von der Deportationsaktion nach Gurs erfaßt und sind zwei Jahre später als die einzigen Juden aus Hüffenhardt in Auschwitz ermordet worden.

HÜNGHEIM KR. BUCHEN

In dem vor seinem Anfall an Baden (1806) als Besitz der Familie von Berlichingen dem Ritterkanton Odenwald inkorporierten Dorf Hüngheim lebten seit dem 18. Jahrhundert Juden. Die kleine jüdische Gemeinde wurde 1827 dem Rabbinatsbezirk Merchingen zugewiesen. Sie zählte 1825 42 Seelen, 1842 34, 1875 28, 1900 7; 1905 lebte hier kein Jude mehr. Die Gemeinde wurde deshalb um die Jahrhundertwende aufgelöst.

IHRINGEN AM KAISERSTUHL KR. FREIBURG

Das üsenbergische Dorf Ihringen kam 1415 zusammen mit den Besitzungen der Markgrafen von Hachberg an die Markgrafen von Baden. Seit der Landesteilung 1535 gehörte es der baden-durlachischen Linie.

Unter Markgraf Ernst von Baden-Durlach (1533—52) lebten im badischen Oberland zahlreiche Juden. Ob neben Sulzburg und Emmendingen auch Ihringen schon damals ein Judenwohnort war, ist nicht sicher. Als um 1716 die Juden aus dem Elsaß und der Schweiz vertrieben wurden, nutzte Josef Günzburger im österreichischen Breisach diese Gelegenheit aus, um für seine ausgedehnten wirtschaftlichen Unternehmungen Arbeitskräfte zu gewinnen. Er bewirkte 1716 bei der markgräflichen Regierung die Aufnahme vertriebener Juden in mehreren badischen Dörfern, darunter auch Ihringen. Günzburger betrachtete sich als der Oberherr dieser Juden und war der baden-durlachischen Regierung für den Eingang der Schutzgelder verantwortlich. 1721 waren in Ihringen sieben Judenfamilien ansässig. Im gleichen Jahr erhielten sie die Erlaubnis, gemeinsam mit den Juden in Emmendingen und Eichstetten in Emmendingen einen Friedhof anzulegen. 1738 saßen in Ihringen schon zehn Judenfamilien. Im Hause der Witwe des Juden Marx Geißmar hatten sie sich einen Betsaal eingerichtet. Als 1760 das Haus an einen Ihringer Bürger verkauft wurde, gingen die Juden noch im gleichen Jahr an den Bau einer Synagoge, für die Jakob Geißmar den Bauplatz schenkte. Diese Synagoge wurde um 1861 durch einen Neubau ersetzt.

1743 hatten in Ihringen aus dem fürstenbergischen Stühlingen vertriebene Juden Zuflucht gefunden. Es wird sich um zwei Familien gehandelt haben; denn 1738 waren zehn, um die Mitte des 18. Jahrhunderts aber zwölf Familien ansässig. Die meisten von ihnen waren arm. Einem zeitgenössischen Bericht des

Ortsgerichts Ihringen zufolge hatten drei Juden gutes Vermögen und ein eigenes Haus, fünf Juden geringes Vermögen. Ein Jude war dem Bettel nahe, einer konnte wegen Armut kein Schutzgeld entrichten, ein weiterer war gestorben und hatte nichts hinterlassen als eine arme Witwe. Ein Jude wurde bei dieser Charakterisierung offenbar vergessen. Das Gericht fügte noch hinzu, man könne viele oder gar alle Juden entbehren, weil sie der Gemeinde keinen Nutzen brächten. 1765 wehrte sich die Gemeinde erfolgreich gegen die Neuaufnahme eines Juden.

Einige umsichtige Juden nützten die napoleonischen Kriege und die damit zusammenhängende Säkularisation der geistlichen Territorien aus, um wohlfeile Grundstücke aufzukaufen. So besaß der vor allem wegen seines Reichtums und seiner Geschäftsgewandtheit, keineswegs aber wegen seiner Kulturstufe als erster Obervorsteher des Israelitischen Oberrats in Baden berufene Elkan Reutlinger 1809 allein in der Ihringer Gemarkung Grundstücke im Katasterwerte von 89 300 Gulden. Durch Fehlspekulationen verfiel sein Vermögen jedoch rasch wieder. Das war einer der Gründe für seine Ablösung im Oberrat.

Im Jahre 1852 hatte die jüdische Gemeinde ihre größte Seelenzahl erreicht. Die Abwanderung nahm in Ihringen kein so großes Ausmaß an, da viele Juden im nahen Breisach und in Freiburg Arbeit fanden, ohne ihren Wohnsitz in Ihringen aufgeben zu müssen. Die Zahl der Juden betrug 1801 83, 1825 126, 1852 263, 1861 255, 1875 232, 1890 217, 1900 186, 1925 102 und 1933 98. Zwei Söhne der Gemeinde, Siegfried Bloch und Julius Weil, waren im Ersten Weltkrieg für ihr deutsches Vaterland gefallen.

Religiös betreut wurden die Ihringer Juden von Breisach aus, das seit 1710 einen eigenen Rabbiner hatte. 1885 wurde der Rabbinatssitz nach Freiburg verlegt. 1835 besaß die Gemeinde bereits eine jüdische Volksschule. Ein eigener Friedhof wurde ebenfalls noch im 19. Jahrhundert angelegt. Unterstützung bei Krankheits- und Todesfällen gewährte den Glaubensgenossen der Israelitische Männer-Krankenverein. Ortsansässige oder durchreisende Arme erhielten aus der Ortsarmenkasse Almosen.

Die wirtschaftliche Existenz der Ihringer Juden beruhte in der Hauptsache auf Vieh- und Tuchhandel. Einige hatten auch Haus- und landwirtschaftlichen Grundbesitz, den sie selbst bearbeiteten. 1933 gab es unter den Juden von Ihringen neun Viehhändler, zwei Pferdehändler und einen Metzger. Ferner gab es eine Holz-, Kohlen- und Baumaterialienhandlung, eine Weinhandlung und Branntweinbrennerei, ein Eisen- und Haushaltswarengeschäft und mehrere Textilgeschäfte.

In Ihringen besaß der Nationalsozialismus schon vor 1933 Anhänger. Der Haß der Parteigenossen galt in erster Linie den Juden. 1934 wurde der Textilkaufmann Karl Bernheim in Schutzhaft genommen, weil er Bemerkungen über die wachsende Qualitätsminderung von Textilien gemacht hatte. Leo Weil wurde wegen „Greuelpropaganda" ins Freiburger Gefängnis eingesperrt. Er hatte in einem offenbar abgefangenen Privatbrief die Zustände im Lande geschildert. Die Viehhändler mußten 1935 ihr Gewerbe aufgeben. 1936 wurden die jüdischen Schulkinder von der öffentlichen Volksschule verwiesen. Sie mußten die eigens für jüdische Kinder eingerichtete jüdische Schule in Freiburg besuchen. Die den

Juden wohlgesinnten Bürger konnten dem Treiben der Nationalsozialisten keinen Einhalt gebieten.

Am 10. November 1938 wurde von SS-Leuten die Synagoge an der Bachenstraße angezündet. Die Juden wurden aus ihren Häusern geholt, im Hof des Rathauses zusammengetrieben und dann auf den Platz vor der brennenden Synagoge geführt, wo ein Oberschulrat aus Emmendingen, ein fanatischer Nationalsozialist, eine beschimpfende Ansprache hielt. Zu Mißhandlungen in Ihringen kam es nicht. Doch wurden einige Juden wochenlang im KZ Dachau festgehalten. Um den Verfolgungen zu entgehen, wanderte ungefähr ein Drittel der Ihringer Juden nach den USA, der Schweiz, nach Frankreich, Holland, Palästina und anderen Ländern aus. Über 50 Juden verzogen nach Freiburg, Lörrach und in andere Städte, um dort ungestörter ihre Auswanderung betreiben zu können. Aber nicht einmal die Hälfte von ihnen erreichte die sichere Zuflucht im Ausland. Mindestens 23 mußten später aus den verschiedenen Orten in Baden und Württemberg den Weg in die Deportation antreten, der für die meisten den sicheren Tod in Gurs, Izbica, Stutthof, Maly Trostinec oder Auschwitz bedeutete. In Ihringen starben nach 1933 9 Juden. 15 Juden wurden am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert. Von ihnen starben 2 im Lager Gurs, 1 in Récébédou, 1 in Rivesaltes, und mindestens 8 wurden in Auschwitz ermordet. Nur ein kleiner Teil der Deportierten konnte in Südfrankreich in die Freiheit gelangen.

Heute erinnert in Ihringen nur noch der Friedhof am Weg nach dem Blankenhornsberg an die jüdische Gemeinde.

Lit.: Ihringen 962—1962. Gemeindechronik zur Tausendjahrfeier 1962. 1962.

ILVESHEIM KR. MANNHEIM

In dem bis 1803 kurpfälzischen, seitdem badischen Dorf Ilvesheim treffen wir bereits im 18. Jahrhundert verhältnismäßig viele Juden an. 1709 kaufte Simon, Schutzjude der Freiherren von Hundheim, dort ein Haus. Eine Polizeiordnung von 1758 verbot Juden und Christen bei 20 Gulden Strafe, ohne Hinzuziehung des amtlichen Fleischbeschauers ein Tier zu schlachten oder unbesehenes Fleisch zum Verkauf in den Ort zu bringen. Offenbar waren die Juden hauptsächlich mit dem Vieh- und Fleischhandel beschäftigt. In den 80er Jahren des 18. Jahrhunderts lebten neun jüdische Familien in Ilvesheim.

Bis etwa zur Mitte des 19. Jahrhunderts nahm die Zahl der Juden ständig zu. Dann aber setzte durch Wegzug in die nahen Städte und durch Auswanderung nach Amerika eine rückläufige Bewegung ein. 1825 zählte Ilvesheim 150 (14,5 % von 1034 Einwohnern), 1875 107, 1900 53, 1925 23 und 1933 28 Juden.

Im 19. Jahrhundert hatten die Juden als Handelsleute, Makler und Trödler wirtschaftliche Bedeutung. Die Tüchtigen unter ihnen suchten in den Städten ein besseres Fortkommen. Der Bankier Heinrich Kaufmann in Mannheim sowie der Berliner Verlagsdirektor Siegfried Wolf stammten aus Ilvesheim. Max Kaufmann wanderte um 1925 nach Amerika aus und brachte es in New York zum Bank-

direktor. Der praktische Arzt Dr. Sigmund Friedlein verließ am 23. Januar 1933 Ilvesheim, um eine Stelle an einem Mannheimer Krankenhaus zu übernehmen.

Zu Beginn des Dritten Reiches gab es in Ilvesheim an nennenswerten jüdischen Unternehmen ein Textil- und Möbelgeschäft und ein Landesproduktengeschäft. Herbert Hammel, selbst blind, war 1905—1935 Arbeitslehrer an der Blindenschule Ilvesheim. 1935 wanderte er mit seiner Familie von Mannheim nach Palästina aus, wo er sich als Stuhlflechter durchbrachte.

Das Zusammenleben von Juden und Christen war vor 1933 gut. Die Juden hielten ihre Gottesdienste in ihrer Synagoge an der Hauptstraße und begruben die Toten auf einem eigenen Friedhof am Neckar. Der zuständige Bezirksrabbiner hatte seit 1827 seinen Sitz in Ladenburg. Von ungefähr 1835 bis 1876 gab es eine jüdische Volksschule.

Nach der Machtübernahme Hitlers hielten sich die christlichen Bürger, durch die Propaganda allmählich eingeschüchtert, von den Juden fern. Diese waren durch den zunehmenden wirtschaftlichen Boykott ab 1936 gezwungen, ihre Geschäfte zu liquidieren und auszuwandern. 9 wanderten nach den USA aus, andere zogen zunächst nach Mannheim, um dort die weitere Entwicklung abzuwarten. In Ilvesheim starben nach 1933 noch 4 Juden. Am 10. November 1938 wurde von SA-Leuten die Synagoge zerstört. Auf dem jüdischen Friedhof wurden zahlreiche Gräber verwüstet und Grabsteine umgeworfen. 6 Männer wurden in das KZ Dachau eingeliefert. Am 22. Oktober 1940 wurden 7 Juden aus Ilvesheim nach Gurs deportiert. Von ihnen kam Thekla Kahn wieder frei. Unter den menschenunwürdigen Verhältnissen starben Adolf Kuhn und Fanny Löb im Lager Gurs, Julius Kahn im Lager Noe. Die übrigen 3 Deportierten sind wahrscheinlich später in Auschwitz ermordet worden. Leo Knöpflmacher, der von Mannheim aus nach Gurs deportiert worden war, starb 1942 in Perpignan an den Folgen des Lagerlebens. Heinrich Hochstädter, der in sogenannter Mischehe lebte, war bis 1942 bei der jüdischen Gemeinde Mannheim beschäftigt. Am 14. Februar 1945 wurde er nach Theresienstadt deportiert. Er überlebte und kehrte im Sommer 1945 nach Mannheim zurück. Später wanderte er nach den USA aus.

Die ehemalige Synagoge wurde zu einem Wohnhaus umgebaut. Nur noch der jüdische Friedhof erinnert an die vertriebene und vernichtete Judengemeinde.

Lit.: Karl *Kollnig*, Ilvesheim in Vergangenheit und Gegenwart. 1931.

ITTLINGEN KR. SINSHEIM

Nach den Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges nahmen die ritterschaftlichen Familien von Gemmingen-Gemmingen und von Gemmingen-Hornberg, in deren Besitz sich Ittlingen bis zum Übergang an Baden 1806 befand, Juden in das Dorf auf. Wieviele es waren und welchen Beruf sie ausübten, ist nicht überliefert. Auch während des 18. Jahrhunderts lebten stets etliche Juden in Ittlingen, die als Viehhändler und Hausierer ein bescheidenes Leben fristeten. Mit der wirtschaftlichen und sozialen Besserstellung der Juden im 19. Jahrhundert entwickelte sich

eine größere jüdische Gemeinde, die 1827 dem Rabbinatsbezirk Bretten angeschlossen wurde und eine eigene Synagoge in der Unteren Mühlgasse sowie einen Friedhof außerhalb des Dorfes besaß. Im 18. Jahrhundert bestattete man die Toten noch in Eppingen. In fremder Erde ruht der im Ersten Weltkrieg gefallene Ferdinand Ladenburger aus Ittlingen. 1825 betrug die Zahl der Juden 86, 1875 124, 1887 145, 1900 113, 1925 46 und 1933 37.

1933 gab es an jüdischen Geschäften einen Feinkosteinzel- und -großhandel, ein 1863 gegründetes Textil- und Manufakturwarengeschäft, eine Landesproduktenhandlung sowie eine Mehl-, Getreide- und Altmaterialienhandlung. Arthur Ladenburger handelte mit Vieh und nebenbei mit Häuten, Fellen und Tabak. Drei Juden hausierten mit Ölen, Fetten, Waschmitteln und Altmaterialien. 1937 wurden die Wandergewerbescheine eingezogen. 1938 mußten auch die Ladengeschäfte schließen. In der Kristallnacht im November 1938 wurde die Synagoge zerstört. Da in Deutschland für Juden keine Existenzgrundlage mehr zu finden war, wanderten 1935—38 19 Juden nach den USA aus. Die Familie Orbeck fand in Frankreich Zuflucht. Am 22. Oktober 1940 wurden aus Ittlingen 8 Juden nach Gurs deportiert. Dort erlagen 3 von ihnen Hunger und Krankheiten. 3 wurden in Auschwitz ermordet. Das weitere Schicksal eines Deportierten ist noch unbekannt. Als einziger wurde der schwachsinnige Erwin Wimpfheimer aus dem Lager Gurs befreit. Er lebt heute in Frankreich.

Das Grundstück der ehemaligen Synagoge wird heute landwirtschaftlich genutzt. Nur der Friedhof erinnert an die jüdische Gemeinde.

JÖHLINGEN KR. KARLSRUHE

Das Dorf Jöhlingen gehörte zur Ausstattung des Speyerer Domkapitels. Bei der Säkularisation des Hochstifts Speyer 1803 fiel es an Baden.

Im 18. Jahrhundert hatte das Domkapitel Juden nach Jöhlingen aufgenommen, die sich vorwiegend mit Viehhandel befaßten. Seit ihrer Gründung zog die nahegelegene Residenzstadt Karlsruhe mit ihren Privilegien und besseren Verdienstmöglichkeiten auch die Juden an. 1740 findet sich ein Jude aus Jöhlingen unter den Karlsruher Juden. In Jöhlingen bildete sich im 19. Jahrhundert eine größere Judengemeinde. 1825 zählte sie 85, 1875 99, 1900 66, 1925 18 und 1933 15 Seelen. 1935 wurde noch ein Kind geboren. Im 19. Jahrhundert erbauten die Juden eine Synagoge, eine Volksschule und ein rituelles Bad. Ein Friedhof wurde 1888 angelegt. Vorher begrub man die Toten wahrscheinlich in Obergrombach. Seit 1827 gehörte Jöhlingen zum Rabbinatsbezirk Bretten.

In den Tagen der Märzrevolution von 1848 verübten hauptsächlich junge Burschen allerlei Unfug, bedrohten die Juden und schlugen einigen die Fenster ein. Die verängstigten jüdischen Einwohner glaubten durch Verzicht auf Bürgerrecht und Bürgernutzen den Zorn von sich ablenken zu können. Am 13. März erschienen Moses Kahn, Veis Moses Kahn, Kusel Wagner und die Witwe von Liebmann Simon auf dem Bürgermeisteramt und gaben eine von 18 Juden unterschriebene

Verzichterklärung auf allen und jeden Bürgernutzen für sich und ihre Nachkommen ab. Ferner erklärten sie und ihre volljährigen Söhne, nie von der Gemeinde Jöhlingen das definitive Bürgerrecht oder irgendeinen Bürgernutzen verlangen zu wollen. Da diese erste Abtretungsurkunde verlorengegangen war, wurde am 24. März 1848 eine neue mit ähnlichem Wortlaut verfaßt und von 19 Mitgliedern der jüdischen Gemeinde unterschrieben. Nach dem Ende der 48er Unruhen erreichten die Juden aber, daß das Oberamt trotz des Protests der politischen Gemeinde diese unter äußerem Zwang zustandegekommene Verzichturkunde für ungültig erklärte.

Zu Beginn des Dritten Reiches gab es nur noch zwei jüdische Ladengeschäfte — eine Gemischtwarenhandlung und ein Aussteuergeschäft — sowie zwei jüdische Viehhändler, die Haus- und etwas landwirtschaftlichen Grundbesitz hatten. Einer von ihnen, Seligmann Klein, schlachtete wöchentlich ein Stück Vieh und verkaufte das Fleisch. Besonders die minderbemittelte Bevölkerung kaufte gern bei ihm, da er billig verkaufte und nicht so kleinlich abwog. 1935 wurde den Viehhändlern die Handelserlaubnis entzogen. Die beiden Ladengeschäfte konnten sich noch bis 1938 behaupten, da außer den wenigen Juden auch die übrige Bevölkerung trotz Verbot zum Teil dort in den Abendstunden Einkäufe tätigte. In der Kristallnacht am 9./10. November 1938 wurden sie gleich der Synagoge von einem von auswärts kommenden Rollkommando demoliert. Die Synagoge wurde später vollständig abgerissen und das Grundstück verkauft. Der jüdische Friedhof wurde während des Dritten Reiches ebenfalls geschändet.

Von den zuletzt ortsansässigen 16 Juden sind zwischen 1933 und 1940 3 in Jöhlingen gestorben, 5 nach den USA ausgewandert und 7 am 22. Oktober 1940 nach Gurs verschleppt worden. Von diesen Deportierten überlebten 3 die Verfolgungszeit in Südfrankreich. Berthold Herbst starb 1942 im Lager Gurs. Im gleichen Jahr wurde Gertrud Herbst in Auschwitz umgebracht. Ludwig und Nanette Metzger, damals schon 90- bzw. 84jährig, sind mit größter Wahrscheinlichkeit ebenfalls in einem Konzentrationslager in Südfrankreich oder im Osten umgekommen. Hannchen Fried wurde 1942 von Karlsruhe aus nach Theresienstadt verschleppt.

In Jöhlingen zeugt nur noch der außerhalb des Ortes an der Straße nach Bretten gelegene Friedhof von der ehemaligen Judengemeinde. In der Nachkriegszeit wurde er noch einmal von unbekannten Tätern geschändet.

Lit.: Paul *Hillend,* Die Revolution von 1848/49 und die Jöhlinger Juden (masch.).

KARLSRUHE

Im Jahre 1715 legte Markgraf Karl-Wilhelm von Baden-Durlach wenige Kilometer von seiner damaligen Residenz Durlach entfernt den Grundstein für die neue Hauptstadt Karlsruhe. Die der Gründung gewährten Privilegien veranlaßten auch Juden zur Ansiedlung. In dem zweiten Privileg von 1722 wurde

ihnen der Bau eines modellmäßigen Hauses und der Besitz eines Vermögens von 500 Gulden als Voraussetzungen für die Aufnahmebewilligung vorgeschrieben. Auch wer diese Bedingungen nicht erfüllte, konnte in die neue Stadt aufgenommen werden, allerdings nur als Schutzjude gegen Zahlung von Schutzgeld und ohne den Genuß der Vorrechte der Karlsruher Bürger. Einer der ersten jüdischen Ansiedler war 1719 Josef Jakob aus Ettlingen, der den Bau des Marstalles übernahm. 1720 siedelte der Rabbiner Natan Uri Kahn von Pforzheim, von wo aus er seit 1717 die Rabbinatsgeschäfte der unteren Markgrafschaft versehen hatte, nach Karlsruhe über und übernahm die religiöse Leitung der aufblühenden Gemeinde bis zu seinem Tode 1749. Vom benachbarten Durlach kam Emanuel Reutlinger, der das Amt des Judenschultheißen wahrnehmen wollte. Er fand aber nicht die Zustimmung der Regierung, die ihn zum Rüger für Verstöße gegen jüdische Vorschriften einsetzte und ihm ein Viertel der anfallenden Strafen als Entschädigung zusprach. Schultheiß für Karlsruhe und die unterländische Judenschaft wurde der Hofjude Salomon Mayer, der am wirtschaftlichen Aufschwung der jungen Gründung maßgebend mitwirkte und bis zu seinem Tode 1774 hochgeachtet für Ordnung im Gemeindeleben sorgte. Er war ein Schwiegersohn des Hoffaktors Model und erwarb sich als Armeelieferant im Siebenjährigen Krieg und durch andere Geschäfte ein bedeutendes Vermögen. Damit errichtete er in der Stadt eine Jeschiwa, ein jüdisches Lehrhaus, die sogenannte Model'sche Stiftung.

Das überaus rasche Wachstum der jungen Gemeinde — 1733 lebten bereits etwa 50 Familien mit 282 Seelen in der Stadt — veranlaßte erste Gegenmaßnahmen. Seit 1734 war der Bau eines Hauses und der damit verbundene Erwerb der Gründungsprivilegien nur noch mit landesherrlicher Genehmigung möglich. Die Zuzugsbeschränkung lag nicht nur im Interesse der übrigen Siedler, sondern auch in dem der alteingesessenen Judenfamilien, die befürchten mußten, daß sie durch bettelnde und herumstreifende Glaubensgenossen in Mißkredit gerieten. Ihre Sprecher baten 1736 den Markgrafen um die Fernhaltung von solchen „liderlichen, mittellosen Lumpen". Fremde sollten in Zukunft nur durch Heirat einer Karlsruher Judentochter Aufnahme erhalten.

Schon sehr früh besaß die Gemeinde eine Synagoge, ein rituelles Bad, ein Spital und einen Friedhof, dazu beim Rüppurrer Tor ein Haus für die Beherbergung von Betteljuden, die häufig Scherereien mit den Behörden verursachten. Für den Unterhalt dieser Institutionen und die laufenden Geschäftsbedürfnisse der Gemeinde wurden regelmäßig Abgaben von allen Mitgliedern erhoben.

Als 1752 das auf 30 Jahre befristete Gründungsprivileg erlosch, baten die Juden um eine modifizierte Erneuerung, vor allem um die Festsetzung einer Höchstzahl der jüdischen Familien in der Residenz. Eine Kommission von Gemeinde- und Regierungsvertretern erarbeitete daraufhin die Karlsruher Judenordnung vom 16. Oktober 1752, in der Rechte und Pflichten der Juden nach Landesrecht und nach jüdischen Vorschriften geregelt wurden. Diese Ordnung wurde in den folgenden Jahrzehnten mehrfach abgeändert, blieb aber im Kern bis zu den Konstitutionsedikten von 1808 in Kraft. So erhielt etwa der Judenschultheiß 1789 eine ausführliche Dienstinstruktion von der Regierung, weil sich in der Gemeinde nach

dem Tode Salomon Mayers Streitigkeiten und Zerwürfnisse häuften. 1790 wohnten schon 551 Juden in der Residenz, 1814 670. Um das mit der wachsenden Zahl verbundene Raumproblem zu lösen, wurde 1798 an der Kronenstraße mit dem Bau einer neuen Synagoge nach den Plänen des berühmten Architekten Weinbrenner begonnen. 1806 konnte sie eingeweiht werden.

Die Bestrebungen um die Gleichstellung der Juden zeigten erste Erfolge in den Konstitutionsedikten des Großherzogs Karl Friedrich. Die Spitze der neuen Organisation der jüdischen Religionsgemeinschaft, der Oberrat, hatte seinen Sitz in der Residenz. Hier wurde auch um 1816 eine der ersten jüdischen Volksschulen des Landes errichtet. 1832 unterrichteten an ihr drei Lehrkräfte rund 100 Kinder. Bei der Einteilung der jüdischen Rabbinatsbezirke 1827 war Karlsruhe Sitz einer Bezirkssynagoge geworden. Diese wurde 1885 aufgelöst, Pforzheim und Karlsruhe zu einer Ortssynagoge verbunden, die übrigen Gemeinden des Bezirks auf andere Sprengel verteilt.

Weite Kreise der Bevölkerung sahen in der beginnenden Emanzipation eine Gefahr. Die von Hetzschriften aufgepeitschten Massen ließen sich zu Ausschreitungen hinreißen. Im Hep-Hep-Sturm von 1819 hatte die Regierung alle Mühe, die jüdischen Bürger zu schützen. Großherzog Ludwig begleitete damals persönlich den von ihm sehr geschätzten Hofbankier von Haber von Steinbach aus nach Karlsruhe, um ihn und sein Haus durch seine Gegenwart vor dem Mob zu schützen. Haber, ein Schwiegersohn des Schultheißen Mayer, hat nach der Begründung des Zollvereins 1834 durch die Beteiligung an der Maschinenfabrik von Keßler in Karlsruhe, der Spinnerei und Weberei in Ettlingen und der Zuckerfabrik in Waghäusel maßgeblich an der Industrialisierung Badens mitgewirkt. Aber die industrielle Basis war trotzdem nicht ausreichend für sein Bankhaus. In der Wirtschaftskrise von 1847/48 brach es kaum zehn Jahre nach Habers Tod ebenso wie das jüdische Bankhaus Kusel zusammen. Das Bankhaus Rothschild war an diesem Konkurs nicht ganz unbeteiligt. Zu den bedeutenden Karlsruher Bankiers und Hoffaktoren dieser Zeit zählt auch der 1850 dort verstorbene David Seligmann Freiherr von Eichthal. 1797 hatte er die Krappfabrik in der Grötzinger Augustenburg gekauft, um dort eine Zuckerfabrik einzurichten. Im gleichen Jahr begründete er das Bankhaus Seligmann & Co., das an zahlreichen stattlichen Transaktionen beteiligt war, aber schon 1825 nicht mehr bestand. 1811 richtete er im ehemaligen Kloster St. Blasien mehrere Fabriken ein, die 1821 etwa 800 Personen Brot und Arbeit gaben. Außerdem hatte er mehrere Jahre mit gutem Gewinn das Salzmonopol im Großherzogtum gepachtet.

In den Gemeinden der großen Städte begann im Zusammenhang mit den Emanzipationsbemühungen ein langwieriges Ringen um eine fortschrittlichere Gestaltung des jüdischen Gottesdienstes. In Karlsruhe schlossen sich bereits 1819 zehn jüdische Familien zu einem „Tempelverein" zusammen und feierten einen reformierten Gottesdienst weitgehend in deutscher Sprache. Dieser Streit führte 1869 unter dem Rabbinat Benjamin Willstätters zur Abspaltung der jüdisch-orthodoxen Gemeinde, der späteren Israelitischen Religionsgesellschaft, die unter Führung von Baruch H. Wormser den alten Ritus ohne Orgel und weitgehend in hebräischer Sprache beibehalten wollte. 1871 brannte die Synagoge Weinbrenners

nieder. An ihrer Stelle errichtete Baurat Durm einen Neubau mit Chor und Orgel, der 1875 in Anwesenheit des großherzoglichen Paares eingeweiht wurde. Die Orthodoxen, die schon vorher in Privathäusern Gottesdienst abgehalten hatten, entschlossen sich daraufhin zum Bau einer eigenen Synagoge in der Karl-Friedrich-Straße und zur Anlage eines eigenen Friedhofs.

Der älteste, 1723 angelegte jüdische Friedhof am Mendelssohnplatz wurde bereits 1826 geschlossen. Bis dahin hatten hier 924 Juden ihre letzte Ruhestätte gefunden. In der Judenordnung von 1752 war festgelegt worden, daß dort alle Juden der Stadt und des Unterlandes gegen Bezahlung des festgesetzten Sterbegeldes bestattet werden durften. Von seiner ursprünglich abseitigen Lage vor der Stadt war der Friedhof durch die Ausdehnung des Stadtkerns immer mehr in das Zentrum gerückt. 1898 wurde er aus verkehrstechnischen Gründen nach heftigem, religiös begründetem Widerstand der Gemeinde enteignet und eingeebnet. Die dort Bestatteten wurden teils auf den neuen Friedhof der Orthodoxen, teils auf den ebenfalls schon geschlossenen zweiten Friedhof an der Kriegsstraße umgebettet. Hier ruht nun der berühmte Gelehrte Nathanael Weil, der als Nachfolger Nathan Uri Kahns 1750—69 in Karlsruhe als Oberlandesrabbiner für beide Markgrafschaften wirkte, und ebenso sein Sohn und Nachfolger Jedidia genannt Tia Weil, der 1770—1805 amtierte. Von Nathanael stammt der weit verbreitete Superkommentar Korban Nesanel zum Talmud-Kommentar Ascheri. Sein Werk wurde in der zu seiner Zeit in Karlsruhe bestehenden hebräischen Druckerei gedruckt.

Während seit 1875 die Zahl der Juden auf dem Lande überall im Absinken war, stieg sie durch Zuwanderung in den größeren Städten an. 1875 lebten 1488 Juden in der Hauptstadt Badens (2,8 % von 52 886 Einwohnern), 1900 2577 (2,4 % von 107 765), 1910 3058, 1925 3386 (2,3 % von 145 694). Damit war der höchste Stand erreicht. Am wirtschaftlichen Leben der Stadt waren zahlreiche jüdische Firmen beteiligt wie die Papierfabriken Vogel und Bernheimer, die Kunstwollfabriken Vogel und Schnurmann, die Lederfabrik Hermann und Ettlinger sowie der Warenhauskonzern der Geschwister Knopf. Die Malzfabrik Wimpfheimer konnte 1966 ihr hundertjähriges Bestehen feiern. Außerdem gab es vier jüdische Bankhäuser, darunter das 1854 gegründete Bankhaus Veit L. Homburger, das 1939 von der Badischen Landeszentralbank aufgekauft wurde. Aber auch in allen anderen Wirtschaftsbereichen waren Juden vertreten. Sie stellten 1928 26 % der Ärzte und 40 % der Rechtsanwälte der Stadt. Zu ihren markanten Persönlichkeiten gehörten Dr. Ludwig Haas und der später im KZ Kislau ermordete Dr. Ludwig Marum, die beide der badischen Revolutionsregierung vom Dezember 1918 angehört hatten.

Früh machten sich in Karlsruhe antisemitische Kräfte bemerkbar. Schon 1923 wurden Flugblätter unter den Studenten der Technischen Hochschule verbreitet, um sie gegen die Ernennung von zwei jüdischen Dozenten aufzuputschen. Im Frühjahr 1926 wurden in der Mittelstadt zahlreiche Häuserfassaden mit Hakenkreuzen aus Teer beschmiert. Die Täter überstiegen auch das Eisengitter vor der Synagoge und besudelten die Vorhalle und das Ehrenmal der 60 gefallenen jüdischen Bürger aus Karlsruhe und Durlach, die im Ersten Weltkrieg ihr Leben für das Vaterland geopfert hatten. Noch verurteilten alle Zeitungen diese schändliche Tat. Knapp

sieben Jahre später wurde die Bevölkerung zum Boykott der jüdischen Geschäfte aufgerufen.

Im Juni 1933 lebten 3119 Juden in der Stadt. Beide jüdische Gemeinden entfalteten ein reichhaltiges differenziertes Leben in zahlreichen Organisationen. Die Wohlfahrtspflege wurde vom Israelitischen Wohlfahrtsbund wahrgenommen. Es existierten eine Reihe von Vereinigungen für die Unterstützung in allen möglichen Notlagen. Es gab einen Kindergarten, einen Kinderhort, eine Schule, ein Arbeitslosenheim und zwei Altersheime. Die kulturellen Belange wurden vom Verein für jüdische Geschichte und Literatur, von einem Lehrhaus, einem Turnverein und dem Sportklub Hakoah wahrgenommen. Der Unabhängige Orden B'ne B'rith war durch die Karl-Friedrich-Loge vertreten, die 1937 durch einen Runderlaß des Reichsführers SS aufgelöst wurde. In Karlsruhe bestand auch eine Ortsgruppe der Agudas Jisroel, der Weltorganisation der orthodoxen Juden. Sie zählte 1937 84 Mitglieder.

Der Antisemitismus fand besonders eifrige Anhänger an der Technischen Hochschule. Kurz nach dem Boykottaufruf forderten im April 1933 Vertreter „arischen" Mädchens in seiner Praxis zu einer Geldstrafe verurteilt. Im Herbst des gleichen Jahres wurde der erste Dozent als Nichtarier entlassen. Im Laufe der folgenden Jahre wurde 15 Professoren, Dozenten und Assistenten die Lehrbefugnis bzw. die Arbeitserlaubnis entzogen wegen ihrer jüdischen Abstammung. Von dieser Maßnahme wurde auch der Vorsitzende des Oberrates der Israeliten, der Honorarprofessor Dr. Nathan Stein, betroffen, der nach seiner Emigration 1966 im Alter von 85 Jahren in New York verstarb. Er war einer der Mitbegründer der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland. Im Badischen Landestheater wurde 1933 die Verlängerung der Verträge für jüdische Schauspieler versagt.

Nach der Verkündigung der Nürnberger Gesetze verschärfte sich die Haßkampagne. 1936 wurde ein Karlsruher Arzt wegen der Beschäftigung eines arischen Mädchens in seiner Praxis zu einer Geldstrafe verurteilt. Im Herbst dieses Jahres prahlte Streicher vor 15 000 Karlsruhern mit seinem Wissen über das jüdische Problem und erklärte, er hätte nichts dagegen, wenn alle Juden Selbstmord begingen. Die einzige jüdische Organisation, die in gewissem Maße vom Nationalsozialismus toleriert wurde, war die zionistische Bewegung. Aber gerade diese fand in Karlsruhe wenig Anhang und zählte 1936 nur 215 Mitglieder. Im Bericht an den zionistischen Delegiertentag dieses Jahres in Berlin wurde die konservative Haltung der Judenschaft in der Beamtenstadt Karlsruhe bemängelt.

Die Judenpolitik der Nationalsozialisten führte zu verstärkter Auswanderung. Im September 1936 sammelte sich in Karlsruhe ein Transport von 680 Emigranten, von denen ein großer Teil der Jugend-Alija, der Organisation für die Einwanderung Jugendlicher nach Palästina, angehörte. Es war eine der größten Auswanderungsgruppen, die Deutschland vor der Kristallnacht verließen.

Im März 1938 wurde die israelitische Religionsgemeinde Karlsruhe auf Grund der neuen Gesetzgebung aus einer Körperschaft des öffentlichen Rechts in einen rechtsfähigen Verein umgewandelt. Als Satzung galt die vom Oberrat 1930 verkündete Gemeindeordnung. Bis zum Herbst 1938 verlief das Leben der inzwischen durch Auswanderung, Tod und sonstigen Wegzug sehr zusammenge-

schrumpften Gemeinde im wesentlichen ungestört. Sie konnte auch frei über ihr Vermögen verfügen. Am 28. Oktober 1938 wurden plötzlich alle männlichen polnischen Staatsangehörigen verhaftet und nach Polen abgeschoben. Die Frauen folgten später meist freiwillig nach. Dann kam die Kristallnacht. Zahlreiche jüdische Geschäfte und Häuser wurden demoliert. Die Synagoge der Orthodoxen in der Karl-Friedrich-Straße war innen mit Öl begossen worden und brannte restlos nieder. Einige Kultgegenstände konnten beschädigt geborgen werden. Die Gemeinde mußte für den Abbruch der Ruine selbst sorgen. Das Synagogengrundstück wurde von der Druckerei Braun zur Betriebserweiterung erworben. Das Gemeindehaus und das Bad durften jedoch weiterhin benutzt werden. Die Synagoge in der Kronenstraße hatte verhältnismäßig geringen Schaden erlitten. Da hinter dem Gebäude das Benzinlager einer Autofirma lag, mußten der Feuerwehr Löscharbeiten von den SA-Leuten erlaubt werden. Eine Explosion hätte verheerende Folgen für die Umgebung gehabt. Trotzdem mußte auch diese Synagoge auf Kosten der jüdischen Gemeinde abgebrochen werden. Man erteilte ihr später die Erlaubnis, in den früheren Sitzungsräumen des Gemeindehauses in der Herrenstraße einen Betsaal für die Gottesdienste herzurichten. Das Büro der Gemeinde, das man in der Kristallnacht selbst nicht beachtet hatte, wurde auf eine Denunziation hin am nächsten Vormittag zertrümmert, alles brauchbare Büromaterial gestohlen. Bis gegen Abend — der Aufruf zur Beendigung der Aktion war inzwischen durch Goebbels erfolgt — dauerte hier das barbarische Treiben. Ein großer Teil der jüdischen Einwohner wurde unter Beschimpfungen und Mißhandlungen durch den Straßenpöbel auf das Polizeipräsidium verbracht, unter ihnen mancher, der das Opfer persönlicher Rachsucht war. Auf dem Marktplatz, in der Kaiserstraße und den angrenzenden Straßen hatte sich eine große Menschenmenge zusammengerottet, die mit allen neuen Ankömmlingen ein Spießrutenlaufen veranstaltete. Vom Präsidium wurden die so unwürdig behandelten Mitbürger in die Gottesauer Kaserne gefahren. „Mischlinge" wurden von dort aus entlassen, die anderen für Wochen oder Monate nach Dachau ins KZ gebracht, darunter auch der Gemeindevorsteher Dr. S. Weissmann. Nach ihrer Rückkehr setzte noch einmal eine große Auswanderungswelle ein. Insgesamt verringerte sich die Zahl der Juden von 1933 bis Ende 1939 um 1744 Seelen. Mit dem Gebet um Frieden und Segen für alle schied im März 1939 auch Rabbiner Dr. Schiff von der Stätte seines fast 15jährigen Wirkens.

Zu Kriegsbeginn plante man eine Teilevakuierung Karlsruhes. Das Büro des Oberrats der Israeliten wurde nach Mannheim verlegt. Kurz danach erfolgten die ersten Ausgangsbeschränkungen für Juden. Alle Anweisungen wurden der Gemeindeverwaltung ohne schriftliche Bestätigung telefonisch durch die Gestapo mitgeteilt. Am 22. Oktober 1940 wurde schließlich der überwiegende Teil der verbliebenen Karlsruher Juden in das Lager Gurs am Fuß der Pyrenäen deportiert. Damit hörte die jüdische Gemeinde auf zu bestehen, obwohl ein Auflösungsvermerk etwa im Vereinsregister nicht aufzufinden ist.

Von den 1375 Juden, die am 17. Mai 1939 noch in Karlsruhe und dem inzwischen eingemeindeten Durlach wohnten, wurden 894 nach Gurs deportiert, wo ein großer Teil den Strapazen des Lagerlebens erlag. — Bis zum Kriegsaus-

bruch war noch manchem die Auswanderung gelungen. — Am 1. Februar 1941 befanden sich nach einer nicht ganz vollständigen Aufstellung noch 104 Juden in der Stadt, von denen die meisten in Mischehe mit einem „arischen" Partner lebten. Möglicherweise waren es noch ein knappes Dutzend mehr, deren Namen nicht in dem genannten Verzeichnis, dafür aber in den Deportationslisten der folgenden Jahre auftauchen. 114 sind es nach einer amtlichen Aufstellung im September 1941. Von 1941—44 wurden etwa 35 Juden von Karlsruhe aus in die Vernichtungslager des Ostens verschleppt. Einzelne starben in der Haft im KZ Mauthausen. In Karlsruhe starben in dieser Zeit 35 Juden eines natürlichen Todes oder zogen den Freitod der Deportation vor. 17 Juden wurden noch im Februar 1945 nach Theresienstadt gebracht, wo der größte Teil von ihnen die Befreiung erleben konnte. Der Rest der einst so großen Gemeinde tauchte in der Illegalität unter und rettete sich oft unter menschenunwürdigen Verhältnissen lebend durch die letzten Kriegsmonate.

Der Betsaal in der Herrenstraße wurde nach dem Kriege zum Mittelpunkt des erneuerten Gemeindelebens. Die Stadt übernahm die Patenschaft über den Deportationsfriedhof in Gurs, der 1963 eingeweiht werden konnte. An die Synagoge in der Kronenstraße erinnert eine Gedenktafel.

Bis zur Erbauung von Karlsruhe war *Durlach* die Residenz der durch die Landesteilung von 1535 entstandenen Markgrafschaft Baden-Durlach. Schon im 14. Jahrhundert wohnten wahrscheinlich Juden in der Stadt, denn das Deutzer Memorbuch zählt sie zu den Orten, wo im Zusammenhang mit der großen Pest der Jahre 1348/49 Judenverfolgungen stattfanden. Im 15. Jahrhundert scheint es einen Judenfriedhof am östlichen Abhang des Turmberges gegeben zu haben, worauf aber nur noch der dort vorkommende Flurname Judenbusch hinweist. Er wurde spätestens im 30jährigen Krieg verwüstet. Deshalb bestatteten die Durlacher Juden seit dieser Zeit ihre Toten in Obergrombach im Hochstift Speyer, später im benachbarten Karlsruhe.

Erst 1547 wurden unter Markgraf Ernst I. nachweislich Schutzjuden in Durlach aufgenommen. Ihre Zahl und die Dauer ihres Aufenthalts blieben aber beschränkt, bis Georg Friedrich die Aufnahme von Juden in seinem Testament völlig untersagte. Trotz der wiederholten Vertreibungen der Juden aus der Markgrafschaft ließen sich immer wieder einzelne, meist nur vorübergehend in Durlach nieder. So pachtete 1638 Jakob Ettlinger aus Durlach das Salzmonopol der unteren Markgrafschaft. 1676 pachtete der schon mehrere Jahre in der Residenz ansässige Hofjude Oberländer den gesamten Eisenhandel der Stadt und das Branntweinmonopol, das ihm aber im folgenden Jahr wieder entzogen wurde. Unter Markgraf Friedrich VI. wurden erneut vereinzelt Juden in den Schutz genommen. In einem Privileg für die Stadt Durlach von 1672 bestimmte er, daß alle Juden, die ein modellmäßiges Haus dort bauten, in den Schutz aufgenommen werden sollten und gegen Erlegung des Schirmgeldes zahlreiche Vorteile, darunter die freie Religionsausübung genießen sollten. So durfte in dieser Zeit Gottesdienst in Durlach gehalten werden. Schon 1681 wird ein Rabbiner Aron Frank genannt, der zugleich in der Markgrafschaft Baden-Baden tätig war. Nach der Verwüstung des Landes durch die Franzosen 1689 wurde der Gottesdienst im Hause

des Juden Moses in Grötzingen abgehalten. Der Regierung war die Errichtung einer Synagoge in der Residenz selbst unerwünscht.

Das Verhältnis zu den christlichen Einwohnern blieb gespannt. Wiederholte Bitten an den Markgrafen um Ausweisung der Juden blieben ohne Erfolg. Immer neue Schutzaufnahmen sind überliefert. Nach dem Brand von 1689 wurde als erster Emanuel Reutlinger 1695 aufgenommen. Gegen den Protest der Durlacher Kaufleute durfte er einen eigenen Laden eröffnen. Auf ihre Intervention hin mußten alle Juden seit 1698 ihre Stände in einer Gasse des Marktes beisammen haben. Von dieser Maßnahme war besonders Reutlinger betroffen, der sich heftig gegen die Aufgabe seines Ladens wehrte. Er spielte auch eine Rolle bei den Streitigkeiten über die Abhaltung des Gottesdienstes und den Rang der einzelnen Gemeindemitglieder in der Synagoge, die sich zu Anfang des 18. Jahrhunderts in der Durlacher Judenschaft erhoben. Für die Stellung in der Synagoge erklärte die Regierung das Alter der Schutzbriefe für maßgebend. 1713 erhielten die Juden Erlaubnis, den Gottesdienst im Hause Reutlingers zu feiern, nachdem er eine Zeitlang im Hause des Juden Lämlein abgehalten worden war. Auf ihre Bitten erstellte auch ihnen der aus Krakau stammende Rabbiner Isaak Salomon Kahn aus Philippsburg eine Zeremonienordnung, die alle künftigen Streitigkeiten verhindern sollte. Sie enthielt genaue Vorschriften über die Ordnung beim Gottesdienst und über das gegenseitige Verhalten in geschäftlicher Hinsicht. Auch wurde festgesetzt, daß ständig ein Vorsänger gehalten werden sollte. Zu dieser Zeit wohnten sieben jüdische Familien in der Stadt.

1713 fand eine Versammlung der Gesamtjudenschaft der Markgrafschaft im Hause Reutlingers statt, bei der eine später von der Regierung bestätigte Gerichtsordnung beraten wurde. Isaak Kahn wurde zum Landrabbiner mit Sitz in Durlach gewählt, Reutlinger und Model aus Pforzheim zu Schultheißen. Diese Regelung wurde nach der Begründung Karlsruhes hinfällig. Die meisten Juden zogen in die Neugründung. 1825 wohnten 4 in Durlach, 1862 nur 2, aber dann stieg die Zahl bis zur Eingemeindung in die Hauptstadt 1938 ständig an: 1875 waren es 14, 1900 32, 1905 46, 1925 60 Juden, 1933 noch 57.

Bei der Bezirkseinteilung von 1827 wurde Durlach der Bezirkssynagoge Karlsruhe unterstellt, 1885 dem Bezirk Bretten zugewiesen. Da die Gemeinde zu dieser Zeit sehr klein war, verlor sie ihre Selbständigkeit und wurde 1895 Filiale von Grötzingen. Eine Synagoge hat es dort nie gegeben. Seit der Eingemeindung teilten die Juden das Schicksal ihrer Karlsruher Glaubensbrüder.

Der heutige Karlsruher Stadtteil *Mühlburg* wurde 1670 von Markgraf Friedrich VI. zur Stadt erhoben. Die dort wohnhaften Juden erhielten die gleichen Rechte und Pflichten wie ihre Glaubensgenossen im benachbarten Durlach. Nach der erneuten Stadtrechtsverleihung von 1699 wurde eine Reihe von Juden in Mühlburg in den Schutz genommen. Eine eigene Gemeinde hat sich bis zur Eingemeindung nach Karlsruhe 1886 nicht gebildet.

Lit.: Karl Gustav *Fecht,* Geschichte der Stadt Durlach. 1869. — Vgl. außerdem die allgemeine Literatur, in der Karlsruhe umfassend behandelt ist, z. B. bei *Rosenthal.*

KEHL

1681 erbaute Vauban auf den Ruinen des zerstörten Dorfes Kehl die spätere Reichsfestung. Innerhalb ihrer Wälle entwickelte sich der 1774 zur Stadt erhobene Handelsplatz, während das ehemalige Dorf außerhalb der Mauern neu errichtet wurde. Seit dem Frieden von Ryswyk (1697) waren die Markgrafen von Baden im Besitz des später mehrfach zerstörten oder von den Franzosen besetzten Ortes. Dorf und Stadt Kehl wurden 1910 zu einer politischen Gemeinde vereinigt.

Die israelitische Gemeinde Kehl zählte zu den jüngsten Gemeinden Badens. Erst nach den Gesetzen von 1862, die den Juden mit der Gleichberechtigung auch die Niederlassungsfreiheit brachten, begann Kehl als Handelsplatz auf die Juden der Umgebung eine gewisse Anziehungskraft auszuüben. Hauptsächlich verlegten in den Jahren von 1870 bis 1890 Juden aus den ehemaligen hanauischen Ortschaften Lichtenau, Bodersweier, Rheinbischofsheim und Freistett ihre Wohnsitze nach Kehl. 1871 zählte man erst 2 Juden, 1875 9, 1880 aber bereits 90 in Dorf und Stadt. Durch Beschluß des Staatsministeriums vom 16. August 1881 wurde den 16 israelitischen Familien der Stadt Kehl das Korporationsrecht verliehen und damit die israelitische Gemeinde Kehl errichtet. Sie wurde dem Rabbinatsbezirk Bühl angeschlossen. Die Juden in Dorf Kehl wurden bis 1910 als Filialgemeinde geführt. Die Synagoge wurde 1889 an der Kasernenstraße, Ecke Schulstraße erbaut. In den folgenden Jahren wuchs die Zahl der Juden weiter an: 1895 131, 1900 151, 1905 156. Damit war die höchste Seelenzahl erreicht, die nun allmählich wieder zurückging. 1910 zählte Kehl 153 und 1925 113 Juden. Im Ersten Weltkrieg hatte die Gemeinde Jakob Bodenheimer, Artur Kaufmann, Josef Liebhold, Jakob Wertheimer und Fritz Blum als Gefallene zu beklagen. Die Toten begrub man früher in Freistett. 1924 wurde in Kehl als Teil des christlichen Friedhofs ein israelitischer Friedhof angelegt, auf dem 1939 die letzte Beerdigung stattfand. 1902 wurde ein Frauenverein zur Unterstützung der Mitglieder in Krankheitsfällen und zur Verrichtung der Bestattungszeremonien gegründet. Seit 1925 bestand eine Wandererfürsorgekasse zur Unterstützung der Aus- und Rückwanderer. Am öffentlichen Leben nahmen die Juden durch ihre Mitgliedschaft im Bürgerausschuß, in politischen Parteien und Vereinen teil.

Abgesehen von einer Sack- und Deckenfabrik und einer bedeutenderen Getreide-, Mehl- und Futtermittelgroßhandlung betrieben die Juden durchweg Handelsgeschäfte kleineren Umfangs: ein Woll- und Weißwarengeschäft, ein Stoff- und Kurzwarengeschäft, ein Herrenkonfektions- und Maßgeschäft, ein Leder- und Schuhmachereibedarfsartikelgeschäft, ein Uhren- und Schmuckgeschäft, ein Feuerzeug- und Rauchwarenimport- und -exportgeschäft und eine Altmaterialgroßhandlung. Ferner gab es 1933 eine jüdische Metzgerei, einen Pferdehändler und fünf Viehhändler, deren bedeutendster Louis Bensinger war. Der jüdische Arzt Dr. Karl Rosenthal, der bis 1938 seine Praxis ausübte, ist 1944 in Auschwitz umgekommen.

Einige Juden suchten gleich nach der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten in Straßburg nach einer neuen Existenz. Der Großteil der Kehler Juden wanderte zwischen 1935 und 1938 über Straßburg nach Frankreich aus.

15 Juden, unter ihnen Louis Bensinger, fanden in den USA eine neue Heimat. Weitere suchten in Argentinien und Palästina neue Erwerbs- und Lebensmöglichkeiten.

Am 28. Oktober 1938 wurde die polnische jüdische Familie Schwarzkächel nach Polen abgeschoben. Die Eheleute Pinkas und Laje Schwarzkächel sollen später im Ghetto Bresko erschossen worden sein. Der Sohn Arnold ist vermißt.

In der Kristallnacht im November 1938 zerstörten Parteiformationen die Synagoge. Die jüdischen Männer aus Kehl und den umliegenden Ortschaften wurden in die Stadthalle gebracht, wo sie mißhandelt und zu unwürdigen Handlungen gezwungen wurden. Anschließend kamen sie für mehrere Wochen nach Dachau.

Am 22. Oktober 1940 wurden aus Kehl 22 Juden nach Gurs deportiert. Dort starben Rosa Bensinger und Rosa Dreifuss, Emmy Marx und Emil Dreifuss bald nach der Entlassung aus dem Lager (1943) in einem französischen Hospiz. 4 Personen wurden aus Gurs befreit. Mindestens 9 starben in den Gaskammern von Auschwitz.

Heinrich Bodenheimer und Willi Schwarzkächel, die nach Frankreich ausgewandert waren, wurden ungefähr 1942 verhaftet, nach Auschwitz verschleppt und dort ermordet. Von den Juden, die nach 1933 nach Karlsruhe, Mannheim, Köln oder Wuppertal weggezogen waren, kamen 10 in Theresienstadt, Auschwitz oder einem anderen Vernichtungslager im Osten ums Leben. Nur Margot Wertheimer, die 1941 von Württemberg aus nach Riga deportiert wurde, hat überlebt.

Nach Kehl kehrte 1953 ein Jude, der 1938 nach Frankreich ausgewandert war, zurück. An der Stelle der ehemaligen Synagoge steht heute ein Wohn- und Geschäftshaus.

Lit.: Friedrich *Metz,* Kehl und das Hanauerland. 1931. — Otto *Rusch,* Geschichte der Stadt Kehl und des Hanauerlandes. 1928.

KETSCH KR. MANNHEIM
mit Brühl

Ketsch gehörte vor dem Anfall an Baden zu den vom Domkapitel verwalteten Ämtern des Hochstifts Speyer. Juden ließen sich dort im 18. Jahrhundert in geringer Zahl nieder. Die 24 Seelen, die 1825 die jüdische Gemeinde bildeten, wurden 1827 dem Rabbinatsbezirk Heidelberg zugewiesen. Die Gemeinde blieb klein. 1875 gehörten ihr 20 Juden an, 1895 war die Höchstzahl mit 31 erreicht. 1900 waren es 27, 1925 16 und 1933 noch 13 Juden. Zunächst beteiligten sie sich an den Gottesdiensten im benachbarten Schwetzingen. Später erwarben sie das Miteigentum an einem Wohnhaus in der Hockenheimer Straße und richteten dort eine Synagoge ein. Die Toten wurden auf dem jüdischen Friedhof in Wiesloch beigesetzt.

Großes Interesse bewiesen die Ketscher Juden für ihr Heimatdorf. Ein Jude saß als Mitglied der demokratischen Partei im Bürgerausschuß, ein anderer war

Mitbegründer der freiwilligen Feuerwehr. Auch betätigten sie sich in den örtlichen Sport- und Kulturvereinen. Gustav Kaufmann baute seine Ziegelei durch die Angliederung einer Rheinkiesbaggerei aus; allerdings ging die Firma 1932 in Konkurs.

1933 gab es in Ketsch ein jüdisches Manufakturwarengeschäft, eine Lebensmittelhandlung und ein Textilgeschäft. Obwohl die christlichen Mitbürger aus ihrer antifaschistischen Haltung kein Hehl gemacht und noch im Sommer 1932 nationalsozialistische Versammlungsversuche gesprengt hatten, mußten die Geschäfte nach und nach bis zum Verbot von 1938 aufgegeben wurden. Der jüdische Kommunist Artur Metzger wurde bereits im März 1933 für 10 Monate in das KZ Kislau eingeliefert. Nach der Kristallnacht wurde er nach Dachau gebracht. Er kam nicht mehr von dort zurück. Auch Manfred Kaufmann, Träger der badischen Verdienstmedaille und des EK II, wurde mehrmals verhaftet und später nach Gurs deportiert.

In der Kristallnacht wurde die Synagoge und die Wohnung Kaufmanns verwüstet. Da die jüdische Gemeinde nur Miteigentümerin war, konnten die Nationalsozialisten einen Abbruch des Gebäudes oder die Inbrandsetzung nicht riskieren. Sämtliche Juden waren bis zu diesem Zeitpunkt bereits aus Ketsch abgewandert. Eine Familie fand in Südafrika, eine andere in den USA eine neue Heimat. Dr. Alfred Stern entging seiner Verhaftung 1934 durch Flucht nach Prag. 1936 bis 1938 arbeitete er in einer Poliklinik in Rußland, wurde bei Kriegsausbruch verhaftet und angeblich nach Workuta geschleppt. Er starb lange nach Kriegsende als Kreisarzt in Sachsen.

Die jüdische Gemeinde wurde am 12. Oktober 1937 durch Beschluß des Staatsministeriums aufgelöst, das Eigentum an der Synagoge im März 1939 vom Oberrat der Israeliten als Rechtsnachfolger verkauft.

Fünf ehemalige Juden aus Ketsch wurden in ihren neuen Wohnorten von der Deportation nach Gurs erfaßt. Dort starb Friederike Kaufmann, Sara Marx in Noe. Manfred Kaufmann starb nach dem Kriege in Frankreich, seine Ehefrau Henriette in den USA. Lina Goldschmidt ist in Gurs verschollen.

Die Juden in *Brühl* waren seit 1925 der jüdischen Gemeinde Ketsch als Filiale angeschlossen. Bis zum Beginn der Verfolgungen waren die 1933 am Ort gemeldeten sechs Glaubensjuden verstorben oder verzogen.

KIPPENHEIM KR. LAHR

Der Marktort Kippenheim fiel 1629 bei der Aufteilung des Gemeinschaftsbesitzes Lahr-Mahlberg zwischen Baden-Baden und Nassau zusammen mit der Herrschaft Mahlberg an die Markgrafen von Baden-Baden. Seit 1771 gehörte er zur wiedervereinigten Markgrafschaft Baden.

Spätestens zwei Jahrzehnte nach dem Übergang an Baden-Baden saßen in den vormals mahlbergischen Orten Kippenheim und Friesenheim einzelne Juden. Über die Kippenheimer Juden gibt die erste Kunde eine Beschwerde aus dem Jahre 1684. Damals lebten vier Judenfamilien im Ort, darunter ein Schutzjude namens

Löw, dessen Vater bereits 30 Jahre in Kippenheim wohnte, und zwar zunächst als einziger Jude. Außer Löw besaß damals keiner der ansässigen Juden, die alle Viehhandel trieben, ein Haus. Die Beschwerde der Juden richtete sich in erster Linie gegen das Verbot des Gemeinderats, ihr Vieh auf die Weide treiben zu dürfen. Der Gemeinderat gab als Grund an, daß die Juden nichts für den Weidgang bezahlten, außerdem krankes und fremdes Vieh auf die Weide brächten. Noch 1684 kam zwischen den Juden und der Gemeinde eine Vereinbarung zustande, wonach die Juden ihr Vieh, sofern sie durch Atteste nachweisen konnten, daß es aus gesunden und unverdächtigen Orten stammte, auf die Ortsweide treiben durften. Dafür hatten sie eine Abgabe zu entrichten. Eine zweite Beschwerde der Juden richtete sich gegen die Metzger, die ihnen aus Konkurrenzneid das Schächten verbieten wollten. Der Hofrat gestattete in seinem Urteil, daß jeder Jude für seine Haushaltung jährlich einige Rinder schächten dürfe. Das Fleisch, welches die Juden nach ihren Gesetzen nicht essen durften, sollten sie zuerst den Metzgern anbieten und erst nach deren Ablehnung frei verkaufen. Der dritte Beschwerdepunkt betraf nur den Juden Löw, der gegen die Höhe seiner Steuerzahlungen Einspruch erhob. Als 1716 vorübergehend die Juden aus Ettenheim vertrieben wurden, suchten einige für etwa ein halbes Jahr Zuflucht in Kippenheim.

Während der Kriege Ludwigs XIV. zahlten die Kippenheimer Juden als Beitrag zu den Quartier- und Kontributionslasten jährlich 30 Gulden an die Gemeinde. Nach Friedensschluß wurde dieser Betrag durch eine Vereinbarung von 1717 auf 20 Gulden herabgesetzt. Diese Summe umfaßte sowohl Sonderauflagen als auch die Abgabe für Weide und Wasser. Damit waren die Ansprüche der Gemeinde abgegolten.

1723 wohnten sieben, 1739 fünf Judenfamilien in Kippenheim, die inzwischen alle eigene Häuser besaßen. Einer von ihnen betrieb ein größeres Spezereiwarengeschäft. Er zahlte nach einer Vereinbarung mit der Regierung von 1751 jährlich 30 Gulden Steuern, außerdem brachte er der landesherrlichen Kasse durch seinen Kommissionshandel mit Konstanz und mit der Schweiz ziemlich viel Zoll ein. Vielleicht ist er identisch mit Josua Offenheimer aus Kippenheim, der 1754 für 2700 Gulden eine Forderung von 4100 Gulden, die die Orte des Amtes Ettenheim für eine Lieferung an die kaiserliche Armee zu stellen hatten, kaufte. Die zwei anderen Juden waren kleinere Krämer. Zwischen 1753 und 1759 wurde ein weiterer Jude nach Kippenheim in den Schutz aufgenommen.

1759 beschwerte sich ein Jude über die hohen Gebühren und Zehrungskosten der landesherrlichen Beamten anläßlich der Inventarisierung des Vermögens seiner verstorbenen Mutter. Der beschuldigte herrschaftliche Beamte verteidigte sich damit, daß die Judenanwälte bei solchen Geschäften noch viel höhere Diäten und freie Zehrung verlangen würden, wogegen die Juden nichts einwendeten. Das Ergebnis war, daß auch die Judenanwälte zu Kippenheim und Bühl wegen Berechnung zu hoher Kosten zur Verantwortung gezogen wurden.

Im 19. Jahrhundert bildete sich in Kippenheim eine große israelitische Gemeinde, die bis 1925 wieder ungefähr auf die Seelenzahl von 1825 zurückging. 1801 wohnten hier 70 Juden, 1825 159, 1875 305 (15,6 % von 1934 Einwohnern),

1900 272, 1925 153, 1933 144 und 1938/39 etwa 45. Im Ersten Weltkrieg haben aus Kippenheim sieben Juden ihr Leben für das Vaterland geopfert.

Seit 1790 gehörte Kippenheim zum Rabbinat Schmieheim, dessen Sitz 1893 nach Offenburg verlegt wurde. 1793 wurde eine Synagoge erbaut. Hierzu erhielten die Juden unentgeltlich Bauholz aus dem Staatswald. Die Toten wurden auf dem israelitischen Verbandsfriedhof im benachbarten Schmieheim beigesetzt. Die Gemeinde besaß ferner ein rituelles Frauenbad und von etwa 1835 bis 1876 eine jüdische Volksschule. Die christlichen Eltern duldeten nämlich nicht länger den gemeinsamen Unterricht der seit Anfang des 19. Jahrhunderts immer zahlreicher werdenden jüdischen Kinder mit ihren eigenen. In späteren Jahrzehnten besserte sich das Zusammenleben der Angehörigen der beiden Religionen. Von 1920—1930 war jeweils ein jüdischer Bürger im Gemeinderat vertreten. Auch in den örtlichen Vereinen waren Juden Mitglieder. Vom regen karitativen und kulturellen Leben der israelitischen Gemeinde zeugten die verschiedenen israelitischen Vereine: Chewra Kaddischa, Frauenverein, Talmud-Thora-Verein, Chewra Neurim, Chewra Tehillim, Synagogenchorverein, die Ortsgruppe des Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten und der Jüdische Jugendbund, der eine rege Vortragstätigkeit entfaltete.

Im 18. Jahrhundert lag in der Herrschaft Mahlberg der Spezereihandel ganz in den Händen der Juden. Im 19. und 20. Jahrhundert trieben die meisten Kippenheimer Juden Handel mit Vieh, Häuten, Fellen, Stoffen und Schuhen bei den Bauern der umliegenden Dörfer. Einige gründeten Ladengeschäfte am Ort. Noch 1933 hatten hier die Juden einen beträchtlichen Anteil am Wirtschaftsleben. Es gab etwa 10 jüdische Viehhändler, die zum Teil nebenher auch mit Fellen und Stoffen handelten. Außerdem gab es 2 Metzger, 2 Lederhändler, 3 Stoffhändler, 1 Schuhhändler, 2 Textilwarengeschäfte, 2 Manufakturwarengeschäfte und 1 Gemischtwarenhandlung. Max Valfer hatte eine Tabakwarengroßhandlung. Eugen Wertheimer, Beinamputierter des Ersten Weltkriegs, war Inhaber der Getreide-, Mehl- und Futtermittelgroßhandlung Samuel Wertheimer. Flora Durlacher führte die Wein- und Spirituosenhandlung ihres verstorbenen Ehemannes Salomon weiter. Das bedeutendste Unternehmen war die Eisen- und Baumaterialienhandlung Hermann Wertheimer. Die Firma belieferte nahezu 4000 Kunden. Sie beschäftigte 24 Angestellte und 4 Reisende.

Der Boykott wurde in Kippenheim nur zögernd durchgeführt. Auch die jüdischen Geschäfte nahmen zunächst am wirtschaftlichen Aufschwung nach 1933 teil. Jüdische Kinder durften bis 1938 die öffentliche Volksschule besuchen. 1936 sah sich der Bürgermeister erneut veranlaßt, an die Einwohner zu appellieren, nicht in den jüdischen Geschäften zu kaufen. 1937/38 mußten die Juden nacheinander ihre Geschäfte liquidieren und suchten spätestens nach dem Novemberpogrom von 1938 Sicherheit und eine neue Existenz im Ausland. Nach den USA wanderten 58 Kippenheimer Juden aus, nach Frankreich 10, nach Palästina 9, nach England 7, nach der Schweiz 5, nach Argentinien 2 sowie nach Holland und Südafrika je einer. In der Heimat starben nach 1933 noch 7 Juden.

In der Kristallnacht im November 1938 wurde die Einrichtung der Synagoge von Angehörigen der Gebietsführerschule Lahr der Hitlerjugend demoliert. Von

einer Brandschatzung oder Sprengung des altehrwürdigen Kultgebäudes sah man wegen der Nähe der Wohnhäuser ab. 11 Juden wurden in das KZ Dachau eingeliefert und dort für einige Wochen festgehalten. Im Oktober 1939 lebten nur noch 38 Juden in Kippenheim. Ein Teil war arbeitslos und lebte von Ersparnissen und Unterstützungen, einige fanden bei befreundeten Bauern Arbeit.

Am 22. Oktober 1940 wurden 31 Juden nach Gurs deportiert, von denen 3 im Lager Gurs, 1 in Rivesaltes und mindestens 12 in Auschwitz umkamen. 12 Personen gelangten in Südfrankreich in die Freiheit, und einige wenige überlebten in französischen Lagern die Schreckenszeit. Fritz Wertheimer, der nach Holland ausgewandert war, wurde 1943 von dort aus nach Sobibor in Polen verschleppt und ermordet. In Frankreich verhaftete die Gestapo die Eheleute Jakob und Leonie Durlacher sowie Frau Flora Durlacher mit ihrer Tochter Gretel und schickte sie nach Auschwitz in den Tod. Von den Juden, die 1933—1940 von Kippenheim nach einem anderen Ort innerhalb Deutschlands umgezogen waren, kamen mindestens vier ebenfalls in der Deportation um: in Gurs, in Riga und in Maly Trostinec. Berthold Auerbacher war mit seiner Frau und Tochter Inge 1939 nach Göppingen umgezogen, wo er sich als Schwerkriegsbeschädigter sicher glaubte. 1942 wurde auch er mit seiner Familie von dort nach Theresienstadt deportiert. Nahezu drei Jahre hielt die Familie allen Entbehrungen stand und konnte am 8. Mai 1945 befreit werden. 1946 wanderte sie nach den USA aus.

In Kippenheim leben heute keine Juden mehr. Die äußerlich fast unverändert gebliebene Synagoge in der Voststraße dient der Ein- und Verkaufsgenossenschaft als Lager- und Verkaufsraum.

Lit.: Heinrich *Neu,* Geschichte des Dorfes Schmieheim. 1902.

KLEINEICHOLZHEIM KR. BUCHEN

Das dem Ritterkanton Kraichgau inkorporierte Dorf Kleineicholzheim kam um 1560 nach dem Aussterben der jüngeren Herren von Eicholzheim an Landschad Hans Pleikard zu Großeicholzheim, später an die Herren von Adelsheim, 1724 an den Grafen von Riancour und dann an die Grafen von Waldkirch. 1806 fiel es an Baden.

Seit dem 18. Jahrhundert wohnten Juden in Kleineicholzheim. Im 19. Jahrhundert war ihr Anteil an der Einwohnerschaft sehr groß. 1825 lebten in Kleineicholzheim 35 Israeliten (15 % von 234 Einwohnern), 1875 93 (32,8 % von 284), 1900 74 (33,2 % von 223), 1925 38 (16,5 % von 231) und 1933 28. Die Namen der alteingesessenen Judenfamilien waren Böttigheimer und Lissberger. Von den sechs Teilnehmern am Ersten Weltkrieg ist Max Lissberger gefallen.

1843 verkauften die Grafen von Waldkirch ihre Besitzungen in Kleineicholzheim, darunter Schloß und Gut, für 57 100 Gulden an einen Israeliten, der die Güter an die Bürger weiterverkaufte. Bei dieser Gelegenheit erwarb die israelitische Gemeinde den neueren Teil des Schlosses und einen Teil des alten Schloßgebäudes und richtete darin Synagoge, Schule, Frauenbad und Lehrerwohnung ein. Seit 1827 war Kleineicholzheim dem Rabbinatsbezirk Mosbach angeschlossen.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wanderte ein Jude namens Wertheimer von Kleineicholzheim nach Houston in den USA aus und brachte es dort zu Ansehen und Wohlstand. Noch heute trägt eine der Hauptstraßen Houstons seinen Namen.

Den Lebensunterhalt erwarben sich die Juden durch Handel mit Vieh, Pferden und Textilwaren. 1933 wurden 3 Textilwarengeschäfte, 2 Gemischtwarenhandlungen, 2 Vieh- und Pferdehandlungen und 2 Gastwirtschaften von Juden betrieben. Die Gastwirte des „Engel" und der „Krone" waren nebenberuflich als Vertreter und Viehhändler tätig.

Der Verkehr mit den übrigen Bürgern war bis 1933 freundnachbarlich. Ein Jude war jeweils Mitglied im Gemeinderat. Die nationalsozialistische Haßpropaganda fand bei den Parteifunktionären und den Jugendlichen williges Gehör. Der Großteil der Bürger blieb den Juden wohlgesinnt. Doch auch sie wurden den Juden allmählich entfremdet, da sich kaum noch jemand traute, mit ihnen öffentlich zu verkehren, um nicht als Judenfreund angeprangert zu werden. Die jüdischen Geschäfte gingen infolgedessen immer mehr zurück und mußten bis spätestens Ende 1938 geschlossen werden.

In der Kristallnacht im November 1938 wurden die anwesenden Juden von auswärtigen SA-Leuten mißhandelt, die Inneneinrichtung der Synagoge und einige Wohnungen demoliert. Zwei Juden wurden in das KZ Dachau eingeliefert und bis Weihnachten 1938 festgehalten. Nur einzelne haben bereits 1934, 1936 und 1937 das Land verlassen. Die meisten der insgesamt 12 Auswanderer begaben sich erst 1939 nach den USA und Argentinien. Die älteste Israelitin von Kleineicholzheim, Minna Böttigheimer, starb fast neunzigjährig im jüdischen Altersheim in Gailingen. 15 Juden blieben weiterhin in Kleineicholzheim wohnen und wurden am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert. Nur 4 von ihnen erlangten die Freiheit wieder; 4 siechten in südfranzösischen Konzentrationslagern dahin, und 7 wurden nach schreckensreichen Jahren schließlich 1942/43 in Auschwitz ermordet.

Nach den Jahren der Verfolgung kehrte der aus Kleineicholzheim gebürtige Friedrich Böttigheimer hierher zurück. Die ehemalige Synagoge an der Hauptstraße gegenüber dem Rathaus wurde veräußert und zu einem Wohnhaus umgebaut. Einen jüdischen Friedhof hat es in Kleineicholzheim nie gegeben. Die Toten wurden von jeher in Bödigheim bestattet.

Lit.: Heinrich *Fontaine*, Der Amtsbezirk Adelsheim nebst geschichtlichen Notizen. 1900.

KÖNIGHEIM KR. TAUBERBISCHOFSHEIM

Das Dorf Königheim war bis zu ihrem Aussterben im 16. Jahrhundert im Besitz der Grafen von Wertheim. Danach gehörte es bis 1803 zum Erzstift Mainz, von 1803 bis zum Anfall an Baden 1806 zum Fürstentum Leiningen.

Nach dem Nürnberger Memorbuch hatte der Ritter Rindfleisch 1298 auch die Juden in Königheim erschlagen. Die Zahl der Opfer ist nicht bekannt. Zur Zeit der Judenpogrome von 1348/49 bestand in Königheim wahrscheinlich keine Judengemeinde; jedenfalls ist nichts über eine Verfolgung berichtet. Seit dem 15.

Jahrhundert dürften, mit kürzerer Unterbrechung während des Dreißigjährigen Krieges, bis zur Deportation am 22. Oktober 1940 ständig Juden in Königheim ansässig gewesen sein. Nach einem Weistum von 1422 oblag der Schutz der Juden in Königheim den Grafen von Wertheim „sust nyemand anders".

Schon 1780 besaßen die Juden eine Synagoge, wahrscheinlich einen Betsaal in einem Privathaus, das um 1820 verkauft worden sein muß, denn 1825 besaß die jüdische Gemeinde keine Synagoge mehr. Der Plan zu einem Neubau mit einem rituellen Bad konnte erst 1831 verwirklicht werden. 1886 brannte die Synagoge ab und wurde im folgenden Jahr wieder aufgebaut. Neben der Synagoge befand sich das israelitische Schulhaus, in dem bis zur Einführung der Simultanschule in Baden 1876 die jüdischen Kinder unterrichtet wurden. Seit 1827 gehörte die israelitische Gemeinde Königheim zum Rabbinatsbezirk Wertheim. Einen eigenen Friedhof besaß sie erst seit 1875, als die Beisetzung auswärtiger Juden auf dem bis dahin benützten Verbandsfriedhof Külsheim verboten wurde. Als 1894 die Gissigheimer Judengemeinde aufgelöst wurde, nahmen ihre verbliebenen Mitglieder am religiösen Leben in Königheim teil, bis in Gissigheim kein Jude mehr wohnte.

Die größte Seelenzahl erreichte die jüdische Gemeinde in den Gründerjahren nach 1870; danach nahm sie durch Ab- und Auswanderung ständig ab. 1825 wohnten in Königheim 67, 1875 121, 1900 81, 1925 44, 1933 37 und 1938 23 Juden. Im Ersten Weltkrieg sind aus Königheim die Juden Julius Groß, Isidor und Louis Lichtenstetter und Benjamin Stern für ihr deutsches Vaterland gefallen.

Das Zusammenleben der Juden mit den übrigen Bürgern wird im allgemeinen als gut bezeichnet. Die Juden hatten für das Dorf große wirtschaftliche Bedeutung. 1933 gab es sieben jüdische Viehhändler. Philipp Sommer betrieb wie Bernhard Sommer eine Metzgerei neben dem Viehhandel. Im Ersten Weltkrieg erhielt er das Eiserne Kreuz I. Klasse und die Badische Verdienstmedaille. Außerdem gab es eine Landesproduktenhandlung, eine Getreidegroßhandlung, ein Getreide- und Futtermittelgeschäft, zwei Weiß-, Woll- und Kurzwarengeschäfte, ein Email- und Tonwarengeschäft. Zwei Juden hausierten mit Textilien, Kurzwaren und Schuhen. Der von den Nationalsozialisten ausgeübte wirtschaftliche Boykott zwang bis 1938 alle Juden, ihre Geschäfte aufzugeben. 7 Juden zogen in eine andere deutsche Stadt, 17 suchten Sicherheit im Ausland, davon 12 in den USA, 3 in Holland und 2 in Chile. Die Zwillingsbrüder Albert und Hugo Sommer, die 1936 nach Holland ausgewandert waren, wurden 1942 verhaftet und über das KZ Westerbork nach Auschwitz deportiert. Sie sind beide verschollen.

Die 13 Juden, die in Königheim zurückblieben, wurden bei Kriegsausbruch im September 1939 mit einem Plakat „Wir sind die Kriegshetzer" durch den Ort geführt und anschließend sämtlich in das Haus des Juden Moses Sommer einquartiert, wo sie bis zur Deportation am 22. Oktober 1940 in etwa acht Räumen hausen mußten. Am Tage nach der Zwangseinweisung wurde ihnen noch einmal Gelegenheit gegeben, aus ihren Häusern das, was sie in Koffern mit den Händen tragen konnten, zu holen; einen Wagen durften sie nicht benutzen. Möbel konnten sie also nicht mitnehmen, sondern mußten sich mit dem im Hause ihres Glaubensgenossen vorhandenen Mobiliar recht und schlecht einrichten. Während der ganzen über ein Jahr dauernden Haftzeit war es ihnen verboten auszugehen, Besuche zu empfan-

gen, Radio zu hören, ein Telefon zu benutzen oder die Fensterläden zur Straße hin zu öffnen. Nur der damals 75jährige Sigmund Marx durfte täglich zu einer festgesetzten Stunde das Haus verlassen, um die Lebensmittel für alle einzukaufen. Am 22. Oktober 1940 wurden 12 Personen nach Gurs deportiert. Nur zwei von ihnen sind mit Sicherheit befreit worden. Sigmund Marx und Bertha Stern erlagen bereits im Lager Gurs, Moses Sommer im Lager Les Milles den Strapazen. Sigmund Stern ist mit Sicherheit, acht weitere Leidensgefährten mit großer Wahrscheinlichkeit in Auschwitz ums Leben gekommen. Flora Sommer befand sich am Deportationstag auf dem amerikanischen Konsulat, um ihre Auswanderung zu betreiben. Als sie nach Königheim zurückkehrte, fand sie das „Ghetto" leer. Sie wanderte 1941 nach den USA aus.

Heute leben keine Juden in Königheim. Die Synagoge an der Hauptstraße erwarb die politische Gemeinde. 1945 wurde das Gebäude durch Beschuß vollständig zerstört. Nach dem Krieg errichtete die Städtische Sparkasse Tauberbischofsheim auf dem Gelände eine Filiale. Der Friedhof mit seinen etwa 50 Gräbern an einem Steilhang am Ortsrande ist der letzte Zeuge der jüdischen Gemeinde.

KÖNIGSBACH KR. PFORZHEIM
mit Stein

Fünf Zwölftel von Königsbach kamen Ende des 15. Jahrhunderts, zum größten Teil als heimgefallenes Lehen, an die Markgrafen von Baden, sieben Zwölftel gelangten als markgräflich-brandenburgisches Lehen 1518 an die Herren von Venningen-Königsbach und 1650 an die Herren von Saint André, die 1668—1685 auch den badischen Teil in Besitz hatten. Das brandenburgische Lehen, über das die Markgrafen von Baden erfolglos die Landeshoheit beanspruchten, kam 1806 an Baden.

Seit 1699 nahm Markgraf Friedrich VII. von Baden (1677—1709) eine Reihe von Juden in den Schutz auf, darunter eine Familie nach Königsbach. Die Eingabe der badischen Juden von 1718 um die Bestallung des Nathan Uri als Rabbinatsstellvertreter war auch von zwei markgräflichen Schutzjuden aus Königsbach unterzeichnet. 1740 wohnten im markgräflichen Teil drei Judenfamilien. Für jeden Juden aber, den die Markgrafen aufnahmen, nahmen die Herren von Saint André vier auf. So wohnten um 1750 auf badischer Seite 3, auf Saint Andréscher Seite 12 bis 15 Judenfamilien. 1751 drohte daher die markgräfliche Regierung dem Freiherrn von Saint André an, daß sie seinen Schutzjuden jeglichen Handel im Badischen verbieten werde, wenn er sich nicht an die proportionierliche Aufnahme von Juden halte. Dem Pfarrer von Königsbach waren die vielen Juden ebenfalls ein Dorn im Auge. Im Visitationsprotokoll von 1743, das sogar 23 jüdische Haushaltungen erwähnt, beklagt er sich, daß die hiesigen Juden den Sabbat — gemeint ist der christliche Sonntag — greulich schändeten. Sie handelten vor und unter der Kirche, schächteten und wuschen in öffentlichen Gassen.

Die Saint Andrésche Grundherrschaft verlangte von ihren Juden außer dem Schutzgeld auch noch Zungengeld anstelle der ursprünglich abzuliefernden Zungen

der von ihnen geschlachteten Tiere. Ferner hatte jeder Jude jährlich 6 Pfund Werg zu spinnen und eine Gans zu mästen. Auch zu Botengängen waren die Juden verpflichtet; davon kauften sie sich später für 20 Gulden jährlich los.

Schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts hatten die Königsbacher Juden eine Synagoge, und zwar auf Saint Andréscher Seite in einem von der freiherrlichen Verwaltung gemieteten Hause. Weil sich die Verwaltung oft in die Angelegenheiten der Juden einmischte und ihnen viele Strafen auferlegte, erhielten die Juden 1761 die Erlaubnis, auf der badischen Seite eine eigene Synagoge zu bauen. Der Plan kam jedoch wegen der Uneinigkeit der Juden selbst nicht zur Ausführung. Nach einer Beschreibung von 1850 handelte es sich bei der Synagoge um ein zweistöckiges Gebäude. Im oberen Stockwerk war der Betsaal, im unteren das Frauenbad, die Lehrerwohnung und ein Lehrzimmer untergebracht. Die Juden im benachbarten *Stein,* wo während des 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts kurzzeitig eine kleine Judengemeinde bestand. (1709 3, 1738 4 Judenfamilien, 1825 12 Juden) kamen zum Gottesdienst in die Synagoge nach Königsbach.

Durch die Mediatisierung der Herrschaft Saint André 1806 entfielen unter den Königsbacher Juden die Spannungen, die aus der verschiedenen Herrschaftszugehörigkeit erwachsen waren. Im Zuge der weiteren Emanzipation der Juden verbesserte sich auch ihre wirtschaftliche Stellung und das Zusammenleben mit den christlichen Bürgern. Als 1860 die Freiwillige Feuerwehr Königsbach gegründet wurde, gehörten zu den ersten Mitgliedern zwei Juden. Die karitativen Aufgaben der jüdischen Gemeinde nahmen ein Kranken- und ein Begräbnisverein wahr. Eine jüdische Schule wurde um 1835 eröffnet, an der bis zur Aufhebung der Konfessionsschulen unterrichtet wurde.

Über die neuere Geschichte der jüdischen Gemeinde Königsbach, die seit 1827 zum Rabbinatsbezirk Karlsruhe, seit 1885 zum Bezirk Bretten gehörte, haben wir nur spärliche Kenntnisse, da die Akten und eine Ortschronik 1945 beim Einmarsch feindlicher Truppen von diesen verbrannt wurden. Die Zahl der jüdischen Einwohner betrug 1825 156, 1875 220 — fast 11 % der Bevölkerung —, 1900 167, 1925 162 und 1933 102. Im Ersten Weltkrieg hatte die israelitische Gemeinde drei Gefallene zu beklagen.

Der überwiegende Teil der Königsbacher Juden ernährte sich von Vieh- und Pferdehandel. Einige waren zugleich Metzger. Soweit es sich noch feststellen ließ, waren 1933 noch 24 Juden in dieser Berufsgruppe tätig. Etliche waren Reisende von Pforzheimer Uhren- und Schmuckwarenfabriken. Die Zahl der jüdischen Einzelhandelsgeschäfte für die Dinge des täglichen Bedarfs scheint verhältnismäßig gering gewesen zu sein. Bekannt ist das Manufakturwarengeschäft Jakob Dreyfuß und das Zigarrengeschäft Berta Daube. Julius Zimmern war von 1927 bis April 1933 Lehrer an der Volksschule Königsbach und wurde auf Grund des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums aus dem Dienst entfernt. Religionslehrer und Kantor der israelitischen Gemeinde war von 1902 bis 1938 Abraham Srog. Bis Ende 1938 waren alle jüdischen Gewerbetreibenden zur Aufgabe ihrer Geschäfte gezwungen. Über die Hälfte der Juden wanderte nach den USA, nach Palästina, Argentinien, Brasilien und Frankreich aus. Viele zogen zunächst nach Pforzheim oder andere Städte innerhalb Deutschlands.

In der Kristallnacht im November 1938 kamen aus Karlsruhe und Pforzheim SA- und SS-Leute, die meisten in Zivil, mit einem Lkw angefahren, um in Königsbach die „Judenaktion" durchzuführen. Eine Gruppe demolierte und plünderte das Manufakturwarengeschäft des Jakob Dreyfuß, eine zweite Gruppe verwüstete das Innere der Synagoge, und eine dritte Abteilung schob die Chaisen aus dem Hof des Pferdehändlers Tiefenbronner, stürzte sie in den in der Nähe befindlichen Bach und zertrümmerte sie.

Bei der Zerstörung des Gotteshauses mußten die Juden Gebetbücher und andere Ritualien aus der Synagoge tragen und in ein vor dem Hause brennendes Feuer werfen. Unter diesen Juden befand sich auch der damals weit über 50 Jahre alte Pferdehändler Benjamin; er wurde von einem SA-Mann aus Pforzheim erkannt, mit dem er vor 1933 wegen eines Pferdehandels und wegen eines SA-Aufmarsches in Königsbach Auseinandersetzungen gehabt hatte. Der SA-Mann versetzte Benjamin mit einer Latte einen Schlag auf den Hinterkopf, so daß er bewußtlos und blutend liegenblieb. Einige Bürger, die dem Bewußtlosen Hilfe bringen wollten, wurden durch SA-Leute daran gehindert. Selbst ein vorbeikommender Arzt ließ Benjamin unversorgt liegen. Der Gendarmeriemeister veranlaßte schließlich seinen Abtransport mit einem Sanitätskraftwagen in das Pforzheimer Krankenhaus. Benjamin genaß von den erlittenen Verletzungen wieder und ist später nach den USA ausgewandert. Die jüdischen Männer wurden einige Wochen im KZ Dachau festgehalten und hatten vielerlei Schikanen und Mißhandlungen zu erdulden. Königsbacher Bürger beteiligten sich bei der Aktion gegen die Juden nicht.

Emil Daube, Einkäufer bei der Viehgroßhandlung Strauß in Augsburg, wurde dort 1938 verhaftet und in das KZ Sachsenhausen-Oranienburg eingeliefert, wo er 1940 angeblich erschossen wurde. Seine Ehefrau wurde am 22. Oktober 1940 von Pforzheim nach Gurs deportiert und 1942 in Auschwitz ermordet. Samuel Maier fiel 1940 in Grafeneck der Euthanasie zum Opfer.

Am 22. Oktober 1940 wurden aus Königsbach 10 Juden nach Gurs deportiert. Dort starben 2; 5 wurden später in Auschwitz ermordet. Erna Wassermann wurde aus Gurs entlassen.

Irene Karle, deren „arischer" Ehemann am 31. März 1945 als Volkssturmmann fiel, wurde im Februar 1945 von Pforzheim aus nach Theresienstadt deportiert, kehrte aber nach Kriegsende wieder zurück. Von den übrigen Königsbacher Juden, die von Pforzheim aus deportiert wurden, kamen mindestens sechs in Auschwitz um. David Daube wurde im Mai 1944 in Brüssel verhaftet; über Malines, Auschwitz und Groß-Rosen führte sein Leidensweg nach Dachau, wo er offenbar noch in den letzten Tagen vor der Befreiung sein Leben verlor.

Zwölf Jahre Judenverfolgung haben die große Judengemeinde Königsbach zerstreut und vernichtet. Der ehemalige Synagogenplatz dient heute als Fabrikeinfahrt. Auf dem jüdischen Friedhof mahnt ein Gedenkstein an die im Dritten Reich schuldlos umgebrachten jüdischen Einwohner.

Lit.: Freiwillige Feuerwehr Königsbach. Festschrift zum 100jährigen Jubiläum. 1960. — Friedrich *Sander,* Die Visitationsprotokolle der ehemaligen Diözese Stein aus den Jahren 1743 bis 1793, in: Soweit der Turmberg grüßt 13 (1961).

KONSTANZ

mit Meersburg, Radolfzell, Singen und Überlingen

Die freie Reichsstadt Konstanz kam nach der Niederlage des Schmalkaldischen Bundes gegen Karl V. 1548 unter österreichische Hoheit. 1806 fiel sie an Baden.

Möglicherweise wohnten schon in der römischen Niederlassung Constantia Juden, bis sie wie die Römer dem Alemanneneinfall weichen mußten. Wenn auch die erste Nachricht über Juden in Konstanz aus dem Jahre 1241 stammt, so dürfte die mittelalterliche jüdische Gemeinde doch erheblich älter sein; sie hatte nämlich um diese Zeit bereits ein solches Ansehen erlangt, daß der junge Rabbi Meir von Rothenburg, die berühmteste rabbinische Autorität der damaligen Zeit, zwischen 1250 und 1260 das dortige Rabbineramt bekleidete. Konstanz gehörte zu den 25 Orten, deren Judengemeinden in der Reichssteuerliste von 1241 erfaßt sind. Vermutlich trugen die Juden auch durch den Bau eines Turmes (Ziegelturm, heute Pulverturm) zur Stadtbefestigung bei. 1254 erging eine päpstliche Aufforderung an den Bischof, die Juden der Stadt und der Diözese zum Tragen des Judenzeichens anzuhalten. 1255 erhielt die Stadt vom Kaiser das Verbot, die Juden zu Abgaben heranzuziehen, da sie als kaiserliche Kammerknechte nur ihm abgabepflichtig seien. 1317 gewährte Friedrich der Schöne den Konstanzer Juden für eine Geldhilfe Steuerfreiheit auf vier Jahre. 1330 verpfändete Kaiser Ludwig der Bayer 1000 Pfund Heller aus den Steuern der Konstanzer Juden auf drei Jahre an den Grafen von Nellenburg.

Unter der Beschuldigung der Hostienschändung tötete man 1312, 1320 und 1333 wiederholt zahlreiche Juden. Sie wurden erschlagen, verbrannt oder im Rhein ertränkt. Die Verfolgungen während der Pest von 1348/49 endeten in Konstanz damit, daß man nach chronikalischer Überlieferung zunächst 330 Juden in einem auf freiem Feld eigens hierzu errichteten Gebäude verbrannte, die restlichen später ebenfalls tötete. Damit war die jüdische Gemeinde vernichtet. In den folgenden Jahrzehnten durften sich jedoch wieder Juden in Konstanz niederlassen, und sie scheinen bald wieder eine umfangreiche Gemeinde gebildet zu haben.

Nach 1371 konnten die Juden uneingeschränkt Hausbesitz erwerben. Schon 1375 schloß die Stadt mit dem damals in Konstanz wohnhaften Juden Samuel von Mengen einen Kreditvertrag ab; 1377 erhielt Jäcklin von Ulm, einer der bedeutendsten jüdischen Bankiers dieser Zeit, auf fünf Jahre Wohnrecht in Konstanz. Um die gleiche Zeit werden weitere ausgedehnte Geldgeschäfte mit Konstanzer Juden erwähnt. Ihre Einkünfte müssen sehr hoch gewesen sein, wie aus den Steuerangaben in den Stadtrechnungen zu ersehen ist. Aus diesen guten wirtschaftlichen Verhältnissen zog die Stadt ihren Nutzen. Konstanz gehörte zu den schwäbischen Reichsstädten, die 1385 mit einer teuer erkauften Genehmigung des Kaisers alle Forderungen der Juden an ihre Gläubiger teilweise ermäßigten und an sich zogen sowie gegen die Hälfte des jährlichen Ertrags der Judensteuern das Judenregal übertragen erhielten. 1393 war allerdings die Stadt Konstanz erst nach längeren Verhandlungen bereit, den vom Kaiser gewährten Teilnachlaß der Schulden des Adels bei Juden zuzustimmen. Zugleich erhielt sie für zwölf Jahre den Judenschutz und die

damit verbundenen Einnahmen. 1390 hatte die jüdische Gemeinde Konstanz 30 Haushaltungen.

Zu einer erneuten, durch eine Blutbeschuldigung hervorgerufenen Verfolgung kam es im Jahre 1390. 1401 wurde den Juden verboten, auf Grundstücke etwas zu leihen und sich in der Karwoche auf der Straße sehen zu lassen. Verschiedentlich kam es, wie auch schon früher, zu Judentaufen. Zu Beginn des 15. Jahrhunderts traten für die Konstanzer Juden ruhigere Verhältnisse ein. 1413 zählte die jüdische Gemeinde 12 Haushaltungen.

Durch das Konstanzer Konzil (1414—1418) erlangte die jüdische Gemeinde in Konstanz Bedeutung für die gesamte Judenschaft des Reiches. Zunächst berief der Kaiser 12 vermögende jüdische Familien nach Konstanz; noch 1417 ließ er den reichen Bankherrn Samuel von Lindau in Konstanz als Bürger aufnehmen. Die so gestärkte Gemeinde hatte für das schnelle Aufbringen der verschiedenen von der Judenschaft des Reiches verlangten Abgaben zur Bestreitung der Kosten des Konzils zu sorgen. In Konstanz war die Abrechnungsstelle für die Steueragenten. Auch befanden sich unter den jüdischen Steuererhebern, die den für die verschiedenen Provinzen des Reiches bestellten Beamten als Helfer beigegeben waren, u.a. mehrere Juden aus Konstanz. Als während des Konzils der neugewählte Papst Martin V. 1417 durch die Stadt zog, kamen ihm auch die Juden der Stadt mit Gebetsmänteln, Sterbekleidern und brennenden Kerzen entgegen und baten für die gesamte Judenheit des Reiches um Bestätigung ihrer Freiheiten, wie diese auch die früheren Päpste gegeben hätten.

Aus den Jahren 1423 bis 1429 sind umfangreiche Geldgeschäfte von Konstanzer Juden nachzuweisen, aus denen auf großen Reichtum einiger Juden zu schließen ist. Vom Warenhandel waren die Juden damals völlig ausgeschlossen. 1418 zählte die jüdische Gemeinde in Konstanz ungefähr 20 Familien; unter ihnen finden wir zahlreiche bekannte Geldverleiher. 1425 war die Zahl der jüdischen Haushaltungen auf 16 herabgesunken, wuchs jedoch bis 1429 wiederum auf 25 und bis 1430 auf 32 (hier allerdings mit einigen in Meersburg und Umgebung) an. Die Beschuldigung, Ravensburger Juden hätten einen Christenknaben zu rituellen Zwecken getötet, führte 1430 wiederum zu einer Verfolgung, in deren Verlauf der Kaiser die Juden, die ja seine „Kammerknechte" waren, gegen eine beträchtliche Zahlung der Stadt überließ. Bürgermeister und Rat wurden wegen ihrer vermittelnden Haltung durch einen Aufstand der Zünfte abgesetzt. Die Gefangennahme der Juden und längere Verhandlungen endeten damit, daß der Kaiser die Juden für 20 000 Gulden wieder in seinen Schutz nahm, eine Summe, die mit Hilfe zweier ehemaliger Konstanzer Bankiers aus Zürich aufgebracht wurde. 1435 betrug die Zahl der jüdischen Haushaltungen nur noch 12. 1439 beschlossen der kleine und große Rat, wie schon vorher 1431, künftig keine Juden mehr in der Stadt zu dulden. Zur Durchführung kam dieser Beschluß jedoch nicht. 1443 wurden die Konstanzer Juden unter dem Verdacht eines Ritualmordes im Ziegelturm gefangengesetzt und ihre Häuser nach Geld durchsucht. Erst nach fünfjährigen Bemühungen, an denen sich auch der Kaiser beteiligte, wurden sie wieder freigelassen und mit Leib und Gut an Erzherzog Albrecht überwiesen. In der Folgezeit wohnten nur noch wenige Juden ständig in Konstanz. Nach einer weiteren Einschränkung ihrer Rechte durch

eine Judenordnung von 1533 erfolgte 1537 die endgültige Ausweisung und das Verbot des dauernden Aufenthaltes in der Stadt.

Die Konstanzer Juden wohnten, abgesehen von Einzelfällen, in einem bestimmten Gebiet zusammen, das jedoch im Laufe der Zeit wechselte; dort stand auch die jeweilige Synagoge. Die erste bekannte Judensiedlung (bis 1348/49) befand sich ebenso wie die zweite (bis 1390) in der Mordergasse (später Augustinergasse, bzw. Rosgartenstraße); vermutlich hier, hinter dem späteren Rosgarten, wird der Standort der ältesten Synagoge zu suchen sein. Die dritte Siedlung (seit Ende des 14. Jahrhunderts) lag in der Samnung- oder Witengasse und am Blaicherstad, der Judengasse (später Münzgasse). In dem an die Blaicherstad angrenzenden Ramungshof scheint eine zweite kleine Siedlung angelegt worden zu sein. Die zweite Synagoge wurde in dem 1424 erworbenen Haus „Zur Katz" in der Judengasse, dem Gesellschaftshaus der Patrizier, eingerichtet. Das Nachbarhaus diente als Schule. Bis 1448 blieben beide Häuser jüdisches Eigentum. Der Neubau von Synagogen im ganzen Bistum Konstanz wurde durch den Bischof im gleichen Jahr verboten. 1383 erhielt die Konstanzer Judenschaft vom Bischof eine Friedhofsordnung. Ob diese für einen eigenen Friedhof in Konstanz oder für den Überlinger Friedhof galt, ist nicht bekannt.

An der Ausschließung der Juden wurde in den folgenden Jahrhunderten beharrlich festgehalten; sogar für die durchreisenden Juden wurden wiederholt verschärfte Vorschriften erlassen. Erst 1847 beschloß der große Ausschuß, allerdings mit stark einschränkenden Klauseln, Juden als Ortsbürger aufzunehmen. 1866 wurde die drei Jahre zuvor neugegründete israelitische Gemeinde staatlich genehmigt. Sie schloß sich in der Auseinandersetzung um die Gottesdienstreform der liberalen Richtung an. Bis 1897 war sie der jüdischen Gemeinde Tiengen als Filiale angegliedert. Die Zahl der jüdischen Einwohner wuchs bis 1875 auf 251, bis 1900 auf 565; 1925 war sie bereits wieder auf 537 gesunken. Im Ersten Weltkrieg hatte die Israelitische Gemeinde Konstanz 27 Gefallene zu beklagen. Ab 1864 versammelten sich die Juden in einem Betsaal im sogenannten Seelhaus. 1883 konnte die Synagoge in der Sigismundstraße eingeweiht werden. Innerhalb des christlichen Friedhofs wurde um diese Zeit für die verstorbenen Juden ein besonderer Teil angelegt.

1925 wurde der Sitz der Gailinger Bezirkssynagoge und damit des Bezirksrabbinats nach Konstanz verlegt; aber schon 1927 erhielten die orthodoxen Gemeinden Gailingen und Randegg, die die liberale Haltung des Konstanzer Rabbiners ablehnten, auf ihr Drängen einen eigenen Rabbiner mit dem Sitz in Gailingen, während Konstanz nur noch die Landgemeinde Wangen sowie die der Gemeinde Konstanz angeschlossenen Filialgemeinden Meersburg, Radolfzell, Singen und Überlingen verblieben. In Worblingen, dessen jüdische Gemeinde 1901 aufgelöst worden war und deren verbliebene Mitglieder Konstanz ebenfalls als Filiale angegliedert worden waren, lebten 1925 keine Juden mehr. Der letzte Bezirksrabbiner von Konstanz, Dr. Chone, wanderte 1936 nach seiner Pensionierung nach Palästina aus, wo er 1946 verstarb.

Zahlreiche israelitische Vereine und Einrichtungen karitativen, religiösen oder geselligen Charakters waren in Konstanz vorhanden: Die Armenkasse, eine

Chewra Kaddischa, ein Frauenverein und eine Wanderfürsorgestelle dienten der Wohlfahrtspflege. Im Verein jüdischer Techniker, in der Zionistischen Ortsgruppe, in der Ortsgruppe des Central-Vereins, der Ortsgruppe des Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten und der Ortsgruppe des Hilfsvereins der deutschen Juden fanden sich beruflich oder politisch Gleichgesinnte zusammen. Der Unabhängige Orden B'ne B'rith war durch die Makkabi-Loge vertreten. Der Jugend nahmen sich der Jugendverein und eine besondere Jugendbibliothek an.

Am öffentlichen Leben der Stadt nahmen die Juden vor 1933 nicht weniger regen Anteil als an ihren eigenen Gemeindeangelegenheiten. So war etwa der Arzt Dr. Daniel Guggenheim Gründer und Leiter der Sanitätskolonne des Männervereins vom Roten Kreuz und Mitglied des Stadtrats. Der Kaufmann Bernhard Spiegel war Mitgründer und von 1903 bis 1913 Vorsitzender der Ortskrankenkasse. Der Fabrikant Salomon Picard war Mitglied, der Kaufmann Albert Spiegel Vorsitzender des Stadtverordnetenkollegiums.

Im Unterschied zum Mittelalter beschäftigten sich die Konstanzer Juden der Neuzeit kaum mit Geldgeschäften, sondern waren rührige Unternehmer in den verschiedensten Branchen. Sie hatten einen beträchtlichen Anteil am Wirtschaftsleben der Stadt. So wurden — um nur einige Geschäfte zu nennen — 1933 von Juden das Konfektionshaus „Merkur", die Textilgroßhandlungen Lion oHG und Wolf & Weil, das Herren- und Damenkleidergeschäft Spiegel & Wolf, das Weiß-, Woll- und Modewarengeschäft Hans und Otto Thanhauser, die Kurz-, Weiß- und Wollwarengroßhandlung Gebr. Wieler, die Eisenwarengroßhandlungen Gebr. Spiegel, Gebr. Rothschild und Max Schriesheimer, das Baumaterialien- und Kohlengeschäft Siegfried Schuster betrieben. Die Rohproduktenhandlung Jakob Haymann oHG, die Metzgereibedarfsartikelhandlung Gebr. Moos oHG, die Darmgroßhandlung Ludwig Picard, die Konservenfabrik Honsell & Co. oHG, die Reiseartikelfabrik Oskar Bayer Nachf. GmbH und verschiedene andere waren jüdische Firmen. Manche Juden hatten ihr Geschäft oder wenigstens eine Zweigniederlassung in der Schweiz. Über 20 Juden waren Reisevertreter deutscher und schweizerischer Firmen. Auch viele Unselbständige waren in Schweizer Betrieben beschäftigt.

In den akademischen Berufen waren in Konstanz die Juden ebenfalls vertreten. Es gab mehrere praktische Ärzte, Fachärzte und Zahnärzte. Prof. Dr. Martin Picard war Chemiker, Dr. Karl Kindermann bis April 1933 Studienassessor, Dr. Erich Bloch bis 1. März 1933 Verlagsleiter. Sechs Rechtsanwälte hatten hier ihre Praxis. Ein Architekt, mehrere Ingenieure und Lehrer zählten zu den Konstanzer Bürgern.

Erwähnung verdient der auch musikalisch begabte Buchhändler Fritz Picard aus Wangen am See, der zum Freundeskreis der Dichterin Else Lasker-Schüler gehörte und mit Hermann Hesse und Max Liebermann befreundet war.

Unter den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Diskriminierungen hatten die Konstanzer Juden nach 1933 nicht weniger zu leiden als ihre Glaubensgenossen in anderen deutschen Städten. Die verwandtschaftlichen und wirtschaftlichen Beziehungen zur nahen Schweiz gereichten den Weitsichtigen unter ihnen, die den Ernst der Stunde erkannten, zum großen Vorteil, da sie nicht nur ihr Leben, sondern

häufig auch noch ihr Vermögen retten konnten. Schon im Herbst 1933 las ein Parteigenosse und Stadtrat bei einer gutbesuchten Kundgebung für den Mittelstand die Namen derjenigen vor, die in jüdischen Geschäften, Warenhäusern und Einheitspreisgeschäften nach dem Boykottaufruf ihre Einkäufe getätigt hatten. Am 1. November 1936 nachmittags gegen 5 Uhr wurde in der Synagoge Feuer wahrgenommen. Wie aus dem Protokoll hervorgeht, war die Nische, in der sich der Thoraschrein befand, die Orgel und vier Fächer in den Kirchenstühlen, in denen die Gebetsmäntel und -bücher aufbewahrt wurden, bereits ausgebrannt, durch die gewaltige Hitze der Verputz an den Innenwänden und die Kirchenstühle beschädigt, als die Feuerwehr zu löschen begann. Sechs von den sieben Thorarollen waren ein Raub der Flammen geworden. Sie wurden nach jüdischem Ritus auf dem Friedhof beigesetzt. Die Brandstifter wurden nicht entdeckt. In den Morgenstunden des 10. November 1938 wurde die renovierte Synagoge abermals von Angehörigen der SS in Brand gesteckt. Der löschwilligen Feuerwehr wurde nicht gestattet, den Brand zu bekämpfen, vielmehr versuchte man die Dachluken zu öffnen, um dem Feuer besseren Zug zu verschaffen. Anschließend wurde die Synagoge von der SS-Verfügungsgruppe Germania aus Radolfzell gesprengt. Zu Belästigungen von Juden oder Zerstörungen jüdischen Eigentums kam es bei dieser Aktion auf Befehl des SS-Gruppenführers Kaul in Stuttgart mit Rücksicht auf die Grenznähe nicht. 16 Männer wurden in das KZ Dachau eingeliefert. Der Wangener Arzt Dr. Nathan Wolf, der mit dem gleichen Transport befördert wurde, hebt die Betreuung durch die sie begleitenden Konstanzer Gendarmen hervor, denen sie es auch zu verdanken gehabt hätten, daß sie in Dachau nicht wie andere Häftlinge mit Stahlruten empfangen wurden. Die eingesessene Bevölkerung war mit geringen Ausnahmen von den Vorgängen der Kristallnacht auf das tiefste betroffen. Hans Thanhauser starb am 4. Dezember 1938 im KZ Dachau.

Zu den 443 Juden, die am 16. Juni 1933 in Konstanz wohnten, kamen bis 1940 durch Geburten (10) und Zuzüge (318) 328 Juden hinzu. Konstanz war ein beliebter Zwischenaufenthalt vor der Auswanderung. Von diesen insgesamt 771 Juden sind 204 weggezogen, 385 ausgewandert (von den Alteingesessenen 107 nach den USA, 67 in die Schweiz, 40 nach Palästina und die übrigen in 20 andere Länder), 62 in Konstanz verstorben (zwei durch Selbstmord, um der Deportation zu entgehen). 118 wurden deportiert, und zwar 110 am 22. Oktober 1940 nach Gurs und von den Zurückgebliebenen, die vornehmlich in sogenannten Mischehen lebten, 8 in den Jahren 1941—1944 nach Riga, Izbica und Theresienstadt. Von diesen kehrte nur Lina Eichler zurück. Von den nach Gurs deportierten Konstanzer Juden starben nachweislich mindestens 10 in französischen Lagern durch Hunger und Seuchen; mindestens 21 sind in Auschwitz oder einem anderen Vernichtungslager in Polen eines gewaltsamen Todes gestorben. Die tatsächliche Zahl der Ermordeten dürfte ungefähr doppelt so hoch sein. Die Zahl derer, die mit Sicherheit aus französischen Lagern entlassen wurden, geflüchtet sind oder in ihnen die Verfolgungszeit überlebt haben, beträgt 37.

Nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches sind aus der Deportation 4 und aus der Emigration ebenfalls 4 Juden nach Konstanz zurückgekehrt. Auch jetzt war Konstanz wieder beliebter Zwischenaufenthalt vor der Auswanderung für

Juden, die im Osten überlebt hatten, aus DP-Lagern entlassen wurden oder aus verschiedenen Teilen Deutschlands ins Ausland strebten. Von den nach 1945 zugezogenen 172 Juden haben sich 129 wieder abgemeldet, so daß um 1960 etwa 40 bis 50 Juden in Konstanz ständig wohnhaft waren.

Der Synagogenplatz wurde nach dem Krieg verkauft, auf dem Gelände ein Hochhaus mit Wohn- und Geschäftsräumen errichtet. Im Erdgeschoß erhielt die kleine jüdische Gemeinde wieder einen Betsaal, der im Juli 1966 eingeweiht wurde. An dem Hochhaus wurde eine von der Stadt Konstanz gestiftete Gedenktafel an die 1938 an dieser Stelle zerstörte Synagoge angebracht. Auf dem jüdischen Teil des Hauptfriedhofs befindet sich ein Denkmal für die 1936 zerstörten Thorarollen und ein Gedenkstein aus dem Baumaterial der alten Synagoge.

In *Meersburg*, der ehemaligen Residenz des Bischofs von Konstanz, wurden zwischen 1426 und 1429 kurzzeitig Juden zugelassen. Sie verschwanden im Zusammenhang mit den Pogromen in den benachbarten Städten. Erst 1652 bekam erneut ein jüdisches Ehepaar Aufenthaltserlaubnis für ein halbes Jahr, die aber nach Ablauf dieses Zeitraums verlängert wurde; denn 1658 verlangte die Stadt vom Bischof die Ausweisung dieses Paares. Meersburg öffnete sich erst nach der Gesetzgebung von 1862 den Juden wieder. Ihre Zahl blieb unbedeutend: 1875 5, 1900 8, 1910 3. Seit 1895 waren sie Konstanz als Filiale angeschlossen. 1933 gab es keine Juden mehr in der Stadt.

Die jüdische Gemeinde in *Radolfzell* ging im Pogrom von 1349 unter. Seitdem wohnten keine Juden in der seit 1455 österreichischen, ehemals freien Reichsstadt. 1855 ließ sich der erste Jude nach dem Anfall an Baden dort nieder. 1880 war mit 14 die Höchstzahl erreicht. Das 1933 anwesende jüdische Ehepaar, das ein Konfektionsgeschäft betrieb, wanderte 1937 aus.

In *Singen* am Hohentwiel wurden erst im Jahre 1900 Juden von einer Volkszählung erfaßt. 1925 waren es 23, 1933 44, die der jüdischen Gemeinde Konstanz als Filiale angegliedert waren. Hauptsächlich wanderten sie von Gailingen und Randegg zu. 1931 wurde in einem Privathaus in Singen ein Betsaal eingerichtet, der für etwa 30 Personen ausreichte. In einer Zeit, wo überall kleine jüdische Gemeinden eingingen, wurde in der aufblühenden Industriestadt ein Synagogenbaufonds angelegt. Das Dritte Reich bereitete allen Plänen ein jähes Ende. Bis zum Beginn der Deportationen 1940 waren alle Juden aus Singen verzogen oder ausgewandert. Jettchen und Wilhelm Guggenheim versuchten in Spanien Fuß zu fassen und siedelten dann nach Nizza über. Dort wurden sie 1942 verhaftet und nach Auschwitz gebracht. Liselotte Guttmann wurde in Frankreich verhaftet und in Gurs interniert, überlebte aber die Strapazen wie Ludwig Bab, der aus Konstanz nach Gurs deportiert worden war. In Izbica starb 1942 Sofie Guttmann, Henny Salomon und Margarete Weil starben in Auschwitz.

In *Überlingen* bestand schon um 1226 eine jüdische Gemeinde mit Synagoge und Friedhof, dessen älteste erhaltene Grabsteine aus den Jahren 1275 und 1276 stammen. Im Jahre 1332 kam es zu einem ersten großen Pogrom in der Reichsstadt. Unter dem Verdacht der Ermordung eines Kindes wurden etliche Juden gefoltert und hingerichtet. Die übrigen Juden, die aus Angst in ihre steinerne Synagoge in der oberen Seestraße geflüchtet waren, wurden mitsamt dem Gotteshaus ver-

brannt. Etwa 300 Opfer fanden den Tod. Die zufällig abwesenden Juden durften nach ihrer Rückkehr weiter in der Stadt in der Judengasse wohnen. Die „Judenschule" wurde in einem an das Spital zum Heiligen Geist angrenzenden Hause eingerichtet. Zur Strafe für die ohne seine Einwilligung erfolgte Ermordung seiner Kammerknechte ließ Ludwig der Bayer einen Teil der Stadtmauer einreißen und forderte eine Geldbuße von der Stadt. 1349 wurden die Überlinger Juden wie so viele ihrer Glaubensgenossen als Urheber der Pest verbrannt. Ihre Güter schenkte der Kaiser den Grafen von Helfenstein, seinen Landvögten in Oberschwaben. Sie überließen der Stadt die Synagoge, einige Judenhäuser und den Friedhof. Die Grabsteine wurden beim Bau des Münsters und des Spitals verwendet. Die geschändeten Gräber wurden seit 1376 von den Konstanzer Juden gegen eine jährliche Abgabe betreut. 1378 ließen sich erneut Juden in Überlingen nieder, allerdings blieb ihre Zahl gering, wie sich aus der Höhe ihrer Steuerzahlungen ergibt. Im Zusammenhang mit einer Blutbeschuldigung in Ravensburg wurden 1429 alle Überlinger Juden verhaftet. 12 von ihnen wurden 1430 verbrannt, weitere 11 ließen sich lieber taufen. Das Vermögen der Opfer wurde eingezogen; der Friedhof fiel an das Spital. Nach und nach fand man auch noch in den Häusern der Juden ihre versteckten Kostbarkeiten und Kapitalien. Die Stadt beschloß 1431, nie wieder einen Juden ständig bei sich wohnen zu lassen. Bis zur bürgerlichen Gleichstellung der badischen Juden 1862 hielt sie sich an diesen Beschluß. 1875 wurden fünf Juden in Überlingen gezählt. Die kleine Gemeinschaft wurde 1895 der Gemeinde Konstanz als Filiale angegliedert. 1900 waren es 10 Seelen, 1925 7 und 1933 noch eine fünfköpfige Familie, die 1938 über England nach den USA auswanderte.

Lit.: Heymann *Chone,* Zur Geschichte der Juden in Konstanz, in: Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland 6 (1935). — *Ders.,* Die Juden in Konstanz nach dem Konstanzer Konzil, in: Nathan Stein-Schrift hg. von H. Schiff. 1938. — Leopold *Löwenstein,* Geschichte der Juden am Bodensee und Umgebung. Nach gedruckten und ungedruckten Quellen. 1. Teil. 1879. — Johann *Marmor,* Die Juden in Konstanz. Nach den Urkunden des dortigen Stadtarchivs, in: Badenia 2 (1862). — *Ders.,* Die Zunftempörungen in Konstanz. Nach den Quellen, ebd. 1862. — Theodor *Martin,* Aus den Zeiten der Judenverfolgungen am Bodensee (um 1348), in: Schriften des Vereins für die Geschichte des Bodensees 9 (1878). — Lothar *Rothschild,* Der Stein als Zeuge. Ansprache bei der Einweihung des Gedenksteines für die zerstörte Synagoge der Israelitischen Gemeinde Konstanz 1946. — Wilhelm von *Scholz,* Mittelalterliche Judenverfolgungen in Konstanz, in: Das Bodenseebuch 1 (1914) 117—120.

KORB KR. BUCHEN

Als Besitz der Herren von Berlichingen fiel Korb 1806 zunächst an Württemberg und kam erst 1843 an Baden. 1807 zählte die jüdische Gemeinde 86 Juden. Danach nahm ihre Zahl laufend ab: 1875 29, 1900 17, 1925 5. Bereits am 27. August 1903 wurde die israelitische Gemeinde aufgelöst, die verbliebenen Mitglieder der Gemeinde Sennfeld im Rabbinatsbezirk Merchingen zugewiesen. 1933 lebte kein Jude mehr in Korb.

KRAUTHEIM KR. BUCHEN

Um 1200 erbauten die Edelherren von Krautheim auf der rechten Jagstseite — der ältere namengebende Ort lag auf dem linken Jagstufer — eine Burg, um welche im Laufe der Zeit das wohl 1306 zur Stadt erhobene Krautheim erwuchs. 1250 kam Krautheim an Graf Otto I. von Eberstein. 1346 gelangte die eine Hälfte der Herrschaft an das Hochstift Würzburg, die andere erwarb 1365 das Erzstift Mainz, das 1389 für seine Hilfe im Zehn-Städte-Krieg auch die Würzburger Hälfte erhielt. 1802 fiel das kurmainzische Oberamt Krautheim an den Grafen Salm-Reifferscheid, welcher sich, zum Fürsten erhoben, Fürst Salm-Krautheim nannte. Nach dessen Mediatisierung im Jahr 1806 wurde sein Gebiet zwischen Baden und Württemberg aufgeteilt, Krautheim fiel an Baden, Altkrautheim an Württemberg.

Die Geschichte der jüdischen Gemeinde Krautheim ist so alt wie die der Stadt. Unter den Hintersassen, die sich im Laufe des 13. Jahrhunderts im Schutz der neuen Burg ansiedelten, befanden sich auch Schutzjuden. Ihre Zahl ist nicht bekannt. Als 1298 auf die Gerüchte von Hostienschändungen durch Juden der fränkische Ritter Rindfleisch seine Verfolgungen begann, vernichtete er auch die jüdische Gemeinde Krautheim. Diejenigen, die ihr Leben retten konnten, wurden 1336 von den Armledern erschlagen. Die Judenverfolgung von 1348/49 fand in Krautheim keine Opfer mehr. Am Ende des 14. Jahrhunderts werden wieder Juden in Krautheim erwähnt. Genaue Zahlen der jüdischen Einwohner liegen erst aus dem 19. Jahrhundert vor. 1825 zählte man 57 Juden, 1875 85 (11,1 % von 764 Einwohnern), 1900 46, 1925 16 und 1933 28.

Seit etwa 1770 besaßen die Krautheimer Juden eine eigene „Judenschule" in der Brunnengasse, neben der 1860 eine neue Synagoge errichtet wurde. In der Kristallnacht im November 1938 blieben beide Gebäude unversehrt; sie dienen heute der politischen Gemeinde als Schul- und Wohnräume. Das rituelle Frauenbad wurde bereits 1910 abgebrochen. Der jüdische Friedhof auf einer Anhöhe außerhalb der Stadt im Gewann „Im Zücker", der bis ins 18. Jahrhundert zurückgehen dürfte, wurde bis 1940 belegt. 1944 sollte das vom Reich beschlagnahmte Grundstück an die politische Gemeinde, die acht wertvolleren Grabsteine aus Granit an einen Steinmetzen verkauft werden, aber sowohl die Gemeinde als auch die Steinmetzen der Umgebung hatten nach einem Bericht des Finanzamts Buchen eine Abneigung gegen die Erwerbung der Grabsteine von Judenfriedhöfen. Der Friedhof blieb daher bis zum Zusammenbruch des Dritten Reiches in seinem alten Zustand.

Seit 1827 gehörte die israelitische Gemeinde Krautheim zum Rabbinatsbezirk Merchingen. Religiös und politisch waren die Krautheimer Juden sehr konservativ eingestellt. Als 1846 im Oberrat zwei Sitze neu zu besetzen waren, verdächtigten die israelitischen Gemeinden Merchingen, Krautheim und Ballenberg die religiös Neuerungssüchtigen als eine auch in politischer Hinsicht gefährliche Partei, während der echte Jude sich stets dem Vaterlande und dem Landesfürsten treu ergeben zeige. Zwei Jahre später wurden in den Märzunruhen in Krautheim in einigen Judenhäusern die Fenster eingeschlagen und Plünderungen verübt. Im übri-

gen aber bestand selbst noch unter nationalsozialistischer Herrschaft ein gutes Einvernehmen zwischen den Juden und der christlichen Bevölkerung. Auch nach 1933 kam es hier zu keinen Ausschreitungen.

Bis 1933 spielten die Juden im Handel des Städtchens eine nicht geringe Rolle. Es gab ein jüdisches Textil-, Hausrat- und Eisenwarengeschäft, ein Textil- und Manufakturwarengeschäft, ein Gemischtwarengeschäft, eine Holz- und Baumaterialhandlung sowie zwei Metzgereien mit Viehhandlungen. Mit Ausnahme des Adolf Metzger, der 1937 als erster Jude aus Krautheim mit seiner Familie nach den USA auswanderte, konnten alle ihre Geschäfte bis Dezember 1938 halten. 1938 wanderten Alfred Müller und Rena Munk nach den USA aus. Die übrigen Angehörigen der Familie Munk und die Eheleute Uffenheim folgten im Januar, die Familie Seldner erst im April 1940.

Rosa Müller blieb als einzige Jüdin zurück. Da sie sich am 22. Oktober 1940 gerade außerhalb Badens aufhielt, wurde sie nicht nach Gurs deportiert. 1941 konnte sie zu ihrem Sohn nach den USA auswandern. Insgesamt sind aus Krautheim 19 Juden nach den USA ausgewandert. 5 Juden sind zwischen 1933 und 1939 weggezogen. Ihr weiteres Schicksal ist unbekannt. 4 einheimische Juden starben nach 1933 in der Heimat.

Heute erinnert nur noch der Friedhof mit seinen etwa 100 Grabstellen an die jüdische Gemeinde Krautheim.

KÜLSHEIM KR. TAUBERBISCHOFSHEIM

Die häufig an verschiedene Familien, darunter die Herren von Dürn und die Grafen von Wertheim verpfändete kurmainzische Stadt Külsheim wurde 1536 Kellereiort und Sitz eines mainzischen Centgrafen. Von 1803 bis 1806 gehörte sie zum Fürstentum Leiningen und fiel dann an Baden.

Die Bischöfe von Mainz wie auch die Grafen von Wertheim waren den Juden wohlgesinnt, so daß diese früh in Külsheim Fuß fassen konnten. Während der Verfolgungen durch den Ritter Rindfleisch 1298, durch die Armleder 1336 und zur Zeit des Schwarzen Todes 1348/49 wurden viele von ihnen ermordet, doch bereits 1378 befanden sich in den neun oberen Städten des Kurfürstentums Mainz, zu denen Külsheim zählte, wieder Juden. Erzbischof Adolf von Mainz versprach, nur die übliche Steuer von ihnen zu erheben, sie zu schirmen, zu verteidigen und ihnen beim Einzug ihrer Forderungen behilflich zu sein. Auf dem Main und Rhein gewährte er ihnen Zollfreiheit.

Über das Schicksal der Külsheimer Juden während des 16. und 17. Jahrhunderts ist uns nichts überliefert. Es ist jedoch anzunehmen, daß immer etliche Juden in der Stadt wohnten. Um 1770 waren sie so zahlreich, daß sie sich eine eigene Synagoge und ein rituelles Bad errichten konnten. Die Synagoge wurde 1798 und später noch einige Male renoviert und wohl auch vergrößert. Der jüdische Friedhof im Westen der Stadt soll schon um 1600 angelegt worden sein. Vermutungen, wonach er zur Zeit der ersten Ansiedlung der Juden bereits benutzt worden sein soll, finden keine Bestätigung etwa in uralten Grabsteinen. Zunächst fanden hier auch

die Juden von Gissigheim, Königheim, Tauberbischofsheim, Hochhausen und Hardheim die letzte Ruhe. 1875 wurde der Friedhof durch Beschluß des Bezirksamtes Wertheim, wahrscheinlich wegen Platzmangel, für auswärtige Gemeinden geschlossen, die daraufhin eigene Friedhöfe anlegten.

Bis ungefähr zum Jahr 1875 war die israelitische Gemeinde im Wachsen begriffen. Sie zählte 1825 51 Mitglieder, 1875 186 (10,6 % der Bevölkerung) 1900 122, 1925 64 und 1933 noch 36. Die drei jüdischen Einwohner Hermann Blum, Emil Held und Moritz Kahn fielen im Ersten Weltkrieg.

In der Erwerbstätigkeit waren die Külsheimer Juden von jeher fast ausschließlich auf den Handel angewiesen; einige gründeten Ladengeschäfte. 1933 besaß die Putzmacherin Hannchen Baum einen kleinen Hutladen und Zerline Brückheimer ein Weiß- und Wollwarengeschäft. Die übrigen waren ambulante Händler. Sechs von ihnen handelten mit Vieh. Meier Naumann bewirtschaftete ein Gasthaus und beschrieb in seinen Mußestunden mit der Gänsefeder Thorarollen.

Bis 1933 gab es zwischen den jüdischen und den christlichen Einwohnern keine ungewöhnlichen Spannungen. Samuel Scheurer, der 1942 in Auschwitz umkam, saß im Gemeinderat. Die Külsheimer Juden waren strenggläubig. Die Mitglieder des Israelitischen Männervereins, der von 1843 bis ungefähr 1925 bestand, versammelten sich allabendlich nach dem Gebet zu einer religiösen Belehrung.

Der von den Nationalsozialisten ausgeübte Boykott entzog auch den Külsheimer Juden allmählich die Existenzgrundlage. Die Viehhändler mußten im Herbst 1937 ihren Beruf aufgeben. Die Ladengeschäfte konnten sich noch ein Jahr halten. Bei der Judenaktion am 10. November 1938 wurden drei jüdische Männer verhaftet und nach Dachau verbracht. Dort starb der Gemeindevorsteher Bernhard Hahn, der schon vorher kränklich war. Die Synagoge, in der auch die Religionsschule untergebracht war, blieb in der Kristallnacht verschont. Die Thorarollen wurden nach Tauberbischofsheim gebracht und mit denen der dortigen Gemeinde auf dem Marktplatz verbrannt. 1941 erwarb ein Privatmann das Gebäude. Bei Umbauarbeiten wurde es 1944 durch ein Feuer infolge Kurzschluß zerstört. An seiner Stelle wurde später eine Scheune errichtet.

Zwischen 1934 und 1940 sind 10 Juden aus Külsheim verzogen, 6 nach den USA, 4 nach Palästina, 1 nach Argentinien ausgewandert und 6 noch in ihrer Heimatstadt gestorben. Am 22. Oktober 1940 wurden 13 Juden nach Gurs deportiert. Von ihnen starben 2 in Frankreich, 3 wurden aus dem Lager entlassen, 5 in Auschwitz ermordet. Die übrigen sind verschollen. Von denen, die aus Külsheim weggezogen waren, kamen mindestens 2 in der Deportation ums Leben.

Die zum Teil sehr alten verwitterten Grabsteine auf dem jüdischen Friedhof im Gewann „Beim Judenbegräbnis" sind die einzigen Überreste der Judengemeinde, die hier viele Jahrhunderte bestanden hatte.

KUPPENHEIM KR. RASTATT

Die von den Grafen von Eberstein um 1250 gegründete Stadt Kuppenheim fiel 1288 an die Markgrafen von Baden. Von 1535 bis 1771 war sie im Besitz der

baden-badischen Linie. 1950 erfolgte die Wiederverleihung des im Laufe der Zeit verlorenen Stadtrechts.

Unter Markgraf Philipp II. (1535—1588) wohnten auch in Kuppenheim Juden. 1580 verlangte die Stadt der handeltreibenden Juden wegen die Wiedereröffnung des eingegangenen Wochenmarkts in Kuppenheim. 1584 vertrieb der Markgraf die Juden aus seinem Land. Einige wenige durften bleiben. Das ersieht man etwa daraus, daß Kurfürst Johann Kasimir von der Pfalz (1589—1652) um 1590 auf Ersuchen des Markgrafen seine Beamten anwies, den Juden Samuel Schampffer aus Kuppenheim, „ein Federstäuber, welcher ... dem Markgrafen zu deren Hof- und Haushalt allerhand Federwaar auf der Frankfurter Mess einkaufen soll", die ordentliche Geleitstraße nach Frankfurt hin und zurück gegen Erlegung des gewöhnlichen Judenzolls und Geleitgeldes passieren zu lassen.

Markgraf Ernst Friedrich von Baden-Durlach (1577—1604), der seit 1596 die baden-badische Markgrafschaft mitverwaltete, nahm 1601 den Juden Isak von Gunstetten bei Hagenau ohne Tribut nach Kuppenheim in den Schutz auf, damit er am markgräflichen Hofe „die Bethgewande (Bettwäsche) in dem mit ihm überkommenen Lohn ... der Gebühr nach säubere, bereite und wasche". Die Reinigung der markgräflichen Bettwäsche besorgten wohl seine Mägde, denn er selbst übte den Beruf eines Glasers aus. Die Kuppenheimer Glaser machten ihm allerdings die Ausübung seines erlernten Handwerks bald streitig, so daß Isak seinen Anteil an den von den Juden der oberen Markgrafschaft für 1606 zu zahlenden 400 Gulden Schutzgeld nicht aufbringen konnte. 1611 wurden zwei Schutzjuden aus Salzburg für fünf Jahre aufgenommen. 1614 waren zwei jüdische Haushaltungen in Kuppenheim. 1619 wurden die Judenzölle an der Stadtgrenze von 6 auf 12 Batzen erhöht. Bald darauf vertrieb Markgraf Georg Friedrich (1604—1622) die Juden aus beiden Markgrafschaften. Nach dem Dreißigjährigen Krieg kehrten sie zurück. 1683 zählte man in Kuppenheim schon wieder 10 Judenfamilien, 1700 6, 1701 3, 1721 5, 1724 7 und 1796 ebenfalls 7.

Der Erwerb von Häusern gelang den Juden in Kuppenheim leichter als anderswo. In einem Gutachten zum Entwurf der Judenordnung von 1714 wurde vorgeschlagen, die drei am Kirchhof in eigenen Häusern wohnenden Juden in Seitengassen umzusiedeln. Ihre Häuser sollten abgeschätzt und Christen überlassen werden. Der Erlös aus den Häusern von zwei Juden sollte zur Befriedigung ihrer Gläubiger verwendet werden; dem Dritten sollte sein Anteil ausgehändigt und ihm ein Bauplatz, jedoch nicht unter den Christen, angewiesen und zum Bau eines neuen Hauses sechs Monate Zeit gegeben werden.

Im 19. Jahrhundert wuchs die jüdische Gemeinde weiter an. In der zweiten Hälfte jedoch wanderten die Kinder in der Regel nach Amerika aus, da sie hier keine Erwerbsmöglichkeiten fanden. Dadurch ging die Seelenzahl stetig zurück. 1801 lebten in Kuppenheim 53 Juden, 1813 69, 1825 108, 1834 125, 1865 142, 1875 121, 1900 94, 1925 70 und 1933 51.

1827 wurde die jüdische Gemeinde, die sich 1825 eine Synagoge erbaut hatte, dem Rabbinatsbezirk Bühl zugewiesen. Der Kuppenheimer Judenfriedhof, auf dem Juden zahlreicher mittelbadischer Gemeinden ruhen, gehört wegen seines hohen Alters und seiner romantischen Lage zu den schönsten des Landes. Seine

Entstehung ist von einer Sage umwoben. Eine Gräfin von Eberstein aus jüdischem Geblüt habe auf ihrem Totenbett gewünscht, daß man ihren Leichnam auf einen mit vier Ochsen bespannten Karren lade und das Gespann führerlos treiben lasse. Da, wo es anhalte und nicht mehr weiter wolle, solle man sie zur letzten Ruhe betten. Auf dem Merkelkopf bei Kuppenheim soll das seltsame Gespann angehalten haben und die jüdische Gräfin von Eberstein dort begraben worden sein. Diese Begebenheit soll sich 1692 abgespielt haben. Seit diesem Jahr werden auch die Begräbnisbücher des jüdischen Friedhofs in Kuppenheim geführt. Allerdings ist dem Urheber der Sage entgangen, daß das Geschlecht der Grafen von Eberstein bereits 1660 ausgestorben und die Witwe des letzten Grafen nach Württemberg gezogen ist. Auf dem Friedhof steht ein Ehrenmal der jüdischen Teilnehmer am Ersten Weltkrieg aus Kuppenheim, von denen Karl Dreyfuß gefallen ist.

Während der Märzunruhen 1848 verrichtete die israelitische Gemeinde täglich für die Unterdrückung des Aufstandes und die Rückkehr des geflüchteten Großherzogs ein Gebet. Sonst betätigten sich die Juden politisch nicht. Einige waren Mitglieder verschiedener örtlicher Vereine. Israelitische Vereine bestanden keine.

Ihren Lebensunterhalt verdienten sich die Kuppenheimer Juden durch den Handel mit Vieh, Eisenwaren und Textilien. Vor 1933 waren in jüdischem Besitz ein Eisenwarengeschäft, ein Manufakturwarengeschäft, eine Metzgerei und ein Reisegeschäft in Textilien. Zwei Juden trieben Pferdehandel, fünf Viehhandel. Die beiden taubstummen Schwestern Blondine und Coelestine Kahn fanden ihr Auskommen als Damenschneiderinnen.

Nach Hitlers Machtübernahme verloren die Juden durch die wirtschaftliche und gesellschaftliche Diskriminierung nach und nach ihre Existenzgrundlage. Bis 1938 kamen alle jüdischen Geschäfte zum Erliegen. In der Kristallnacht im November 1938 wurde die Synagoge eingeäschert und die jüdischen Männer nach Dachau verbracht. Heinrich Dreyfuß starb dort an den Folgen erlittener Mißhandlungen am 24. November 1938. In Kuppenheim starben nach 1933 noch 5 Juden, 8 sind innerhalb Deutschlands umgezogen, 21 nach den USA, je 1 nach England, Frankreich und Chile ausgewandert. Am 22. Oktober 1940 wurden 16 jüdische Einwohner nach Gurs deportiert. Von ihnen wurden 5 befreit. 4 starben in den Lagern Gurs und Noe, und mindestens 4 wurden in Auschwitz ermordet, unter ihnen die 86jährige Maria Dreyfuß.

Heute leben keine Juden mehr in Kuppenheim. Nur der jüdische Friedhof überdauerte den Wandel der Zeit.

Lit.: Oskar *Stiefvater,* Aus der Geschichte der mittelbadischen Stadt Kuppenheim, in: Festschrift zur Feier der Wiederverleihung des Stadtrechts an Kuppenheim. 1950.

LADENBURG KR. MANNHEIM
mit Edingen

Ladenburg, der Hauptort des Lobdengaus, gehörte seit dem frühen Mittelalter zum Hochstift Worms. Während einer Verpfändung an Graf Walram von Spanheim eroberten einige mit diesem verfehdete Ritter die Stadt und verkauften sie 1370 zur Hälfte an Ruprecht I. von der Pfalz (1353-1390). Dieser einigte sich 1385

mit dem Bischof von Worms über die Errichtung eines pfälzisch-wormsischen Kondominats, in dem die Pfalz das Übergewicht erhielt. 1705 trat deshalb das Hochstift Worms Ladenburg und andere rechtsrheinische Orte im Tausch an die Kurpfalz ab. 1803 fiel die Stadt an Baden.

1291 trat bei einem Kaufvertrag zwischen den Rittern von Strahlenberg und dem Pfalzgrafen der Jude Moyses von Luttenburgk, womit Ladenburg gemeint sein dürfte, als Zeuge auf. In einem Richtspruch zwischen Bischof Emerich von Worms und Rennewart von Strahlenberg wurde 1315 diesem das Judenregal in Ladenburg zugesprochen. 1330 wurden die Juden von Ladenburg von Kaiser Ludwig dem Bayern für ein Darlehen an Bischof Gerlach von Worms verpfändet. Die jährliche Gült, die sie zahlten, betrug 120 Pfund Heller. 1335 verpfändete derselbe Kaiser die Reichseinkünfte, damit auch die Zahlungen der Juden zu Speyer, Worms und Ladenburg, an den Pfalzgrafen. Die Judenverfolgung zur Zeit des Schwarzen Todes 1348/49 vernichtete die jüdische Gemeinde. 1380 sind wieder vier Judenfamilien in Ladenburg wohnhaft, vermutlich Flüchtlinge aus Worms und Speyer, denen Kurfürst Ruprecht I. (1353—1390) in seinem Lande Zuflucht gewährte. Doch schon unter dessen Nachfolger Ruprecht II. (1390—98) wurden sie 1391 vertrieben und ihre Güter eingezogen. In Ladenburg verkaufte der Kurfürst den halben Teil von Haus und Hof des Juden Mocke und die angrenzende Judenschule an einen Bürger der Stadt.

Nach der Vertreibung von 1391 haben in Ladenburg mehrere Jahrhunderte, wahrscheinlich bis zur Zeit des Kurfürsten Karl Ludwig (1649—1680), keine Juden mehr gewohnt. 1712 wurde die Versammlung der Pfälzer Juden, die alle drei Jahre stattfand, in Ladenburg abgehalten. 1722 wohnten 8 Judenfamilien in der Stadt, 1743 26, 1757 14. 1789 zählte Ladenburg unter seinen 1826 Einwohnern 75 Juden. Um 1700 war Herz von Ladenburg Vorsteher der Judenschaft des Amtes Heidelberg. Während des 19. und 20. Jahrhunderts blieb in Ladenburg die Zahl der Juden ziemlich konstant: 1825 93, 1875 99, 1900 105, 1925 91 und 1933 88. Im Ersten Weltkrieg fielen die jüdischen Einwohner Theodor Hauser und Arthur Kaufmann.

1827 wurde Ladenburg Sitz eines Bezirksrabbinats, dem die israelitischen Gemeinden (Mannheim-)Feudenheim, Ilvesheim, Ladenburg und Schriesheim, bis zu ihrer Auflösung auch Dossenheim und (Mannheim-)Seckenheim unterstellt wurden. Die Aufgaben des Bezirksrabbiners wurden später von Heidelberg aus wahrgenommen.

Eine Synagoge besaß bereits die mittelalterliche Judengemeinde. Im 18. und im Anfang des 19. Jahrhunderts wurde der Gottesdienst in einem Betsaal im Stick'schen Hause gegenüber der Galluskirche abgehalten. 1832 erwarb die jüdische Gemeinde von Moritz Löwenthal das Sellner'sche Haus und baute es zur Synagoge aus. Die feierliche Einweihung fand am 23. November 1832 statt. Um die gleiche Zeit wurde auch eine israelitische Volksschule eingerichtet. Gemeindehaus, Lehrerwohnung und Frauenbad waren im Synagogengebäude untergebracht. Die jüdische Gemeinde besaß auch einen eigenen Friedhof.

Für eine Landgemeinde vor 1933 waren die israelitischen Vereine verhältnismäßig zahlreich. Es gab einen Männer- und einen Frauenverein für die Armen-

pflege und Leichenbestattung. Die Wanderarmenkasse gewährte ortsfremden Armen Barunterstützungen, Verpflegung und Nachtquartier. Die Mittel wurden durch freiwillige Spenden der Gemeindemitglieder aufgebracht und überstiegen im Jahr 1 000 Mark. Ortsarme gab es in Ladenburg nicht zu versorgen, da die wirtschaftlichen Verhältnisse der Juden gut waren. Im 19. Jahrhundert entstanden mehrere Stiftungen zur Armenunterstützung ohne Ansehen der Religion, zur Abhaltung von Jahrzeiten für Verstorbene sowie zur Bestreitung der Kosten für Heizung und Beleuchtung der Synagoge. Vom Kirchensteuergesetz wurde dank der Opferbereitschaft der Gemeindemitglieder kein Gebrauch gemacht. Ein Beispiel dafür bieten zwei alte Juden, die sich aus dem Geschäftsleben zurückgezogen hatten und infolgedessen zu einer geringeren Steuer veranlagt wurden; sie wünschten den bisherigen Beitrag weiter zu zahlen. Der Jüdische Verein veranstaltete gesellige Zusammenkünfte, Vorträge über jüdische Religion und Geisteswelt und gründete eine Leihbücherei. Die Ladenburger Chanukka- und Purimfeiern fanden sogar bei den Schwestergemeinden Mannheim und Heidelberg Beachtung. Der Synagogengesang wurde durch eine wöchentliche Singstunde gepflegt. Der Kaufmann Fritz Hirsch war Mitglied des Oberrats.

An jüdischen Gewerbebetrieben gab es 1933 drei Manufakturwarengeschäfte, eine Möbel- und Manufakturwarengroßhandlung, eine Schuhmacherei, eine mechanische Werkstätte für landwirtschaftliche Maschinen und eine Hautleimfabrik. Mehrere Juden waren als Reisende oder als Arbeiter in Zigarrenfabriken beschäftigt. Dr. Justin Vogel hatte eine Arztpraxis inne. Auch ein jüdischer Zahnarzt und ein Rechtsanwalt praktizierten früher hier.

Das Verhältnis zur christlichen Bevölkerung war bis zum Dritten Reich und darüber hinaus überaus gut. Den Judenhaß schürte dann vor allem der damalige Gewerbeschuldirektor. Über den 10. November 1938 hinaus konnte sich auch hier kein jüdisches Geschäft mehr halten. In der Kristallnacht wurde von zum Teil einheimischen SS-Leuten die Inneneinrichtung der Synagoge und des jüdischen Gemeindehauses vollständig demoliert. Dabei wurden Bücher, Manuskripte, das Klavier, zwei alte Geigen sowie Wäsche und Kleidung des langjährigen Religionslehrers Rosenfelder, der im Gemeindehaus wohnte, zerschlagen und auf die Straße in den Schnee geworfen. Wegen der dichten Bebauung konnten die Gebäude nicht, wie geplant, angezündet werden. Mit Mühe konnte eine Sprengung verhindert werden. Die jüdischen Männer wurden einige Wochen im KZ Dachau festgehalten, kehrten aber alle wieder zurück. Bis 1940 war ungefähr die Hälfte der Ladenburger Juden vornehmlich nach den USA, einige auch nach Palästina, England und Australien ausgewandert. Die 27 Juden, die in Ladenburg geblieben waren, wurden am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert. Soweit bekannt, wurden 6 davon befreit, mindestens 10 haben in der Deportation das Leben verloren.

Das ehemalige jüdische Gemeindehaus dient heute als Wohn- und Geschäftshaus. Die ehemalige Synagoge in der Hauptstraße hat bislang keine Verwendung gefunden und befindet sich deshalb noch in ruinösem Zustand. Der unbelegte Teil des jüdischen Friedhofs wurde nach 1945 an die politische Gemeinde, die dafür die Pflege der jüdischen Gräber besorgt, zur Vergrößerung des christlichen Friedhofs verkauft.

In *Edingen* lebte ein Jude mit seiner katholischen Familie. Er war dem jüdischen Gemeindehandbuch zufolge der Ladenburger Gemeinde angeschlossen, wurde 1945 noch nach Theresienstadt deportiert, konnte aber wieder in seinen Heimatort zurückkehren.

Lit.: Christian Theophil *Schuch,* Politische und Kirchengeschichte von Ladenburg und der Neckarpfalz. 1843. — Albert J. *Sievert,* Lopodunum-Ladenburg 98 bis 1898, 1900.

LAHR

Nach dem Aussterben der Grafen von Geroldseck fiel Lahr mit der Herrschaft Mahlberg 1426 an die Grafen von Mörs-Saarwerden. Bei der Teilung der Herrschaft kam Lahr 1629 an Nassau und fiel 1803 an Baden, das 1629 Mahlberg erhalten hatte.

Eine erste jüdische Gemeinde fiel den Verfolgungen der Pestzeit 1348/49 zum Opfer. Erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts öffnete sich die Stadt erneut den Juden. 1852 wird der erste von einer Volkszählung erfaßt. Seit der Gesetzgebung von 1862 strömten immer mehr Juden in die aufblühende Industriestadt, deren Einwohnerzahl seit den Gründerjahren sprunghaft anstieg. 1875 lebten 48 Juden in Lahr, 1887 65, 1900 141, 1925 118. Am 22. Juni 1888 wurden sie zu einer jüdischen Gemeinde zusammengeschlossen, die dem Rabbinatsbezirk Schmieheim (seit 1893 Offenburg) zugewiesen wurde. In der Bismarckstraße wurde ein Betsaal eingerichtet. Die Toten wurden auf dem Verbandsfriedhof Schmieheim bestattet.

Am 1. Oktober 1933 wurde die politische Gemeinde *Dinglingen* mit Lahr vereinigt. 1875 wohnten dort 7, um 1900 17 und 1925 noch ein einziger Jude. Bei der Volkszählung vom Juni 1933 lebten im Stadtgebiet 96 Angehörige der jüdischen Konfession. Bevor die Maßnahmen der Nationalsozialisten das Geschäftsleben der Juden abwürgten, betrieben diese mehrere Einzelhandelsgeschäfte in verschiedenen Branchen. Von großer wirtschaftlicher Bedeutung war das Metallwerk Oscar Weil AG, das über 150 Beschäftigten Arbeit gab. Der damalige Leiter des Familienunternehmens, Hugo Weil, versuchte durch Eingaben bis zu den höchsten Regierungsstellen seiner „arischen" Frau und seinen Kindern das Erbe seines Vaters zu erhalten. Obwohl das Aktienkapital sich zu 75 Prozent in nichtjüdischen Händen befand, wurde die Fabrik „arisiert". Hugo Weil, hochdekorierter Freiwilliger des Ersten Weltkrieges und Waffenstudent, emigrierte daraufhin nach England. Bis zu ihrer Auswanderung praktizierten ein jüdischer Notar, ein Arzt und eine Ärztin in der Stadt.

Über das Leben der jüdischen Gemeinde im Dritten Reich ist wenig bekannt. 1935 wurde die Erlaubnis zur Gründung einer Ortsgruppe der zionistischen „Jüdischen Jugendgemeinschaft" (Habonim noar Chaluzi) für die sieben schulpflichtigen jüdischen Kinder aus Lahr beantragt. Bedenken wurden von nationalsozialistischer Seite dagegen nicht erhoben.

Am Tag nach der Kristallnacht wurden in Lahr mehrere jüdische Geschäfte demoliert. Betroffen waren vor allem das Schuhgeschäft Haberer und das Gasthaus Haberer. Ausgeführt wurde die „Judenaktion" von jungen Angehörigen der Ge-

bietsführerschule Lahr. Bis zu diesem Zeitpunkt hatten schon viele jüdische Bürger in Übersee eine neue Heimat gefunden.

Von 1933 bis 1945 lassen sich in den Unterlagen des städtischen Einwohnermeldeamts in Lahr insgesamt 121 Personen nachweisen, die nach der nationalsozialistischen Rassenideologie Juden waren. Davon starben 12 in Lahr, 50 wanderten aus, 22 wurden 1940 nach Gurs deportiert. Von diesen wiederum überlebten 5, 2 starben in französischen Lagern, 13 wurden in Auschwitz ermordet, 2 sind verschollen. Von den Ausgewanderten wurden Hans und Walter Lederer in Holland 1943 von der Gestapo verhaftet und später in Sobibor umgebracht. Martin und Mina Krause versuchten diesem Schicksal durch gemeinsamen Freitod zu entgehen. Martin Krause starb durch Gasvergiftung. Mina wurde im letzten Augenblick gerettet, um wenige Monate später dem Gastod von fremder Hand in Auschwitz zum Opfer zu fallen.

Auch die Spuren von 34 Juden, die bis 1940 aus Lahr verzogen sind, lassen sich zum Teil weiter verfolgen. Von ihnen wanderten 16 aus, 4 starben in Deutschland, 4 wurden nach Gurs deportiert und von dort nach Auschwitz. Eine wahre Odyssee war das Leben von Anneliese Lederer, der Schwester der in Sobibor umgebrachten Brüder. Sie zog 1937 als Fünfzehnjährige nach Konstanz. Nach einem kurzen Aufenthalt bei Verwandten in Berlin gelangte sie Ende 1938 mit einem Kindertransport nach Holland, wo sie bis 1940 in einem Kinderheim verblieb. Nach zweijähriger Tätigkeit in einem jüdischen Altersheim in Amsterdam kam sie 1943 in das KZ Westerbork, von wo sie 1944 nach Theresienstadt überstellt wurde. Dort erlebte sie das Kriegsende und wanderte über Prag und Brüssel schließlich nach Schweden aus.

Von den drei in sogenannter Mischehe mit einem „arischen" Partner lebenden Juden wurde ein Mann noch 1945 nach Theresienstadt deportiert. Nach der Befreiung kehrte er in die Heimat zurück.

LAUDENBACH KR. MANNHEIM

Laudenbach gehörte vor dem Anfall an Baden zum pfälzischen Amt Weinheim. 1722 wohnten fünf Judenfamilien im Dorf. 1743 werden ebensoviel gezählt. 1827 wird die jüdische Gemeinde, über die nichts weiter bekannt ist, dem Rabbinatsbezirk Heidelberg zugewiesen. Sie hatte 1825 17 Seelen, 1875 19. Ihre Toten wurden auf dem jüdischen Friedhof im benachbarten Hemsbach bestattet. Bei der Volkszählung von 1900 wohnte kein Jude mehr in Laudenbach.

LEUTERSHAUSEN KR. MANNHEIM
mit Lützelsachsen

Leutershausen gehörte bis 1611 als pfälzisches Lehen den Herren von Hirschberg. Dann fiel die Ortsherrschaft an die Pfalz zurück. Bis zum Anfall an Baden 1803 wurde Leutershausen an verschiedene Familien verliehen, seit 1701 an die des pfälzischen Kanzlers Franz Melchior von Wiser.

Um 1550 zahlte der Jude Jakob von „Luttershausen" 20 Gulden Schutzgeld im Jahr. Sein Aufenthalt in Leutershausen geriet bald in Vergessenheit, so daß ein Centschreiber 1692 angibt, es habe niemals ein Jude im Ort gewohnt. Seit 1715 ist die Familie des Handelsmannes Meyer Levi im Dorf nachweisbar. 1728 erwarb er das Haus Hauptstraße 1. 1781 wurde dieses Haus im Auftrag der Eigentümer durch den Landrabbiner Hirsch an die Leutershausener Judenschaft verkauft, die darin ihre erste Synagoge einrichtete. Als 1742 Kurfürst Karl Theodor den Juden seiner Niedergerichtsherren den Handel in der Pfalz verbieten wollte, protestierte der Graf von Wiser energisch gegen diese Absicht, da er seit über 40 Jahren das Recht genieße, Juden in Leutershausen zu halten. 1825 betrug ihre Zahl 103 und stieg bis 1875 auf 135 an. 1823 wurde in der Vordergasse ein Judenbad gebaut. 1858 erwarb die jüdische Gemeinde, die seit 1827 zum Rabbinatsbezirk Heidelberg gehörte, das Haus Mittelgasse 15 und richtete in ihm eine jüdische Volksschule ein. 1862 schließlich wurden zwei Grundstücke am Schriesheimer Tor erworben und darauf 1867 eine neue Synagoge errichtet (Hauptstraße 27). Auf dem Friedhof in Hemsbach bestattete die Gemeinde ihre Toten.

Die jüdischen Einwohner lebten zum größten Teil vom Vieh- und Getreidehandel. Nach Aufhebung des Zunftzwanges gab es auch einen jüdischen Wirt und mehrere Handwerker am Ort. Ihr Verhältnis zur christlichen Bevölkerung war gut. Vor 1933 waren sie im Bürgerausschuß vertreten. Einige waren Mitglieder im Sportverein oder im Kriegerverein. Selmar Ansbacher, Benno Friedmann und Leo Mayer fielen im Ersten Weltkrieg.

1933 wohnten 43 Angehörige der jüdischen Religionsgemeinschaft in Leutershausen. Bis 1935 zogen noch 3 weitere zu. Sie betrieben eine Metzgerei, ein Schuh- und ein Kolonialwarengeschäft. Fünf Juden bestritten als Viehhändler ihren Lebensunterhalt. Zwar wurde schon früh ein „Stürmer-Kasten" aufgestellt, aber zu Übergriffen gegen die Juden kam es nicht. Auch in der Kristallnacht erfolgten keine Ausschreitungen. Die Synagoge blieb unzerstört. Sie ging in Gemeindeeigentum über und diente während des Krieges als Gefangenenlager. Später wurde sie an einen Fabrikanten verkauft und wird heute teils als Lager, teils als Wohnstätte genutzt.

Insgesamt 24 Juden aus Leutershausen wanderten nach den USA aus, 5 nach Palästina und 2 nach Argentinien. Das Schicksal von 9 Juden, die bis 1938 weggezogen sind, ist ungeklärt. 5 wurden von ihren neuen Wohnsitzen aus am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert, davon gelang 4 die Auswanderung nach Amerika, während eine Jüdin in Gurs verstarb. Eine Jüdin war vor Beginn der Deportationen in der Heimat gestorben.

Schon vor 1925 war die jüdische Gemeinde in *Lützelsachsen* der in Leutershausen als Filiale angegliedert worden. Das Dorf gehörte ebenfalls 1803 zur Kurpfalz und fiel dann an Baden.

Vermutlich nach dem Dreißigjährigen Kriege, spätestens im Laufe des 18. Jahrhunderts haben sich hier Juden niedergelassen. 1825 machten die 97 Juden 10,3 % der Einwohnerschaft aus. 1875 waren es 85, 1900 29, 1925 21 und 1933 noch 13 Juden.

Seit 1827 gehörte die israelitische Gemeinde zum Rabbinatsbezirk Heidelberg.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erbaute sie eine Synagoge. Einen jüdischen Friedhof hat es in Lützelsachsen nie gegeben. Die Toten wurden auf dem Verbandsfriedhof in Hemsbach an der Bergstraße beigesetzt.

Die Juden erwarben ihren Lebensunterhalt in der Regel durch Handel mit Vieh und Textilwaren. 1933 waren nur noch die Brüder Beni und Max Benjamin als Viehhändler tätig. An jüdischen Ladengeschäften gab es in neuerer Zeit ein Mehl- und Futtermittelgeschäft, ein Kolonialwarengeschäft, ein Textilgeschäft und eine koschere Metzgerei.

Über Ausschreitungen gegen die Juden während der Herrschaft der Nationalsozialisten ist nichts bekannt. Zu dieser Zeit war ihre Zahl schon so klein, daß sie nicht mehr in Erscheinung traten. Unter dem allgemeinen wirtschaftlichen Boykott waren sie gezwungen, ihre Geschäfte aufzugeben. 3 Juden starben nach 1933 noch in der Heimat, 4 suchten sich in den USA eine neue Existenz und 2 zogen 1939 nach Weinheim. Sie sind später in der Deportation umgekommen. Die letzten 5 Juden aus Lützelsachsen wurden am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert. Von ihnen wurde 1 befreit, 3 im Alter zwischen 78 und 82 Jahren starben in Gurs und 1 Verschollener ist vermutlich in einem Vernichtungslager im Osten ermordet worden. Die jüdische Gemeinde wurde offiziell durch einen Beschluß des Badischen Staatsministeriums vom 12. Oktober 1937 aufgelöst.

Die ehemalige Synagoge wurde 1938 verkauft und zu einem Wohnhaus umgebaut. Sie blieb deshalb in der Kristallnacht unversehrt. Ein Lamm mit einer Fahne an der vorderen Giebelwand deutet auf die frühere Eigenschaft als Kultgebäude hin.

Lit.: Valentin *Fitzer*, Lützelsachsen, ein Streifzug durch die Geschichte des Dorfes und seiner Umgebung. 1928. — Josef *Fresin*, Heimatbuch Leutershausen an der Bergstraße. 1960.

LICHTENAU KR. KEHL

Die Stadt Lichtenau befand sich seit 1488 in teilweisem, seit 1570 in alleinigem Besitz der Grafen von Hanau-Lichtenberg. Als diese 1536 ausstarben, fiel die Stadt an Hessen-Darmstadt und 1803 an Baden.

1632 und 1664 wird ein Jude in Lichtenau erwähnt. Im 18. Jahrhundert wanderten aus der Markgrafschaft Baden-Baden mehrfach Juden ein. 1701 gab es 1, 1736 3, 1778 9 und 1790 12 jüdische Haushaltungen. 1825 zählte die jüdische Gemeinde 113 Mitglieder, 1867 214, 1875 228 (17,6 % von 1 297 Einwohnern), 1887 214, 1900 164, 1925 109, 1933 84 und 1938 48.

Seit 1827 gehörte die israelitische Gemeinde Lichtenau zum Rabbinatsbezirk Bühl. Bereits im 18. Jahrhundert besaß sie ein Bethaus, das 1862—68 durch den Bau einer richtigen Synagoge abgelöst wurde. Ein rituelles Frauenbad war ebenfalls vorhanden. Dagegen besaß die Gemeinde keinen eigenen Friedhof. Die Lichtenauer Juden wurden auf dem Verbandsfriedhof Kuppenheim, seit dem 19. Jahrhundert auf dem jüdischen Friedhof in Freistett beerdigt. Die Wohlfahrtspflege nahmen ein Männer- und ein Frauenverein wahr. Der dritte Rabbiner in Schmieheim, Kaufmann Roos, stammte aus Lichtenau.

Schon im 17. und 18. Jahrhundert durften die Juden in Lichtenau offene Kramläden haben. Sie hielten Tuche, Leder, Kleider, Wäsche, Schuhe und Eisenwaren feil. Einige lebten vom Vieh- oder Pferdehandel. 1933 gab es noch acht jüdische Viehhändler, ferner ein Manufakturwarengeschäft, ein Porzellan-, Glas- und Stoffwarengeschäft, eine Mehl-, Getreide-, Lebens- und Futtermittelhandlung, eine Eisen- und Maschinenhandlung und das Kaufhaus Lipman Roos. Hugo Roos hatte eine Korbwarenfabrik eingerichtet; zwei Juden übten als Schneider und Schuhmacher ein Handwerk aus. Jüdische Metzger gab es keine. Die Juden konnten koscheres Fleisch bei den ortsansässigen Metzgern kaufen. Das Verhältnis der jüdischen zu den christlichen Bürgern wird als gut bezeichnet. Vor 1933 war Alfred Roos im Gemeinderat vertreten. Einige Juden waren aktive Mitglieder im örtlichen Gesang-, Turn- oder Fußballverein.

Die Machtübernahme durch die Nationalsozialisten brachte in Lichtenau rasch einen grundlegenden Wandel für das Leben der Juden. Die jüdischen Geschäfte wurden boykottiert, die jüdischen Kinder in der Schule benachteiligt. Andererseits besannen sich die Juden in diesen Jahren wieder in stärkerem Maße auf ihr eigenes Erbe. Es fanden kulturelle Veranstaltungen statt; Lehrer Federgrün hielt Vorträge über jüdische Geschichte. Am 10. November 1938 wurden die meisten jüdischen Männer verhaftet und von Kehl aus nach Dachau transportiert. Ernst Roos wurde am 1. Dezember 1938 auf dem SS-Schießplatz Prittelbach bei Dachau erschossen. Der Grund dieser Exekution ist nicht bekannt. Auch Michael Roos starb in Prittelbach. Die übrigen Lichtenauer Juden kehrten nach einigen Wochen wieder aus dem KZ Dachau nach Hause zurück. Die Synagoge hatte bei der Aktion am 10. November 1938 keinen Schaden erlitten. Sie wurde später abgetragen und der Platz eingeebnet.

Rund die Hälfte der Juden wanderte zwischen 1933 und 1940 hauptsächlich nach Frankreich, nach den USA und nach Palästina aus. In Lichtenau starben noch 10 eines natürlichen Todes, während der Kaufmann Emil Lehmann 1937 Selbstmord verübte. Am 22. Oktober 1940 wurden aus Lichtenau 24 jüdische Einwohner nach Gurs deportiert, von denen nachweislich 7 überlebten und mindestens 16 umkamen, sei es schon in einem Konzentrationslager in Frankreich, sei es in einem Vernichtungslager in Polen. Von denen, die umgezogen oder in ein westeuropäisches Land ausgewandert waren, wurden 6 später im Osten ermordet.

LIEDOLSHEIM KR. KARLSRUHE

Im baden-durlachischen Dorf Liedolsheim durften sich seit Beginn des 18. Jahrhunderts Juden niederlassen. Ihre Zahl blieb immer klein. 1709 waren es drei Familien, 1742 ebenfalls, 1825 17 Juden. 1875 war mit 47 Mitgliedern der Höhepunkt der jüdischen Gemeinde, die 1827 dem Rabbinatsbezirk Karlsruhe, 1885 Bruchsal zugeteilt worden war, erreicht. 1900 hatte das Dorf nur noch 15 jüdische Einwohner. Am 11. April 1903 wurde deshalb die jüdische Gemeinde aufgelöst, die verbliebenen Mitglieder der jüdischen Gemeinde Philippsburg zugewiesen. 1905 lebte noch ein Jude in Liedolsheim, 1910 keiner mehr. Eine eigene Synagoge

bestand seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. 1863 wurde eine neugeschriebene Thorarolle feierlich dorthin übertragen. Nach dem Aussterben der Gemeinde wurde die Synagoge abgebrochen und auf dem Grundstück an der Bächlestraße ein Schulhaus erstellt.

LÖRRACH
mit Grenzach und Schopfheim

Im Jahre 1503 gelangte Lörrach zusammen mit der Herrschaft Rötteln von den Markgrafen von Hachberg-Sausenberg an die Markgrafen von Baden und gehörte seit der Landesteilung von 1535 der baden-durlachischen Linie. Nach der Zerstörung der Burg Rötteln 1678 wurde das gleichnamige Oberamt nach Lörrach verlegt. Im Zusammenhang damit erfolgte 1682 die Verleihung des Stadtrechts.

Nach dem Dreißigjährigen Krieg ließen sich Juden in Lörrach nieder. Bei den Verhandlungen über das Stadtprivileg von 1682 waren sie Gegenstand eingehender Erwägungen; man erkannte zwar ihre Bedeutung für die Hebung des Handels an, wollte sie aber nur als Einwohner, nicht als Bürger gelten lassen. 1685 und 1687 ließ sich je ein Jude aus Schlettstadt bzw. Stollhofen in der Lörracher Kirche taufen. Die Erlangung des vollen Bürgerrechts wird sie zu dieser Konversion bewogen haben. Das Stadtprivileg gewährte freie Religionsausübung und begünstigte den Zuzug von Juden, da Neuzuziehenden das Aufnahmegeld ganz und das jährliche Schutzgeld zum Teil erlassen wurde, wenn sie in Lörrach binnen zwei Jahren ein modellmäßiges Haus bauten. Nathan Ulmann ist einer der ältesten namentlich bekannten Juden der Stadt. 1670 erwarb er von der Gemeinde ein Stück Feld am Schäckelberg (auch Schöckliberg und Schädelberg) als Begräbnisplatz für seinen verstorbenen Sohn. Dieser zunächst private Begräbnisplatz wurde im Laufe des 18. Jahrhunderts zum einzigen erlaubten Zentralfriedhof der Juden in der Herrschaft Rötteln und wurde von den Juden aus Lörrach, Tumringen, Fischingen und Kirchen belegt. Der Sulzburger Rabbiner Isaak Kahn (1744—1797) entwarf eine Friedhofsordnung, die 1775 in Kraft trat. 1800, 1812, 1864/65 und 1873 fanden Vergrößerungen des Friedhofs statt. Streitigkeiten zwischen der Lörracher und der Kirchener jüdischen Gemeinde wegen der Erweiterungs- und Unterhaltungskosten, die 1878 durch einen Vergleich beigelegt werden konnten, hatten bereits 1865 zur Errichtung eines jüdischen Friedhofs in Kirchen geführt. Auf dem alten Lörracher Judenfriedhof am Schützenwaldweg wurden seit 1865 nur noch Juden aus Lörrach begraben; denn in Tumringen und Fischingen lebten zu dieser Zeit keine mehr. 1891 wurde er geschlossen und ein neuer Judenfriedhof neben dem christlichen an der Brombacherstraße angelegt.

Um 1700 lebten im ganzen badischen Oberland keine Juden. In Lörrach wurden 1716 wieder vier jüdische Familien in den Schutz aufgenommen, aber 1727 berichtet das Oberamt, es seien zur Zeit keine Juden in seinem Amtsbereich ansässig. Nach der Ausweisung der Juden aus Solothurn/Schweiz 1736 ließ sich ein Teil der Vertriebenen in Lörrach und Kirchen nieder. 1738 wohnten drei Judenfamilien in der Stadt. 1749 betrug die Zahl der Israeliten 34, 1750 38, 1778 die Zahl

der jüdischen Haushaltungen 8. Ende der 1730er Jahre vereinbarten die Juden mit den christlichen Metzgern, daß sie für ihren Hausgebrauch jährlich eine bestimmte Anzahl Vieh selbst schlachten durften. 1756 hatte jeder Jude, der in Lörrach ein Haus besaß, 3 Pfund, und der kein Haus besaß, 1 Pfund 10 Schilling für Wasser und Weide zu bezahlen. In diesem Jahr wurden die Stadtprivilegien erneuert, ohne daß die Juden eigens genannt wurden.

Während des 19. Jahrhunderts vermehrte sich die Zahl der Juden stark, nahm aber dann in den letzten Jahrzehnten und während des 20. Jahrhunderts stetig ab: 1801 97 Juden, 1825 127, 1834 140, 1864 191, 1875 248, 1900 204, 1925 151 und 1933 162. Im Ersten Weltkrieg hatte die israelitische Gemeinde fünf Gefallene zu beklagen.

Seit 1827 gehörte die israelitische Religionsgemeinde Lörrach zum Rabbinatsbezirk Sulzburg. Der Gottesdienst fand zuerst in einem Betsaal statt. Er befand sich im Armenhaus oder Judenspital, das die Gemeinde aus Mitteln der Begräbniskasse 1800 erworben hatte. 1808 wurde eine Synagoge in der Teichstraße im Weinbrennerstil erbaut. 1965 wurde beim Abbruch eines Hauses im Keller auch ein rituelles Frauenbad aus dem 17. Jahrhundert entdeckt. Den karitativen Zwecken der Gemeinde dienten ein Männer-, ein Frauenverein und die Unterstützungskasse für Arme und Wanderer. Die Reinhard'sche und Vogel'sche Stiftung waren für Armenunterstützung und Kultuszwecke errichtet.

Ursprünglich waren die Lörracher Juden vorwiegend mit dem Viehhandel beschäftigt. Seit 1802 durften sie offene Läden führen, wenn sie eine entsprechende Lehrzeit nachweisen konnten. Mit dem Aufblühen der Industrie wurden manche Auslandsvertreter. Die Lage Lörrachs am Berührungspunkt dreier Staaten bot dazu günstige Gelegenheit.

Von den jüdischen Ladengeschäften am Ort seien als wichtigste erwähnt: die Zweigstelle des Freiburger Warenhauses Knopf, die Möbelhandlungen E. Pistiners Nachf. und Gebr. Roll, das Herrenkonfektionsgeschäft Adolf Erreich, das Schuhgeschäft Alfred Bodenheimer, die Textilhandlung August Weil, die Eisengroßhandlung Rosenthal & Jacobi, die Eisenhandlung Simon Joseph, die Exportgroßhandlung in Armaturen David Schwab, die Weingroßhandlung und Brennerei Ludwig Kahn sowie die Lebensmittelgroßhandlungen Silas Mayers Söhne und Albert Rosenberger. In den akademischen Berufen waren die Juden vertreten durch einen Arzt, eine Zahnärztin und einen Studienrat. Fritz Vogel, Fabrikdirektor in Lörrach war an der Gewerbe GmbH, deren Gesellschaftskapital eine halbe Million Reichsmark betrug, mit 350 000 RM beteiligt. Hermann Selinger besaß eine Buchdruckerei. Ferner gab es unter den Juden einen Buchhändler und Antiquar, zwei Herrenschneider, eine Damenschneiderin und einen Schirmflicker.

Nicht nur an der Wirtschaft, sondern auch am politischen und kulturellen Leben der Stadt nahmen die Juden regen Anteil. Dr. Samuel Moses genoß in gleicher Weise als Arzt und Kommunalpolitiker hohes Ansehen. Er gehörte der Demokratischen Partei an und war Stadtverordneter. Zahlreiche Juden waren Mitglieder der Freiwilligen Feuerwehr und örtlicher Vereine.

Die von den Nationalsozialisten betriebene Judenhetze wurde in Lörrach nicht vorbehaltlos hingenommen. Die Lektüre Baseler Zeitungen ermöglichte eine ob-

jektive Unterrichtung über die Ereignisse. Trotz wiederholter Aufforderungen zum wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Boykott der Juden gab es Beispiele ungetrübter Freundschaft zwischen christlichen und jüdischen Lörracher Familien. Innerhalb der israelitischen Gemeinde bildete das 125jährige Jubiläum der Synagoge, das 1934 gefeiert wurde, einen lichten Höhepunkt in jenen schweren Jahren. Die Zionistische Vereinigung wuchs bis September 1936 auf 30 Mitglieder. Die Wiederbesinnung auf das eigene jüdische Erbe war die Reaktion auf die Maßnahmen der Gewalthaber. Ab 1936 begannen in verstärktem Maße die Auswanderung und die Verkäufe jüdischer Firmen und Häuser. Der Judenpogrom am 10. November 1938 bereitete dem jüdischen Geschäftsleben ein vollständiges Ende. Die Synagoge wurde zerstört, die Friedhöfe wurden geschändet und die jüdischen Männer für einige Wochen im KZ Dachau festgehalten. Viele jüdische Kinder besuchten zu dieser Zeit bereits schweizerische Schulen in Basel oder Riehen. Bis 1940 sind etwa zwei Drittel der Lörracher Juden überwiegend nach den USA, der Schweiz, Frankreich und Palästina ausgewandert. Am 22. Oktober 1940 wurden 50 jüdische Bürger nach Gurs deportiert, darunter auch Zugezogene, die versucht hatten, von hier aus in die Schweiz zu entkommen. Das Schicksal vieler dieser Deportierten der „Robert-Wagner-Aktion" ist noch immer ungeklärt, doch dürfte ungefähr die Hälfte in südfranzösischen Konzentrationslagern gestorben oder in den Vernichtungslagern im Osten ermordet worden sein. Von den Juden, die nach 1933 aus Lörrach ausgewandert oder umgezogen waren, haben etwa acht ihr Leben in den Jahren der Verfolgung verloren. 1942 wurden aus Lörrach Sitta Krautmacher und ihre Tochter Ruth nach Izbica/Polen deportiert. Beide sind verschollen. Nur eine in sogenannter Mischehe verheiratete Jüdin blieb bis zum Kriegsende in Lörrach. 1943 zog eine Jüdin aus Dortmund zu.

Nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches kehrten im Spätjahr 1945 aus der Deportation und Emigration drei Juden nach Lörrach heim. Auf dem Gelände der ehemaligen Synagoge wurde ein Wohn- und Geschäftshaus errichtet. Der neue jüdische Friedhof wird von der städtischen Friedhofsverwaltung gepflegt; der alte steht unter Denkmalschutz.

Die jüdische Gemeinde Lörrach hatte 1933 mehrere Filialgemeinden. *Tumringen*, wo bereits 1738 2 jüdische Familien, 1801 9, 1825 4 und 1933 1 Jude lebten, wurde 1935 der politischen Gemeinde Lörrach einverleibt.

In *Grenzach* waren 1925 3 und 1933 7 Juden ansässig. Bis 1939 zogen vier weitere jüdische Familien zu. Eine vierköpfige Familie wanderte 1937 nach Palästina aus. Drei ältere Jüdinnen zogen in die Muttergemeinde Lörrach und wurden dort von den Deportationen erfaßt. Zwei Ehepaare wurden aus Grenzach am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert. Von ihnen überlebte nur Josefine Bloch die Leidenszeit.

Schönau, wo 1900 zwei Juden wohnten, wird 1925 als Filiale von Lörrach, 1933 von Müllheim genannt, obwohl zu dieser Zeit sich kein Einwohner mehr zur jüdischen Konfession bekannte.

Der erste bekannte Jude in *Schopfheim* war ein Gastwirt, der 1650 zum Protestantismus übertrat. Danach finden sich erst im 19. Jahrhundert Juden in der

Stadt. 1875 waren es 17, 1900 19, 1925 23 und 1933 18. Sie betrieben vier Textilwarengeschäfte und eine Viehhandlung. Seit 1895 war die kleine jüdische Gemeinde der Lörracher angeschlossen. Von den 24 Juden, die zwischen 1933 und 1945 in Schopfheim lebten, starben 6 in hohem Alter in der Heimat. 5 wanderten nach den USA aus, 2 Schweizer Bürger verlegten ihren Wohnsitz in ihr Vaterland. 10 Schopfheimer — unter ihnen der Justizrat Dr. Lindmann — wurden nach Gurs deportiert. Keiner von ihnen überlebte die Deportation. Die Ehefrau eines „Ariers" wurde 1944 von der Gestapo verhaftet, weil sie mit ihrem Sohn, der als „Mischling" als Obergefreiter der Luftwaffe aus der deutschen Wehrmacht entlassen worden war, in die Schweiz fliehen wollte. In Kenntnis des Schicksals von Verwandten, die im Osten spurlos verschwunden waren, nahm sie sich im Gerichtsgefängnis das Leben.

Lit.: August *Baumhauer,* Lörrachs Entwicklung vom Dorf zur Stadt vom 15.—18. Jahrhundert, in: Bad. Heimat 38 (1958). — Karl *Herbster,* Zur 250-Jahrfeier der Stadt Lörrach, in: Das Markgräflerland 4 (1932/33). — Wilhelm *Höchstetter,* Die Stadt Lörrach. Ihre Entstehung, Gegenwart und 200jährige Jubelfeier. Urkundenbuch und Chronik. 1882. — Simon *Joseph,* Altjüdisches aus Lörrach, in: Israelit. Wochenblatt für die Schweiz. 1930. — Arnold *Pfister,* Lörracher Bauten. Schriftenreihe des Museumsvereins Lörrach. 1939. — Julius *Schmidt,* Kirchen am Rhein. Eine karolingische Königspfalz. 1912.

MALSCH KR. HEIDELBERG

Vor seinem Anfall an Baden 1803 gehörte Malsch zum Gebiet des Hochstifts Speyer.

1740 lebten in Malsch 3, 1785 6 Judenfamilien. 1825 waren bereits 54 Juden im Dorf ansässig. Die jüdische Gemeinde wurde 1827 dem Rabbinatsbezirk Bruchsal zugewiesen. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts errichtete sie sich eine Synagoge in einem Hintergebäude der Hauptstraße. Im Nachbarhaus befand sich die Religionsschule und die Wohnung des israelitischen Lehrers. Die Toten wurden auf dem jüdischen Friedhof in Bad Mingolsheim beigesetzt.

Die Höchstzahl von Juden war 1887 mit 123 erreicht. Nach dem Ersten Weltkrieg, in dem vier Juden aus Malsch fielen, sank die Zahl der jüdischen Einwohner auf 52 im Jahre 1925 und auf 40 im Jahre der Machtergreifung Hitlers.

Die meisten Juden ernährten sich vom Handel mit Vieh, Fellen und Hopfen. Friedrich und Artur Löb waren Inhaber einer Zigarrenfabrik im benachbarten Rot, die etwa 20 Arbeiter beschäftigte. Die Händler mußten bereits 1935/36 ihre Tätigkeit einstellen. Nur zwei Ladengeschäfte für Textilien und für Schuhe konnten sich bis 1938 halten.

In der Kristallnacht wurde das Textilgeschäft des damals bereits 73jährigen Isaak Hilb geplündert und anschließend seine Wohnung und die seines Schwiegersohnes demoliert. Das SA-Rollkommando aus Wiesloch schlug die gesamte Inneneinrichtung der Synagoge zusammen. Sie wurde 1939 abgerissen. Bis zum Beginn der Deportationen wanderten 21 Juden aus Malsch aus. 14 wurden am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert. 5 von ihnen starben dort, darunter das hochbetagte Ehepaar Hilb. 4 weitere wurden in Auschwitz umgebracht. Ein Mädchen

überlebte in Kinderheimen und Verstecken und wanderte nach Kriegsende in die USA aus. Ludwig und Klara Heß kehrten 1949 nach Aufenthalten in verschiedenen französischen Lagern nach Malsch zurück. Das Los der übrigen beiden Deportierten ist unbekannt. Von den 5 seit 1933 aus Malsch verzogenen Juden konnte einer 1939 nach den USA emigrieren. Manfred Heß wurde von Darmstadt nach Gurs und von dort nach Auschwitz verschleppt. Erna Heß und ihr Sohn Richard wurden 1941 von Esslingen nach dem KZ Riga-Jungfernhof deportiert. Man hat nie wieder von ihnen gehört. Benno Heß schließlich soll in Jugoslawien umgekommen sein.

Als letzte Erinnerung an die jüdische Gemeinde Malsch mußte die alte baufällige Religionsschule 1960 abgetragen werden.

MALSCH KR. KARLSRUHE

Das im Besitz des württembergischen Klosters Herrenalb befindliche Dorf Malsch fiel 1535 mit der Einführung der Reformation an Württemberg. Durch Tausch kam es 1604 an Baden-Durlach, das den Ort 1622 an Baden-Baden verlor.

Während des Dreißigjährigen Krieges oder vielleicht bald danach ließen sich Juden in Malsch nieder. Drei Familien wurden zunächst in den Schutz aufgenommen. 1715 waren es bereits sechs Familien, deren Oberhäupter als Viehhändler, Metzger und Krämer ihren Lebensunterhalt verdienten. So kaufte die Gemeinde 1722 von ihrem Juden Abraham 200 Lattnägel für den Bau der Schule und Öl für einquartierte Soldaten. 1737 baten die Gemeindevorsteher von Malsch die Regierung, keine weiteren Juden zuzulassen; schon jetzt würden die christlichen Metzger und Krämer durch die jüdische Konkurrenz geschädigt, und durch den starken Weidgang der Juden, die Anteil am Allmendgenuß hatten, würde die ganze Einwohnerschaft beeinträchtigt. Obwohl der Gemeinde daraufhin eine Zuzugsbeschränkung für Juden bewilligt wurde, wurden bis 1759 zwei weitere Familien in Malsch aufgenommen. Sie verdienten durch ihren Handel und ihre sparsame Lebensweise so viel, daß sie sich bald eigene Häuser erwerben konnten. Ihre Zahl ging bis 1783 auf vier Familien zurück, stieg aber bis 1825 auf 108 an, nachdem fast alle Niederlassungsbeschränkungen aufgehoben worden waren.

Die jüdische Gemeinde, die seit 1827 zum Rabbinatsbezirk Karlsruhe, seit 1885 zu Bühl gehörte, erbaute sich im Laufe des 19. Jahrhunderts eine Synagoge an der Hauptstraße. Die Toten wurden auf dem Verbandsfriedhof in Kuppenheim beigesetzt. 1851 beantragte die jüdische Gemeinde einen Schulraum für die Unterrichtung ihrer Kinder und die Anstellung eines eigenen Lehrers. Erst 1873 wurde diesem Antrag entsprochen. In einem dorfeigenen Haus neben der Kirche wurde die Schulstube eingerichtet. Der erste jüdische Lehrer Kahn unterrichtete damals ungefähr 50 schulpflichtige Kinder; doch ging diese Schule schon 1876 in der neuen Simultanschule auf.

1872 erwarb Aron Maier die uralte Wirtschaft „Schwanen". 1888 eröffnete der jüdische Arzt Dr. Trautmann eine Praxis in Malsch. Die Zahl der Juden war bis 1875 auf 320 hochgeschnellt, fiel dann aber bis 1900 auf 203, bis 1925 auf 101 und bis 1933 auf 89.

Das Leben in der jüdischen Gemeinde verlief auch nach dem Boykottaufruf vom 1. April 1933 noch in ruhigen Bahnen. Doch schmolz die Gemeinde durch Auswanderung erheblich zusammen. 1934 wurde noch feierlich eine neue Thorarolle eingeweiht. Der jüdische Männerwohltätigkeitsverein Gemilus Chesed setzte mit seinen knapp 20 Mitgliedern seine karitative Tätigkeit fort. Leo Gabel, seit 1932 als Kantor und Religionslehrer in Malsch tätig, leitete den jüdischen Jugendbund zur Pflege der religiösen Weiterbildung, der dem Reichsbund der jüdischen Jugendverbände in Düsseldorf angeschlossen war. Außerdem bestand bis 1933 ein Frauenverein.

Die Kristallnacht und ihre Folgen bereiteten dem Gemeindeleben ein jähes Ende. SA-Leute aus Gaggenau steckten die Synagoge in Brand. Barbarisch wurde in den Wohnungen einzelner Juden gehaust; Schränke wurden zertrümmert, Wäsche herausgeschleudert, Fußbodendielen aufgerissen, Spiegel zerschlagen. In einem Haus wurde die jüdische Eigentümerin geschlagen, weil sie den Geldschrankschlüssel nicht herausgeben wollte. Obwohl Plünderungen bei dieser Demonstration des „Volkszornes" von höchster Stelle verboten waren, fehlten später mehrere Tausend Reichsmark. Demolierte Geschäfte mußten von der Polizei bewacht werden, um Diebstähle zu verhindern.

Durch Zuzüge und Geburten erhöhte sich die Zahl der zwischen 1933 und 1945 in Malsch lebenden Juden auf 101. 57 von ihnen fanden im Ausland, vor allem in den USA, Zuflucht. 5 starben in ihrem Heimatdorf. 7 zogen innerhalb Deutschlands um. Von diesen wanderte 1 aus, 2 starben an ihren neuen Wohnsitzen. Das Schicksal der übrigen 4 und 4 weiterer Malscher Bürger ist ungeklärt.

Nach Gurs wurden am 22. Oktober 1940 21 Juden deportiert. Von ihnen konnten 7 sich ins Ausland retten. 8 starben in französischen Lagern, 2 in Auschwitz. Die übrigen sind verschollen.

Besonders tragisch war das Schicksal der Ehepaare Kaufmann und Löb. Das Schiff, das sie in die Freiheit bringen sollte, durfte 1939 nicht in Kuba landen. Sie mußten zurück nach Belgien, wurden dort verhaftet und über die Lager Malines, Gurs, Drancy nach Auschwitz in den Tod geschickt.

Kantor Leo Gabel wurde 1938 als polnischer Staatsbürger ausgewiesen. Er siedelte mit seiner Frau nach Posen über, während sein vierjähriger Sohn bei Verwandten in Holland untergebracht werden konnte. Die letzte Nachricht des Ehepaares stammt aus dem Ghetto Warschau, in dessen heldenmütigem Kampf und Untergang auch sie wohl ihr Leben verloren.

Lit.: Lore *Ernst,* Die Geschichte des Dorfes Malsch. 1954. — Benedikt *Schwarz,* Malsch, in: Die Pyramide Nr. 47—49, 51 (1916).

MANNHEIM

An der Stelle eines älteren Dorfes gründete Kurfürst Friedrich IV. 1606 am Zusammenfluß von Rhein und Neckar die Festung Friedrichsburg und die Stadt Mannheim. Sie wurde 1622 von Truppen der katholischen Liga unter Tilly zer-

stört. Karl Ludwig, der in der niederländischen Emigration aufgewachsene Sohn des Winterkönigs, gewährte den Ansiedlern, die er zum Wiederaufbau der Gründung seines Großvaters aus allen Ländern herbeirief, 1652 zahlreiche Vorrechte. Unter den Neuankömmlingen befanden sich fünf jüdische Familien aus Pfeddersheim — dort wohnten seit 1444 Juden — und Juden aus Portugal. 1660 erhielten die deutschen Juden in Mannheim eine Konzession, die ihnen eine Ausnahmestellung innerhalb der pfälzischen Juden verschaffte. Sie mußten ein Haus mit zwei Stockwerken bauen, hatten — von geringfügigen Handelsbeschränkungen abgesehen — die gleichen Rechte wie die anderen Bürger, genossen weitgehende Gewerbefreiheit und waren an den Abgaben der pfälzischen Judenschaft nicht beteiligt. Nach 12 abgabefreien Jahren sollten sie ab 1672 pro Familie 10 Reichstaler Schutzgeld zahlen, die sie unter sich nach Vermögen umlegen konnten. An die Errichtung eines Ghettos oder einer Judengasse wurde nicht gedacht. Auch in religiöser Hinsicht wurde die junge Gemeinde bevorzugt. Sie durfte einen eigenen Rabbiner, Vorsinger und Schulmeister haben und einen Begräbnisplatz kaufen. Damit war ihre Bindung an Worms gelöst, früher als dies der Residenz Heidelberg gelang. Fortschrittlich war auch die Regelung der Neuaufnahme. Ein neuer Ansiedler mußte sich bei der städtischen Behörde melden. Nachdem diese ein positives Gutachten an die kurfürstliche Kanzlei übersandt hatte, brauchte er nur einen Revers zu unterschreiben, in dem er sein Einverständnis mit der Konzession erklärte. Dann wurde die Aufnahmebewilligung dem Rat mitgeteilt. Ein besonderer Judenschutzbrief, wie er sonst in der Pfalz üblich war, wurde nicht mehr ausgestellt. Auch brauchten die Mannheimer Juden den zur Kennzeichnung vorgeschriebenen gelben Judenring nicht zu tragen. Auf einem Stadtplan von 1663 sind insgesamt 15 Häuser als von Juden bewohnt bezeichnet, darunter zwei von Portugiesen. Auch diese hatten eine Konzession erhalten, die aber nicht überliefert ist.

Bevor die deutschen Juden ihren Gnadenbrief erhielten, hatten sie sich schon um die Überlassung eines Ödfeldes in der Nähe der Stadt als Friedhof für die Juden Mannheims und der umliegenden Orte bemüht. Der Plan scheiterte, weil sie den Kaufpreis nicht rasch genug aufbringen konnten. 1661 erwarben sie schließlich einen Platz im Bollwerk hinter dem Herrnhuter Brüderhof im Quadrat F 7. Bis 1839 wurden hier die Toten beigesetzt. 1674 war eine Beerdigungsbruderschaft (Chewra Kaddischa) gegründet worden; sie war der erste jüdische Verein in Baden. Eine Synagoge und ein Bad wurden 1664 an heute unbekannter Stelle errichtet.

Schon vor der Erteilung der Konzession scheint Naftali Herz als erster Rabbiner tätig gewesen zu sein (etwa 1657—71). Ihm folgte Isaak Brilin (1671—78), der von Kurfürst Karl Ludwig wegen seiner Gelehrsamkeit sehr geschätzt wurde. Kurz waren die Rabbinate seiner Nachfolger: Elieser Lipman (1678—79), Moses Grotwohl (genaue Amtszeit unbekannt) und Isaak Aron Worms (1685—93). 1680 mußten schon 78 Juden Kriegskontribution bezahlen. Die reichsten von ihnen waren die Portugiesen Astrouque und Carcassone. Von den Portugiesen versprach sich der Kurfürst wegen ihrer weitreichenden Beziehungen besonderen Nutzen für die städtische Wirtschaftsentwicklung. Zwischen ihnen und ihren deutschen

Glaubensgenossen war das Verhältnis oft gespannt, bis die portugiesische Minderheit allmählich in der deutschen Gemeinde aufging.

Zahlreiche Beschwerden der christlichen Handwerkschaft, die sich freilich nicht wie andernorts auf Zunftprivilegien berufen konnte, und die Sorge vor einem zu starken Anwachsen der jüdischen Gemeinde veranlaßte 1681 den Stadtrat zu dem Antrag, keine Juden mehr anzunehmen. Auch ihre Absperrung in einer Gasse wurde erwogen. Der Rat wußte unberechtigte Beschwerden zurückzuweisen. Als die pfälzischen Metzger ein Viehhandels- und Schlachtverbot für Juden durchsetzen wollten, lehnte der Mannheimer Stadtrat dieses Ansinnen ab, weil die Christen bei den Juden das Fleisch um etwa 25 % billiger einkaufen konnten. Die Juden erklärten, sie könnten wegen ihrer sparsamen Lebensweise schärfer kalkulieren und billiger verkaufen; außerdem bevorzugten die Bauern die bei ihnen übliche Barzahlung. Das Gesuch wurde abgelehnt.

Die aufblühende Stadt wurde 1689 durch die Franzosen zerstört. Die Mannheimer Juden flüchteten ihre Vermögen zu Frankfurter Glaubensgenossen. Sie beteiligten sich an der Verteidigung der belagerten Stadt und an der Brandbekämpfung. Sie beschafften unter Lebensgefahr Geld für die Truppenbesoldung aus Frankfurt, nachdem der Festungskommandant mit der Hinrichtung von Rabbiner und Vorsteher gedroht hatte. Zur Bestreitung der Einquartierungskosten mußten sie ein Darlehen von 1000 Talern aufnehmen. Nach der völligen Zerstörung der Stadt suchten sie in der Umgebung Zuflucht. 26 Familien mit 118 Personen fanden vorläufige Aufnahme in Heidelberg. Sobald es möglich war, wollten sie mit dem Wiederaufbau ihrer Heimatstadt beginnen.

1691 wurde eine neue Konzession von Kurfürst Johann Wilhelm erteilt, in der zwar die Zahl der Mannheimer Juden auf 84 Familien beschränkt wurde, die sonst aber im wesentlichen mit der Konzession von 1660 übereinstimmte. Die abgabefreien Bediensteten der jüdischen Gemeinde wurden um einen zweiten Schulmeister, einen Spitalmeister und einen Schulklöpfer vermehrt. Neu war die gewährte Freizügigkeit innerhalb der pfälzischen Lande. Neu war auch die Erlaubnis zur Ausübung des Arztberufs nach Ablegung eines Examens vor der Heidelberger medizinischen Fakultät. Elkan Levi Bacharach wurde 1728 unter Berufung auf diese Bestimmung zum medizinischen Doktorexamen in Heidelberg zugelassen. Er hatte sich obendrein darauf berufen können, daß sein Vater Hayum Leibarzt des Kurfürsten Karl Ludwig gewesen war.

1698 wurde gegen den Willen des Rates, der 100 Familien für ausreichend hielt, das Wohnrecht auf 150 Familien ausgedehnt. Jetzt mußte bei der Aufnahme der Besitz von 1000 Talern mit dem Judeneid beschworen werden, um die Bildung eines Proletariats möglichst zu vermeiden. Diese Konzession war auf einem Konvent aller ehemaligen Mannheimer Juden in Neu-Mannheim beraten worden. 1717 erhöhte Karl Philipp die Zahl der Wohnberechtigten auf 200 Familien, genehmigte weitere zwei Schulmeister, einen Testamentsschreiber (Storeschreiber) und einen Schächter. Von der übrigen Landjudenschaft blieben die Mannheimer weiterhin getrennt. Die Portugiesen genossen, im Gegensatz zu den Deutschen, Freiheit von der Zahlung einer besonderen Abgabe bei Reisen über Land, des sogenannten Taschengeleits, und von der Pflicht zum Bau eines Hauses.

Vereinzelt waren auch deutsche Juden aufgrund besonderer Umstände der Baupflicht enthoben.

Erst nach dem Frieden von Ryswyk erhob sich die Stadt allmählich aus Schutt und Asche. Die neuen Häuser der Juden — 1697 wurden insgesamt 10 erstellt — gehörten zu den schönsten in Mannheim. Als 1720 Karl Philipp hierher die Residenz von Heidelberg verlegte, nahm er bis zur Fertigstellung des Schlosses seinen Aufenthalt im Hause des Emanuel Oppenheim in R 1 Nr. 1.

Der toleranten Haltung der Fürsten entsprach der engherzige Geist der Stadträte, der Krämer und Handwerker nicht. Sie setzten durch, daß die Juden zahlreiche Sonderabgaben leisten mußten, darunter seit 1702 ein unverhältnismäßig hohes Brückengeld, zwangen die jüdischen Metzger zur Errichtung eines eigenen gemeinsamen Schlachthauses, schränkten die Prachtentfaltung der reichen Kaufleute und Hoffaktoren durch eine spartanische Kleiderordnung ein. Die Abneigung zeigte sich auch darin, daß 1727 eine Ritualmordbeschuldigung erhoben wurde. Eine auf Verlangen der Gemeindevorsteher durchgeführte gründliche Untersuchung erwies die Haltlosigkeit der Verdächtigung.

Die Juden erreichten zu dieser Zeit kaum die Zahl der erlaubten 200 Familien. Ihre rund 160—180 Familien machten etwa ein Achtel der Einwohner aus. Das genügte, um Mannheim scherzhaft „Neu-Jerusalem" zu nennen. Trotz mehrfacher Versuche konnte der Stadtrat die Zusammenfassung der Juden in einem Stadtteil nicht erzwingen. Er verbot 1700 die Errichtung eines Spitals innerhalb der Stadt, wahrscheinlich aus hygienischen Gründen. Die Erweiterung des alten Friedhofs und der Bau einer Synagoge wurden gestattet. Das Gotteshaus, ein einfacher, schlichter Bau mit getrennten Räumen für Männer und Frauen, konnte 1705 in F 2. 13 erbaut werden. 1711 konnte schließlich in E 5, an der Stelle des heutigen Rathauses, ein Haus zur Beherbergung armer und fremder Juden erworben werden. Auch eine koschere Metzgerschranne und eine rituelle Bäckerei wurden hier untergebracht. Seit 1840 diente das Haus als Kranken- und Pflegeheim. Bettelndem „Judengesindel" wurde der Eingang in die Stadt grundsätzlich verwehrt. Sie erhielten ihnen zugedachte Spenden vor den Toren verabreicht. Diese und andere karitative Tätigkeiten wurden von neuen Vereinigungen getragen, wie etwa vom 1727 gegründeten Gevatterschaftsverein.

Unter allen Mannheimer Juden dieser Aufbauperiode ragt Lemle Moses Reinganum hervor. Vom heutigen Ludwigshafener Stadtteil Rheingönheim kam er etwa 1680 nach Mannheim, erlebte die Vernichtung der Stadt, floh nach Heidelberg und wurde 1697 in den Vorstand der sich sammelnden Gemeinde gewählt. 1699 pachtete er mit Isaak Beer für 10 Jahre das Salzmonopol der Kurpfalz. Hierdurch und durch andere Finanzoperationen im Dienste der Kurfürsten als Obermilizfaktor erwarb er ein beträchtliches Vermögen. Er errichtete mehrere Häuser in Mannheim und einen „kostbaren Garten und ein Lusthaus zum Decor der Stadt". Alle Leistungen aber werden überragt von seiner Stiftung der Klaus, eines Bethamidrasch, eines jüdischen Lehrhauses mit Synagoge. 1706 erhielt er die kurfürstliche Genehmigung, 1708 konnten die Bauten in F 1. 11 eingeweiht werden. 10 Rabbiner sollten hier in Zukunft der Forschung und Lehre der jüdischen Überlieferung dienen, besonders dem Talmudstudium. In seinem Testament

vermachte der Stifter seinem Werk ein Kapital von 100 000 Gulden, aus dessen Zinsen der Unterhalt für Bau und Lehrer bestritten werden sollte. Der Grabstein des 1724 verstorbenen hochherzigen Stifters steht heute auf dem neuen Friedhof. Zahlreiche bedeutende Gelehrte wirkten an der Klaus, darunter Jakob Ettlinger, einer der ersten akademisch gebildeten Rabbiner. Das gerettete Memorbuch der Klaus nennt ihre Werke und Namen.

Der Hof- und Obermilizfaktor May erhielt ebenfalls die kurfürstliche Erlaubnis zur Errichtung einer Klaus, die aber nicht den Rang der von Lemle Moses gestifteten erreichte. 1731 machte May eine größere Stiftung, deren Ertrag der Ausstattung von Bräuten zukommen sollte.

Eine weitere Klaus — ohne Rabbiner — wurde 1758 von Elias Hayum begründet. Er lebte zeitweilig in Stuttgart, wurde nach dem Sturz Oppenheimers als sein Helfershelfer dort ausgewiesen und ließ sich in Mannheim nieder, wo er 1747 zum Gemeindevorstand gehörte. Wegen seiner Herkunft wurde er gelegentlich Elias Stuttgart, die Klaus die „Stuttgarter Schul" genannt. Auch er hinterließ 1766 24 000 Gulden für die Ausstattung von armen Bräuten.

Alle drei Stifter hatten ihre Vermögen im Dienste der Kurfürsten erworben. Der Hofkalender der Pfalz von 1734 verzeichnet insgesamt acht Mannheimer Juden als Hoffaktoren. Auch der württembergische Hoffaktor Süß Oppenheimer war zeitweilig in kurpfälzischen Diensten.

Nicht nur in der Wirtschaft finden sich in dieser Zeit bedeutende jüdische Persönlichkeiten. Samuel Helman kämpfte als Rabbiner (1726—51) in Wort und Schrift gegen den Sabbatianismus, eine jüdische Sekte, die nach dem Auftreten des Sabbatai Zwi als Pseudo-Messias in Smyrna entstanden war und auch unter den Mannheimer Juden Anhänger gefunden hatte. Sein Nachfolger David Hess (1761—67) und neun Klausrabbiner wurden in den berühmten Scheidungsfall eines Mannheimer Ehepaares, den sogenannten Clever Getstreit verwickelt, der eine jahrelange Flut von gelehrten Streitschriften über die Rechtmäßigkeit der Scheidung hervorrief. Naftali Hirsch, der 1763 Oberrabbiner der pfälzischen Landjudenschaft geworden war, verlegte 1768 seinen Amtssitz von Leimen nach Mannheim. Dort wurde er gleichzeitig Oberrabbiner an der Lemle-Moses-Klaus und entfaltete bis zu seinem Tode 1800 eine reiche Lehr- und Forschungstätigkeit.

Beim Regierungsantritt Karl Theodors 1744 wurde die Konzession der Mannheimer Judenschaft erneuert. 15 425 Gulden mußten dafür als „Entschädigung" aufgebracht werden. Über die Repartition dieser enormen Summe kam es — wie häufig auch bei anderen Gelegenheiten — zu Streitigkeiten in der Gemeinde und zu einer Neuwahl des Vorstandes. Die bisher gültigen Privilegien wurden im wesentlichen bestätigt. Für die Aufnahme in den Schutz wurde jetzt ein Vermögen von 2000 Gulden und der Besitz eines Sessels in der Synagoge zur Bedingung gemacht. In der Hauptstraße wurden Juden nicht mehr geduldet. Sie sollten nach und nach in die Nähe von Synagoge und Friedhof ziehen; der Ghettogedanke hatte sich — zumindest auf dem Papier — durchgesetzt.

Was sollten aber die ärmeren Juden machen, deren Vermögen zur Schutzaufnahme nicht reichte? Manch einer, der aufgrund der harten Bedingungen nicht aufgenommen wurde, wurde zum Verbrecher. Unter den zahlreichen Räuberban-

den, die um die Jahrhundertmitte in der Pfalz ihr Unwesen trieben, wurden nicht selten Juden aufgegriffen und in Mannheim hingerichtet wie etwa 1747 der Bandenführer „Isaak der Schnapp". Umsomehr bemühten sich die seßhaften Bürger um das Wohlwollen des Landesherrn. Als er 1747 nach Mannheim kam, begrüßten ihn die Juden mit einem Festgottesdienst und einer hebräisch und deutsch abgefaßten Jubelhymne.

Die jüdische Bevölkerung Mannheims bestand 1761 aus 225 Haushaltungen. Davon waren 18 Faktorenfamilien, 20 Rabbiner oder deren Witwen. Je 12 Familien wurden von den Amtsinhabern der beiden kleineren Klausen gestellt, 11 gehörten zum Spital, 18 bestanden aus Waisen oder Witwen. Diese waren abgabefrei. 107 Haushaltungen zahlten volles, 15 Witwen halbes Schutzgeld, 12 waren ebenfalls von Zahlungen befreit. Bei den bevorzugten Klausen waren im ganzen 39 Familien mit 111 Kindern inkorporiert. Da von ihnen keine Einnahmen zu erwarten waren, sah die Regierung das Anwachsen der Klausen mit Mißvergnügen und beschloß die Auflösung der beiden kleineren Stiftungen. 1765 wurden nach vielfachen erfolglosen Gegenvorstellungen der Gemeinde die Michael May'sche und die Elias Hayum'sche Klaus für aufgelöst erklärt, jede weitere Lehrtätigkeit in ihnen verboten.

1765 erschien eine gedruckte amtliche Erläuterung zur Konzession von 1744. Die erlaubte Familienzahl blieb auf 200 — die Amtsinhaber der Gemeinde nicht eingerechnet — beschränkt. Die beiden Mannheimer Hauptstraßen — Planken- und Kurpfalzstraße — und die jeweils rechts und links anschließenden zwei Nebenstraßen sollten innerhalb von drei Jahren von Juden geräumt, die Häuser an Christen verkauft werden. Trotz aller Gegenvorstellungen der Gemeinde blieb der Kurfürst, vom Stadtrat dazu angehalten, bei seinem Beschluß. Die Juden sollten sich in ein Dreieck zurückziehen, das etwa die Gegend umfaßte, in der Synagoge, Friedhof und Spital lagen. Die Umsiedlungsfrist wurde 1768 auf Bitten der Vorsteher um weitere drei Jahre verlängert, wurde auch nie vollständig durchgeführt.

Nachteilig wirkte es sich auf das innere Gemeindeleben aus, daß eine Appellation an weltliche Behörden gegen die Beschlüsse des Rabbiners und der Vorsteher in Glaubens- und Zeremonialangelegenheiten ermöglicht wurde. In einer Eingabe erklärten die Gemeindevertreter, daß dadurch aus dem Vorsteheramt ein „verstörtes Amt" werde, und brachten mehrere Fälle vor, bei denen gegen Zeremonialstrafen an die nichtjüdischen Gerichte appelliert worden war.

Allmählich wuchs die Gemeinde über die erlaubte Höchstzahl hinaus. 1771 lebten 247 Familien in Mannheim. In Michael Scheuer erhielten die Juden 1782 einen überaus fähigen Rabbiner, der sein Amt bis 1809 innehatte, daneben seit 1800 Oberrabbiner der Landjudenschaft war und kurz vor seinem Tod noch Mitglied im 1809 geschaffenen Oberrat der badischen Israeliten. Er hatte die ersten Ansätze zur Emanzipation der Juden noch erlebt. Beeinflußt von den Gedanken der französischen Revolution hatte die pfälzische Regierung bereits 1801 die Mannheimer Judenschaft aufgefordert, Vorschläge zu ihrer eigenen „Veredelung" zu machen. Die Vertreter der auf 940 Seelen angewachsenen Gemeinde forderten Gleichberechtigung, vor allem für das Judentum als Konfession,

aber der Stadtrat bestand auf der Aufrechterhaltung der Konzession von 1765.

Ein tiefer Einschnitt in der Entwicklung Mannheims war die Verlegung der Residenz durch Karl Theodor nach München. Nach dem teilweisen Anfall der Pfalz an Baden wurde die Stadt an den Rand des neuen Großherzogtums gerückt. Aus der Residenz- war eine Grenzstadt geworden, die zudem in den Kriegen 1794—1801 schwer gelitten hatte. Hier spielte sich 1819 die Ermordung Kotzebues durch den Studenten Ludwig Sand ab. Wie das Buch des Heidelberger Professors Fries über die Juden, war auch dieser politische Mord eines der Übel, die zum Hep-Hep-Sturm von 1819 führten. Mit Waffengewalt mußte in Mannheim gegen die antijüdischen Tumulte eingeschritten werden. Solche Krawalle gab es auch im Sommer 1846 und in den Revolutionsjahren 1848/49. Damals flüchteten viele Juden vor dem Terror vom Lande nach Mannheim, wo die christlichen Vorkämpfer der Emanzipation in einem Manifest die Bevölkerung von Exzessen gegen ihre jüdischen Mitbürger abzuhalten suchten. Hier wurden nach der Erklärung der Grundrechte des deutschen Volkes die ersten Juden in den Gemeinderat gewählt.

Die Emanzipationsbestrebungen zeigten früh andere, positive Ergebnisse. 1821 konnte die erste öffentliche jüdische Volksschule Badens in Mannheim eröffnet werden. Sie ging aus einem Institut hervor, das 1816 als höhere Erziehungs- und Bildungsanstalt gegründet worden war. Der Unterricht fand in den Räumen der Lemle-Moses-Klaus statt. Die Schülerzahl stieg rasch. Bis 1870 hat diese Schule bestanden. Dann wurde sie aufgrund des Elementarunterrichtsgesetzes von 1868 in eine Gemeinschaftsschule überführt. Fast 40 Jahre wirkte als ihr Leiter Dr. Simon Wolff, der auch als Prediger im Karlsruher Tempelverein einer der eifrigsten Anhänger der Reform des jüdischen Gottesdienstes war, während der seit 1824 amtierende Rabbiner Hirsch Traub die orthodoxe Richtung vertrat, dabei aber Neuerungen aufgeschlossen gegenüberstand. Er wurde 1827 in den Schulvorstand berufen, der im allgemeinen von Vertretern der christlichen Kirchen gestellt wurde. Im gleichen Jahr fand die Organisation der jüdischen Gemeinden ihren Abschluß. Mannheim wurde Ortssynagoge; der Synagogenrat unterstand damit unmittelbar dem Oberrat.

Ernste Auseinandersetzungen zwischen Reformern und Orthodoxen erhoben sich um die Jahrhundertmitte. Die Synagoge war zu klein geworden, und der Synagogenrat hatte sich zu einem Neubau an derselben Stelle und zum Einbau einer Orgel entschlossen. Nach den Plänen von Lendorff wurde das neue Gotteshaus im byzantinischen Stil errichtet und im Juni 1855 vom neuen Stadtrabbiner Moses Elias Präger (1854—61) geweiht. Rund 100 000 Gulden hatte die Gemeinde für den stattlichen Bau aufgebracht. Präger war der Verfasser eines neuen jüdischen Gebetbuches, das nur schwer die Zustimmung des konservativen Oberrats fand. Der Rabbiner hatte nicht nur die hebräischen Texte zugunsten deutscher Gebete und Gesänge gekürzt. Er hatte alle messianischen und zionistischen Stellen, die auf eine Rückkehr nach Palästina anspielten, umgedeutet. Schon hier spürt man den Konflikt zwischen den Ideen des Zionismus und den Assimilierungsbestrebungen. Das Buch konnte 1868 in zweiter Auflage erscheinen. Es wurde richtungsweisend für die Gottesdienstgestaltung in den liberalen Gemeinden.

Die Gegner der Reform hatten seit Beginn der Auseinandersetzungen den Gottesdienst in der Klaus-Synagoge besucht. Auch diese wurde 1887/88 durch einen Neubau nach den Plänen des Architekten W. Manchot ersetzt. Bei dieser Gelegenheit wurde die Stiftung reorganisiert. Da der Talmud jetzt in den Rabbinerseminaren in den Universitätsstädten gelehrt wurde, konnte die ursprüngliche Talmudschule in eine Religionsschule umgewandelt werden, in der hauptsächlich der hebräische Unterricht gepflegt wurde. Das Kapital der Klaus war noch von der kurpfälzischen Regierung in eine unablösbare vierprozentige Staatsschuld umgewandelt worden. 1908 konnte die Stiftung ihr 200jähriges Bestehen feiern.

Der wirtschaftliche Aufschwung im 19. Jahrhundert brachte auch der verlassenen Residenz eine neue Blüte. Jüdische Tuch-, Eisen-, Getreide- und Tabakhandelsfirmen entstanden, Zigarrenfabriken und Brennereien wurden eröffnet, das Bankhaus Ladenburg finanzierte zahlreiche Industrieprojekte. Seligmann Ladenburg war der erste Vorsitzende der zur AG umgeformten Badischen Anilin- und Sodafabrik im benachbarten Ludwigshafen. Weltruf genossen der 1838 gegründete Verlag von J. Bensheimer, der sich vor allem auf rechts- und staatswissenschaftliche Literatur spezialisierte, und die Rheinische Gummi- und Celluloid-Fabrik der Gebrüder Lenel und Friedrich Bensingers, die 1873 ihre Produktion begann. Die stetige Vermehrung der Zahl der Juden wie der übrigen Einwohner Mannheims bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts (1822 1276, 1825 1456, 1842 1483) wurde mit der Industrialisierung durch ein sprunghaftes Wachstum abgelöst. Mit 3943 wurde 1875 ihr relativ höchster Anteil an der Einwohnerschaft (6,6 % von 59 508) erreicht. Die absoluten Zahlen stiegen noch weiter an: 1887 4300, 1895 4768, 1900 5550, 1905 5998, 1910 6462. 1925 war mit 6972 (2,8 % von 247 468) der Gipfel erreicht. Im Juni 1933 bekannten sich 6402 Bürger zur israelitischen Konfession.

Das Mannheimer Judentum spielte eine bedeutende Rolle in allen Bereichen des städtischen Lebens. 1912/13 konnte zum größten Teil mit Geldern aus der Stiftung des Stadtrats Bernhard Herschel das Herschelbad erbaut werden. Der Geheime Kommerzienrat Victor Lenel übergab 1911 der Stadt ein schlüsselfertiges Erholungsheim für Schulkinder, für dessen Unterhalt weitere jüdische Stiftungen aufkamen. Die rund 20 jüdischen Stiftungen für die verschiedensten karitativen Zwecke hatten vor dem Ersten Weltkrieg ein Kapital von fast drei Millionen Mark. Die städtische Kunsthalle, das Reißmuseum und die Stadtbibliothek besitzen bedeutende Kunstwerke und kostbare Buchausgaben, die vor allem von den jüdischen Mitbürgern Sally Falk, Richard Lenel, Carl Baer und Julius Mammelsdorf gestiftet worden sind.

Einer der 135 jüdischen Gefallenen des Ersten Weltkriegs aus Mannheim war der Rechtsanwalt Dr. Ludwig Frank. Als Sozialdemokrat wurde er 1904 Stadtverordneter, 1905 Mitglied des badischen Landtags, 1907 mit 33 Jahren Reichstagsabgeordneter. 1914 meldete er sich freiwillig und fiel in den ersten Kriegstagen in Lothringen. Sein Denkmal wurde von den Nationalsozialisten, denen er als Sozialdemokrat wie als Jude verhaßt war, demoliert. Zu den bedeutenden Persönlichkeiten dieser Zeit gehört der Landgerichtspräsident Dr. Nathan Stein, der Stadtsyndikus und spätere Frankfurter Oberbürgermeister Landmann und der Handelsrechtler Professor Max Hachenburg. Zahlreiche Söhne Mannheims gelang-

ten außerhalb ihrer Vaterstadt zu hohem Ansehen: der Anwalt Leopold Ladenburg, die Chemiker Albert Ladenburg, Ludwig Darmstädter und Fritz Straus, der Jurist Otto Lenel, der Anglist Hans Hecht. Kunst und Musik fanden in den Reihen der Juden zahlreiche Förderer. Brahms, Richard Strauß und Furtwängler verkehrten in jüdischen Familien.

Nach dem Weltkrieg gewann der rassische Antisemitismus an Boden. Die Mitglieder der jüdischen Gemeinde fanden inneren Halt in den zahlreichen Vereinen, die vor allem die Wohltätigkeit als ihre Aufgabe ansahen. Ein Altersheim (früher Collini-, jetzt Bassermannstraße), ein Kranken- und Pfründnerhaus (E 5.9), ein Krankenschwesternheim (M 6.12), ein Waisenhaus (R 7.24) und eine jüdische Kinderstube (G 7.20) leisteten karitative Arbeit. Zur Koordinierung ihrer Tätigkeit wurde 1920 das Wohlfahrts- und Jugendamt der israelitischen Gemeinde eingerichtet. Ein jüdisches Lehrhaus und eine Gemeindebibliothek boten die Möglichkeit zur Vertiefung des Wissens über das Judentum. Außerdem existierte die hebräische Schule an der Klaus. Den Zusammenhalt förderte das seit 1922 erscheinende israelitische Gemeindeblatt (Schriftleiter 1935: Dr. Max Grünewald). Das gesellschaftliche Leben spielte sich vor allem im „Liederkranz" und in der „Ressource-Gesellschaft" ab.

Dem Boykottaufruf zum 1. April 1933 wurde auch in Mannheim Folge geleistet. Im gleichen Jahr wurde die Synagoge zum ersten Male heimgesucht und im Innern von SA-Männern demoliert. Aus dem Kunstmuseum entfernten sie das Porträt eines Rabbi und steckten es auf offener Straße in Brand. Schon im Mai veranstalteten SA, Schüler und Studenten eine große Verbrennung „artfremder" Literatur. Die Zeitung „Hakenkreuzbanner" drohte arischen Mädchen, die mit Juden gesehen wurden, Veröffentlichung ihrer Namen und Sterilisation an. Eine andere nationalsozialistische Zeitung publizierte täglich solche „schwarzen Listen". Die ersten grundlosen Verhaftungen von Juden wurden vorgenommen. Dann wurde die Entfernung der Juden aus den öffentlichen Bädern gefordert und nach von der SA inszenierten Krawallen vor allem im Herweck-Bad schließlich durchgesetzt. Parteimitgliedern, die die Boykottanordnungen nicht beachteten, wurde der Ausschluß angedroht. Besonders hart waren die 277 Ostjuden betroffen, deren Einbürgerung 1933 rückgängig gemacht wurde und die schließlich die ersten Opfer der Ausweisung werden sollten. Im August 1935 wurde das Denkmal des Ministers August Lamey, des Vaters der befreienden Judengesetze von 1862, von seinem Sockel entfernt. Verschwinden mußten auch die Ehrentafeln für die jüdischen Wohltäter und Stifter im Turmsaal des Rathauses.

Die Maßnahmen der Nationalsozialisten, die Massenversammlungen mit ihren Hetzreden, der Boykott der Geschäfte und die neue antisemitische Gesetzgebung hatte auch in Mannheim eine starke Zunahme der Auswanderung zur Folge. Bis 1936 war die Zahl der Juden auf etwa 5000 abgesunken, 1938 auf rund 3000 Personen. Dr. Max Grünewald wurde 1935 als erster deutscher Rabbiner zugleich Vorsitzender seiner Mannheimer Gemeinde. Er war einer der wenigen Berufsrabbiner, die nach 1933 eine zentrale Rolle in der Reichsvertretung der Juden in Deutschland spielten. Sein Verdienst war es, daß rund 1100 Gemeindemitglieder zionistisch organisiert waren.

Im April 1934 wurden die 62 jüdischen Schulanfänger der ganzen Stadt in einer Klasse in der Luisenschule zusammengefaßt. 1935 besuchten in Mannheim 413 jüdische Kinder die Grund- und Hauptschulen, davon 171 drei inzwischen rein jüdische Klassen. 1936 wurde die Schule zu einer achtklassigen Anstalt ausgebaut. Sechs ihrer Klassen wurden im K 2-Schulhaus unterrichtet. Nach der Kristallnacht wurde die Schule von der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland übernommen; nach der großen Deportation nach Gurs beantragte die Restgemeinde die Wiedereröffnung der Schule in eigenen Räumen. Nur noch 30 Schüler aus Mannheim und der Umgebung kamen in Betracht. Am 30. Juni 1942 wurde die Schule endgültig geschlossen.

Der Befehl zur Vernichtung der Synagogen in der Kristallnacht wurde auch in Mannheim befolgt. Die Hauptsynagoge in F 2 wurde von SA-Männern in Zivil fachmännisch gesprengt, so daß Beschädigungen der umliegenden Häuser vermieden wurden. Der Innenraum wurde völlig zerstört. An den nächsten Tagen durften Schulkinder gegen ein Eintrittsgeld von 10 Pfennig die vom Feuer nicht zerstörten Ritualgegenstände besichtigen. Weniger schwer waren die Schäden in der Klaus, wo vor allem das unersetzliche Memorbuch gerettet werden konnte. Nach der Renovierung durften hier 1939 wieder Gottesdienste gefeiert werden, zu denen die Gläubigen wegen der Enge des Raumes nur in mehreren Gruppen nach dem Alphabet eingeteilt erscheinen konnten. Das Gemeindebüro wurde mitsamt den Büchern und Akten vernichtet, die Einrichtung zahlreicher jüdischer Wohnungen demoliert, die Geschäfte geplündert und verwüstet. Krankenhaus und Altersheim blieben verschont. Eine größere Anzahl der Männer kam nach Dachau in wochen- und monatelange „Schutzhaft", der einige von ihnen erlagen.

Der alte Judenfriedhof in F 7 war bereits 1839 geschlossen worden. Auch er wurde ein Opfer der Zerstörung; die Behörden verlangten seine Entfernung als „störendes Objekt". So wurden unter Leitung von Stadtrabbiner Dr. Franz Rosenthal die Gebeine von 3586 dort bestatteten Juden exhumiert und in einem Sammelgrab auf dem seit 1839 benutzten jüdischen Teil des Hauptfriedhofs beigesetzt. Die dort befindliche Leichenhalle war auch in der Kristallnacht gesprengt, zahlreiche Grabmäler waren umgestürzt worden. Bei der Umbettungsaktion wurde eine Anzahl unbeschädigter Grabsteine von den insgesamt vorhandenen 1113 auf den Hauptfriedhof gebracht. Außer einem Denkmal für die Umgebetteten befinden sich heute dort die Grabsteine des Klaus-Stifters Lemle Moses und des Stadtrabbiners Präger.

Nach der Ausweisung der polnischen Juden im Oktober 1938 und den Ereignissen der Kristallnacht, die eine überaus starke Auswanderungswelle auslösten, bedeutete die Deportation von 2074 Mannheimer Juden nach Gurs den Anfang vom Ende der einst blühenden Gemeinde. Freiwillig begleitete der Kinderarzt Dr. Eugen Neter seine Glaubensbrüder ins Exil und ebenso Pauline Maier, die hochverdiente Oberin des jüdischen Altersheims. Sie wurde 1942 im KZ Auschwitz ermordet, wohin sie von Gurs aus — wiederum freiwillig — ihre Leidensgenossen begleitet hatte. Das städtische Alters- und Pflegeheim in der Bassermannstraße trägt seit 1965 ihren Namen.

Noch ist die Zahl und das Schicksal der übrigen Juden nicht in allen Fällen

geklärt. 307 wohnten 1941 noch im Stadt- und Landkreis. Etwa 150 von ihnen wurden 1940—45 in die Vernichtungslager des Ostens verschleppt. Unter denen, die sich den letzten Transporten nach Theresienstadt entziehen konnten, befand sich Dr. Fritz Cahn-Garnier, ehemaliger Stadtsyndikus, 1946 Finanzminister von Württemberg-Baden und 1948—49 Oberbürgermeister in Mannheim.

Heute ist der alte Friedhof in F 7 zum Teil überbaut, zum Teil zu einer Grünanlage umgestaltet. An seine frühere Bestimmung erinnert eine Gedenktafel. Auch die Plätze der beiden Synagogen sind überbaut. Eine Tafel in F 2.13 hält das Gedenken an die Hauptsynagoge wach. 1957 konnte ein neues jüdisches Gemeindezentrum mit einer Synagoge in der Maximilianstraße eingeweiht werden. „Denen, die kein Grab fanden", ist ein Denkmal auf dem jüdischen Teil des Hauptfriedhofs gewidmet, das 1954 bei der Einweihung einer neuen Friedhofshalle enthüllt wurde. Das israelitische Kranken- und Pfründnerhaus und die Lemle-Moses-Klaus-Stiftung gehören zu den heute wieder bestehenden jüdischen Einrichtungen.

Unter der Regierung des Kurfürsten Karl Theodor (1742—99) ließen sich Juden im 1910 nach Mannheim eingemeindeten *Feudenheim* nieder. Im Schatten der Residenz entwickelte sich eine aufblühende selbständige Gemeinde, die bereits 1819 eine Synagoge erbaute, später auch eine Schule einrichtete. Bei der Bezirkseinteilung von 1827 wurde sie der Bezirkssynagoge Ladenburg zugeteilt. 118 Seelen zählte sie 1887, aber dann verringerte sich die Zahl ständig durch Fortzug in das benachbarte Mannheim (1895 113, 1905 65, 1925 49). Ihre Toten bestattete die Gemeinde, die ursprünglich zur Landjudenschaft zählte, im benachbarten Hemsbach. Um 1860 legte sie ihren ersten eigenen Friedhof, damals etwa 900 Fuß vom Ortsrand entfernt, an der Scheffelstraße an. Er wurde um 1900 geschlossen, als Ersatz ein neues Gelände im christlichen Friedhof erworben, das bis 1938 belegt wurde.

Die Synagoge in der Neckarstraße wurde in der Kristallnacht niedergebrannt. Nur ihr Grundstein mit der eingemeißelten Jahreszahl 1819 und eine Mauer am Schulhof ist von ihr übriggeblieben. Die Juden teilten das Schicksal ihrer Mannheimer Glaubensbrüder.

Zu diesen gehörten auch die wenigen Juden des 1930 eingemeindeten Stadtteils *Seckenheim*. Bereits 1710 wohnten hier drei jüdische Familien. Die Zahl der Juden blieb so gering, daß sich keine selbständige Gemeinde bildete. 1827 wurde sie als Filiale von Ilvesheim dem Rabbinatsbezirk Ladenburg zugewiesen. 1925 umfaßte die Filialgemeinde 13 Seelen. Sie besaß weder eine Synagoge noch einen Friedhof.

Lit.: Israelitisches Gemeindeblatt 1922 ff. — Friedrich *Walter*, Schicksal einer deutschen Stadt. Geschichte Mannheims 1907—45. 1949/50. — *Ders.*, Leistung und Persönlichkeit. Ausschnitte aus der Geschichte des Judentums einer rheinischen Stadt, in: Den Unvergessenen. Opfer des Wahns 1933—1945. Hg. von H. Maas u. a. 1952. — *Ders.*, Leistung und Persönlichkeit, in: Mannheimer Hefte 3 (1957). — Wolfgang *Pieper*, Seligmann Ladenburg als Finanzier der BASF, in: Tradition 12 (1967) Heft 6. — Karl Otto *Watzinger*, Die Entwicklung der jüdischen Gemeinde Mannheims von 1660–1862, in: Mannheimer Hefte 3 (1957).

MECKESHEIM KR. HEIDELBERG

Das vormals kurpfälzische Dorf Meckesheim fiel 1803 an das Großherzogtum Baden. Um 1700 zog als erster Jude Moses Marx aus Dilsberg nach Meckesheim; er handelte mit Textilien und Früchten. Bald darauf erhielt auch sein Bruder Götz und wenig später dessen Sohn Maier Schutzrecht. Die Familie war begütert; Moses hatte ein eigenes Haus, größeres Kapitalvermögen und auswärtigen Grundbesitz. 1744 zahlten die inzwischen durch Heirat der Tochter des Götz auf drei angewachsenen jüdischen Haushalte 540 Gulden für die Erneuerung der Judenschaftskonzession durch Kurfürst Karl Theodor. Bis 1809 stieg die Zahl der Judenhaushaltungen durch die Aufnahme weiterer volljähriger Angehöriger der Familie Götz auf sieben an, wie aus der Liste zu entnehmen ist, die anläßlich der Annahme von Familiennamen in diesem Jahr erstellt wurde. Der jüdische Religionslehrer dieser Jahre stammte aus Polen. Für seine Dolmetscherdienste bei der russischen Einquartierung von 1813 erhielt er 8 Gulden von der Gemeinde. 1825 lebten in Meckesheim 40 Juden, 1843 52. Als Meckesheim nach der Jahrhundertmitte Eisenbahnknotenpunkt wurde, stieg die Zahl der Juden bis 1875 auf 63 an und fiel dann bis 1900 auf 48, bis 1925 auf 25 und bis 1933 schließlich auf 17 ab.

Bei der Einteilung der jüdischen Gemeinden von 1827 wurde Meckesheim anscheinend übersehen. Später zählte die jüdische Gemeinde zum Rabbinatsbezirk Heidelberg. Ursprünglich wurde der Gottesdienst in einem Privathaus abgehalten. Aus der Zeit um 1700 stammte eine Thorarolle, die sich noch 1937 in der Synagoge befand. Diese wurde nach 1830 in der Leopoldstraße errichtet. Die Verstorbenen wurden ursprünglich auf dem Verbandsfriedhof in Wiesloch beigesetzt. Erst 1896 wurde ein eigener Friedhof hinter dem christlichen Friedhof angelegt. Bis 1935 wurden auf ihm 12 Verstorbene beigesetzt.

Zwischen 1850 und 1870 hielten viele auswärtige jüdische Ehepaare in Meckesheim Hochzeit. Die Gründe dafür sind wohl in der günstigen Verkehrslage und mehr noch in der gut geführten jüdischen Wirtschaft „Zur Krone" zu suchen. Im 20. Jahrhundert besaß die kleine Landgemeinde keinen eigenen Religionslehrer mehr, sondern wurde von Neidenstein aus mitversorgt. Durch Beschluß des Badischen Staatsministeriums vom 12. Oktober 1937 wurde sie aufgelöst und die wenigen Juden der Nachbargemeinde Neidenstein zugeteilt. Die Synagoge wurde wenige Wochen später verkauft.

Die Meckesheimer Juden lebten in geordneten Verhältnissen und konnten sich von jeher eines guten Rufes erfreuen. Zwischen ihnen und der christlichen Ortsbevölkerung herrschte Einvernehmen und gegenseitiges Vertrauen. Turnverein, Feuerwehr und Gesangverein hatten jüdische Mitglieder. Die Juden trieben Handel mit Landesprodukten, Textilien, Leder, Eisenwaren und Vieh. Um 1933 gab es eine Landesproduktenhandlung, ein Manufakturwarengeschäft und eine Gemischtwarenhandlung, die von Juden geführt wurden.

Von antisemitischen Ausschreitungen während des Dritten Reiches ist aus Mekkesheim nichts bekannt. Der im ganzen Lande ausgeübte wirtschaftliche Boykott veranlaßte auch hier die Juden, ihre Geschäfte zu schließen und auszuwandern; je

4 suchten in Holland und Brasilien, je 1 in Palästina und den USA eine neue Heimat. In der Kristallnacht im November 1938 kam es zu keiner Judenaktion, da die Synagoge bereits verkauft war und keine 10 Juden mehr im Dorfe wohnten. Die letzten 4 jüdischen Einwohner wurden am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert. 1 von ihnen starb in Südfrankreich, 2 wurden in Auschwitz und 1 in Lublin-Maidanek ermordet. 3 weitere ehemalige Meckesheimer Juden sind in Gurs verschollen, 1 in Izbica und 3 in Deutschland verstorben. In Holland wurden 2 ausgewanderte Meckesheimer Juden von der Gestapo verhaftet und über das KZ Westerbork in das Todeslager Auschwitz abtransportiert.

Die ehemalige Synagoge dient heute als Wohnhaus und Schreinerwerkstätte.

Lit.: Friedrich *Zimmermann,* Ortsgeschichte des Kraichgaudorfes Meckesheim im Elsenztal. 1937. — *Ders.:* Die Juden in Meckesheim. Masch. 1936/37.

MERCHINGEN KR. BUCHEN
mit Osterburken

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts kam das dem Ritterkanton Odenwald inkorporierte Dorf Merchingen durch Kauf an die Herren von Berlichingen, 1806 an Baden.

Nach dem Dreißigjährigen Krieg ließen sich in Merchingen Juden nieder. 1737 kauften sie ein Privathaus und bauten es zu einer Synagoge um. 1740 umfaßte die jüdische Gemeinde in 40 Haushaltungen 210 Seelen. 1741 durften die Juden gegen eine jährliche Abgabe von 2 Gulden an die Herrschaft zur Festsetzung der Sabbatgrenzen bei allen Ortsausgängen Schranken und Schlagbäume errichten. Durch diese „Eruwin" wurde der ganze Ort im rituellen Sinne zu einem privaten Bereich, in dem bestimmte Tätigkeiten auch am Sabbat erlaubt waren. 1767 kauften sie für 500 Gulden ein Haus zur Beherbergung ihrer Gäste, Fremdlinge sowie ihrer Armen. 1779 verpflichteten sie sich in einem Vergleich mit der politischen Gemeinde zur Zahlung von jährlich 5 Gulden für die Benützung der Gemeindebrunnen und Stege. Schon im 18. Jahrhundert besaß Merchingen einen eigenen Rabbiner. Ein durch das Erfordernis der herrschaftlichen Genehmigung zur Anstellung des Rabbiners verursachter Kompetenzstreit von 1795 zwischen dem Freiherrn und der durch den „Barnos und sämmtliche Achter" vertretenen Gemeinde endete damit, daß der Freiherr den von der Gemeinde berufenen Rabbiner in sein Amt einsetzte. Bei der Einteilung des Landes in Rabbinatsbezirke wurde Merchingen 1827 Sitz einer Bezirkssynagoge, der im Laufe der Zeit die jüdischen Gemeinden Angeltürn, Adelsheim, Ballenberg, Bödigheim, Boxberg, Buchen, Eberstadt, Eubigheim, Hainstadt, Hüngheim, Korb, Krautheim, Merchingen, Neunstetten, Rosenberg, Schüpf, Sennfeld, Sindolsheim und Walldürn unterstellt waren. Zacharias Staadecker, Dr. Fürst, Dr. Heilblut und Flehinger amtierten als Bezirksrabbiner. Seit 1886 wurde das Bezirksrabbinat von Mosbach aus mitverwaltet.

Bereits 1768 hatten die Juden von ihrer Ortsherrschaft einen Begräbnisplatz auf

dem sogenannten Doktorsrain erworben. Er reichte schon bald nicht mehr aus, und so wurde 1812 an der Straße nach Ballenberg im Gewann Wurmberg ein neuer Friedhof angelegt, der später mehrmals vergrößert wurde.

Im 19. Jahrhundert bestand zeitweilig eine jüdische Volksschule in Merchingen, die auch von den Hüngheimer Kindern besucht wurde. Auch eine neue Synagoge wurde errichtet. Die Zahl der jüdischen Einwohner hatte sich bis 1825 auf 250, bis 1850 auf 325 erhöht. Sie waren in religiöser Hinsicht konservativ eingestellt. Bei der Besetzung neuer Oberratsstellen 1846 stellte die jüdische Gemeinde Merchingen mit denen von Krautheim und Ballenberg die liberalen neuerungswilligen Juden als eine in politischer Hinsicht gefährliche Partei hin, drang aber mit dieser Ansicht nicht durch.

Neben Vieh- und Fruchthandel betrieben die Merchinger Juden Ladengeschäfte oder betätigten sich als Handwerker. Seit der Jahrhundertmitte ging ihre Zahl durch Abwanderung und Geburtenrückgang stetig zurück. 1875 waren es noch 218, 1900 101. Nach dem Ersten Weltkrieg, in dem drei jüdische Bürger des Dorfes fielen, zählte man 1925 noch 62, 1933 noch 38 Juden. Sie betrieben eine Metzgerei, ein Schuh- und ein Einzelhandelsgeschäft. Ihr Verhältnis zu den übrigen Einwohnern war zunächst gut, litt aber bald unter den Maßnahmen der Nationalsozialisten. In der Kristallnacht wurde von auswärtigen SA-Leuten die Inneneinrichtung der Synagoge demoliert und der jüdische Kantor mißhandelt. Wenige Monate vorher war sein Sohn, der als Lehrer in einem jüdischen Kinderheim in der Schweiz tätig gewesen war, wegen „Devisenschiebung und Verbreitung von Greuelmärchen im Ausland" für kurze Zeit in das Bezirksgefängnis Mosbach eingeliefert worden. Diese Ereignisse beschleunigten die Auswanderung der Merchinger Juden; 19 wanderten bis 1940 nach den USA, England und Palästina aus. Das Ehepaar Bertha und Max Mai wurde 1943 in Holland, wo es sich in Sicherheit wähnte, verhaftet, ins KZ Westerbork und von dort nach Sobibor transportiert. 3 starben noch in ihrem Heimatort. Die letzten 3 Juden wurden am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert. Das Ehepaar Julius und Selma Fleischhacker starb 1942 in den Gaskammern von Auschwitz, Thekla Ullmann im Lager Gurs. 11 Juden zogen aus Merchingen nach 1933 fort. 2 von ihnen wanderten direkt in die USA aus, 1 weitere Jüdin kam über Gurs dorthin. Von den 5 Leidensgenossen, die mit ihr den Weg nach Südfrankreich angetreten hatten, starben 2 in Gurs, 3 in Auschwitz. Die Schicksale der übrigen 3 Merchinger sind unbekannt.

Die Synagoge an der Schollbergstraße ist eines der wenigen jüdischen Gotteshäuser in Baden, das wieder einer religiösen Zweckbestimmung zugeführt wurde. Es ist heute Filialkirche der katholischen Gemeinde Hüngheim. Der Friedhof, der während der Kampfhandlungen kurz vor der Kapitulation beschädigt worden war, steht heute unter Denkmalschutz.

Der jüdischen Gemeinde Merchingen waren seit der Jahrhundertwende die Juden im ehemaligen kurmainzischen *Osterburken* als Filialgemeinde angegliedert. Schon nach dem Dreißigjährigen Krieg waren vorübergehend Juden hier ansässig. 1668 werden zwei Haushaltungen erwähnt. Danach werden erst wieder bei der Volkszählung von 1875 7 Juden erfaßt, 1900 8, 1925 7 und 1933 6. Von diesen wanderten 3 nach den USA und 2 nach Argentinien aus. Abraham Strauß,

der ein Textilwarengeschäft und eine Getreidehandlung betrieb, starb 1938 in Osterburken.

Lit.: J. *Greilsheimer,* Ein Kompetenzstreit um die Besetzung des Rabbinats Merchingen, in: Nathan-Stein-Schrift. Hg. von Hugo *Schiff.* 1938. — Karl *Renz,* Geschichte Merchingens. 1902.

MESSELHAUSEN KR. TAUBERBISCHOFSHEIM

Messelhausen befand sich seit dem 16. Jahrhundert im Besitz der zum fränkischen Ritterkanton Odenwald gehörenden Familie Zobel von Giebelstadt zu Darmstadt und (später) Messelhausen. 1803/04 und 1806 wurde das Dorf von Bayern besetzt und kam durch die Rheinbundakte, endgültig durch einen Staatsvertrag zwischen den Großherzogtümern Baden und Würzburg von 1807, an Baden.

Ende des 18. Jahrhunderts zog die Herrschaft zur Vermehrung der Einwohnerschaft von Messelhausen auch Juden in den Ort. 1783 wurde die erste jüdische Familie aufgenommen, der bis Mitte der 90er Jahre noch 4 oder 5 weitere folgten. Die Pfarrchronik sah dies als Unglück an, da bis dahin Messelhausen „von allen Religionsvermischungen rein war". Fast alle Juden erbauten oder erwarben Häuser in verschiedenen Dorfbezirken, für die sie außer dem Schutzgeld Grundzins und ritterschaftliche Schatzung zu entrichten hatten. Wegen des Mitgenusses an Weide, Wasser, Weg und Steg schlossen sie einen Vergleich mit der Gemeinde. Die Zahl der Messelhausener Juden betrug 1825 35, stieg bis 1873 auf 86 und sank dann rasch bis 1900 auf 54 und bis 1925 auf 13. Sie belebten den Handel im Ort und gelangten meist zu Wohlhabenheit, teilweise auch zu Reichtum. In der Mehrzahl lebten sie vom Viehhandel und von Geldgeschäften. Der erste in Messelhausen aufgenommene Jude Feist betätigte sich in der Heilkunde. 1809 sind ein kleiner Kramladen mit Ell- und Spezereiwaren, ein Handel mit alten Kleidern, ein Handel mit Ellwaren und Hasenfellen und ein Trödelhandel in jüdischem Besitz. Ein zu Beginn des 19. Jahrhunderts betriebenes mittleres Bauerngut wurde bald wieder aufgegeben. Um die gleiche Zeit wurde eine jüdische Metzgerei errichtet. 1866 erbaute ein Jude das spätere Löwenwirtshaus.

1848 erhielten die Juden das Bürgerrecht. Da sie ihre Kinder in der christlichen Ortsschule unterrichten ließen, kam es zu einem 1851 durch das Innenministerium entschiedenen Streit um verschiedene Schulabgaben, welche die Juden nunmehr ebenso wie die Christen zu entrichten hatten. Der Religionsunterricht wurde anfänglich von dem in Messelhausen aufgenommenen Rabbi Lazarus Salba, der die Talmudschule zu Fürth besucht hatte, und den Eltern erteilt. Seit etwa 1830 gab es eigene jüdische Religionslehrer, die zugleich den Vorsänger- und Schächterdienst versahen. Streitfragen wurden zunächst von Lazarus Salba, später von einem Rabbi in Giebelstadt oder Grünsfeld geklärt. Seit 1827 wurde die jüdische Gemeinde Messelhausen dem Rabbinatsbezirk Wertheim zugeteilt, der seit 1886 von Mosbach aus verwaltet wurde.

Zunächst wurde der Gottesdienst im Hause des Lazarus Salba abgehalten, in dessen Keller sich auch das rituelle Bad befand; die zum Gottesdienst erforderliche

Anzahl von 10 Männern über 13 Jahre erreichte man anfangs dadurch, daß man wandernde Betteljuden über den Sabbat im Ort behielt oder daß man Glaubensgenossen von Königshofen, Grünsfeld oder Edelfingen herbeiholte. 1858/59 wurde die Synagoge erbaut, in der auch die Lehrerwohnung Platz fand. Die Toten wurden auf dem jüdischen Friedhof im heute bayerischen Allersheim beigesetzt.

Als die jüdische Gemeinde 1931 bis auf zwei Familien zusammengeschrumpft war, erteilte das Staatsministerium die Genehmigung zu ihrer Auflösung. Die Synagoge wurde 1933 an einen Gastwirt in Messelhausen verkauft, der darin den Gasthof „Zum Deutschen Haus" einrichtete. Äußerlich steht der Bau heute noch unverändert.

Von den 6 Juden, die 1933 in Messelhausen wohnten, wurden 3 nach Gurs deportiert. Sie sind sämtlich umgekommen. Eine Jüdin konnte mit ihrer Familie nach den USA auswandern. Der Kaufmann Jakob Reis starb vor Beginn der Deportation. Lazarus Stein konnte als teilweise Gelähmter nicht mit nach Gurs transportiert werden wie seine dort verstorbene Frau. Er kam in das israelitische Altersheim nach Mannheim und von dort 1942 nach Theresienstadt, wo er wenige Wochen später verstarb.

Lit.: Johann Anton *Zehnter,* Geschichte des Ortes Messelhausen. 1901.

MICHELFELD KR. SINSHEIM

Michelfeld war dem Ritterkanton Kraichgau inkorporiert und gehörte als kurpfälzisches Lehen der Familie von Gemmingen-Hornberg. 1806 fiel es an Baden.

In einem kurpfälzischen Schirmgeldverzeichnis von 1548 ist der Jude Gumprecht von Michelfeld mit 20, der Jude Jacob mit 12 Gulden eingetragen. Nach dem Dreißigjährigen Krieg nahmen die Herren von Gemmingen-Hornberg in das entvölkerte Dorf erneut Juden in den Schutz auf. 1725 leisteten zwei Michelfelder Juden ihren Glaubensgenossen in Östringen durch die Ermittlung eines Mörders einen großen Dienst. Ein christlicher Kesselflicker hatte dort ein vierjähriges Kind im Zorn erschlagen. Um den Mordverdacht von sich abzulenken, legte er die Leiche neben die Scheune eines Juden. Dem Kesselflicker wäre seine Absicht beinahe gelungen. Die Östringer Judenschaft war bereits des Ritualmordes angeklagt. Da gelang zwei Michelfelder Juden die Ermittlung des Mörders. Wie sie es angestellt haben, ist nicht überliefert.

1745 beschwerte sich die Ortsgemeinde über die Aufnahme weiterer Juden, drang damit aber bei der ritterschaftlichen Familie nicht durch. Die Zahl der Juden nahm stetig zu. 1825 zählte das Dorf 172 Juden (15,3 % von 1126 Einwohnern) und 1842 sogar 242. Nach der Jahrhundertmitte setzte auch in dieser Landgemeinde eine starke Abwanderung ein. Waren 1875 noch 144 Juden ansässig, so betrug ihre Zahl 1900 nur noch 54, 1925 11 und 1935 5. Im Ersten Weltkrieg ist Julius Lang gefallen.

1827 wurde die jüdische Gemeinde Michelfeld dem Rabbinatsbezirk Bruchsal eingegliedert. Die vermutlich schon aus dem 18. Jahrhundert stammende Synagoge

mußte 1930 wegen Baufälligkeit abgerissen werden. Seit dem 19. Jahrhundert gab es in Michelfeld auch — angrenzend an den christlichen — einen jüdischen Friedhof. Zuvor wurden die Toten vermutlich in Eichtersheim bestattet. Um 1830 wurde für die jüdischen Kinder eine eigene Volksschule eingerichtet, die bis zur Aufhebung der Konfessionsschulen 1876 bestand. Hauptlehrer Münzesheimer, der um 1850 9 Viertel eigenen Ackers besaß, zog die Schüler der oberen Klassen an den beiden schulfreien „halben Spieltagen" und in den Ferien zur Bewirtschaftung des Ackers heran.

Im 18. Jahrhundert erwarben sich die Michelfelder Juden ihren Lebensunterhalt durch Handel mit Vieh, Landesprodukten und Textilien. Die im 19. Jahrhundert einziehende Gewerbefreiheit ließ den Unternehmungsgeist einiger Juden zur Entfaltung kommen. 1808 errichtete Zacharias Oppenheimer in dem schon während des Mittelalters durch das Gewerbe der „Nadler" bekannten Dorf eine Wolltuchfabrik. Das Garn für die Handwebstühle lieferten die Zucht- und Arbeitshäuser des Landes. Bereits 1814 wurde eine mechanische Spinnerei und Walkerei eingerichtet. Die Wasserräder wurden später durch Turbinen ersetzt, weitere Maschinen wurden angeschafft. Die Fabrik beschäftigte 60—70 Personen. Auf der 5. Landesindustrieausstellung in Karlsruhe im Jahre 1861 erhielt sie eine silberne Medaille für gute Tuche, die sich durch feine Wolle und schöne Appretur auszeichneten. In der Krise der Gründerjahre ging das Unternehmen ein. Im 20. Jahrhundert besaßen die Juden für Michelfeld keine wirtschaftliche Bedeutung mehr.

Während des Dritten Reiches kam es in Michelfeld nicht zu Judenverfolgungen. Die noch anwesenden zwei jüdischen Familien lebten in bescheidenen Verhältnissen vom Handel mit Mehl, Getreide und Lederwaren. Die Familie Lang verzog 1935 nach Ludwigsburg. Da auch die Eheleute Strauß ihre Auswanderung nach Frankreich vorbereiteten, wurde durch Beschluß des Badischen Staatsministeriums vom 18. November 1935 die Israelitische Religionsgemeinde Michelfeld aufgelöst. Das Synagogengrundstück an der Louisenstraße wurde am 20. Dezember 1936 verkauft. Max Lang wurde 1942 vom jüdischen Altersheim Heilbronn-Sontheim aus nach Maly Trostinec deportiert und dort ermordet. Seine Ehefrau scheint schon vorher gestorben zu sein, während sein Sohn von Karlsruhe aus nach Gurs deportiert wurde und von dort aus in die USA gelangte.

Auf dem Platz der früheren Synagoge befindet sich heute ein Wohnhaus. Nur noch der jüdische Friedhof erinnert an die jüdische Gemeinde.

Lit.: Wilhelm *Kaiser,* Ein bäuerlicher Kreis mit regem gewerblichem Leben, in: Heimat und Arbeit. Der Kreis Sinsheim. 1964.

MOSBACH
mit Hochhausen am Neckar

Die ehemalige freie Reichsstadt Mosbach war 1410—1499 Residenz einer pfälzischen Nebenlinie und bis 1803 kurpfälzische Oberamtsstadt. 1803 bis 1806 gehörte sie zum neugebildeten Fürstentum Leiningen und fiel 1806 an Baden.

Die ersten jüdischen Ansiedler in Mosbach wurden 1298 bei der Verfolgung durch die Horden des Ritters Rindfleisch getötet. Zusammen mit Neckarelz, Lauda, Tauberbischofsheim und Wertheim gehörte Mosbach zu den sogenannten „hadomim" (Blutstädten). 1343 kam es wegen einer angeblichen Hostienschändung zu einer neuen Verfolgung der Juden in Mosbach. Zur Zeit des Schwarzen Todes 1348/49 wurde die jüdische Gemeinde zum dritten Male innerhalb eines halben Jahrhunderts heimgesucht. 1381 sind wieder Juden in Mosbach ansässig. 1387 nahm Kurfürst Ruprecht I. (1353—1390) Drostelin von Mosbach in den Schutz auf. 1471 werden die Juden Isak und Guntracht erwähnt. Während des 16. Jahrhunderts blieb die Zahl der Juden gering. 1674 saßen Liebmann, Joseph und Isaac hier in Schutz. Sie litten gleich den Bürgern an den ungünstigen Zeiten; ihre Rückstände an Rekognitionsgeldern betrugen zusammen 100 Gulden.

Obwohl sich noch im Jahre 1714 der Mosbacher Stadtrat, gestützt auf die städtischen Privilegien, gegen die Anordnung des Oberamts geweigert hatte, mehr als zwei bis drei Judenfamilien in die Stadt aufzunehmen, und obwohl es keinem Juden erlaubt war, ein Haus an einer Straße zu kaufen oder zu bewohnen, ist im 18. Jahrhundert ein rasches Wachstum der jüdischen Gemeinde festzustellen. 1722 zählte sie 8 Familien, 1743 16, 1773 19. 1825 zählte die Stadt 100 jüdische Einwohner, 1865 190, 1875 189, 1884 192, 1900 161, 1925 159 und 1933 134. Drei Juden aus Mosbach, Adolf Held, Hugo Siegel und Moritz Stein, starben im Ersten Weltkrieg den Soldatentod.

Ein „Judenkirchhof" (Friedhof) außerhalb der Stadt ist schon 1559 genannt. Die Synagoge stammt erst aus der Zeit um 1860. Vorher wurde der Gottesdienst in einem Betsaal gehalten. Von etwa 1830 bis zur Aufhebung der Konfessionsschulen im Jahre 1876 fand der Unterricht der jüdischen Kinder in einer eigenen Volksschule statt. Seit 1827 war Mosbach Sitz eines Bezirksrabbiners, der die israelitischen Gemeinden Billigheim, Binau, Eberbach, Großeicholzheim, Heinsheim, Hochhausen, Kleineicholzheim, Mosbach, Neckarzimmern, Neudenau, Stein am Kocher, Strümpfelbrunn und Zwingenberg, seit 1886 auch noch die israelitischen Gemeinden der Rabbinatsbezirke Merchingen und Wertheim zu versorgen hatte. Der hervorragendste Mosbacher Rabbiner war Dr. Leopold Löwenstein, Verfasser mehrerer Werke zur Geschichte der Juden in Baden. Er wurde von der Stadt Mosbach zu ihrem ersten Ehrenbürger ernannt. Ein Israelitischer Frauen- und ein Männerverein nahmen die Unterstützung Hilfsbedürftiger wahr. Da vor allem die geistige Not der Israeliten der zerstreuten Landgemeinden sehr groß war, wurde 1932 eine Kommission zur Förderung des geistigen Lebens in den jüdischen Landgemeinden für den Rabbinatsbezirk Mosbach gegründet, die in den folgenden Jahren Vorträge geschichtlichen und aktuellen Inhalts sowie musikalische und andere künstlerische Darbietungen veranstaltete.

Seit Jahrhunderten lebten die Mosbacher Juden hauptsächlich vom Handel mit Vieh, Wein, Getreide und Salz. 1599 verbot der Rat den Bürgern, mit Juden zu handeln. Seit dem 18. Jahrhundert nahm der wirtschaftliche Einfluß der Juden stark zu. 1725 und später noch mehrmals bemühte sich die Stadt, ein Verbot zu erwirken, das den Juden den Handel mit Wein und Lebensmitteln untersagte. Zunächst hatte sie Erfolg; doch bald mußte das Verbot wieder aufgehoben werden,

weil die Nachbarorte ihren Wein nicht mehr verkaufen und infolgedessen ihre Steuern nicht entrichten konnten. 1782 übernahm eine jüdische Handelsgesellschaft die allerdings nicht sehr ertragreiche Salzproduktion der 1756 bei Mosbach entdeckten Saline. Emanzipation und Gewerbefreiheit ermöglichten im 19. Jahrhundert das Aufblühen jüdischer Fabriken und Geschäfte. Vor 1933 bestanden in Mosbach die Zigarrenfabrik Leopold Blum, eine Brauereiartikelfabrik, ferner zwei Weinhandlungen, zwei Getreide- und Mehlhandlungen, die Kaufhäuser Held und Dilsheimer, vier Textilwarengeschäfte, zwei Spezialgeschäfte für Schreiner- und Glaserbedarf, ein Lederwarengeschäft, ein Lebensmittelgeschäft, eine Warenhandlung, eine Öl- und Fetthandlung sowie die Schnapsbrennerei David Rothschild. Acht Juden trieben Viehhandel, zwei Pferdehandel. Josef Eisemann und Hermann Bamberger führten koschere Metzgereien. Bamberger war zugleich Inhaber des Gasthauses „Zur Traube". Das Kürschnerhandwerk übte Falk Färber aus. Michael Hanauer besaß eine Rechtsanwaltspraxis. Julius Held war Kunsthistoriker. Vor 1933 gab es auch noch eine jüdische Arzt- und eine Zahnarztpraxis.

Seit der Emanzipation der Juden im 19. Jahrhundert und noch während der Weimarer Republik lebten in Mosbach Juden und Christen friedlich miteinander. Ein Jude war jeweils im Gemeinderat. Bald nach Hitlers Machtübernahme wurde jedoch die Judenfeindlichkeit spürbar. Am Boykottag, dem 1. April 1933, standen SA-Leute und Hitlerjungen in Uniform vor den jüdischen Geschäften, um die Kunden vom Einkauf abzuhalten. Verhältnismäßig viele jüdische Geschäftsinhaber erkannten frühzeitig, wie hoffnungslos für sie die Lage war. Ab 1936 verkauften sie allmählich ihre Geschäfte und wanderten vornehmlich nach den USA (ca. 40), nach Holland, Palästina, Frankreich, England und Uruguay aus. Am 10. November 1938 befanden sich nur noch die Schreinereibedarfshandlung Berthold Hahn und die Weinhandlung Louis Frank in jüdischem Besitz. Sie wurden an diesem Tag von Angehörigen des Mosbacher SS-Zuges gründlich demoliert. Desgleichen wurde das Inventar der Synagoge zerschlagen, auf dem Marktplatz aufgeschichtet und in Anwesenheit der Schulkinder verbrannt. Gegen Mittag ging die Synagoge in einem kleinen Seitengäßchen gegenüber dem Rathaus in Flammen auf. Die noch anwesenden jüdischen Männer wurden für einige Wochen in das KZ Dachau verbracht, darunter der Bezirksrabbiner Julius Greilsheimer, der erst kurz vorher aus dem Krankenhaus entlassen worden war. In den nächsten Tagen nach der Kristallnacht wurden die Mauern der zerstörten Synagoge abgetragen und der Platz dem Erdboden gleichgemacht. Auf dem jüdischen Friedhof wurden in den folgenden Jahren wiederholt Grabmäler geschändet. Am 1. September 1939 lebten in Mosbach nur noch 18 Juden. Am 22. Oktober 1940 wurden 13 jüdische Einwohner nach Gurs deportiert. Nur 2 von ihnen überlebten die Jahre der Verfolgung; 3 starben in Lagern in Südfrankreich, 8 wurden in Vernichtungslagern im Osten umgebracht. Von den Juden, die nach 1933 von Mosbach weggezogen waren, kamen 7 und von denen, die ausgewandert waren, 13 in Konzentrationslagern um. Unter ihnen befand sich der Bezirksrabbiner Julius Greilsheimer. 1939 war er nach Holland ausgewandert. 1944 wurde er mit seiner damals schwangeren Frau und seinen beiden Töchtern über das KZ Westerbork nach Auschwitz verschleppt, wo die ganze Familie ermordet wurde.

Seinem Andenken und dem Andenken der übrigen in der Deportation ermordeten Mosbacher Juden wurde 1947 in Gan Jiskor/Israel ein Hain von 100 Bäumen gepflanzt.

Hochhausen am Neckar war vor dem Anfall an Baden 1803 als Besitz der Familie von Helmstatt dem Schwäbischen Ritterkreis inkorporiert.

Über die jüdische Gemeinde, die 1825 113 Seelen zählte und damit 18 % der Einwohner des Dorfes stellte, ist wenig bekannt. Bald nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts sank mit der Zahl der Einwohner überhaupt auch die der Juden rasch ab. 1875 waren es noch 46, 1900 44, 1905 34, 1910 nur noch 17. Am 5. Juli 1913 wurde deshalb die jüdische Gemeinde aufgelöst und die restlichen Mitglieder der Gemeinde Mosbach zugewiesen. Dort befand sich auch seit 1827 der zuständige Rabbinatssitz. 1925 lebte noch ein Jude in Hochhausen. Im jüdischen Gemeindehandbuch von 1933 wird irrtümlich auch Hochhausen als selbständige Gemeinde genannt. Die Volkszählung vom Juni 1933 weist jedoch keinen Juden im Ort mehr nach.

Lit.: Theophil *Lang*, Die Hauptstadt der kleinen Pfalz. Bilder aus der Vergangenheit des zwölfhundertjährigen Mosbach. 1936. — Jakob *Renz*, Chronik der Stadt Mosbach. 1936. — Hermann *Wirth*, Die Stadt Mosbach, in: Badenia 1 (1864).

MÜLLHEIM
mit Badenweiler, Schönau, Wehr und Weil

Die Grafen von Freiburg verpfändeten 1444 Müllheim an die Markgrafen von Hachberg. Mit der Herrschaft Badenweiler fiel der Ort 1503 durch Erbvertrag an die Markgrafen von Baden. 1535 fiel Müllheim an die Linie Baden-Durlach, wurde 1727 Sitz der markgräflichen Verwaltung und 1810 zur Stadt erhoben.

1716 wurden vier jüdische Familien nach Müllheim in den Schutz aufgenommen. Zwar wurde bereits 1576 ein Jude in Müllheim gehenkt, der aber kaum im Dorfe gewohnt hatte. Die Flurbezeichnung „Judengalgen" deutet auf dieses Ereignis hin. Ungeklärt ist dagegen die Gewannbezeichnung „Judenkirchhof" im Mattfeld. Aus Breisach, Stühlingen und der Schweiz wanderten im 18. Jahrhundert weitere Juden zu, so daß 1738 8, 1750 13, 1790 18, 1800 20 Familien mit rund 120 Personen in Müllheim wohnten. 1754 hatte die Gemeinde den Markgrafen um Aufnahmeverbot für weitere Juden gebeten. Ihr Gesuch wurde bewilligt, aber die Regierung hielt sich, wie die ansteigenden Zahlen beweisen, nicht daran. Gelegentlich ließen sich Juden taufen, so 1740 eine Jüdin und 1754 ein Jude, unter dessen 51 Taufpaten sich auch Markgraf Karl Friedrich befand.

1720 wurde von einem Juden der erste Hauskauf im Grien getätigt. Bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts ließen sich die Juden hauptsächlich in diesem Ortsteil nieder. 1729 wurde ein Grundstück zur Errichtung eines rituellen Bades erworben. Gottesdienst wurde zunächst in einem Privathaus gehalten. Nach langen Streitigkeiten konnte 1754 die erste Synagoge errichtet werden. Die Toten wurden bis 1850 in Sulzburg beigesetzt.

Die beginnende Emanzipation führte zu einem beträchtlichen Aufschwung der jüdischen Gemeinde, die bei der kirchlichen Organisation von 1814 zum Sitz der oberrheinischen Provinzsynagoge bestimmt wurde. 1825 wurden 146, 1843 280 und 1865 422 Juden in Müllheim gezählt, die damit rund 14 % der Gesamteinwohnerschaft stellten. Bereits 1790 bestand eine israelitische Religionsschule. Von 1828 bis 1876 wurden die jüdischen Kinder an einer eigenen Volksschule unterrichtet. Bei der Neueinteilung der Rabbinatsbezirke 1827 wurde die jüdische Gemeinde Müllheim dem Rabbiner in Sulzburg unterstellt. Um 1830 wurde ein stattlicher Synagogenneubau an der Hauptstraße errichtet, ein eigener Friedhof 1850 an der Straße „Im Nußbaumboden" angelegt.

Die Juden ernährten sich im 19. Jahrhundert hauptsächlich vom Vieh- und Weinhandel. In der Revolution von 1848 kam es zu Ausschreitungen, in deren Verlauf zahlreiche Judenhäuser beschädigt wurden. Sonst war das Verhältnis zur christlichen Einwohnerschaft gut. Vor 1933 waren Juden im Bürgerausschuß vertreten. Im Laufe des 19. Jahrhunderts wurden insgesamt 12 Stiftungen für Wohltätigkeitszwecke von Müllheimer Juden errichtet, darunter die Hachnossas Kaloh für die Ausstattung von Bräuten. Die karitativen Aufgaben wurden von einem Frauenverein und von der Chewra Gemiluth Chassodim wahrgenommen. Das gesellige Leben pflegten der Gesangverein „Frohsinn" und ein Leseverein.

Seit den Gründerjahren nahm die Zahl der Müllheimer Juden ab. 1875 waren es 343, 1900 266, 1925 110 und 1933 noch 80; vier waren im Ersten Weltkrieg an der Front geblieben.

Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten setzte außer dem Boykott der jüdischen Geschäfte eine scharfe Überwachung auch der kleinsten Zusammenkünfte der Juden durch die Gestapo ein. Selbst die Gottesdienste wurden kontrolliert, um festzustellen, ob sich die Rabbiner von der Kanzel politisch betätigten. Alle Veranstaltungen mußten seit 1934 der Polizei im voraus gemeldet werden. Im gleichen Jahr wurde die Erlaubnis zur Gründung einer Jugendgruppe des Bundes Hechaluz erteilt, dessen Ziel — im Sprachgebrauch der Gestapo — die Zusammenfassung derjenigen jungen jüdischen Menschen war, die sich zur zionistischen Lösung der Judenfrage bekannten.

Am 1. November 1938 lebten noch 37 Juden in Müllheim; die anderen waren nach Verkauf ihrer Geschäfte verzogen oder ausgewandert. Insgesamt 51 fanden eine neue Heimat vor allem in der Schweiz und den USA, 17 starben in Müllheim. In der Kristallnacht wurde die Synagoge innen demoliert. Eine Sprengung oder Inbrandsetzung mußte wegen der dichten Bebauung unterbleiben. Auch das Gemeindehaus und zahlreiche Privatwohnungen wurden barbarisch zugerichtet, nachdem man in aller Frühe sämtliche Fensterscheiben eingeworfen hatte. „Judenschreck" wurde diese Aktion genannt. Auch der Friedhof wurde geschändet. Der Großteil der jüdischen Männer kam nach Dachau ins KZ.

Als Gauleiter Wagner durch die Deportation nach Gurs begann, Baden „judenrein" zu machen, lebte in Müllheim bereits kein Jude mehr. Von den 20 jüdischen Bürgern, die bis 1940 in andere deutsche Gemeinden verzogen waren, wurden 9 nach Gurs deportiert. 6 von ihnen gelangten ins Ausland, für 3 bedeutete Auschwitz das Ende. 3 weitere wurden 1942 nach Izbica und Auschwitz ver-

schleppt. Von den Ausgewanderten wurden 4 in Frankreich 1943 von der Gestapo gefaßt und in den Osten deportiert.

Die geschändete Synagoge wurde dem Verfall preisgegeben; noch in unseren Tagen war die Ruine eine sichtbare Anklage gegen die Herrschaft von Gewalt und Unrecht. Die Juden der benachbarten Orte Badenweiler, Schönau, Wehr und Weil waren der jüdischen Gemeinde Müllheim angeschlossen.

Die Juden des Kurortes *Badenweiler* gehörten seit 1895 als Filiale zu Müllheim. Die jüdischen Kurgäste stiegen meist im Hotel Bellevue ab, in dem vom französischen Inhaber Levi-Mager eine rituelle Gastwirtschaft geführt wurde. Als 1938 der Badeort für Juden gesperrt wurde, gingen die Hoteliers in ihr Heimatland zurück. 1943 wurden sie in das Sammellager Drancy eingeliefert und von dort nach Auschwitz verbracht. Zwei ihrer Kinder erlitten das gleiche Schicksal, zwei überlebten in Frankreich. In ihrem Hotel wurden bis 1945 verschiedene Parteidienststellen untergebracht. Nach Gurs wurden 1940 die drei Schwestern Monasch verschleppt. Dort verlieren sich ihre Spuren. Eine Tafel auf dem Gemeindefriedhof in Badenweiler hält das Gedächtnis an sie wach.

In *Schönau im Schwarzwald* lebte 1871 1, 1905 3 und 1910 1 Jude. Es ist nicht klar, warum das Gemeindehandbuch von 1933 den Ort trotzdem als an Müllheim angeschlossene Gemeinde betrachtet, obwohl kein Jude mehr dort ansässig war. Ähnlich verhält es sich mit *Wehr*, wo 1875 4, 1895 und 1910 je 1 Jude wohnte.

In *Weil am Rhein* fanden einzelne der 1424 endgültig aus Freiburg vertriebenen Juden Aufnahme. Bürgermeister und Rat von Basel verboten im 16. Jahrhundert wiederholt ihrer Bürgerschaft, mit den Juden in Weil Handel zu treiben. Unter Markgraf Georg Friedrich wurden auch sie des Landes verwiesen. Seitdem traten sie nur noch vereinzelt auf. 1730 ist für kurze Zeit ein Israelit am Ort, dann erst wieder 1880. 1900 waren es 2, 1933 4, die der jüdischen Gemeinde Müllheim zugeordnet waren. Sie sind sämtlich bis zum Beginn der Deportationen aus Weil verzogen. Der Tabakgroßhändler Edmund Geismar wurde von Ihringen aus nach Gurs, später nach Auschwitz verschleppt. Der Textilkaufmann Siegfried Metzger starb in Gailingen, seine Frau in Auschwitz, während die Tochter in die Schweiz gelangte.

Lit.: Ludwig *Kahn,* Aus der Geschichte der jüdischen Gemeinden von Hegenheim, Kirchen, Müllheim und Sulzburg. Separatdruck aus dem jüdischen Taschenkalender 1963/64 der Israelitischen Fürsorge Basel.

MÜNZESHEIM KR. BRUCHSAL

Die Markgrafen von Baden verliehen Münzesheim an verschiedene Adelsfamilien. Nach mehrfachem Streit mit dem Ritterkanton Kraichgau über das Steuerrecht kaufte Baden 1761 den Ort zurück.

Seit 1656 sind Standesbeurkundungen für Juden in Münzesheim, damals vom evangelischen Pfarrer vorgenommen, überliefert. Es dürften die ältesten derartigen Aufzeichnungen in Baden sein. Bis 1801 hatten sich 19 jüdische Familien mit rund 90 Personen dort niedergelassen. Die jüdische Gemeinde, die 1827 dem

Rabbinatsbezirk Bretten zugewiesen worden war, hatte ihren Höhepunkt schon um 1800 überschritten. Um 1750 hatte sie sich eine Synagoge errichtet. Vorübergehend wurde im 19. Jahrhundert auch eine eigene jüdische Volksschule eingerichtet. Die Toten wurden auf dem Friedhof in Oberöwisheim bestattet.

1825 zählte die Gemeinde 75 Seelen, 1875 67, 1900 43, 1925 23 und 1933 noch 17. Am 8. November 1937 wurde sie auf Beschluß des Badischen Staatsministeriums aufgelöst. Die Synagoge ging in Privatbesitz über und wurde abgebrochen; an ihrer Stelle wurde ein Wohnhaus erbaut.

Mit Ausnahme der Boykottierung des jüdischen Kaufhauses Sally Türkheimer kam es zu keinen Ausschreitungen in dem friedlichen Dorf. Auch die Kristallnacht ging ohne Unruhen vorüber, denn bis dahin waren 5 jüdische Einwohner gestorben, 3 verzogen und 7 ausgewandert. Das Ehepaar Türkheimer wurde am 22. Oktober 1940 von Freiburg nach Gurs deportiert und konnte von dort aus in die USA auswandern. Im Alter von 78 Jahren wurde Lippmann Durlacher 1942 nach Theresienstadt deportiert, wo er wenige Tage nach der Ankunft den Strapazen erlag. Seine mit einem „Arier" verheiratete Tochter entging der Deportation 1945 durch einen Fliegerangriff, der den Abtransport verhinderte. Heute erinnert nichts mehr an die jüdische Gemeinde Münzesheim.

NECKARBISCHOFSHEIM KR. SINSHEIM

Die dem Ritterkanton Kraichgau inkorporierte Stadt Bischofsheim war vom 13. Jahrhundert bis 1803 eine Besitzung der Familie von Helmstatt. Nach ihrem Anfall an Baden im Jahre 1806 kam zur Unterscheidung gegenüber Tauberbischofsheim und Rheinbischofsheim die Bezeichnung Neckarbischofsheim auf, obwohl die Stadt mehr als 10 Kilometer westlich des Neckars liegt.

Der Artikel 35 der bürgerlichen Statuten von Neckarbischofsheim aus dem Jahre 1616 bestimmte: „Es solle auch keiner allhie fürtter mit den Juden ohne Vorwissen der Obrigkeit zue thun oder zu schaffen haben, bey straf jedesmal 10 fl." Die Vorschrift läßt offen, ob sie sich auf ortsansässige oder nur zum Handel hereinziehende Juden bezog. Die älteste erhaltene Nachricht über ortsansässige Juden bildet ein Eintrag im Totenbuch vom Jahre 1648, der eine schon mehrere Jahre bestehende jüdische Gemeinde voraussetzt. Am 31. Januar 1648 ertrank der kleine Christoph Haug in einem alten Keller, „worin sich die Judenweiber zu reinigen pflegten". Darunter ist ein jüdisches rituelles Frauenbad zu verstehen.

Die Bürgermeisterrechnung von 1694 erwähnt sechs jüdische Haushaltungen. Im 18. Jahrhundert wuchs ihre Zahl. Im Konzessionsbrief vom 22. November 1746 werden die „innerhalb unserer Stadt- und Ringmauer zu Bischofsheim gesessenen Juden" aufgezählt. Bei den 20 Namen handelt es sich wohl um Haushaltungsvorstände. Ein Jude war um 1740 nach Karlsruhe gezogen, um sich in der neuen badischen Residenzstadt ein modellmäßiges Haus zu bauen. Seit 1783 wurde ein heute noch erhaltenes Gemeindebuch geführt. Die Napoleonischen Kriege mit ihren dauernden Truppendurchmärschen, Einquartierungen, Futter- und Lebensmittelrequisitionen waren für die Juden, die vom Handel leben muß-

ten, eine einträgliche Zeit. 1807 war jeder zehnte Einwohner von Neckarbischofsheim ein Jude. 1813 betrug ihre Zahl 140, 1825 187 (10,4 % von 1 798 Einwohnern), 1859 189; dann ging sie durch die Abwanderung in die Industriestädte stark zurück: 1865 160, 1875 117, 1884 122, 1900 109, 1925 40 und 1933 37.

Die älteste Einrichtung der jüdischen Gemeinde war das 1648 erwähnte Frauenbad. Einen eigenen Friedhof besaß sie nicht. Ihre Toten fanden ihre letzte Ruhestätte auf dem zwischen 1648 und 1690 im Waibstadter Wald angelegten Verbandsfriedhof der pfälzischen und ritterschaftlichen Juden. Im Konzessionsbrief von 1746 ist von der Judenschule in der alten Rathausgasse die Rede. Damit ist wohl eine Religionsschule mit einem Betsaal gemeint. 1769 wurde eine regelrechte Synagoge erbaut, die bis 1848 ausreichte und dann durch einen Neubau für die inzwischen stark angewachsene Gemeinde ersetzt wurde. Den Baugrund für diese neue Synagoge an der Schulstraße erwarb die jüdische Gemeinde von den Grafen von Helmstatt. Da das Gelände sehr sumpfig war, mußte das Gotteshaus auf einem Pfahlrost gebaut werden. 1898 wurde das 50jährige Jubiläum der Synagoge festlich begangen. Bis 1824 war Neckarbischofsheim Rabbinatssitz. In diesem Jahre zog der letzte Rabbiner Jakob Koppel Bamberger nach Worms. Bei der Neueinteilung der Rabbinatsbezirke 1827 kam Neckarbischofsheim zum Rabbinatsbezirk Sinsheim. Die jüdische Gemeinde besaß bis zu ihrem Ende einen Wohltätigkeits- und einen Frauenverein, die die erforderlichen Liebesdienste an Lebenden und Toten ausübten. 1938 wurden die Juden der aufgelösten Gemeinde Siegelsbach der jüdischen Gemeinde Neckarbischofsheim zugeteilt.

Wie allerorts lebten auch die Juden in Neckarbischofsheim vom Handel. Mit dem Aufkommen der Industrie suchten sehr viele in größeren Städten ein besseres Auskommen. 1933 befanden sich noch mehrere Einzelbetriebe in jüdischem Besitz, darunter ein Manufaktur- und Kolonialwarengeschäft, deren Inhaber zugleich eine Schnapsbrennerei und eine Landwirtschaft betrieben, und ein Papierwarengeschäft. Außerdem gab es eine Getreide-, Mehl-, Futtermittel-, Kunstdünger- und Kohlenhandlung, ein Baumaterialiengeschäft und ein Reisegeschäft für Eisenwaren und Reklameartikel. Der jüdische Arzt Dr. Georg Homburger leitete das Krankenhaus und besaß daneben eine Privatpraxis.

Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts waren die Bürger von Neckarbischofsheim in der Regel nicht allzu gut auf die Juden zu sprechen, da es diese des Schutzes wegen mit der adeligen Grundherrschaft hielten. Am 4. März 1848 leitete ein „Judenkrawall" die revolutionäre Erhebung der Bürger und Bauern gegen die Herren von Helmstatt ein. Seit der Emanzipation der Juden im Jahre 1862 gestaltete sich das Zusammenleben von Juden und Christen in zunehmendem Maße tolerant und freundlich.

Während der Herrschaft des Nationalsozialismus hatten auch die Juden in Neckarbischofsheim unter den wirtschaftlichen und sozialen Diskriminierungen zu leiden. In der Kristallnacht im November 1938 wurde die Synagoge bis auf die Grundmauern zerstört und die noch anwesenden jüdischen Männer für einige Wochen in das KZ Dachau verbracht. Das Vorsängerhaus neben der Synagoge

war kurz zuvor verkauft worden. Die Religionsschule teilte das Schicksal der Synagoge. Privathäuser blieben verschont. Um den Verfolgungen zu entgehen wanderten 20 Juden nach den USA, nach Palästina, Holland und England aus; einige verzogen in andere deutsche Städte, 2 starben noch in der Heimat. Am 22. Oktober 1940 wurden 12 jüdische Einwohner nach Gurs deportiert. Von ihnen wurden 7 aus dem Lager entlassen oder konnten entfliehen und überlebten den Krieg in Südfrankreich und in der Schweiz. Mindestens 2 wurden in Auschwitz ermordet, 2 starben in Gurs und Rivesaltes. 3 ehemalige Neckarbischofsheimer Juden wurden von Holland aus nach Sobibor verschleppt und dort ermordet. Von denen, die nach 1933 innerhalb Deutschlands umgezogen sind, verloren 2 in der Deportation das Leben. Siegfried Frank starb im Mittleren Osten im Dienst der britischen Armee.

Nur ein in einem Hause an der Schulgasse eingebauter Torpfeiler des ehemaligen Synagogeneingangs blieb in Neckarbischofsheim erhalten.

Lit.: Hans *Schmid*, Altbischofsheim in den Familiennamen. 1938. — Gemeindebuch der Bewohner der heiligen Gemeinde Bischofsheim-Neckar. 1783 ff. (mit einem Bericht über das Ende der Gemeinde von Samuel *Jeselsohn* aus dem Jahre 1942). Manuskript.

NECKARZIMMERN KR. MOSBACH

Das dem fränkischen Ritterkanton Kraichgau inkorporierte Dorf Neckarzimmern war bis 1806 eine Besitzung der Familie von Gemmingen-Hornberg und fiel dann an Baden.

1550 waren in Neckarzimmern die Juden Liebmann Levi und Joseph seßhaft, die jährlich je zwei Goldgulden Schirmgeld zahlten. Seitdem scheinen — die Zeit des Dreißigjährigen Krieges ausgenommen — immer einige Juden hier ansässig gewesen zu sein. 1825 waren es 69 (12,2 % von 566 Einwohnern), 1875 39, 1900 41, 1925 29 und 1933 29. Von 1933—1945 zogen noch 4 Juden zu.

1827 wurde die israelitische Gemeinde Neckarzimmern dem Rabbinatsbezirk Mosbach zugeteilt. Um diese Zeit wurde eine eigene Synagoge erbaut, in der sich auch das Frauenbad befand. Die verstorbenen Juden fanden ihre letzte Ruhestätte auf dem jüdischen Friedhof in Heinsheim.

Für die Aufgaben der politischen Gemeinde und des Landes waren die Israeliten stets aufgeschlossen, jedoch nicht in öffentlichen Ämtern oder Parteien vertreten. Ihren Lebensunterhalt verdienten sie hauptsächlich durch Viehhandel. 1933 gab es zwei jüdische Ladengeschäfte, die Gemischtwarenhandlung Karoline und Rosa Bauer sowie das Manufakturwarengeschäft Henriette Oppenheimer. Nach 1933 gingen unter dem Druck der judenfeindlichen Propaganda diese Geschäfte stark zurück; einige mutige Bürger kauften trotz Ermahnungen weiterhin bei Juden. Die jüdischen Schulkinder und ältere jüdische Mitbürger bekamen gelegentlich den Übermut jüngerer Parteigenossen zu spüren. In der Kristallnacht im November 1938 wurde die Synagoge ausgeräumt. Das demolierte Mobiliar, Gebetbücher und andere Kultgegenstände mußten die Juden mit einem Wagen auf den Sportplatz fahren und dort verbrennen. Das Synagogengebäude blieb

erhalten und wurde am 6. Dezember 1938 von der israelitischen Gemeinde an einen Bürger verkauft. Bis Ende 1938 waren 12 Juden nach den USA, je 2 nach Palästina und England ausgewandert und 3 in der Heimat verstorben. Am 22. Oktober 1940 wurden aus Neckarzimmern 12 Juden nach Gurs deportiert. Von ihnen starben 2 im Lager Gurs, 7 wurden in einem Vernichtungslager im Osten ermordet, und nur 3 konnten aus Gurs befreit werden. Eine in sogenannter Mischehe lebende Frau blieb bis zum Kriegsende in Neckarzimmern wohnen.

Die ehemalige Synagoge an der Hauptstraße ist heute zu einem Wohnhaus umgebaut.

NEIDENSTEIN KR. SINSHEIM

Das Dorf Neidenstein gehörte bis 1806 zum schwäbischen Ritterkanton Kraichgau und war eine Besitzung der Familie von Venningen. 1806 fiel es an Baden.

Juden lebten in geringer Zahl seit dem 16. Jahrhundert in Neidenstein. Nach der vollständigen Entvölkerung des Dorfes während des Dreißigjährigen Krieges bemühten sich die Grundherren um möglichst raschen Wiederaufbau und nahmen zu diesem Zweck bereitwillig auch Juden auf. Zuzug von Juden in größerem Ausmaß erfolgte jedoch erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Sie wollten nur ein Dach über dem Kopf haben und bauten sich überall, wo noch Platz übrig war — vornehmlich in der Schmalgasse und am Judenbuckel — kleine einstöckige Häuser mit Stube, Küche und Kammer ohne Wirtschaftsgebäude, da sie doch nur Handelsgeschäfte betreiben durften. Einige Begüterte errichteten auch zweistöckige Häuser. 1796 befanden sich unter den 114 Wohnhäusern 10, die Juden gehörten, 1797 12. 1789 lebten in Neidenstein 179 jüdische Einwohner, 1792 121, und zwar 21 Männer, 21 Frauen, 45 Söhne, 32 Töchter, 1 Knecht und 1 Magd. Jeder Jude hatte außer den allgemeinen Abgaben jährlich ein Kopfgeld von 21 Gulden zu zahlen. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts wuchs die Zahl der jüdischen Einwohner weiter an: 1801 210, 1818 212 in 20 Judenhäusern, 1825 215 (26,8 % von 804 Einwohnern). Der Aufschwung von Mannheim und Heidelberg zu Industriestädten zog nach 1870 viele Menschen aus den Dörfern dorthin. In Neidenstein hatte fast jede zweite Familie Angehörige in Mannheim. Sieben verwaiste Bauernhöfe wurden von ortsansässigen Juden als eigene Behausungen aufgekauft. Doch auch bei den Juden machte sich die Abwanderung bemerkbar. 1875 lebten in Neidenstein noch 195 Juden, 1900 nur noch 125, 1925 75 und 1933 63. Bis 1940 wurden noch zwei Kinder geboren. Vier Juden zogen von außerhalb zu. Im Ersten Weltkrieg waren aus Neidenstein die jüdischen Bürger Ludwig Mayer und Friedrich-Fritz Würzweiler gefallen.

Seit 1827 gehörte die israelitische Gemeinde zum Rabbinatsbezirk Sinsheim. Eine Judenschule (Bethaus) wird schon im Häuserverzeichnis von 1796 erwähnt (Haus Nr. 57). Da die Gemeinde ständig wuchs, erbaute sie sich 1831 eine der größten Landsynagogen Badens. Um 1930 wurde sie anläßlich des 100jährigen Jubiläums gründlich renoviert. Die jüdischen Kinder erhielten von 1828 bis 1876 in einer eigenen Volksschule Unterricht. Der erste Lehrer Leopold Kaufmann aus Leimen bezog neben freier Wohnung im Schulhaus ein Gehalt von 150 Gulden.

Schon 1872 wurde das israelitische Schulhaus von der politischen Gemeinde gepachtet. Einen eigenen Friedhof besaß die jüdische Gemeinde nicht; die Toten bestattete man auf dem Verbandsfriedhof in Waibstadt. Kranke und notleidende Glaubensgenossen erhielten Unterstützung vom Israelitischen Frauen- und Männerverein. Auch die Lob-Kunkel-Stiftung diente wohltätigen Zwecken.

Der Handel, zu dessen Wahrnehmung die Grundherrschaft die Juden in erster Linie aufgenommen hatte, lag fast restlos in ihrer Hand. Die meisten (um 1850 41, 1933 10) trieben Vieh- und Pferdehandel; einige handelten mit Landesprodukten, insbesondere mit Getreide, Mehl und Tabak. Ebenso befanden sich beinahe alle Ladengeschäfte in jüdischem Besitz; um 1933 waren es zwei Manufakturwarengeschäfte, ein Kolonialwarengeschäft und eine Kohlen- und Eisenhandlung. Der Metzgerberuf wurde vorwiegend von der Familie Mayer ausgeübt, Judenwirtschaften waren die „Rose" und der „Hirsch". Im 19. Jahrhundert gab es auch noch eine Mazzothbäckerei in Neidenstein. Das „Matzenhäusle" brannte eines Tages durch Unvorsichtigkeit ab und wurde nicht mehr aufgebaut. Im „Matzenlied" wird der Backvorgang geschildert. Die einst weit verbreitete Schafhaltung verlor durch den Wegfall der Brache und die Intensivierung der Landwirtschaft an Bedeutung. Der einzige Schäfer, den es in Neidenstein bis in die 1930er Jahre noch gab, war der Israelit Moses Eisenmann. Er besaß eine Herde von 300—350 Schafen.

Auf ein freundliches Zusammenleben mit den Ortseinwohnern legten die Neidensteiner Juden größten Wert. Wieweit die gegenseitige Anpassung ging, zeigt sich heute noch darin, daß die Neidensteiner zum gegenseitigen Hänseln sich gelegentlich hebräischer Ausdrücke bedienen. Juden waren Mitglieder des Gesangvereins „Concordia". Auch im Gemeinderat waren sie vertreten, 1933 noch mit einem Mitglied; im Bürgerausschuß saßen sechs jüdische Mitglieder.

Die nationalsozialistische Hetzpropaganda machte auch in Neidenstein den Juden das Leben auf die Dauer unmöglich. Ab 1935 verkauften sie ihre Geschäfte und Häuser an christliche Mitbürger. 37 wanderten nach den USA, Palästina, Holland und Belgien aus. Moses Eisenmann erhielt ab 1936 für seine Schafherde keine Weideplätze mehr und mußte die Tiere verkaufen. Er zog nach Heidelberg, wo er 1937, seine Ehefrau 1938 starb. Wie sie fanden noch 5 ihrer Mitbürger ein Grab in der Heimat. Für die Juden, die nicht auswandern wollten oder konnten, wurde das Leben immer schwieriger. In der Kristallnacht im November 1938 wurde die Synagoge von SA-Männern aus Eschelbronn und Neidenstein zerstört. Fünf jüdische Männer befanden sich für einige Wochen im KZ Dachau. Am 22. Oktober 1940 wurden die letzten 19 Israeliten aus Neidenstein nach Gurs deportiert; auch 4 weitere ehemalige Neidensteiner befanden sich bei diesem Transport. 6 von ihnen starben in südfranzösischen Lagern, 6 entkamen in die Freiheit, mindestens 8 wurden in einem Vernichtungslager im Osten ermordet, 3 sind verschollen.

Die von einem Privatmann erworbene Synagogenruine wurde zu einem Stall umgebaut.

Lit.: Rudolf *Heid,* Burg und Dorf Neidenstein. 1928. — Karl *Ziegler,* Ortschronik von Neidenstein. 1962.

Erzbischof Gerlach von Mainz erwarb 1364 Burg und Stadt Neudenau durch Kauf. 1803 bis 1806 gehörte Neudenau dem Grafen von Leinigen-Heidesheim und fiel 1806 an Baden.

Die jüdische Gemeinde Neudenau war zwar klein, konnte aber auf ein hohes Alter zurückblicken. Bereits während der Verfolgung durch den Ritter Rindfleisch 1298 wurden hier Juden ermordet. In den folgenden Jahrhunderten lebten einige Juden in der Stadt, wie die 1454 erwähnte Judengasse und der vor 1530 angelegte Judenfriedhof schließen lassen. Nach dem „Jurisdiktionalbuch" der Kellerei Neudenau vom Jahre 1667 zahlte der damals einzige jüdische Einwohner Manneß jährlich 24 Gulden Schutzgeld; jeder durchreisende Jude hatte 30 Pfennige Zoll zu erlegen, selbst wenn er hundert oder mehr Pferde bei sich gehabt hätte. Dazu bemerkte ein späterer Keller: „Könnte ohne untertänigste Maßgebung wohl geändert, d. h. erhöht werden". In der zweiten Hälfte des 18. und im 19. Jahrhundert vermehrte sich die Zahl der jüdischen Einwohner. 1769 zählte man 8 Familien mit 36 Seelen, 1806 11 Familien mit 54 Seelen, 1825 36, 1848 48, 1875 49, 1883 50, 1900 39, 1910 26, 1925 12 und 1933 9 Juden.

Der 1530 zum erstenmal erwähnte jüdische Friedhof Neudenau wurde wahrscheinlich schon im 15. Jahrhundert angelegt. Auf ihm begruben auch die Juden von Billigheim und anderen Orten ihre Toten. Das Jurisdiktionalbuch von 1667 berichtet, daß außerhalb des oberen Tores „ein Judenbegräbnis" gewesen, aber durch den früheren Keller Philipp Vischer abgeschafft worden sei. Für einen verstorbenen Juden über 20 Jahre mußten seine Erben zwei, unter 20 Jahren einen Gulden Grabgeld erlegen. Früher habe das im Jahre durchschnittlich 9 Gulden eingebracht, aber zur Zeit käme nichts ein. Der 1667 amtierende Keller hatte offenbar den Friedhof im Gewann „Untere Ebene" wieder eröffnet, um die Einkünfte seines Amtes zu vermehren. Der Gottesdienst fand seit 1783 in einem Bethaus (Judenschule) statt. Am 29. Januar 1875 weihte Rabbiner Weil aus Mosbach einen Synagogenneubau in Neudenau ein. Von 1836 bis zu seinem Tode 1876 unterrichtete der jüdische Lehrer Wolf Strauß an der allgemeinen Volksschule.

Im öffentlichen Leben der politischen Gemeinde sind die Juden wenig hervorgetreten. Sie gingen ihrem Vieh-, Pferde- oder Textilwarenhandel nach. 1933 trieb nur noch Leopold Haas Pferdehandel; Heinrich Rosenberg und Helmar Spier waren Textilkaufleute; Sigmund Weinberg besaß ein Manufakturwarengeschäft.

Durch Beschluß des Badischen Staatsministeriums vom 8. November 1937 wurde die Israelitische Gemeinde Neudenau aufgelöst, und die wenigen noch vorhandenen Juden der Gemeinde wurden Billigheim zugeteilt. Der von den Nationalsozialisten ausgeübte Boykott raubte diesen ihre wirtschaftliche Existenz. Mit Ausnahme von Mina Haas, die noch in Neudenau starb, verzogen die jüdischen Einwohner zwischen 1935 und 1940 nach Pforzheim, Weinheim, München und Berlin. In der Kristallnacht im November 1938 wurde die Synagoge zerstört. Am Tag der Deportation der badischen Juden wohnte in Neudenau selbst kein Jude mehr. 3 ehemalige Neudenauer Juden wurden von Pforzheim, 2 von Wein-

heim aus am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert. Von ihnen starben 2 im Lager Gurs, 2 wurden in Auschwitz ermordet. Helmar Spier mußte 1942 von seinem Zufluchtsort Berlin aus mit seiner Frau und seiner fünfjährigen Tochter den Weg nach Auschwitz antreten. Die ganze Familie wurde umgebracht. Lina Rosenberg wurde vermutlich 1942 von Buttenhausen/Württ. in ein Vernichtungslager abtransportiert. Leopold Haas zog 1935 zu seiner Tochter nach München. Sein weiteres Schicksal ist nicht bekannt.

Auf dem Grundstück der ehemaligen Synagoge befindet sich heute ein Lagergebäude. An die jüdische Gemeinde erinnert nur noch ihr alter Friedhof.

Lit.: Fridolin *Mayer,* Geschichte der Stadt Neudenau an der Jagst und ihrer beiden Wallfahrtskapellen St. Gangolf und St. Wolfgang. 1937.

NEUNSTETTEN KR. BUCHEN

Bis zum Anfall an Baden 1803 war Neunstetten im Besitz der Herren von Berlichingen und zählte zum Fränkischen Ritterkreis.

Die Ansiedlung von Juden ist im 18. Jahrhundert sicher. Ihre kleine Gemeinschaft trat in keiner Weise jemals hervor. Die jüdische Gemeinde, die 1825 15 Seelen umfaßte, wurde 1827 dem Rabbinatsbezirk Merchingen zugeteilt. 1875 wurden noch 13 Juden gezählt. Danach starb die Gemeinde bald aus. Über ihre Einrichtungen ist nichts bekannt.

NONNENWEIER KR. LAHR

1663 gelangte Nonnenweier aus dem Besitz der Stadt Straßburg nacheinander an die zum Ritterkanton Ortenau gehörenden Familien von der Grün, von Ziegler (1681), von Löwen (1695), von Rathsamhausen (1698) und Ende des 18. Jahrhunderts durch Heirat an die Herren von Oberkirch und von Böcklin. 1806 fiel das Dorf an Baden.

Bis 1704 wurde Nonnenweier von den Kämpfen des spanischen Erbfolgekrieges in Mitleidenschaft gezogen. Bald danach wanderten Juden aus dem Elsaß in das verwüstete Dorf, wo sie den Herren von Rathsamhausen sehr willkommen waren. Der erste Jude ließ sich etwa 1707 nieder. Nach dem Heimburgerregister von 1708 zahlte „der Jude" für zwei Jahre 6 Gulden Weidgeld. 1716 nennt das Register 3 und im Jahr darauf bereits 6 Juden, die Weidgeld zahlten. Bis 1789 war die Zahl der steuerpflichtigen Juden auf 23 angewachsen, bis 1809 auf 35 Familien mit über 100 Seelen. Sie trieben vorwiegend Viehhandel oder hausierten mit Kram-, Kurz- und Ellenwaren. 1747 erhielt Emanuel Frankh von Nonnenweier die Handelserlaubnis für die vorderösterreichischen Orte Kenzingen und Herbolzheim. 1781 erhielt Kallmann Meyer gegen jährlich 30 Gulden Leibzoll die Handelserlaubnis im badischen Stab Goldscheuer und Müllen. Der Handel war recht einträglich, so daß 1744 der Jude Jakob Wertheimer ein Haus und Löwl Meyer sogar zwei Häuser in Nonnenweier erwerben konnte.

Gleich vielen anderen israelitischen Landgemeinden erreichte auch die von

Nonnenweier ihre größte Stärke im 19. Jahrhundert. 1825 wohnten 112, 1855 244, 1875 233 (17,2 % von 1354 Einwohnern), 1900 195, 1925 88 und 1933 65 Juden im Dorf.

1771 bestand bereits eine Synagoge inmitten des Ortsetters in der Schmidtenstraße. Von diesem Jahr datiert ein Inquisitionsprotokoll gegen zwei Diebe, die den Pastor bestohlen und die Synagoge beraubt hatten. 1806 wurde die „Schul", wie man die Synagoge nannte, renoviert. Für die Unkosten mußten von jedem abgeschlossenen Pferdehandel 12 und von jedem Rindviehhandel 6 Kreuzer abgegeben und außerdem eine Schächtabgabe entrichtet werden. Infolge des Anwachsens der Gemeinde fand 1865 ein größerer Umbau der Synagoge statt. Dabei wurden auch neue Fenster und eine neue heilige Lade eingebaut. Die Umbaukosten von rund 1000 Gulden wurden durch die Versteigerung der Synagogenplätze aufgebracht. Damals bildeten die Synagogenplätze noch eine ansehnliche Einnahmequelle für die jüdische Gemeinde. Der Platzpreis betrug 100 bis 300 Mark jährlich. Nur die hintersten Plätze wurden billiger vermietet. Wie in anderen Orten kam es bei den Versteigerungen gelegentlich zu Rangstreitigkeiten, die nicht selten durch gerichtliche Vergleiche beigelegt werden mußten. Im 20. Jahrhundert hatten die Synagogenplätze infolge der geringen Zahl von Gemeindemitgliedern jeglichen Ertragswert verloren. Bis etwa 1820 mußten für die Benutzung der Synagoge und für das Aufstellen der „Schabbestore", die die am Sabbat erlaubte Gehentfernung anzeigten, Abgaben an die Grundherrschaft entrichtet werden.

Einen eigenen Rabbiner hat Nonnenweier nie gehabt. Seit 1827 gehörte die jüdische Gemeinde zum Rabbinatsbezirk Schmieheim, dessen Sitz 1893 nach Offenburg verlegt wurde. Ihre Toten wurden bis 1880 auf dem Verbandsfriedhof in Schmieheim beigesetzt. Am 16. Juni 1880 erwarb die Gemeinde im Gewann Rebgarten 45 Ar 90 qm Acker zum Preise von 875 Mark, auf dem sie einen eigenen Friedhof einrichtete. Er liegt weit außerhalb des Ortes auf der höchsten Erhebung der Gemarkung.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war das Verhältnis zwischen Juden und Christen in Nonnenweier nicht das beste. 1846 kam es wiederholt zu Ausschreitungen gegen die Juden. Manche christlichen Eltern duldeten den gemeinsamen Unterricht ihrer eigenen mit den jüdischen Kindern nicht, so daß diese gesondert unterrichtet werden mußten. Um den Reibereien ein Ende zu bereiten, erwarb die israelitische Gemeinde 1833 für 700 Gulden ein Wohnhaus mit Scheuer, Stallung und Garten in der Löwengasse. Nach dem Umbau eröffnete sie darin Anfang 1840 eine israelitische Volksschule, die bis 1876 bestand. Der erste und zugleich letzte Lehrer hieß Leopold Meyer. Um 1865 unterrichtete er etwa 45 jüdische Schüler. Das Schulgeld betrug pro Kind und Jahr 1 Gulden 12 Kreuzer. Außer dem Lehrergehalt von 375 Gulden erhielt Meyer jährlich 40 Gulden für den Organistendienst, 28 für das Predigen, 15 für den Ratschreibereidienst und 24 Gulden für Segenssprüche. Im Gebäude der Schule war das Frauenbad untergebracht.

In neuerer Zeit gestalteten sich die Beziehungen zwischen den Angehörigen der verschiedenen Religionen gut. Ein Zeichen dafür war die Anwesenheit des Synagogenrats bei der Grundsteinlegung für die neue evangelische Kirche im Jahre 1906, zu deren Ausschmückung die Israeliten beisteuerten.

1856 gründeten Lehmann und David Frank einen Jünglingsverein, der einen engen Zusammenschluß junger Männer auf jüdisch-religiöser Grundlage bezweckte. Der Verein zählte ungefähr 20 Mitglieder und besaß einen Vermögensfonds von 300 Gulden. 1865 wurde der Krankenverein ins Leben gerufen. In ihm gingen sämtliche damals existierenden kleineren Vereine auf. 1875 wurde mit 15 Sängern der Synagogenchor gegründet, der um die Jahrhundertwende in einen gemischten Chor umgewandelt wurde. Wegen Mangel an Kräften — etwa 30 Juden aus dem Dorf haben im Ersten Weltkrieg an der Front gestanden — mußte er 1914 bei Kriegsausbruch aufgelöst werden. 1927 wurde er anläßlich der Jubiläumsfeier unter der Leitung des Oberlehrers Schleicher neu gebildet.

Zwei Begebenheiten aus dem Leben der jüdischen Gemeinde Nonnenweier in jüngerer Zeit verdienen festgehalten zu werden. 1903 feierte sie, etwas voreilig, den 100. Geburtstag ihres Mitgliedes Moses Moch, der am 10. November 1805 geboren wurde. 1927 konnte die Gemeinde ihr 220jähriges Bestehen feiern. Über den Vorbereitungen für die Feier kam es zum sogenannten Jubiläumsstreit. Die beschlußfähige Mehrheit des Synagogenrats hatte sich gegen die Feier ausgesprochen, während Synagogenrat Heinrich Moch und die übrigen Gemeindemitglieder in geschlossener Einheit die Jubiläumsidee gebilligt hatten. Dieser interne Zwist konnte erst nach Intervention des Oberrats der badischen Israeliten in Karlsruhe beigelegt werden. Am 28./29. Mai 1927 fand dann die Feier statt, bei der Bezirksrabbiner Dr. Zlocisti die Festrede hielt. Gleichzeitig gedachte die Gemeinde ihres größten Sohnes, des sozialdemokratischen Landtags- und Reichstagsabgeordneten Dr. Ludwig Frank, der sich 1914 von Mannheim aus als Landsturmmann freiwillig zur Truppe meldete, aber schon am dritten Tage Fronteinsatz am 3. September 1914 bei Baccarat in Lothringen fiel. Die ehemaligen Frontsoldaten legten am Kriegerdenkmal einen Kranz nieder mit dem Gelöbnis, im Geiste des gefallenen Volksführers für das neue Deutschland zu kämpfen. Sie gedachten auch ihrer Mitbürger Max Baum, Nathan Frank und Max Wertheimer, die wie Frank gefallen waren.

Die Zahl der Akademiker, die aus der jüdischen Gemeinde Nonnenweier hervorgegangen sind, ist bemerkenswert. Es waren Juristen: Dr. Ludwig Frank, Dr. Daniel Meyer, Dr. Hugo Schleicher, Dr. Berthold Moch und Dr. Iwan Meyer; Ärzte: Dr. Josef Wertheimer, Dr. Josef Meyer (Medizinalrat) und Dr. Kaufmann; Gymnasialprofessoren: Dr. Jenny Dreyfuß, Dr. Simon Bloch und Baruch Frank. Hinzu kamen der Gutsverwalter Alexander Moch, der Apotheker Max Metzger, die Dentistin Thea Höchster sowie die Lehrer und Kantoren Simon Metzger, Hermann Piccard, Heinrich Moch, Isac Baum, Berthold Frank und Meyer Moch.

Im Mai 1927 waren von den Juden in Nonnenweier 11 Viehhändler, 7 Kaufleute, 1 Metzger, 3 Inhaber von Kolonialwarengeschäften, 1 Mehl- und Getreidegroßhändler, 1 Gastwirt (Wirtschaft zum Strauß), 1 Oberlehrer und 9 Privatiers. Insgesamt waren es 34 Haushaltungen gegenüber 10 im Jahre 1938.

In der Kristallnacht im November 1938 wurde die Synagoge zerstört und der Friedhof geschändet. Die Thorarollen konnten vorher gerettet werden. Die wenigen Männer kamen in Schutzhaft nach Dachau, wo am 12. Dezember 1938 der Viehhändler Julius Baum starb. Von den 1933 in Nonnenweier lebenden 65 Juden

ist etwa die Hälfte ausgewandert, 9 sind von 1933 bis 1940 in der Heimat gestorben. Der Rest von 27 Juden wurde am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert. Davon sind 4 in französischen Lagern gestorben und vermutlich 5 in Auschwitz ermordet worden. Josef und Hilda Weil, die 1939 nach Berlin verzogen waren, wurden 1943 von dort aus nach Theresienstadt deportiert, wo sie wahrscheinlich auch umgekommen sind. Die nach Gurs deportierte Jette Rosenberger kehrte 1947 im Alter von 78 Jahren aus Frankreich nach Nonnenweier zurück und starb hier 1950.

Der Synagogenplatz ist heute eingeebnet. Eine Gedenktafel für Dr. Ludwig Frank befindet sich an seinem Geburtshaus in der Poststraße 4. Nur der wiederhergestellte Friedhof bezeugt die Existenz der einstmals blühenden jüdischen Gemeinde.

Lit.: Karl Ludwig *Bender,* Geschichte des Dorfes Nonnenweier bei Lahr in Baden. 1908. — Iwan *Meyer,* 1707—1927. Jubiläumsschrift der jüdischen Gemeinde von Nonnenweier. 1927.

NUSSLOCH KR. HEIDELBERG
mit Leimen

Das ehemals kurpfälzische Dorf Nußloch kam 1803 zu Baden.

Kurfürst Karl Theodor (1742—1799) nahm um 1743 drei Judenfamilien in den Schutz nach Nußloch auf, denen bald weitere folgten. Vorsteher der Juden war ein gewisser Manis, der sich als Schtadlan (Fürsprecher in jüdischen Angelegenheiten) ein ruhmvolles Andenken erwarb. 1749 ließ er auf seine Kosten durch Neta ben Elia aus Crailsheim, der 36 Jahre in Nußloch als Vorsänger wirkte, ein Memorbuch anfertigen. Am Schluß des Memorbuchs werden die Verdienste Manis hervorgehoben, der durch seine Verwendung beim Kurfürsten viele Mißlichkeiten von seinen Glaubensgenossen abwendete. Er starb 1773.

1825 zählte die jüdische Gemeinde Nußloch 51 Seelen, 1875 65, 1900 41, 1925 21 und 1933 ebenfalls 21.

Eine Synagoge ließ schon der Vorsteher Manis erbauen, der auch den jüdischen Friedhof mit einer Mauer versehen ließ. Dieser Friedhof muß später abgegangen sein, denn im 19. und 20. Jahrhundert begruben die Nußlocher Israeliten ihre Toten in Heidelberg und Wiesloch. Seit 1827 gehörte Nußloch zum Rabbinatsbezirk Heidelberg.

In den Tagen der Märzrevolution 1848 wurden in Judenhäusern Fenster eingeworfen. Nach der vollständigen Emanzipation der Juden 1862 besserte sich das Verhältnis zu den übrigen Bürgern. Die wenigen Juden lebten zurückgezogen und gingen ihrem Handel mit Vieh, Textilwaren und Tabak nach. 1933 besaßen die Brüder Ferdinand und Oskar Ehrmann einen Rohtabakfermentationsbetrieb und eine Hopfenhandlung. Ihre Schwester Mina hatte in Nußloch eine Verkaufsniederlage. Siegfried Mayer war Reisender, der aus Ungarn stammende Rudolf Weiß Schuhmacher.

Während der nationalsozialistischen Herrschaft hatten auch die Nußlocher Ju-

den unter Diskriminierungen zu leiden. Um ihnen zu entgehen, wanderte die Familie Weiß nach Ungarn zurück; andere suchten in den USA eine neue Heimat. Am 1. Mai 1938 lebten nur noch 10 jüdische Bürger in Nußloch. Am 10. November 1938 wurde Siegfried Mayer verhaftet und bis Weihnachten im KZ Dachau festgehalten. Die baufällige Synagoge war schon vor 1938 verkauft worden und blieb deshalb in der Kristallnacht unversehrt. An ihrer Stelle befindet sich heute ein Wohnhaus. Am 22. Oktober 1940 wurden die letzten 4 jüdischen Einwohner nach Gurs deportiert. 2 von ihnen sind verschollen und 2 mit Sicherheit in Auschwitz ermordet worden. Von denen, die nach 1933 umgezogen waren, verloren weitere 2 in der Verfolgung das Leben. Rudolf Weiß wurde im Sommer 1944 in Budapest verhaftet und in einem Vernichtungslager in Polen umgebracht. Seine Ehefrau kehrte mit ihren beiden Töchtern 1945 aus Ungarn nach Nußloch zurück; 1949 wanderten sie nach Israel aus.

1351 wurde *Leimen* von seiner Grundherrschaft, den Herren von Bolanden, an die Pfalz verkauft und verblieb bei ihr bis zum Anfall an Baden 1803.

Juden kamen um 1700 in den Ort. Sie wohnten zunächst in der Judengasse, der späteren Hessergasse. Als sie zu Reichtum und Ansehen gelangten, erwarben sie auch in anderen Straßen Häuser, vor allem am Marktplatz. Dort befand sich auch die Synagoge mit der Wohnung des Judenlehrers. Bereits 1726 wird als solcher ein gewisser Löw genannt. Einer der ersten Ansiedler war Seligmann Aron, der einen Kram- und Trödelladen betrieb und sich nebenbei als Metzger betätigte. Er legte den Grund für den beispiellosen Aufstieg seiner Nachkommen. Sein Sohn Aron Elias Seligmann (1727—74) wurde 1746 Obereinnehmer der pfälzischen Landjudenschaft. Lange Jahre hielt er Rabbiner in seinem Hause, bis 1768 den aus Mergentheim stammenden späteren Mannheimer Oberrabbiner Hirsch Moses Katzenellenbogen, 1769 Moses Sontheimer und 1773 Moses Fürther. Auch der bedeutende Talmudgelehrte Naftali Hirsch lebte lange bei ihm. Als er starb, hinterließ er ein Legat von 30 000 Gulden, von dessen Zinsen notleidende Juden unterstützt und die Gemeindebedürfnisse bestritten werden sollten. Mit seinem Bruder Elias Seligmann wurde er württembergischer Hoffaktor. Beide übernahmen 1759 die Salzversorgung von Württemberg und erwarben ein beträchtliches Vermögen durch ihre Transaktionen. Aron Elias Seligmann (1747—1824), der Sohn des Elias, ist der bedeutendste Vertreter der Familie. 1779 erhielt er die Genehmigung zur Errichtung einer kurfürstlich privilegierten Tabakfabrik in Leimen, die um 1800 bis zu 100 Arbeiter beschäftigte und 4000 bis 5000 Zentner Tabak jährlich verarbeitete. Als Hoffaktor besaß er 1786 das Salzmonopol für die Kurpfalz. 1795 erbaute er sich in Leimen ein klassizistisches Palais, das heute noch als Rathaus dient. 1799 erhielt er das Bürgerrecht in Leimen, eine für die damalige Zeit aufsehenerregende Geste. Als die Großherzöge von Baden die Privilegien der Familie nicht erneuerten, verkaufte er die Tabakfabrik und seine acht Häuser und siedelte nach München über. Dort wurde er Hofbankier. Insgesamt hat er der Pfalz und Bayern 14,2 Millionen Gulden an Anleihen gewährt. Für seine Verdienste wurde er 1814 als Freiherr von Eichthal in den erblichen bayerischen Adelsstand erhoben und konvertierte 1819 zum Katholizismus. Für die badische Geschichte ist sein Sohn David von Bedeutung; er wirkte durch seine Fabriken in

Grötzingen und St. Blasien an der Industrialisierung des Landes mit. Die Familie blüht heute noch in mehreren Linien.

1727 wohnten 36 Juden in Leimen, 1770 74, 1780 82. Zu dieser Zeit der größten Blüte der Gemeinde fand 1776 eine Gesamtversammlung der pfälzischen Landjudenschaft in Leimen statt. Durch die Abwanderung in das aufblühende Mannheim und durch die Übersiedlung der Seligmann nach München ging die Zahl der Juden ständig zurück. 1748 waren es 54, 1825 36, 1875 13, 1900 4 und 1925 6. Die jüdische Gemeinde wurde 1827 dem Rabbinatsbezirk Heidelberg zugewiesen. Als kein regelmäßiger Gottesdienst mehr gewährleistet war, wurde sie am 20. März 1905 aufgelöst, die wenigen verbliebenen Juden wurden der Nachbargemeinde Nußloch eingegliedert. Die Synagoge wurde im gleichen Jahr für 8000 Mark an die politische Gemeinde verkauft und abgerissen, um Raum für einen Platz für Veranstaltungen zu erhalten.

1933 wohnten noch 5 Juden in Leimen. 3 weitere zogen bis 1940 zu. Von diesen wanderten 3 in die USA, 1 nach England aus. 4 Juden, darunter der ehemalige Besitzer der Bergbrauerei Leimen Hugo Mayer mit seiner Frau, wurden am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert. Hugo Mayer starb 1942 im Lager Noe. Seine Witwe wurde 1944 nach Auschwitz gebracht. Die anderen beiden sind verschollen und wurden für tot erklärt.

Lit.: Karl *Gehrig*, Ein Streifzug durch die Geschichte Nußlochs. 1925. — Georg-Ludwig *Menzer*, Beiträge zur Ortsgeschichte von Leimen. 1949. — Heinrich *Schnee*, Die Hoffinanz und der moderne Staat 4. 1963.

OBERGIMPERN KR. SINSHEIM

Die beiden Dörfer Ober- und Untergimpern gingen 1368 aus dem Besitz der Herren von Strahlenberg in den des Kurfürsten Ruprecht I. (1353—1390) von der Pfalz über, der sie den Grafen zu Helmstatt und den Herren von Hirschhorn zu Lehen gab. 1689 wurden die Grafen von Yrsch-Pienzenau mit Obergimpern belehnt. 1803—1806 gehörte das Dorf zum neugebildeten Fürstentum Leiningen und fiel 1806 an Baden.

1588 zog ein Jude namens Süsskind aus dem benachbarten Wagenbach, wo er einige Jahre seßhaft gewesen war, nach Obergimpern. Kurfürst Johann Kasimir (1589—1652) veranlaßte im folgenden Jahr Peter von Helmstatt, ihn wieder auszuweisen, da Süsskind bereits einmal von der Pfalz mit 20 Gulden wegen „hin und wieder schweifen" ohne Geleit bestraft worden war. Mit ihm wurde ein zweiter Jude namens Moses ausgewiesen, der erst einen Monat zuvor aus Frankfurt/M. zugezogen war und sich mit einer Jüdin aus Wimpfen verheiratet hatte. Kurfürst Karl Theodor (1742—1799) nahm wieder Juden nach Obergimpern auf. 1825 wohnten hier 67 Juden, 1875 56, 1900 34, 1925 23 und 1933 17.

Um 1820 wurde eine eigene Synagoge erbaut. 1827 kam die Gemeinde zum Rabbinatsbezirk Sinsheim. Einen eigenen Friedhof hatten die Juden von Obergimpern nicht. Die Toten wurden auf den jüdischen Friedhöfen Waibstadt oder Heinsheim begraben.

Die jüdischen Einwohner lebten von jeher in der Hauptsache vom Handel mit Vieh und Landesprodukten. 1933 war nur noch David Grombacher als Viehhändler tätig. Wilhelm Falkenstein hatte eine Kohlen-, Getreide- und Gemischtwarenhandlung, Jakob Katzauer ein Farben- und Lackgeschäft.

Unter nationalsozialistischer Herrschaft konnten die Juden ihre Geschäfte bis 1937 in beschränktem Umfange weiterführen. Dann verkauften sie ihre Häuser und Geschäfte und wanderten nach den USA (5), nach Palästina (3) und Argentinien (3) aus; zwei verzogen nach Karlsruhe. Die Synagoge wurde noch vor der Kristallnacht an die katholische Pfarrgemeinde verkauft und entging so der Zerstörung. Gewalttätigkeiten gegen die Juden sind nicht bekannt. Die letzten drei jüdischen Einwohner wurden am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert, wo einer starb. Die beiden anderen wurden 1942 nach Auschwitz verschleppt und ermordet.

Die ehemalige Synagoge am Burggraben dient heute als St.-Wendelin-Haus der katholischen Jugend als Heimstätte. Juden leben nicht mehr in Obergimpern.

OBERÖWISHEIM KR. BRUCHSAL
mit Neuenbürg

Während die Stadt Unteröwisheim als Besitzung des 1556 säkularisierten Klosters Maulbronn 1556—1806 württembergisch war, gehörte das dem Ritterkanton Kraichgau inkorporierte Dorf Oberöwisheim bis 1803 dem Speyerer Domkapitel. Oberöwisheim fiel 1803, Unteröwisheim 1806 an Baden.

Gelebt haben Juden wohl zu keiner Zeit in Oberöwisheim, aber seit 1629 brachte man die toten Juden aus den umliegenden Ortschaften des Kraichgaues hierher zur Beerdigung. Die Entstehung dieses jüdischen Friedhofes bei einem Dorf ohne jüdische Einwohner erklärt man folgendermaßen: Die Herren von Helmstatt und Sternenfels besaßen bei Oberöwisheim einen unfruchtbaren Steilhang, der um 1620 als Schulgut jährlich 3 Gulden eintrug. Die Eigentümer wollten aus dieser Einöde einen höheren Ertrag herauswirtschaften und boten sie daher den Kraichgauer Juden, für die die Überführung der Toten nach Worms mit Zöllen und in Kriegszeiten obendrein mit Gefahren verbunden war, als Begräbnisplatz an. Damals betrug die Zahl der jüdischen Familien im Kraichgau kaum 15. 1738 war der Friedhof im Gewann Reimenhelden völlig belegt und mußte vergrößert werden. Außer 11 Gulden jährlichen Bodenzins waren für jede Leiche über sieben Jahre 1 Gulden, unter sieben Jahren 30 Kreuzer zu entrichten. Nach der Vergrößerung verlangte auch das Ritterstift Odenheim von jeder jüdischen Leiche, die durch sein Gebiet gefahren wurde, 1 Gulden 30 Kreuzer Leichenzoll. Die Juden in Waibstadt, Eppingen und Bretten legten daher bald eigene Friedhöfe an. In Oberöwisheim wurden schließlich nur noch Juden aus Menzingen, Münzesheim und Odenheim begraben.

1945 wurden nach der Besetzung des benachbarten *Neuenbürg* durch französische Truppen typhuskranke KZ-Häftlinge aus dem ehemaligen KZ Vaihingen in das evakuierte Dorf gebracht. Unter den insgesamt über 500 befreiten Häftlingen

befanden sich auch Juden aus Polen. Sieben Israeliten starben am Typhus und wurden neben dem christlichen Friedhof in Neuenbürg begraben.

Lit.: Friedrich *Zumbach,* Der Judenfriedhof zu Oberöwisheim, in: Aus Bruhrain und Kraichgau 4 (1929). — Jüdischer Friedhof in Neuenbürg, in: Mitt.-Blatt des Oberrats 11 (1959) Nr. 7.

ODENHEIM KR. BRUCHSAL
mit Menzingen

Anfang des 12. Jahrhunderts stiftete der dem Geschlechte der Grafen von Lauffen entstammende Erzbischof Bruno von Trier auf seinem Erbgut Odenheim ein Benediktinerkloster. Der im Spätmittelalter stark verweltlichte adelige Konvent wurde 1494 in ein Kollegiatstift umgewandelt und sein Sitz aus Sicherheitsgründen 1507 in die ummauerte Stadt Bruchsal verlegt. Zum Stiftsgebiet gehörten außer Odenheim noch sieben weitere Dörfer. Bei der Säkularisation des Ritterstifts im Jahre 1803 fiel Odenheim an Baden.

Schon im Mittelalter soll in Odenheim eine Judengemeinde bestanden haben. Sichere Nachrichten über die Anwesenheit von Juden haben wir aber erst aus dem 18. Jahrhundert. 1740 befindet sich unter den Juden, die sich in Karlsruhe ein Haus bauten, auch einer aus Odenheim. 1762 wohnten etwa zehn Judenfamilien hier. 1825 lebten im Stiftsdorf 75 Juden, 1875 106, 1900 72, 1925 36 und 1933 20. Im Ersten Weltkrieg fiel Hermann Harry Freund.

Seit 1827 gehörte die israelitische Gemeinde Odenheim zum Rabbinatsbezirk Bruchsal. Der Gottesdienst wurde in der zur Synagoge umgestalteten ehemaligen Klosterkirche gefeiert. Die Toten fanden ihre letzte Ruhe auf dem jüdischen Friedhof in Oberöwisheim. Da die Israelitische Religionsgemeinde Odenheim 1937 nur noch aus zwei Familien bestand, löste sie das Badische Staatsministerium durch Beschluß vom 8. Januar 1937 auf. Der Israelitische Oberrat wies die wenigen verbliebenen Juden der Gemeinde Bruchsal zu. Die Synagoge in der Klosterstraße, die nicht mehr benutzt und gepflegt wurde, verfiel und mußte später abgebrochen werden.

Die Odenheimer Juden waren zunächst alle Landwirte und Viehhändler, aber schon bald nach den Judengesetzen von 1808 wandten sie sich auch anderen Erwerbszweigen zu. Bis um 1900 gab es mehrere jüdische Metzgereien. Als sie aufgegeben wurden, schächtete man Rinder und Kälber nach jüdischer Vorschrift im Schlachthaus des Metzgermeisters Josef Günther.

Eine starke Verbesserung des wirtschaftlichen Lebens in Odenheim brachte die Einführung der Tabakindustrie durch die Familie Flegenheimer. Um 1811 zog Moses Flegenheimer aus Tairnbach nach Odenheim. Wie seine Glaubensgenossen im Dorf war er Landwirt und Viehhändler. Er erwarb als einer der ersten Juden das badische Bürgerrecht. Gegenüber dem Friedhof besaß er eine größere Wiese, die noch heute nach ihm den Flurnamen „Moschebuckel" trägt. Zwischen 1830 und 1840 fermentierte er Tabak für eine auswärtige Firma. Sein Sohn Simon führte den väterlichen Betrieb weiter und kaufte um 1853 das alte Gasthaus „Zum

Ochsen" und die Gemeindebäckerei, die ebenfalls von der Familie Flegenheimer betrieben wurde. Die Enkel des Moses Flegenheimer, Adolf und Isidor, gründeten 1898 die Zigarrenfabrik Flegenheimer & Co. Sie bauten zu diesem Zweck den „Ochsen" neu auf und richteten in dem Saal über der Wirtschaft die Fabrik ein. 1807 wurde die um 1900 in Odenheim gegründete Zigarrenfabrik Hotz ersteigert und deren Arbeiterstamm übernommen. Vor dem Ersten Weltkrieg beschäftigte die Firma Flegenheimer 180—200 Personen. Um diese Zeit errichtete die Firma Heidelberger aus Mannheim zwei Zigarrenfabriken in Odenheim. Der Hauptsitz der Firma Flegenheimer wurde 1914 nach Heidelberg-Kirchheim verlegt.

Außer den Zigarrenfabriken gab es um 1933 in Odenheim an jüdischen Unternehmen eine Kohlen- und Schuhhandlung, zwei Manufakturwarengeschäfte und eine Geschirrhandlung. Im Gegensatz zur wirtschaftlichen Bedeutung spielten die Juden im öffentlichen Leben nur eine geringe Rolle. Siegmund Odenheimer stiftete das heute noch stehende Siegfriedsbrunnendenkmal in Odenheim.

Der organisierte Boykott am 1. April 1933 wurde in Odenheim nicht durchgeführt. Bald aber hatten auch die Odenheimer Juden von Mitgliedern der NSDAP Schikanen und Kränkungen aller Art zu erdulden, so daß schon zwischen 1935 und 1937 fast alle ihre Geschäfte verkauften — die Zigarrenfabriken wurden „arisiert" — und nach den USA (8), nach Frankreich (4) und Argentinien (1) auswanderten. In Odenheim starben nach 1933 zwei Juden. In der Kristallnacht im November 1938 kam es zu keiner Aktion gegen die Juden, da die Gemeinde bereits aufgelöst und nur noch fünf jüdische Bürger anwesend waren. Am 22. Oktober 1940 wurden die letzten vier Juden nach Gurs deportiert. Einer von ihnen konnte nach den USA auswandern. Die übrigen sind verschollen. Die nach Frankreich ausgewanderten vier Odenheimer Juden wurden 1943/44 von der Gestapo verhaftet und nach Auschwitz deportiert. Dort wurden drei ermordet, der vierte im Frühjahr 1945 im KZ Buchenwald.

Seit 1921 nahmen auch die wenigen Juden des Nachbarortes *Menzingen* als Filialgemeinde am religiösen Leben der jüdischen Gemeinde Odenheim teil. Als Besitzung des gleichnamigen Geschlechtes gehörte der Marktflecken Menzingen zum Ritterkanton Kraichgau, bis er 1806 an Baden fiel.

Schon vor der Reformation waren in Menzingen Juden ansässig. Das Dorfbuch vom Jahre 1546 enthält Strafbestimmungen über Wuchergeschäfte zwischen Juden und Christen. Während des Dreißigjährigen Krieges sind die Menzinger Juden größtenteils abgewandert, da in dem verarmten und nahezu ausgestorbenen Dorfe keine Handelsgeschäfte mehr zu machen waren. Nach den Kriegswirren kehrten sie allmählich wieder zurück. 1693 erlaubte die Herrschaft jedem Juden in Menzingen, je 2 Stück Vieh jährlich zu schächten. Die Erlaubnis wurde später mehrfach erweitert. Dagegen erhoben die Menzinger Metzger und Gastwirte Klage, die im württembergischen Güglingen verhandelt und entschieden wurde. Bei Strafe von 5 Gulden wurde den Menzinger Juden verboten mehr als je 4 Stück Groß- und Kleinvieh jährlich zu schlachten. Die Zunge bekam die Herrschaft.

1800 lebten 16 jüdische Familien mit 74 Seelen in Menzingen. Fünfzig Jahre später war die Zahl auf 24 Familien mit 100 Erwachsenen und 19 Schulkindern angewachsen. Die jüdische Gemeinde hatte seit langer Zeit eine eigene Schule mit

einem jüdischen Lehrer. Als Schulhaus diente das Haus Nr. 92 in der Hauptstraße. Eine Synagoge wurde 1787 erbaut. Seit 1827 gehörte Menzingen zum Rabbinatsbezirk Bretten. Die Toten wurden auf dem Verbandsfriedhof in Oberöwisheim beigesetzt.

Für die im 19. Jahrhundert stark anwachsende Gemeinde wurde die alte Synagoge zu klein. 1836 gründete daher die jüdische Gemeinde einen Synagogenbaufonds, in den jeder Steuerpflichtige für je 100 Gulden Vermögen wöchentlich 1 Kreuzer zu zahlen hatte. Weitere Baubeträge waren bei Beschneidungen und Trauungen zu entrichten. Erst 1870 konnte die neue Synagoge errichtet werden. Nach der Auflösung der israelitischen Gemeinde am 7. Dezember 1921 wurde sie an die politische Gemeinde verkauft; sie richtete in dem Gebäude eine Gewerbe- und Industrieschule ein.

Da der kleine Ort den zahlreichen Juden keine Existenzmöglichkeit mehr bot, setzte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine Abwanderung in die umliegenden Städte ein, die im Mai 1921 ihren Abschluß fand. Die Familien Herzog, Lindauer, Stiefel und Westheimer ließen sich in Bruchsal nieder, wo sie bessere Lebensverhältnisse vorfanden. Die Abwanderung war für das geschäftliche und wirtschaftliche Leben des Dorfes ein empfindlicher Verlust. Die Juden galten als umsichtig, fleißig und sparsam. Sie hielten fest am Glauben ihrer Väter, nahmen aber ebenso während des Ersten Weltkrieges an den täglichen Kriegsandachten in der evangelischen Kirche teil.

1933 waren nur noch sieben Juden in Menzingen wohnhaft. Josef Stiefel betrieb seit 1914 das Lebensmittel- und Manufakturwarengeschäft seines Vaters und handelte mit Fellen. Im Dezember 1938 wanderte er mit seiner Familie als letzter Jude aus Menzingen nach den USA aus, nachdem er im Zusammenhang mit den Ereignissen der Kristallnacht etliche Tage in Dachau interniert gewesen war.

Lit.: Otto *Becher,* Zur Geschichte der Juden in Menzingen, in: Aus Bruhrain und Kraichgau (1928) Nr. 1/2. — Friedrich *Hodecker,* Odenheim. Eine Wanderung durch 2000 Jahre Odenheimer Geschichte. 1962. — Heinrich *Reichert,* Streitfragen um den Siegfriedsbrunnen bei Odenheim, in: Aus Bruhrain und Kraichgau (1933) Nr. 2.

ÖSTRINGEN KR. BRUCHSAL

Das Dorf Östringen gehörte bis 1803 zum Hochstift Speyer und fiel dann an Baden.

Seit dem 18. Jahrhundert lebten in Östringen Juden, 1740 5, 1785 7 Familien. 1825 betrug die Zahl der jüdischen Einwohner 54, 1875 96, 1900 67, 1925 20 und 1933 10.

1827 wurde Östringen dem Rabbinatsbezirk Bruchsal zugewiesen. 1834 wurde die Synagoge neben der Judenschule, die bis um 1900 als Religionsschule und Lehrerwohnung diente, erbaut. Im Keller der bereits 1784 erbauten Judenschule befand sich das Frauenbad, das im 20. Jahrhundert nicht mehr benützt wurde. Ihre Toten begruben die Juden auf dem Verbandsfriedhof bei Obergrombach, seit dem 19. Jahrhundert wohl auch in Mingolsheim.

In früherer Zeit lebten die Östringer Juden ausschließlich vom Handel, hauptsächlich mit Vieh. Um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert richteten vier Juden Zigarrenfabriken ein: Maier Wolf, Merzbacher, Marx & Schloß und Adolf Wolf. 1928 wurden zwei von ihnen, 1930 eine dritte stillgelegt. 1933 betrieb nur noch Ludwig Wolf eine Zigarrenfabrik mit 30—40 Arbeitern, die zum Teil in Heimarbeit beschäftigt waren. Das einzige jüdische Ladengeschäft war das Schuhgeschäft der Karoline Strauß. Louis Falk war Viehhändler. Das Verhältnis zwischen jüdischen und christlichen Bürgern war in der Regel gut.

Am Boykottag, dem 1. April 1933, wurden SA-Posten aufgestellt; zu Ausschreitungen gegen die Juden kam es nicht. Bald darauf gab Frau Strauß ihren Schuhladen auf und zog nach Heidelberg. Ludwig Wolf liquidierte seine Zigarrenfabrik 1936. In der Kristallnacht im November 1938 gelang es der SA in Östringen nicht, eine Aktion gegen die Juden zustande zu bringen, da der aktiv christliche Teil der Bevölkerung gegen den Nationalsozialismus eingestellt war. Ein Jude wurde verhaftet und für einige Wochen im KZ Dachau festgehalten. Die seit Jahren baufällige Synagoge blieb unversehrt, wurde aber später unter dem Druck der Kreisleitung der NSDAP beschleunigt abgebrochen.

Von den 1933 hier wohnhaften Juden starben zwei noch zu Hause; die übrigen sind bis auf Amalie und Ludwig Wolf umgezogen oder ausgewandert. Diese beiden wurden am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert und 1942 in Auschwitz ermordet. Sofie Wolf wurde von Mannheim aus nach Gurs verschleppt und später ebenfalls umgebracht.

Auf dem Grundstück der ehemaligen Synagoge und der Judenschule an der Saarlandstraße steht heute ein Wohnhaus mit Wirtschaftsgebäuden.

Lit.: Leopold *Rothermel,* Ortsgeschichte der Pfarrgemeinde Östringen. 1959. — Friedewalt *Essenpreis,* Erläuterungen zu den Zeichnungen der Synagoge und Judenschule der Östringer israelitischen Kultusgemeinde (Masch. Manuskript, vom Verfasser der Dokumentationsstelle zur Verfügung gestellt).

OFFENBURG

mit Appenweier, Durbach, Furtwangen, Gengenbach, Haslach, Nordrach, Renchen, Triberg und Zell am Harmersbach

Offenburg ist wahrscheinlich eine Gründung der Herzöge von Zähringen. Um 1235 erhob sie Kaiser Friedrich II. (1215—50) zur Reichsstadt. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts nahm das Erzhaus Österreich Offenburg und das übrige Ortenauer Reichsgut an sich und bedrohte durch seine Machtbestrebungen die Privilegien der Stadt, weshalb sich Offenburg zum Zusammenschluß mit den Reichsstädten Gengenbach und Zell am Harmersbach veranlaßt sah. 1701—1711 war Offenburg mit dem übrigen Ortenauer Reichsgut als Mannlehen im Besitz der Markgrafen von Baden und fiel 1803 endgültig an Baden.

1243 wurden im nahen Ortenberg bei einer Judenverfolgung zwei französische Juden getötet. Wahrscheinlich lebten damals auch in Offenburg schon Juden. Das Judenbad wird jedenfalls in das späte 13. Jahrhundert datiert. Zu diesem inter-

essanten Baudenkmal gelangt man durch den Keller des Hauses Glaserstraße 8. Von dort führt eine gewölbte Treppe 35 Stufen tief zu einem viereckigen unterirdischen Raum hinab, in dessen Mitte sich ein kreisrundes Becken befindet, worin sich das Grundwasser sammelt. Die Sohle des Beckens liegt 14,70 m unter der Erdoberfläche, zu der ein Lichtschacht hinaufführt. Das gut erhaltene Mauerwerk zeigt sehr sorgfältige Ausführung. Dieses Bauwerk wird als Judenbad angesehen, weil die jüdischen Frauen die vorgeschriebenen Reinigungsbäder in geschlossenem, nicht zugetragenem Wasser nehmen mußten. In den engen Ghettos und Judenvierteln des späten Mittelalters waren sie dazu auf das Grundwasser angewiesen.

1349 berichtete der Rat von Offenburg an jenen zu Straßburg, daß zwei Offenburger Juden auf der Folter das Geständnis abgelegt hätten, die Brunnen in Offenburg vergiftet zu haben. Die vom Magistrat daraufhin aus der Stadt ausgewiesenen Juden zogen es nach einem Bericht vor, sich im eigenen Hause verbrennen zu lassen, als sich anderswo dem Martertod auszusetzen.

In den folgenden Jahrhunderten war in Offenburg den Juden die Niederlassung verboten. Während des Dreißigjährigen Krieges wanderten einige Judenfamilien ein, blieben aber nur kurze Zeit in der Stadt. Noch im 18. Jahrhundert war den Bürgern jeder Handelsverkehr mit Juden strengstens untersagt. Erst das Toleranzedikt Kaiser Josefs II. (1765—1790) vom Jahre 1782 bewirkte eine Milderung dieses Verbots. An eine dauernde Niederlassung von Juden innerhalb der Stadt war trotzdem noch lange nicht zu denken. Als 1811 Samuel Levi Löwenstein von Altdorf hier eine Judenwirtschaft einrichten wollte, wurde seine Bitte vom Direktorium des Kinzigkreises abgewiesen, da sich die Offenburger Stadtverwaltung und die Wirte gegen das Gesuch erklärt hatten. Daran änderte auch das Badische Innenministerium nichts, das die Ansicht vertrat, daß die ziemlich zahlreiche Judenschaft des Kinzigkreises bei ihren Reisen nach der Kreisstadt Offenburg eine geeignete Unterkunft benötigte. Noch 1851 gehörte Offenburg zu den wenigen badischen Städten, die den Juden beharrlich die Niederlassung verweigerten.

Erst das Gesetz über die bürgerliche Gleichstellung der Israeliten in Baden von 1862 ermöglichte es den Juden, in Offenburg Fuß zu fassen. Dann aber bildete sich durch Zuzug vor allem aus Diersburg und Durbach rasch eine stattliche Gemeinde. Zu Beginn des Jahres 1863 betrug die Zahl der israelitischen Einwohner 37, 1875 schon 290, 1900 337, 1925 291 und 1933 271. Im Ersten Weltkrieg starben Ludwig-Louis Bloch, Alfred Hauser, Sigmund Stern und Adolf Weil aus Offenburg den Soldatentod.

1866 erhielt die Israelitische Religionsgemeinde Offenburg öffentlich-rechtlichen Charakter. Sie wurde der Bezirkssynagoge Schmieheim zugewiesen. 1893 wurde der Rabbinatssitz auf die Bitte des Rabbiners Dr. Rawicz nach Offenburg verlegt. Dr. Rawicz hat sich durch seine Übersetzung des Talmud verdient gemacht. Wegen seines versöhnlichen Wesens war er bei der Offenburger Bürgerschaft sehr beliebt. Ihm folgten im Amt die Bezirksrabbiner Dr. Lewin, Dr. Wolf, Dr. Hahn, Dr. Halpersohn, Dr. Zlocisti, Dr. Siegfried Ucko (1932—1935) und Herbert Finkelscherer (1935—1937). Dr. Ucko betreute gleichzeitig den verwaisten Bezirk Bühl. Der Rabbinatsbezirk Offenburg vereinigte 1925 in 110 politischen Gemeinden 1420 Israeliten. Für die Gestaltung des Gottesdienstes war die Mannheimer

Gottesdienstordnung maßgebend. Die liberale Haltung zeigt sich auch darin, daß 1889 eine konfirmationsähnliche Feier für die schulentlassenen Mädchen stattfand.

Der erste israelitische Gottesdienst in Offenburg seit dem Mittelalter fand 1863 im Nadlerschen Hause in der Seegasse, der späteren Essigfabrik Pfaff, statt. Eine richtige Synagoge wurde nie gebaut. Als 1875 das Gasthaus „Zum Salmen" in der Langen Straße 52 geschlossen wurde, erwarb es die israelitische Gemeinde und richtete in seinem 1806 erbauten Saal — damals der größte in Offenburg — ihr Gottesdienstlokal ein. 1922 wurde es vom Kunstmaler Augustin Kolb restauriert. Im Vordergebäude — erbaut 1766 — befanden sich die Wohnungen des Rabbiners und Synagogendieners. Der Saal des „Salmen" hatte eine historisch bedeutsame Vergangenheit. Am 12. September 1847 tagte darin die „Versammlung der entschiedenen Verfassungsfreunde"; von hier aus erhielt die badische Revolution von 1848/49 starke Impulse. Einen eigenen Friedhof legte die junge Gemeinde bald nach ihrer Konstituierung inmitten des christlichen Friedhofs an.

Die Unterstützung Kranker, Armer, Auswanderer, die Bestattung der Toten und die Förderung des Thorastudiums hatten ein Frauenverein, ein Männerkrankenverein e. V., ein Wohltätigkeitsverein und die Wanderfürsorge zur Aufgabe.

In der kurzen Spanne von ungefähr 70 Jahren (1866—1936), in der die Juden in Offenburg ein Gewerbe ausüben durften, entstand eine ansehnliche Reihe jüdischer Geschäfte: 3 Manufakturwarengeschäfte, 2 Konfektionsgeschäfte, 2 Wäsche- und Aussteuerartikelgeschäfte, 1 Kurz-, Weiß- und Wollwarengeschäft, 3 Möbel- und Textilgeschäfte, 2 Schuhgeschäfte, 1 Webwarengroßhandlung, 1 Papier- und Ledergroßhandlung, 1 Elektro- und Radiogroßhandelsgeschäft, das Kaufhaus Hauser & Levi oHG, 2 Weinhandlungen, 1 Metzgerei, 1 Metzgereiartikelgeschäft, 1 Rohproduktenhandlung und 1 Rohtabakhandlung. In jüdischem Besitz waren ferner die Zigarrenfabrik Adolf Kahn oHG, die Wäschefabrik Emil Neu, die Elektromotorenfabrik Scheirmann & Co. GmbH und die Offenburger Roßhaarspinnerei.

Zahlreiche Juden hatten sich akademischen Berufen zugewandt. Zu ihnen zählten die Ärzte Dr. Werner Bloch, Dr. Paul Nathan, Dr. Josef Platz und Dr. Herta Wiegand sowie die Rechtsanwälte Dr. Max Haberer, Max Hecht, Dr. Walter Kahn, Albert Levi, Berthold Moch, Dr. Hugo Schleicher und Dr. Heinrich Veit. Dr. Joseph Cahn war Landgerichtsrat bei der Staatsanwaltschaft Offenburg, Dr. Arnold Reichenberger Studienassessor, Ernst Bähr Lehrer, Josef Veit Diplomingenieur und Margarete Wertheimer Klavierlehrerin. Etwa zehn Juden waren als selbständige Vertreter tätig, sechs waren Viehhändler, einer Pferdehändler, einer Fellhändler und einer Immobilienmakler.

Für alle diese jüdischen Gewerbetreibenden und freiberuflich Tätigen bedeutete der Tag des Boykotts, der 1. April 1933, den Anfang vom Ende. Schon am 12. April 1933 teilte der Oberbürgermeister den Nahrungsmittelfilialbetrieben mit, daß der Stadtrat beschlossen habe, vorläufig alle jüdischen Geschäfte, Warenhäuser und Filialgeschäfte bei Lieferungen für die Stadt und bei Warenabgabe an Fürsorgeempfänger auszuschließen. Dr. Reichenberger wurde Ende April 1933 entlassen, Dr. Cahn im Juni 1933 vorzeitig in den Ruhestand versetzt. Alfred

Levi wurde 1935 wegen Devisenvergehen zu einer empfindlichen Geldstrafe verurteilt. Er hatte ausgewanderten deutschen Juden im Auftrag ihrer Familien Gelder überbracht. Der verschärfte Boykott ab 1936 zwang die Juden, ihre Geschäfte zu verkaufen oder zu „arisieren". Innerhalb der jüdischen Gemeinde war man bestrebt, die Ausschließung vom öffentlichen Leben durch Vorträge über jüdische Kultur und Geschichte sowie durch künstlerische Darbietungen auszugleichen. Noch 1934 wurde eine Ortsgruppe des Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten gegründet. Seine Mitglieder fühlten sich als Deutsche wie ihre christlichen Kameraden, mit denen sie im Schützengraben gelegen hatten. Dagegen stellte sich die Ortsgruppe der Zionistischen Vereinigung, die im September 1936 47 Mitglieder zählte, bewußt auf den Boden des jüdischen Erbes. Die Zahl der Auswanderer aber wuchs von Monat zu Monat. Bis 1940 sind über 150 jüdische Bürger nach den USA, nach Palästina, Frankreich und einem Dutzend anderer Länder ausgewandert. In der Kristallnacht im November 1938 wurde die Inneneinrichtung der Synagoge vollständig demoliert, die Thorarollen und andere Kultgegenstände auf dem Marktplatz verbrannt. Wegen der Gefahr für die umliegenden Gebäude sah die SA nach Beratungen mit der Feuerwehr von einer Brandstiftung ab. 60 bis 70 jüdische Männer wurden verhaftet und nach Dachau abtransportiert. Auf dem Weg zum Bahnhof mußten sie das Lied „Muß i denn, muß i denn zum Städtele hinaus ..." singen. Nach dem Zeugnis eines der Verhafteten war das Verhalten des Gefängnisverwalters — die Juden wurden im Gefängnishof in Offenburg gesammelt — und der sie begleitenden Polizeibeamten einwandfrei und geradezu wohlwollend im Gegensatz zur aufgehetzten Volksmenge. Im KZ Dachau starb am 27. Dezember 1938 der 72jährige Jakob Adler an den erlittenen schweren Mißhandlungen. Max Grombacher erlag nach der Entlassung den Folgen der KZ-Haft.

Im Februar 1940 wurde die jüdische Gemeinde in einen eingetragenen Verein umgewandelt. 1941 wurde der Verein im Vereinsregister gelöscht, nachdem er in die Reichsvereinigung der Juden in Deutschland eingegliedert worden war.

Am 22. Oktober 1940 wurden aus Offenburg 91 Juden nach Gurs deportiert. Von ihnen haben nachweislich 39 überlebt, 15 starben in verschiedenen Lagern in Südfrankreich, 3 wurden in Lublin-Maidanek und 28 in Auschwitz ermordet. Zwischen 1942 und 1945 wurden 9 in Offenburg zurückgebliebene Juden nach Theresienstadt und Izbica deportiert und dort umgebracht. Mindestens 7 nach westeuropäischen Ländern Ausgewanderte gerieten in die Hände der Gestapo und wurden in einem Vernichtungslager im Osten ermordet. Im Frühjahr 1945 lebten in Offenburg 3 in sogenannter Mischehe verheiratete Juden.

Nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches kehrten 1945 2 Überlebende aus Theresienstadt und 1946 bzw. 1951 2 von den nach Gurs Deportierten nach Offenburg zurück.

Das Grundstück des alten „Salmen" wurde 1940 von der Stadt gekauft. Die Synagoge diente als Unterstellraum für städtische Sammlungen, zeitweilig auch als Gefangenenlager. Das Rabbinerwohnhaus wurde 1955 durch einen Neubau einer Arzneimittelgroßhandlung ersetzt, die den Synagogensaal als Lagerraum verwendet.

Die jüdische Gemeinde Offenburg war bis 1933 das religiöse Zentrum eines Gebiets geworden, das sich bis über den Kamm des Schwarzwaldes nach Osten erstreckte. Die Juden der Kinzigtalorte Gengenbach, Haslach und Triberg, von Zell am Harmersbach und Nordrach im Tal der Nordrach, von Furtwangen, aber auch die von Appenweier, Durbach und Renchen waren ihr als Filialen angegliedert.

In *Appenweier* wohnten 1875 2 und 1925 5 Juden. Von den 9 Juden, die zwischen 1933 und 1940 dort gemeldet waren, wurde einer in sein Vaterland Frankreich ausgewiesen, 4 konnten auswandern, 3 zogen in andere Städte. Der Arzt Dr. Leo Wolff wurde nach Gurs deportiert und gelangte von dort aus nach Palästina.

Die Herrschaft Staufenberg mit ihrem Hauptort *Durbach* wurde durch die Markgrafen von Baden an verschiedene Familien verliehen, bis sie 1700 vom Lehnsherren zurückgekauft wurde.

Nach 1700 ließen sich in Durbach die ersten Juden nieder. 1776 waren es erst 4 Familien. Dann wuchs die israelitische Gemeinde für eine kurze Zeit rasch an. 1801 zählte sie bereits 106 Seelen. 1825 waren es nur noch 38 Juden. Ihre Zahl verringerte sich bis 1875 auf 21 bis 1900 auf 10 und bis 1925 auf 8. 1827 wurde die Gemeinde dem Rabbinatsbezirk Schmieheim zugeteilt. Am 14. Februar 1900 wurde sie aufgelöst, da sie nur noch 2 erwachsene männliche Mitglieder zählte. Diese wurden der Gemeinde Offenburg zugewiesen. Eine Synagoge gab es in Durbach nie. Vermutlich noch im 18. Jahrhundert wurde unweit des Dorfes, inmitten der Felder versteckt, ein kleiner Gottesacker angelegt, auf dem heute 16 während des Dritten Reiches zum größten Teil stark beschädigte Grabsteine stehen.

1933 lebte in Durbach nur eine jüdische Großfamilie. Moritz Bodenheimer betrieb bis 1938 mit seinem Schwiegersohn Albert Strauß eine Bäckerei. Sein Sohn Julius war Schnapshändler. Über Zerstörungen am Boykottag oder in der Kristallnacht ist nichts bekannt. 1939 wanderte Julius Bodenheimer mit seiner Ehefrau Rachel und seinem Sohn Alfred nach Straßburg aus. 1942 wurden die Eltern bei einer Razzia in Südfrankreich verhaftet und 1942 von Drancy nach Auschwitz deportiert, wo sie sehr wahrscheinlich umgebracht wurden. Der Sohn konnte über die spanische Grenze entkommen und wanderte 1944 in Palästina ein. Der 84jährige Moritz Bodenheimer wurde am 22. Oktober 1940 mit seiner Ehefrau, seiner Tochter Elsa, seinem Schwiegersohn und seiner zweijährigen Enkelin nach Gurs deportiert. Die hochbetagten Eheleute starben 1943 bzw. 1944 in Montrem (Dordogne). Elsa Strauß konnte mit ihrer Tochter Bella befreit werden. Sie leben heute in Frankreich. Albert Strauß wurde weiter nach dem Osten verschleppt und vermutlich in Lublin-Maidanek ermordet.

Furtwangen wird im Gemeindeverzeichnis von 1933 als Filiale von Offenburg genannt, obwohl nach vorübergehender Niederlassung (1875 5, 1900 5, 1925 1) zu dieser Zeit kein Jude mehr am Ort weilte.

Die bis zu ihrem Anfall an Baden 1803 freie Reichsstadt *Gengenbach* öffnete den Juden erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ihre Tore. Die seit 1895 der jüdischen Gemeinde Offenburg angeschlossene Filialgemeinde zählte 1875 42 Seelen, 1900 36, 1925 35 und 1933 30. Sie besaß einen Betsaal im städti-

schen Kaufhaus, der in der Kristallnacht verwüstet wurde. Die jüdischen Bürger betrieben 1933 zwei Textilwarenhandlungen, einen Tabakwarengroßhandel und die Klosterkellerei. Einige waren Viehhändler. Die ersten Übergriffe der Nationalsozialisten erfolgten im April 1933. Durch Einschüchterung der Kunden, die mit der Veröffentlichung von Fotos in den Hetzblättern rechnen mußten, wurde der Umsatz der jüdischen Geschäfte immer stärker gedrosselt. 6 jüdische Bürger wurden 1938 in das KZ Dachau abtransportiert. 16 Gengenbacher Juden wanderten nach den USA, England, Südamerika und Frankreich aus, 3 verzogen innerhalb Deutschlands. Am 22. Oktober 1940 wurden 9 Juden nach Gurs verschleppt. 4 starben dort, 3 überlebten das Dritte Reich in Frankreich, 2 starben in den Gaskammern im Osten. Eine Jüdin starb vor Beginn der Deportationen. Das Schicksal einer jüdischen Einwohnerin ist ungeklärt.

In *Haslach* im Kinzigtal, ehemals Residenz der Grafen von Fürstenberg, soll bereits in den Verfolgungen während der Pest 1348/49 eine jüdische Gemeinde vernichtet worden sein. Danach ließen sich erst im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts nach den Emanzipationsgesetzen wieder Juden nieder. Ihre Zahl stieg rasch von 5 im Jahre 1875 auf 43 um die Jahrhundertwende. Auch sie wurden 1895 der jüdischen Gemeinde Offenburg als Filiale angegliedert. 1925 wohnten noch 13 Juden in Haslach, 1933 8. Die Familie Moses betrieb eine Häute- und Fellhandlung. Alfred Moses wurde nach der Kristallnacht einige Wochen in Buchenwald inhaftiert. Über Frankreich gelangte er 1939 auf das Auswandererschiff „St. Louis". Mit über 900 jüdischen Emigranten an Bord fuhr der Luxusdampfer der Hamburg-Amerika-Linie am 13. Mai von Hamburg über Cherbourgh nach Havanna auf Kuba. Die kubanische Regierung bestritt die Gültigkeit der Einreisepapiere und verweigerte die Landungserlaubnis. Nach mehrwöchiger Irrfahrt auf dem Atlantik wurde auch die Landung in den Vereinigten Staaten trotz heftiger Proteste der Weltöffentlichkeit verboten und das Schiff nach Europa zurückgeschickt. Dort wurden die Flüchtlinge nach langen Verhandlungen von Antwerpen aus auf mehrere Länder verteilt. Viele von ihnen wurden später in Holland, Belgien oder Frankreich von der Gestapo verhaftet und in den Lagern im Osten umgebracht. Der vierköpfigen Familie Moses gelang bei einem zweiten Versuch die Einwanderung nach den USA. Josef Bloch wurde mit Frau und Sohn nach Gurs deportiert; von ihnen sah keiner die Heimat wieder. Nur ein in privilegierter Mischehe lebender Bürger konnte zunächst in Haslach bleiben, wurde noch 1945 nach Theresienstadt deportiert und dort befreit.

Das Dorf *Nordrach* gehörte bis 1803 zur Reichsstadt Zell am Harmersbach und fiel mit dieser 1803 an Baden.

In den ersten Jahren dieses Jahrhunderts erwarb Baronin Adelheid von Rothschild aus Paris in Nordrach ein Sanatorium, das sie aus eigenen Mitteln zu einer unentgeltlichen Heilstätte für jüdische weibliche Lungenkranke aller Länder einrichtete. Zum Andenken an ihren Vater erhielt die Stiftung den Namen M. A. von Rothschild'sche Lungenheilstätte. Die Leitung hatte der Chefarzt inne unter der Oberaufsicht eines besonderen Verwaltungsrats. Nach der Inflation hatte auch diese gut dotierte Anstalt unter Geldschwierigkeiten zu leiden, so daß von vermögenderen Kranken Verpflegungsbeiträge erhoben werden mußten.

Ihren ständigen Wohnsitz in Nordrach hatten 1901 1, 1925 4 und 1933 5 Juden, und zwar der Chefarzt Nehemias Wehl (1921—1942), ein Verwalter und zwei Wirtschafterinnen; außerdem wohnte noch ein lediger jüdischer Fotograf im Dorf. In der Lungenheilstätte befanden sich zwischen 1933 und 1942 insgesamt 116 Patientinnen und Pflegepersonal.

Von den judenfeindlichen Maßnahmen der nationalsozialistischen Regierung bekam das Sanatorium bis 1942 nicht viel zu spüren. Die Zahl der Patientinnen ging allmählich zurück, da aus dem Ausland keine Kranken mehr das Sanatorium aufsuchen konnten. Auswanderndes jüdisches Pflegepersonal konnte jeweils durch stellenlos gewordene Jüdinnen mühelos ersetzt werden. 1949 ging die Lungenheilstätte in den Besitz der Reichsvereinigung der Juden in Berlin über. Martin Wehl aus Hamburg, offenbar ein Bruder des Chefarztes, der sich seit dem 18. September 1940 im Sanatorium aufhielt, wurde am 22. Oktober 1940 von der Gestapo abgeholt und nach Gurs deportiert. Alle übrigen Insassen durften zunächst bleiben. Ende September 1942 wurden sie — mit dem Chefarzt 26 Personen — nach Darmstadt transportiert und dort einem hessischen Deportationszug nach Auschwitz angeschlossen. Sie wurden alle ermordet. In der Lungenheilstätte befand sich von Ende September 1942 bis 15. April 1945 ein Entbindungsheim für ledige werdende Mütter, die von SS-Angehörigen uneheliche Kinder erwarteten. Die SS und der Verein „Lebensborn" waren dem Reichsstatthalter Wagner zuvorgekommen, der das Sanatorium für die Unterbringung von Fliegergeschädigten vorgesehen hatte. 1945 — 1950 wurde die Lungenheilstätte von den französischen Besatzungstruppen, zuletzt als Kinderheim (Pouponnière Française) beansprucht. 1953 wurde das Heim an Sanatoriumsbesitzer in Nordrach verkauft.

Auf dem 22 Ar großen jüdischen Friedhof in Nordrach im Gewann Leerenwinkel befinden sich 29 Gräber von lungenkranken Patientinnen, die hier gestorben sind. Er befindet sich weiterhin im Besitz der Rothschild'schen Stiftung.

Von 1316 bis zum Anfall an Baden 1803 gehörte *Renchen* zum weltlichen Gebiet des Bistums Straßburg. Nachdem bereits 1301 Juden wegen einer angeblichen Hostienschändung in der Stadt verfolgt worden waren, wurde die jüdische Gemeinde in den Pestpogromen von 1348/49 vernichtet. Erst 1875 ist wieder ein Jude in Renchen ansässig, 1925 5, die aber bis zum Beginn des Dritten Reiches sämtlich abgewandert waren.

Triberg zählte 1875 3, 1900 6 und 1925 10 Juden. Seit 1895 waren sie Filialgemeinde von Offenburg. Zwischen 1933 und 1945 waren in der Stadt 10 Personen gemeldet, die nach nationalsozialistischer Anschauung Juden waren. Von ihnen starben 2 eines natürlichen Todes, 2 schieden 1935 freiwillig aus dem Leben, 1 wurde 1941—45 nach längerer Haft dienstverpflichtet und überlebte die Verfolgung. Eine Jüdin hielt sich nur vorübergehend in Triberg auf. Die anderen 4 wurden nach Gurs deportiert, darunter 1 von Karlsruhe aus. Der Rechtsanwalt Dr. Leopold Maier und das Ehepaar Haas wurden in Auschwitz umgebracht, während ihr Sohn aus dem Lager Rivesaltes fliehen und 1946 in die USA auswandern konnte.

In *Zell am Harmersbach*, einer Gründung des Klosters Gengenbach, wurde 1722 den Juden gegen Entrichtung von einem Gulden Leibzoll erlaubt, „Tuch

oder was man hier nicht hat" zu verkaufen. 1779 wurde ihnen der Verkauf auf Jahrmärkten und in Wirtshäusern verboten. Eine Niederlassung wurde nicht gestattet. Erst 1875 waren 5 Juden in der Stadt wohnhaft, 1900 2 und 1925 3. Auch sie waren bis zur Machtergreifung Hitlers abgewandert.

Lit.: Ernst *Batzer*, Die erste Judenherberge in Offenburg, in: D'r alt Offeburger. 1929 Nr. 1551b. — *Ders.*, Führer durch die Kreishauptstadt Offenburg. 1912. — Kasimir *Walter*, Kurzer Abriß der Geschichte der Reichsstadt Offenburg. 1896. — *Ders.*, Das Judenbad zu Offenburg. 1891. — Benjamin *Willstätter*, Predigt und Gebete bei der Einweihung der neuen Synagoge in Offenburg am 24. 9. 1875. 1875.

PFORZHEIM

Markgraf Hermann V. von Baden (1190—1243) erbte 1219 die Stadt Pforzheim, die er zur Residenz ausbaute. Bei der Erbteilung 1535 kam Pforzheim zur Markgrafschaft Baden-Durlach. Als 1565 die Residenz nach Durlach verlegt wurde, blieb die Schloßkirche weiterhin Grablege der markgräflichen, später großherzoglichen Familie. Das wirtschaftliche Leben der Stadt war vor dem Dreißigjährigen Krieg durch die Flößerei und Tuchmacherei bestimmt. 1767 begründete Markgraf Karl Friedrich (1738—1811) im staatlichen Waisenhaus die Bijouterie-Industrie. Aus dieser Manufaktur entwickelte sich die vielseitige, weltbekannte Pforzheimer Edelmetallindustrie.

In der Gegend von Pforzheim hielten sich schon in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts Juden auf. Das Nürnberger Memorbuch berichtet, daß 1267 in Pforzheim die Leiche eines siebenjährigen Mädchens im Wasser aufgefunden wurde. Sofort beschuldigte man die Juden des Ritualmordes. Einige der Angeschuldigten begingen Selbstmord. Ihre Leichen wurden zusammen mit den noch lebenden Juden gerädert und erhängt. Der Steinsarg des ermordeten Mädchens befindet sich in der Pforzheimer Schloßkirche. Zur Zeit des Schwarzen Todes 1348/49 kam es in Pforzheim erneut zu einer Judenverfolgung.

Unter dem Einfluß der humanistischen Schriften seines Landsmannes und Zeitgenossen Reuchlin nahm Markgraf Philipp I. (1479—1533) die drei Juden David, Seligmann und Hana auf zehn Jahre nach Pforzheim in den Schutz auf. Seligmann und Hana wurde in dem Schutzbrief außer dem Handel auch gestattet, „die Kunst der Wundarznei" in der Markgrafschaft auszuüben. Vier Jahre später wurden Mosse und Helias auf sechs Jahre in den Schutz aufgenommen. Bereits 1463 hatte Kurfürst Friedrich von der Pfalz den Juden Leo aus Pforzheim nach Heidelberg in den Schutz aufgenommen. 1569 beauftragte Markgraf Karl den Juden Jakob zu Pforzheim, die bei einer Musterung bei den Untertanen der oberen Lande als fehlend festgestellten Rüstungen und Gewehre zu ergänzen. Jakob bezog die Rüstungen aus Straßburg. In dieser Zeit wird auch eine Judengasse in der Stadt erwähnt.

1608 baten zwei Pforzheimer Juden um Überlassung von Getreide aus dem Amtsspeicher gegen Verpfändung ihrer Häuser. Befürchtungen, daß die Juden mit diesem Getreide Handel treiben wollten, wurden vom Oberamt zerstreut. Die Bittsteller brauchten das Korn den Winter über für ihre Haushaltungen.

Um 1614 vertrieb Markgraf Georg Friedrich (1602—22) die Juden im ganzen Lande. Trotz dieser Ausweisung bat 1652 der Jude Baruch Kaufmann von Grombach, genannt das Kaufmännle, um die Erteilung eines Jahresgeleits mit dem Hinweis, er habe dem Markgrafen nicht nur Pferde geliefert, sondern sich auch „in die sieben Jahr zu Durlach und Pforzheim häuslich aufgehalten", den Untertanen Geld geliehen und Vieh auf Borg gegeben, ohne Übervorteilung oder Betrug. Sein Gesuch wurde abgelehnt. Erst seit 1670 waren wieder dauernd Juden in Pforzheim ansässig. 1672 mußte ein Jude, der sonntags während der Mittagspredigt Vieh durch die Stadt trieb, 6 Kreuzer Strafe zahlen. 1673 wurden zwei Juden wegen Verwendung zu leichter Gewichte bestraft. 1682 erteilte Markgraf Friedrich Magnus (1677—1709) den Pforzheimer Juden Wolf und Moses Reutlinger auf vier Jahre das ausschließliche Recht, mit Häuten, Leder und Wolle im durlachischen Unterland zu handeln. Während der Franzoseneinfälle 1689 flohen die Juden vorübergehend. Nach der Einäscherung Pforzheims 1689 bezeichnete der Stadtrat als Mittel, der verarmten Stadt wieder aufzuhelfen u. a. auch die Ausweisung der Juden. Der Antrag hatte wie schon 1679 keinen Erfolg. Seit 1699 wurde wiederum eine Reihe von Juden nach Pforzheim in den Schutz aufgenommen. Vor der Zerstörung wird ein Judenhof in der Tränkgasse erwähnt. Wahrscheinlich war es eine jüdische Herberge.

1709 lebten in Pforzheim fünf Judenfamilien. Da Markgraf Karl Wilhelm (1709—1738) auch den Kindern der Juden das Schutzrecht erteilte, vermehrten sich die Juden rasch. 1723 zählte die Stadt 9 Judenfamilien, 1738 11, obwohl 1717 der Hofjude Model, 1724 dessen Schwiegersohn Salomon Mayer nach Karlsruhe übergesiedelt waren. Abraham Lipmann hatte 1709 eine Bittschrift eingereicht, in der er die Regierung um die Bestätigung der von ihnen gewählten Vorsteher bat. Model war als Schultheiß vorgesehen, aber die Bestätigung blieb aus. Diese Wahlen sind das erste Anzeichen für die Organisation einer eigenen Gemeinde der Juden in Pforzheim.

Das rasche Anwachsen der Judenschaft unter Karl Wilhelm erregte Mißfallen. Ein besonders scharfer Gegner der Juden war der Geheimrat und Obervogt zur Glocken in Pforzheim. Am Tage vor Ostern 1726 ließ er den Juden eröffnen, sie dürften sich während des ganzen Osterfestes nicht auf der Straße blicken lassen. Täten sie es dennoch, würde er sie acht Tage in den Saustall sperren und jeden Tag mit Saudreck bewerfen lassen. Auch drohte er bei Übertretung mit einer Strafe von 10 Reichstalern und Einsperren in den Eselsstall. Die Juden durften außerdem das von ihnen nicht genossene Fleisch geschächteter Tiere nicht mehr wie bisher frei absetzen, sondern mußten es unter der Metzelhütte verkaufen. Alle diese Benachteiligungen berichteten die Pforzheimer Juden durch einen Eilboten an den Judenschultheißen nach Karlsruhe und baten um Hilfe beim Markgrafen. Zur Glocken scheint mit seinen rigorosen Maßnahmen nicht durchgedrungen zu sein.

Die Vermögensverhältnisse der Pforzheimer Juden waren im 18. Jahrhundert mit geringen Ausnahmen recht bescheiden. Anläßlich einer Umfrage von 1727 über ihre wirtschaftliche Lage baten sie um Befreiung von der Angabe ihres Vermögens, denn die meisten hätten nur geringe Mittel und die Angabe ihres wirk-

lichen Vermögensstandes würde ihrem Kredit schaden. Ihre einzige Erwerbsmöglichkeit sei aber der Handel auf Kredit, womit sie sich mühsam durchbringen könnten. Auf Grund dieser Eingabe wurden die Pforzheimer Juden nicht, wie geplant, zu den Vermählungskosten des Erbprinzen (1727) herangezogen.

Nach dem Tode des Markgrafen Karl Wilhelm (1738) befand sich die Stadt Pforzheim, wie das ganze badische Land damals, in sehr schlechtem wirtschaftlichem Zustand. Die Schuld daran schob man den Juden zu. Die beiden Zunftmeister Tobias Friedrich Stein und Johann Christoph Schnell zu Pforzheim reichten im Namen der ganzen Bürgerschaft bei der vormundschaftlichen Regierung eine Denkschrift ein, worin sie sich u. a. auch über die Juden beschwerten. Diese hätten sich so stark vermehrt, daß sie mit ihrem Wucher und ihrem Viehhandel der Stadt und dem armen Bauersmann beträchtlich schadeten; auch hätten sie bei allem Handel und Wandel ihre Hand im Spiel, das Handwerk nicht ausgenommen. Als der Hofrat daraufhin eine Befragung der einzelnen Zünfte über die Berechtigung der Beschwerdeschrift der beiden Zunftmeister anstellte, zeigten sich alle Zünfte in der Klage über die Juden einig. Man bat, daß die Herrschaft die alte Ordnung wieder einführe, wonach nur zwei oder drei Judenfamilien in der Stadt zugelassen waren, die keinerlei offene Läden führen und auch kein Handwerk ergreifen durften. Die Bürgerschaft erbot sich außerdem, das Schutzgeld für die Juden zu zahlen, falls diese ausgewiesen würden.

Das Oberamt und der Geheime Ratspräsident von Uxküll gaben in der Sache zwar der Bürgerschaft recht, glaubten aber, die Herrschaft könne sich von den Bürgern keine Vorschriften machen lassen; auch bezweifelten sie sehr, ob die Bürger zum Ersatz des ausfallenden Judenschutzgeldes imstande wären. Inzwischen hatte die Bürgerschaft im Dezember 1738 auch eine Beschwerdeschrift wesentlich gleichen Inhalts eingereicht. Metzger und Zeugmacher fanden mit ihren Klagen kein Gehör. Bezüglich des Ankaufs von Wolle wurde das Verbot in der Landesordnung über den Vorkauf aufs neue eingeschärft, ebenso die allgemeine Verordnung von 1686 über das Verbot des Verkaufs von „gemeinem Tuch" unter 1 Gulden die Elle. Hausieren mit Tuchwaren blieb nach wie vor verpönt. Bezüglich des Ankaufs von Häuten und Fellen wurden die Juden auf die Bestimmungen der Landesordnung verwiesen. Strumpfwirker, Schneider, Handelsleute und Krämer wurden mit ihrem Gesuch um Verbot der jüdischen Konkurrenz abgewiesen.

Gegen die Einschränkung ihres Tuchhandels beschwerten sich die Pforzheimer Juden umgehend, da 1686 in Pforzheim mehr als 40 begüterte Tuchmacher gewesen seien, jetzt aber nur noch fünf, die keine Häuser besäßen und für ihre geringe Produktion genügend Absatz hätten. Die Juden hätten seit 27 Jahren Pforzheim durch ihren Tuchhandel bekannt gemacht. Von neun und mehr Stunden weit kämen die Bauersleute aus württembergischen und ritterschaftlichen Dörfern nach Pforzheim und brächten durch Zoll und Steuern der Herrschaft, durch Einkäufe und Zehrung der Stadt viel Nutzen; wenn man den Verkauf von gemeinem Tuch in Pforzheim verbiete, seien die Leute gezwungen, ihr Geld nach Bretten außer Land zu tragen. Da die Pforzheimer Tuchmacher nicht genügend „gemeines Tuch" herstellen konnten, hob das Hofratskollegium schließlich die Beschränkung des Tuchhandels auf.

Die Regierungsbehörden gaben aber keine Ruhe. 1740 erstattete Geheimrat Stadelmann der vormundschaftlichen Administration ein ausführliches Gutachten über die Sanierung der Pforzheimer Wirtschaft, worin er sich heftig über die Juden ausließ; es seien jetzt neun jüdische Haushaltungen in Pforzheim, wovon vier mit allerhand Kramwaren handelten. Durch ihre Zulassung sei christlichen Handelsleuten der Handel unmöglich gemacht, wozu ein einziger Jude genüge. Die Juden würden beim Handel betrügen und die Christen dazu bringen, gleich ihnen schlechte Ware zu verkaufen. Außer den vier Händlern seien aber noch fünf andere Juden in der Stadt, die sich mit Viehhandel, Schächten und dergleichen nährten oder — auf gut Deutsch — die Untertanen mit minderwertigem Vieh betrögen. Daraus erkläre sich die schlechte Lage der Metzger und der Niedergang des früher sehr bedeutenden Viehmarkts in Pforzheim. Stadelmann klagte auch über den schlechten Zustand des Landes überhaupt und die Schuld der zahlreichen Juden hieran. Wer den Juden Schutz erteile, autorisiere damit öffentliche Spitzbuben in seinem Land dazu, seine Untertanen zu verderben. Abschließend machte Stadelmann bezüglich der Juden einige Vorschläge, die für das ganze Land galten.

Das Ergebnis dieser Beschwerde der Stadt Pforzheim über ihre Juden war die für das ganze badische Unterland geltende Judenordnung von 1745, die nach dem Regierungsantritt Karl Friedrichs 1747 teilweise zugunsten der Juden geändert wurde. Unter Karl Friedrich, der bis 1811 regierte, konnten die Juden verhältnismäßig ungestört leben. Trotzdem nahm die Zahl der Pforzheimer Juden bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts nur geringfügig zu. 1784 lebten hier 13 Judenfamilien mit 85 Seelen, 1789 100 Juden, 1801 17 Familien mit 103 Seelen, 1810 95 Seelen, 1825 128, 1837 118, 1846 146, 1849 154 und 1858 164 Juden. Zu den ältesten Familien gehörten die Familien Schlesinger (nachweislich seit 1706 in Pforzheim), Lay (seit 1809) und Kuhn (seit 1813). Die völlige Emanzipation der Juden und der durch die aufblühende Uhren- und Schmuckindustrie verursachte Aufstieg Pforzheims zur Großstadt brachte auch ein Anwachsen der jüdischen Gemeinde mit sich. Zuzüge von außen erfolgten, mit Ausnahme von Königsbach, nur wenige. Von 1861 bis 1925 wuchs die Gemeinde um mehr als das Fünffache: 1861 168, 1875 287, 1900 535, 1910 766, 1925 886. 1927 wurde die Zahl von 1000 Seelen überschritten. Im Juni 1933 lebten nur noch 770 Juden in Pforzheim. Im Ersten Weltkrieg hatte die Stadt 11 jüdische Gefallene zu beklagen.

Bis zum frühen 18. Jahrhundert lebten die Pforzheimer Juden vom Handel auf Kredit. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts hatten sie den Handel mit Häuten, die sie massenhaft nach dem Elsaß und der Schweiz ausführten, vollständig in der Hand. 1738 betrieben sie in Pforzheim sechs offene Kramläden mit allen möglichen Waren. Etliche hausierten mit Tuchen, Strumpfwaren, Kleidern, Wolle, Vieh, Häuten, Leder und geschächtetem Fleisch. Trotz wiederholter Beschwerden der erbitterten Zünfte sollten die Juden beim wirtschaftlichen Aufstieg der Stadt eine bedeutende Rolle spielen.

Als 1767 Markgraf Karl Friedrich die Bijouterie-Industrie begründete, die bald Pforzheims Lebensnerv werden sollte, kamen ihr die Beziehungen der Juden zum Ausland zugute. Bis ins 19. Jahrhundert besorgten ausschließlich sie den Goldhandel. Bereits 1784 baten die Pforzheimer Schmuckwarenfabrikanten, man möge

den Juden allen Handel mit Bijouteriewaren und den Goldverkauf verbieten, da sie Wucher und Betrug treiben würden. Als die Regierung daraufhin nach französischem Muster einen staatlichen Kontrolleur mit dem Goldhandel beauftragen wollte, zogen die Fabrikanten ihren Antrag zurück und ließen doch lieber ihr Gold durch die Juden besorgen.

Für den großen Geldbedarf der Bijouterie-Industrie gab es bis in die 1850er Jahre in Pforzheim kein eigentliches Bankinstitut. Das erste Geschäft dieser Art führte Nathan Wolf ein, und zwar kommissionsweise. Bald folgte die Gründung der Bankhäuser Robert Bloch und Fuld & Co. Nach dem Ersten Weltkrieg beherrschte die Bankiersfamilie Kahn zusammen mit der Rheinischen Kreditbank den Geldmarkt für den Pforzheimer Hauptindustriezweig, der nicht zuletzt den jüdischen Bankiers seinen raschen Aufstieg verdankt.

In den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts zog ein wahrer Goldrausch von überallher Arbeiter und Unternehmer in die Goldstadt. Unter den Schmuck- und Uhrenfabriken gab es um 1933 ungefähr 20 jüdische Betriebe. Die bekanntesten unter ihnen waren Ballin, Louis Kuppenheim, Alfred Rosenfeld und S. B. Schlesinger. Etwa ebenso groß war die Zahl der jüdischen Gold-, Silber-, Perlen-, Schmuckwaren- und Uhrengroßhändler bzw. Exporteure, die den Schmuckfabriken Absatzmärkte eröffneten.

Die jüdischen Geschäfte für die täglichen Bedarfsartikel waren nicht weniger zahlreich. Etwa 15 Textilwarengeschäfte, 7 Schuhgeschäfte, 7 Metallwaren- und Eisenhandlungen, 2 Möbelgeschäfte, 3 Pelzgeschäfte, 1 Teppichhandlung, 2 Kolonialwarenhandlungen, 2 Kaufhäuser (Geschwister Knopf und Krüger & Wolf), 2 Weinhandlungen, 1 Rohproduktenhandlung, 2 Zigarrenhandlungen, 3 Metzgereien und die Pforzheimer „Eierzentrale" befanden sich um 1933 in jüdischem Besitz. Außerdem gab es unter den jüdischen Einwohnern zu dieser Zeit 1 Schreiner, 1 Friseur, 3 Schneider, 1 Kürschner, 2 Immobilienmakler und ein halbes Dutzend Viehhändler. Zu erwähnen sind noch die Fabriken für technische Bürsten Max Abrahamsohn und Walter Wolf sowie das Schotter- und Kalkwerk Ludwig Esslinger.

Seit der Emanzipation wurde auch in den akademischen Berufen die Zahl der Juden immer größer. Praktische Ärzte waren Dr. Nathan Roos, Dr. Wilhelm Rosenberg und Dr. Fritz Schnurmann. Medizinalrat Dr. Rudolf Kuppenheim, der Bruder des Fabrikanten Louis Kuppenheim, war Frauenarzt, Dr. Hermann Netter Kinderarzt. Zahnärzte waren Dr. Kurt Ehrenberg und Dr. Bernhard Kern. Dr. Walter Freundlich übte den Beruf eines Tierarztes aus. Jüdische Rechtsanwälte gab es 5. Dr. Simon Bloch, Max Bodenheimer und der von 1936 bis 1939 in Danzig tätige Dr. Fritzmartin Ascher waren Gymnasialprofessoren. Dr. Samuel Erich war Odenheimer Landgerichtsdirektor. Emil Levinger, seit 1935 Vorsteher der jüdischen Gemeinde, war vor 1933 Mitglied des Stadtrates. Nur die wichtigsten Namen und Unternehmen konnten in diesem Rahmen als Zeugen jüdischen Fleißes und jüdischer Strebsamkeit erwähnt werden.

Die Pforzheimer Juden hielten ihre Gottesdienste seit dem 18. Jahrhundert in einem Betsaal am Hasenmeyerschen Haus in der Barfüßergasse ab. 1812 erbaute die jüdische Gemeinde eine Synagoge an der Stelle des 1805 abgebrannten soge-

nannten „Eselstalles" in der Metzgerstraße. Dieses Gotteshaus benützten die Juden bis 1893. In diesem Jahre wurde die von Prof. Levy aus Karlsruhe und Architekt Klein in Pforzheim im maurisch-gotischem Stil erbaute neue Synagoge in der Zerrenerstraße eingeweiht. Die Baukosten betrugen 200 000 Mark. 1930 wurde die Synagoge großzügig renoviert. Die Synagogengemeinschaft gehörte seit 1827 zum Rabbinatsbezirk Karlsruhe, seit 1885 zur Ortssynagoge Karlsruhe-Pforzheim. Die karitativen und sozialen Aufgaben in der Gemeinde nahmen der Frauenverein, der Frauenbund, der Armenunterstützungsverein und der Wohltätigkeitsverein Chewra Kaddischa wahr. Die Mitglieder des Unabhängigen Ordens B'ne B'rith waren in der Zähringer-Loge zusammengeschlossen. Stiftungen von Adolf und Pauline Kahn, Ludwig Schlesinger, Paul Josef und Auguste Rothschild gaben dem Synagogenrat Mittel für Erziehungsbeihilfen und andere gute Zwecke an die Hand.

Ihre Toten begruben die Pforzheimer Juden bis 1846 auf dem Verbandsfriedhof in Obergrombach. 1846 bis 1878 besaß die jüdische Gemeinde einen eigenen Friedhof in der Eutinger Straße. 1877 wurde bei der Eröffnung des allgemeinen Friedhofes auf der Schanz den Juden die nordöstliche Ecke als Begräbnisplatz zugeteilt. Bis 1940 wurden hier 378 Juden beigesetzt, davon 33 seit 1933. Der alte Judenfriedhof wurde später durch Anlagen des städtischen Gaswerks überbaut.

Kurz nach den Konstitutionsgesetzen von 1808/1809 besuchten die ersten jüdischen Kinder den Unterricht in den öffentlichen Stadtschulen. 1832 wurde eine eigene israelitische Volksschule gegründet und im Synagogengebäude untergebracht. Die Stadt zahlte einen Beitrag zum Unterhalt der Schule, bis die Konfessionsschulen in Baden aufgehoben wurden.

Die nationalsozialistische Judenverfolgung setzte in Pforzheim gleich nach der Machtergreifung Hitlers am 30. Januar 1933 in voller Schärfe ein. 18 polnische Judenfamilien, die nach dem Ersten Weltkrieg zugewandert waren, mußten als erste die Stadt verlassen. Der am 1. April 1933 durchgeführte wirtschaftliche Boykott der jüdischen Geschäfte zwang alteingesessene Pforzheimer Juden zur Auswanderung. Der Ausverkauf beim Abbau ihrer Geschäfte wurde vom „Pforzheimer Anzeiger" boykottiert. Bis Ende 1933 waren 13 % der Pforzheimer Juden außer Landes. Die zionistische Ortsgruppe hatte 1936 61 Mitglieder, die auf ihre Auswanderung warteten. 1936 mußte für die jüdischen Kinder eine eigene Schule eingerichtet werden, die zusammen mit den Kindern aus Königsbach von 60 Schülern besucht wurde. Im November 1938 waren es nur noch 22.

In der Kristallnacht wurde um 9 Uhr morgens die Synagoge gestürmt, Gebetbücher und andere Ritualien in den vorbeifließenden Kanal geworfen und anschließend in der Synagoge eine Sprengladung zur Detonation gebracht, die aber keinen großen Schaden anrichtete. Auch der Friedhof wurde bei dieser Aktion geschändet, jüdische Wohnungen und Geschäfte demoliert und die Männer in das KZ Dachau eingeliefert, von wo sie erst nach Wochen zurückkehrten. Zahlreiche von ihnen waren vorher systematisch verprügelt worden. Die SA war in Schlägertrupps zu etwa vier Mann eingeteilt worden. Jede Gruppe erhielt einen Gummiknüppel und eine Namensliste — so „spontan" wurde hier „Volkswut"

inszeniert. Nach diesen schrecklichen Ereignissen setzte eine neue, noch größere Auswanderungswelle ein. Gut zwei Drittel der jüdischen Einwohner Pforzheims konnten wenigstens ihr Leben ins Ausland retten. Als bevorzugte Auswanderungsländer galten die USA (175) und Palästina (102), ferner England (48), Argentinien (46), Brasilien (32) und Frankreich (31). Der Rest zerstreute sich in nahezu zwanzig verschiedene Länder.

Am 22. Oktober 1940 wurden aus Pforzheim 183 jüdische Bürger nach Gurs deportiert. Der konvertierte Frauenarzt Dr. Rudolf Kuppenheim brachte kurz vor der vermeintlichen Verhaftung sich und seine „arische" Ehefrau durch Gift um. Von den Deportierten starben mindestens 20 an den katastrophalen Verhältnissen in den französischen Lagern, 47 wurden nachweislich befreit, etwa 50 im Vernichtungslager Auschwitz ermordet, der Rest in anderen Konzentrationslagern.

Die in Pforzheim zurückgebliebenen Juden wurden zwischen dem 2. Juni 1942 und dem 14. Februar 1945 nach Izbica und vor allem nach Theresienstadt deportiert. Aus Theresienstadt kehrten 17 wieder nach Pforzheim zurück, aus Gurs 4.

Die heute in Pforzheim lebenden Juden haben sich der Israelitischen Gemeinde Karlsruhe angeschlossen. An die alte jüdische Gemeinde erinnert nur noch der neue jüdische Friedhof, der auch jetzt wieder belegt wird.

Lit.: Hermann *Marx,* Aus der Vergangenheit der Gemeinde Pforzheim, in: Mitt.-Blatt des Oberrats 9 (1957) Nr. 10. — Johann Georg Friedrich *Pflüger,* Geschichte der Stadt Pforzheim. 1862. — Aloys *Stolz,* Geschichte der Stadt Pforzheim. 1901.

PHILIPPSBURG KR. BRUCHSAL
mit Oberhausen

Udenheim, seit 1623 nach Bischof Philipp Christoph von Sötern Philippsburg genannt, hatte als fürstbischöflich-speyerische Residenz- und Festungsstadt im 17. und 18. Jahrhundert ein schweres wechselvolles Schicksal. 1723 verlor es den Rang als Residenzstadt an Bruchsal, 1803 wurde die Festung geschleift. Bei der Säkularisation des Hochstifts Speyer im Jahre 1803 fiel die Stadt an Baden.

1337 wird in einem Vergleich Bischof Gerhards von Speyer mit seinen Juden über die Ablösung einzelner Steuern und Dienste durch eine Bede auch Udenheim als Judenwohnort erwähnt. Nach dem Pogrom von 1348/49 scheinen sich in den nächsten Jahrhunderten keine oder nur vereinzelte Juden in der Stadt aufgehalten zu haben.

Der Festungsbau, mit dem Fürstbischof Philipp Christoph 1615 begann, zog Juden herbei. Auch während des Dreißigjährigen Krieges und der Kriege Ludwigs XIV. befanden sich Juden in der späteren Reichsfestung. In Grimmelshausens „Simplicissimus" wird ein Jude in der Festung beauftragt, für den völlig abgerissenen Simplicissimus Pferd und Kleider zu beschaffen. Nach den Kriegswirren bat der im Dienste des damaligen französischen Kommandanten von Philippsburg stehende bischöflich speyerische Schutzjude Vehus (Vaiß) den Markgrafen Friedrich VI. von Baden-Durlach (1659—77) um Jahresgeleit für sein Land. Er begründete sein Gesuch damit, daß er während des Krieges badischen Amtleuten und

Bürgermeistern, die ihre Kontribution nicht pünktlich abgeliefert hatten und deshalb von den Franzosen eingesperrt worden waren, durch Geld und Fürsprache Hilfe geleistet habe. Damals lebten die Juden der Stadt hauptsächlich vom Vieh- und Kramhandel sowie vom Geldverleih.

Gegenüber dem 17. Jahrhundert ging im 18. Jahrhundert die Zahl der Juden wieder zurück; dies hing mit der Verlegung der Residenz nach Bruchsal zusammen. 1683 wohnten in Philippsburg fünf Judenfamilien, 1740 drei. 1755 ließ sich ein Jude taufen. Nach dem strengen Viehhandelsverbot von 1765 lebte 1784 nur noch eine Judenfamilie in Philippsburg. 1785 und 1809 waren es wieder zwei. 1810 betrug die Zahl der jüdischen Einwohner 12, 1825 24, 1831 15. Bis 1842 schnellte sie auf 94 hoch, sank aber infolge Auswanderung auf 67 im Jahre 1849 herab. 1875 zählte man 79 Juden. Eine neue Auswanderungswelle verminderte ihre Zahl bis 1895 auf 67. 1900 wohnten in Philippsburg 57 Juden, 1925 50 und 1933 45. Die häufigsten Namen waren Gutmann und Löb. Im Ersten Weltkrieg sind Moritz Faber, Hugo Löb und Hugo Neuburger gefallen.

Seit 1710 war Isaak Salomon Kahn aus Krakau Rabbiner in Philippsburg. 1713 wurde er zur Schlichtung von Streitigkeiten zwischen Durlacher und Grötzinger Juden nach Durlach gerufen. Er wurde dann der erste Landrabbiner von Baden-Durlach. 1827 kam die Synagogengemeinde Philippsburg zum Rabbinatsbezirk Bruchsal. Der Gottesdienst wurde in einem Bethaus in der Weißetorstraße, allgemein Synagoge genannt, gehalten. Nachdem Unterhandlungen mit den Nachbargemeinden Graben und Liedolsheim über die Errichtung eines gemeinsamen Friedhofs ohne Ergebnis geblieben waren, wurde am 28. Mai 1889 im Gewann „im Sand auf dem Wall" zwischen Philippsburg und Huttenheim auf Huttenheimer Gemarkung ein eigener Friedhof eingeweiht und am 11. Mai 1890 erstmals belegt. Bis dahin fanden die Toten auf dem Verbandsfriedhof in Obergrombach ihre letzte Ruhestätte.

Mit den christlichen Stadtbewohnern lebten die Philippsburger Juden in freundlichem Verhältnis. Samuel Gutmann hatte während des Ersten Weltkrieges für die Lebensmittelversorgung der Stadt zu sorgen. Er saß im Aufsichtsrat der Bruhrainer Volksbank. Der Religionslehrer Moritz Neuburger war Sprecher der Demokratischen Partei und Mitglied des Gemeinderates.

Am wirtschaftlichen Leben waren die Juden ebenfalls beteiligt. Die Landesproduktengroßhandlung Samuel Gutmanns war im ganzen Landkreis bekannt. David Maier betrieb eine Zigarrenfabrik, Karl Löb II eine Druckerei. Mathilde Faber war Inhaberin der Eisen- und Manufakturwarenhandlung Fa. Gebr. Gutmann. Jenny Gutmann handelte mit Mehl und Landesprodukten. Die Eheleute Nathan und Karoline Löb hatten einen Textilhandel. Karl Löb I führte eine koschere Metzgerei, Heinrich Löb und Samuel Samuel trieben Viehhandel.

Die nationalsozialistische Judenhetze konnte die Philippsburger Juden zwar aus Handel und Ämtern vertreiben, aber nur wenig die wohlwollende Gesinnung der Bevölkerung gegen ihre jüdischen Mitbürger beeinträchtigen. In der Kristallnacht im November 1938 wurde von auswärtigen SA-Leuten die Synagoge angezündet und der Religionslehrer Moritz Neuburger in „Schutzhaft" nach Dachau verbracht. Die Philippsburger SA-Leute lehnten die Inszenierung einer Aktion gegen das

Eigentum ihrer jüdischen Mitbürger ab und beteiligten sich an den Löscharbeiten. Nach 1933 starben noch 3 Juden zu Hause, 22 wanderten nach den USA, nach Luxemburg, England, Schweden und Italien aus. Da die jüdische Einwohnerschaft überaltert war und kaum unter Schikanen zu leiden hatte, befanden sich 1940 noch 21 Juden in Philippsburg, die am 22. Oktober nach Gurs deportiert wurden. 6 von ihnen wurden wieder befreit. 3 Deportierte starben im Lager Gurs, 1 im Lager Noe, und mindestens 6 wurden in Auschwitz ermordet.

Nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches kehrte Moritz Neuburger aus Frankreich nach Heidelberg zurück. Als Mitglied des Israelitischen Oberrats besuchte er öfter seine Heimatstadt, auf deren jüdischem Friedhof er 1954 seine letzte Ruhe fand. Der Gottesacker wird von der Gemeinde und den Schulkindern gepflegt. Das restaurierte Synagogengebäude dient heute Wohnzwecken.

Als die jüdische Gemeinde *Liedolsheim* 1903 aufgelöst wurde, wies der Oberrat die letzten dortigen Juden der Philippsburger Judengemeinde zu, aber bereits 1910 gab es keine Juden mehr in Liedolsheim.

Die wenigen Juden im benachbarten *Oberhausen* (1875 2, 1900 3, 1925 7) gehörten seit 1895 zur jüdischen Gemeinde Philippsburg. Von den 1933 ortsanwesenden Juden wanderten zwei nach den USA und Argentinien aus. Ein in sogenannter Mischehe lebender getaufter Jude wurde 1945 nach Theresienstadt deportiert, von wo aus er nach der Befreiung zurückkehrte.

Lit.: Karl Heinz *Jutz*, Der israelitische Friedhof Philippsburg, in: Philippsburger Heimatgrüße 27 (1964).

RANDEGG KR. KONSTANZ
mit Geisingen, Hilzingen, St. Georgen und Villingen

Die zum Ritterkanton Hegau zählende Herrschaft Randegg mit dem gleichnamigen Dorf kam 1609 an Konrad Vintler von Pläts, dann an die Familie Speth von Zwiefalten. Nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges gehörte sie der freiherrlichen Familie von Reinach und später bis zum Ende des alten Reiches einem Zweig der Freiherren von Deuring. 1806 wurde Randegg württembergisch und kam 1810 im Tausch an Baden.

Wohl um die gleiche Zeit und unter den gleichen Bedingungen wie in dem damals ebenfalls der Familie von Reinach gehörenden Gailingen siedelten sich um 1656 in Randegg die ersten Juden an; wie dort kamen sie vermutlich aus Vorarlberg. Im gesamten Gebiet der Landgrafschaft Nellenburg wurde ihnen der freie Handel gestattet, der jedoch 1782 infolge des allgemeinen, bald wieder durchlöcherten Verbots des Hausierhandels eingeschränkt wurde. 1696 lebten in Randegg bereits 6 jüdische Familien; 1743 wuchs ihre Zahl durch Zuzug von aus Stühlingen vertriebenen Juden auf 13, bis 1779 auf 17 und bis 1806 auf 39 Familien an. Bis 1849 erhöhte sich die Zahl der Juden, die 1825 289 betragen hatte (40,5 % von 713 Einwohnern), auf über 300, sank jedoch bis 1875 auf 225, bis 1900 auf 179 und bis 1925 auf 79. Entsprechend dem hohen Prozentsatz des jüdischen Be-

völkerungsanteils gab es in Randegg seit 1870 dauernd ein oder zwei jüdische Gemeinderäte.

Die Randegger Juden lebten größtenteils vom Viehhandel und betrieben nebenbei Landwirtschaft. 1845 kaufte der Jude Weil von Randegg die Worblinger Grundherrschaft, veräußerte aber einen großen Teil der Liegenschaften wieder. In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts wurde eine jüdische Volksschule errichtet, die bis 1876 bestand; 1845 wurde an der Stelle des alten baufälligen Schulhauses ein heute noch bestehender Neubau errichtet. Seit Anfang des 19. Jahrhunderts gab es in Randegg mehrere wohltätige und gemeinnützige Stiftungen. Zusammen mit anderen jüdischen Gemeinden wandte sich diejenige von Randegg 1863 nachdrücklich gegen die Benachteiligung badischer Juden in einem Staatsvertrag zwischen Baden und der Schweiz.

Lange Zeit hatte Randegg, auch schon vor 1800, eigene Ortsrabbiner. Unter ihnen ist als eine der markantesten Rabbinerpersönlichkeiten des 19. Jahrhunderts in Baden Leopold Schott zu erwähnen, der 1848 als einer der entschiedensten und fortschrittlichsten Reformer in die Religionskonferenz des Oberrats berufen wurde und sich 1852 bei dem Streit um die Einführung der Orgel in den israelitischen Gottesdienst für diese Neuerung aussprach. Nachdem 1925 der Amtssitz des Bezirksrabbinats Gailingen, zu dem Randegg gehörte, nach dem liberaleren Konstanz verlegt worden war, erhielten die orthodoxen Gemeinden Randegg und Gailingen auf ihr Drängen 1929 einen eigenen Ortsrabbiner mit dem Sitz in Gailingen.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erlangte der aus Hohenems gebürtige damalige Vorsteher der jüdischen Gemeinde, Michael Levi (Neumann), eine bedeutende Stellung. Vor allem wegen seiner Verdienste um die Verproviantierung der österreichischen Armee während der Koalitionskriege wurde er von Kaiser Franz II. 1796 zum kaiserlichen Hoffaktor ernannt. Anfang des 19. Jahrhunderts erwarb er die Herrschaft Randegg mit allen Rechten und Besitzungen. Der aus Bischheim im Elsaß stammende Randegger Jude Isidor Lehmann zog 1812 als Heereslieferant mit der großen Armee nach Rußland.

Bereits 1758 ist in Randegg eine jüdische Schule erwähnt, deren Gebäude 1807 an den Handelsmann Simon Weil verkauft wurde. Es dürfte sich dabei um die älteste Synagoge handeln. Um 1800 errichtete man einen Neubau, der kurz vor dem Ersten Weltkrieg umfassend renoviert wurde. Der Randegger Friedhof dürfte bis in das 17. Jahrhundert zurückgehen. Im Ersten Weltkrieg sind aus Randegg 8 Juden für ihr Vaterland gefallen.

1933 lebten in Randegg 62 Juden in sehr unterschiedlicher wirtschaftlicher und sozialer Stellung. An jüdischen Ladengeschäften gab es nur noch ein Kleidergeschäft und ein Manufakturwarengeschäft. Der sehr wohlhabende und allgemein beliebte Salomon Bloch, der mit seinem Bruder Abraham zusammen Inhaber der Pferdehandlung A. & S. Bloch oHG war, konnte sich durchaus nicht vorstellen, daß den Juden, die niemand etwas zuleid getan hätten, irgend etwas geschehen könne. Er versuchte sogar — natürlich vergeblich — Mitglied der NSDAP zu werden. Mehrfach wurde er darauf aufmerksam gemacht, daß es besser wäre auszuwandern, aber er fühlte sich so sehr als Deutscher und mit seiner Heimat ver-

wurzelt, daß er sich dazu nicht einmal entschließen konnte, nachdem er 1938 sein Geschäft hatte veräußern müssen. Erst im Konzentrationslager Gurs begann er seine Auswanderung zu betreiben. Im Mai 1944 geriet er in Marseille abermals in die Hand der Gestapo, die ihn und seine Ehefrau nach Auschwitz in den Tod schickten. Außer diesen beiden gab es noch weitere vier Vieh- und Pferdehändler. Hermann und Leopold Rothschild waren als Makler tätig. Fünf Juden waren Reisevertreter verschiedener Firmen. Der Handelsmann Salomon Guggenheim (1866—1933) galt als sehr reich. Er hat viel für Arme gespendet. Vor 1933 war Dr. Rothschild praktischer Arzt in Randegg, dessen einziger Sohn im Ersten Weltkrieg als Kriegsfreiwilliger gefallen war. Vor 1900 gab es in Randegg eine Mazzoth-Bäckerei. In der Dorfmetzgerei wurde für die Juden koscher geschlachtet.

Nach der nationalsozialistischen Machtergreifung im Jahre 1933 gingen die Geschäfte der Juden immer mehr zurück und kamen bis 1938 ganz zum Erliegen. Gelegentlich wurden bei Nacht jüdische Einwohner verprügelt, wenn sie sich allein auf die Straße wagten. Die Täter waren angeblich Männer vom Zollgrenzschutz. Die Bevölkerung verhielt sich aus Angst vorsichtig und wagte nur noch im Geheimen Umgang mit den Juden.

Über die Hälfte der Randegger Juden brachte sich bis 1940 im Ausland in Sicherheit; in Randegg starben nach 1933 noch 5 Juden. Am 22. Oktober 1940 wurden 17 Juden nach Gurs deportiert. Dort erlagen Siegfried Guggenheim und Adele Rothschild sehr bald den Strapazen. Leopold Rothschild wurde aus dem Lager entlassen. Mindestens 12 Personen fanden in Auschwitz den Tod. Dr. Nothmann, der bis 1933 Studienrat in Oberschlesien gewesen war und sich dann mit seiner Familie in Randegg niedergelassen hatte, war am Deportationstag nicht zu Hause. Er konnte noch von Randegg nach Palästina auswandern, während seine nach Gurs verschleppte Ehefrau 1942 in Auschwitz ermordet wurde.

Die 87jährige Dolsine Weil wurde 1942 von Gailingen nach Theresienstadt deportiert, wo sie kurz nach ihrer Ankunft starb. Ihr Schicksal teilte Rosa Biedermann. Johanna Guggenheim wurde 1942 in Belgien verhaftet und nach Auschwitz in den Tod geschickt.

Die Randegger Synagoge wurde nach der Einäscherung in der Kristallnacht im November 1938 auf Kosten der Gemeinde abgerissen. An die ehemalige Judengemeinde erinnert nur noch der Friedhof an der Grenze im Gewann Flözler.

Im fürstenbergischen *Geisingen* befanden sich 1518 einige Juden. Wegen eines angeblichen Ritualmordes an einem Christenkind wurden sie vertrieben. Erst nach der Mitte des 19. Jahrhunderts ließen sich einige Juden in der Stadt nieder. 1875 waren es 13 Seelen, 1925 nur noch 3. Sie waren der jüdischen Gemeinde Randegg angeschlossen. Der letzte 1933 anwesende Jude wurde 1940 nach Gurs deportiert. Dort verliert sich seine Spur.

Auch *Hilzingen* wird 1933 zu den Filialen von Randegg gerechnet. Ein jüdisches Ehepaar wurde von hier aus 1940 nach Gurs deportiert. Dort starb nach wenigen Wochen der Land- und Gastwirt Leopold Friedmann. Seine Frau überlebte die Verschleppung und kehrte 1946 zu ihrer Tochter nach Hilzingen zurück. Diese war mit einem „Arier" verheiratet, wurde noch im Februar 1945 nach Theresienstadt deportiert und dort befreit.

In *St. Georgen* versuchten erstmals 1893 jüdische Kaufleute Fuß zu fassen, allerdings ohne bleibenden Erfolg. 1900 wie auch 1925 zählte man 3 Juden in der Stadt. Bis 1933 waren sie abgewandert.

Im Jahre 1324 gestattete Ludwig der Bayer den Grafen von Fürstenberg „die Nutzung" seiner Juden in *Villingen*. Im Winkel zwischen Münsterplatz und Kronengasse besaßen sie bereits eine Synagoge. In den Verfolgungen der Pestzeit 1348/49 wurde die jüdische Gemeinde vernichtet. Erst zu Beginn des 15. Jahrhunderts sind danach wieder Juden in Villingen ansässig. So wird 1420 Löb aus Villingen in Eppingen in den Schutz aufgenommen. 1498 wurden die Beziehungen der fünf Villinger Judenfamilien zur christlichen Bürgerschaft in einem Satzbrief geregelt. 1504 wurden auf Grund einer Blutbeschuldigung alle jüdischen Männer in den Turm geworfen. Sie mußten freigelassen werden, weil sich die Haltlosigkeit der Vorwürfe bald herausstellte. 1510 hatten schließlich alle Juden die Stadt zu verlassen. Geschäfte durften sie in Zukunft in der Stadt nur noch in Begleitung eines Stadtknechtes erledigen.

Erst nach der Gleichstellung der Juden 1862 durften sie sich wieder in Villingen niederlassen. 1875 waren es 20, 1895 bereits 37. Sie wurden im gleichen Jahre Randegg als Filialgemeinde angegliedert. 1900 zählte die Gemeinde 62, 1925 51 und 1933 60 Juden. Sie waren vor allem aus Gailingen, Randegg und Schmieheim zugezogen. Die Gemeinde richtete sich in der Gerberstraße einen Betsaal ein. Sonst gab es keine jüdischen Institutionen oder Organisationen. Zwischen 1933 und 1945 waren weitere 15 Juden längere Zeit in Villingen polizeilich gemeldet.

1933 betrieben die Villinger Juden ein Kaufhaus, zwei Textilgeschäfte, ein Konfektionsgeschäft und drei Viehhandlungen. Der Rechtsanwalt Bernhard Schloß war lange Jahre Stadtverordneter, Kaufmann Lion Vorstand des Kriegervereins.

Schon 1933 kam es zu ersten Ausschreitungen gegen die Juden, die von Nationalsozialisten begangen wurden. Die christliche Bevölkerung war mit der Judenpolitik des Dritten Reiches nicht einverstanden, aber allmählich ging ihr Verkehr mit den Juden unter dem Druck der Partei zurück. 1938 verließen 6 Juden mit tschechischer Staatsangehörigkeit die Stadt. In der Kristallnacht wurde der Betsaal zerstört, Hugo Schwarz dabei tätlich angegriffen. 4 Männer mußten anschließend den Weg nach Dachau ins KZ antreten und blieben wochenlang dort interniert.

Von den 75 Juden, die zwischen 1938 und 1945 längere Zeit in Villingen beheimatet waren, starben 6 am Ort, 1 in Frankfurt, 1 in Stuttgart. Insgesamt 42 wanderten aus. Von ihnen wurden 5 später in Frankreich von der Gestapo gefaßt. Von der Familie Louis Bikart überlebte nur der Sohn Sigmund den Aufenthalt in Auschwitz, Groß-Rosen und Buchenwald. Seine Eltern und Geschwister fanden in Auschwitz den Tod. Lina Zaitschek wurde aus Brünn 1942 nach Theresienstadt gebracht, wo sie bald darauf verstarb.

Nach Gurs wurden 11 Juden deportiert. Von ihnen starben 5 in Auschwitz, 2 in Gurs, 1 in Lublin-Maidanek. 2 sind verschollen, 1 überlebte in Frankreich. Von den 10 jüdischen Bürgern, die in andere Städte verzogen waren, starben 2 in Riga und Maly Trostinec; eine Jüdin überlebte die Lageraufenthalte in Riga/Jungfernhof, Stutthof/Danzig und Lokowna/Polen. 2 Villinger kamen nach Kriegsende aus

Theresienstadt zurück, wohin man sie 1944 verschleppt hatte. Das Schicksal der letzten beiden Juden ist ungeklärt.

Lit.: Bloch, Aus der Geschichte der ehemaligen Gemeinde Randegg, in: Mitt.-Blatt des Oberrats 11 (1959) Nr. 8. — Otto *Denzel,* Die Juden in Randegg (masch.).

RASTATT
mit Muggensturm

Das markgräflich badische Dorf Rastatt fiel 1533 der baden-badischen Linie zu. 1705 verlegte Markgraf Ludwig Wilhelm, der Türkenlouis, seine Residenz von Baden-Baden nach dem inzwischen zur Stadt erhobenen Rastatt. Seit dem Aussterben der baden-badischen Linie 1771 gehörte Rastatt zur wiedervereinigten Gesamtmarkgrafschaft Baden. 1697 bis 1920 war die Stadt Festung.

Unter der Regierung des Markgrafen Philipp II. (1535–1588) lebten auch im Amt Rastatt Juden. Als sie 1584 des Landes verwiesen wurden, war von den beiden reichen Judenfamilien, die des Silberkaufs, Geldwechsels und Pferdehandels wegen bleiben durften, eine in Rastatt seßhaft. Sie mußte 500 Gulden Schutzgeld zahlen. Unter Markgraf Ernst Friedrich (1594—1604) von Durlach, der seit 1594 die verschuldete baden-badische Markgrafschaft verwaltete, wurden 1601 zwei Judenfamilien nach Rastatt in den Schutz genommen. Neben dem Schirmgeld hatten die Aufgenommenen noch Schatzung und Bede zu entrichten. Außerdem mußten sie zur Unterhaltung der Post zwischen Rötteln und Pforzheim, die 1605 in Staatsbetrieb übernommen wurde, beisteuern. Die Juden Mendle und Esias wurden zu den entsprechenden Verhandlungen aus Rastatt nach Durlach berufen. 1609 wurde ein Jude auf fünf Jahre in den Schutz nach Rastatt aufgenommen. 1613 mußten die Juden zu Rastatt zwei Pferde mit Sattel und Zeug versehen an die markgräfliche Regierung nach Durlach verleihen. Markgraf Georg Friedrich (1604—1622) vertrieb alle Juden aus der Markgrafschaft. Erst 1683 sind danach in Rastatt wieder 3 Judenfamilien erwähnt. Beim Einfall der Franzosen 1689 flohen sie über den Rhein, kehrten aber 1700 wieder zurück. 1701 und 1721 saßen 5 Judenfamilien in Rastatt, 1724 4. Zwischen 1753 und 1759 erfolgte wieder eine Neuaufnahme. 1825 lebten in Rastatt 61 Juden, 1834 39, 1845 100, 1865 158, 1875 230, 1900 227, 1925 197, 1931 190 und 1933 155.

Seit 1720 hielten die Rastatter Juden ihren Gottesdienst im Hause des Daniel Kassel (Kusel) ab, der in der inneren Stadt wohnte. Wiederholt kamen Streitigkeiten und Störungen in der „Judenschule" vor, die die Regierung zum Einschreiten nötigten. 1741 verordnete daher Markgraf Ludwig Georg, daß die Juden ihre Schule in Zukunft nicht mehr in der Stadt, sondern jenseits der Murg in der Vorstadt halten sollten. Die Urheber des letzten großen Streites wurden mit einer Geldstrafe belegt und dem Juden Kassel trotz vieler Bitten nicht mehr gestattet, in seinem Hause den Gottesdienst zu halten. Im März 1741 baten die Juden um Erlaubnis, in der Vorstadt ein Bethaus bauen zu dürfen. Das Gesuch wurde abgeschlagen und auf Vorschlag des Obervogts zu Rastatt ver-

boten, fernerhin überhaupt gemeinschaftliche Schule (= Gottesdienst) zu halten, vielmehr sollte jeder seine Gebete bei sich in seinem Hause verrichten. Schließlich wurde 1747 erlaubt, den Rabbiner Samuel Weil, Sohn des Landrabbiners in Karlsruhe, als Schulmeister anzunehmen. Er wurde von allen Abgaben befreit. Erst 1829 wurde den Rastatter Juden gestattet, in der Augusta-Vorstadt ein Bethaus zu errichten (Hildastraße 9). Bei der Einweihung waren alle christlichen Konfessionen aus Rastatt vertreten. Als diese alte Synagoge zu klein wurde und die Baupolizei obendrein kostspielige Umbauten verlangte, wurde das Gebäude verkauft und als Ersatz 1905/06 nach den Plänen von Professor Levy aus Karlsruhe eine neue Synagoge auf ehemaligem Festungsgelände errichtet. Sie wurde am 11. September 1906 eingeweiht. Die Synagogengemeinde Rastatt gehörte seit 1827 zum Rabbinatsbezirk Bühl.

Ihre Toten beerdigten die Rastatter Juden auf dem seit 1692 bestehenden Verbandsfriedhof bei Kuppenheim; seit 1880 gab es in Rastatt einen eigenen jüdischen Friedhof im Gewann Raustückelfeld an der Straße nach Karlsruhe. An religiösen Vereinen gab es in der Gemeinde einen Kranken- und einen Frauenverein. Der Central-Verein, der Reichsbund jüdischer Frontsoldaten und der Jüdische Jugendbund hatten kleinere Ortsgruppen in Rastatt.

Am 1. Mai 1769 fand in Rastatt eine Zusammenkunft von Abgeordneten aller jüdischen Gemeinden der Markgrafschaft Baden-Baden statt, zu der sich auch der Oberrabbiner Nathanael Weil aus Karlsruhe eingefunden hatte. Hier erkrankte der hochbetagte Greis und starb am 7. Mai 1769. Sein Leichnam wurde unter großer Beteiligung feierlich zu Fuß nach Karlsruhe überführt, obwohl auch die Rastatter Juden diesen großen Glaubensgenossen gern in ihrer Mitte begraben hätten.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts betrieben Pelta Epstein, seit 1798 Rabbiner in Bruchsal, und sein Schwager Hirsch Moses Wormser eine hebräische Druckerei in Rastatt, die Gebetbücher, wertvolle Bibelausgaben mit Übersetzungen und Erklärungen und andere Werke herausgab. Später wurde diese Druckerei nach Karlsruhe verlegt.

Zu Anfang des 19. Jahrhunderts waren nur drei Juden Besitzer von Häusern, und zwar in den Stadtteilen „Stadt" und „Schwabengasse". In der Schwabengasse lag auch die Judenwirtschaft des Löw Simson „Zum Rössel". Die industrielle Entwicklung der Stadt begann erst mit dem Abbau der Wälle 1888 und 1920 und dem Wegfall der die Niederlassung größerer gewerblicher Betriebe im Festungsbereich hemmenden Sonderbestimmungen. An ihr nahmen die Juden regen Anteil. Zu Beginn des Dritten Reiches, als die Zahl der jüdischen Einwohner schon stark zurückgegangen war, gab es an jüdischen Unternehmen die Schuhfabrik S. Weil und Söhne oHG, die Bad. Polierscheiben- und Putzwollfabrik Groener und Bloch oHG, die Kartonagenfabrik Dreyfuß & Roos, 2 Eisenhandlungen, 1 Faßhandlung, 6 Geschäfte der Lebensmittelbranche, 1 Möbel-, 2 Manufakturwaren-, 1 Schuh-, 1 Hutgeschäft, 1 Lederhandlung, 1 Tabakgroßhandlung, 1 Öl- und Fetthandlung, 1 Garn- und Strickwarengeschäft, 1 Lumpensortieranstalt und das Kaufhaus Knopf. Arnold Lion war Rechtsanwalt, Dr. Alfred Grünebaum praktischer Arzt und Dr. Paul Kuhn Oberarzt am Rastatter

Krankenhaus. Salomon Kuppenheimer betätigte sich als Pferdehändler, Leopold Loeb, Sally Maier, Isaak II Wertheimer und Moritz Wertheimer trieben Viehhandel. Isaak II Wertheimer war zugleich Inhaber des Gasthauses „Zum Wilden Mann".

Der wirtschaftlichen Bedeutung entsprach auch die Anteilnahme der Juden am öffentlichen Leben der Stadt. Schon 1877 war ein Josef Altschul Mitglied des Bürgerausschusses; bis 1933 waren immer wieder Juden Bürgerausschußmitglieder oder Mitglieder verschiedener örtlicher Vereine. Das Zusammenleben mit der christlichen Bevölkerung wird als gut bezeichnet.

Umso schmerzlicher wurde die mit dem Boykott am 1. April 1933 beginnende Verfolgungszeit empfunden. Gaststätten und Geschäfte, in denen Juden unerwünscht waren, wurden gekennzeichnet. Allmählich drängte man die Juden wieder ins Ghetto zurück, aus dem sie erst hundert Jahre zuvor entronnen waren. In der Kristallnacht im November 1938 wurde von Parteimitgliedern die Synagoge geplündert und niedergebrannt. Ebenso wurden jüdische Wohnungen und Geschäfte geplündert und demoliert und die jüdischen Männer nach Dachau abtransportiert, nachdem man auf dem Bahnhof eine Art Spießrutenlaufen mit ihnen veranstaltet hatte. Etliche Tage später sprengten Pioniere der Wehrmacht die Synagogenruine und ebneten den Platz auf Kosten der jüdischen Gemeinde ein. Die Urkunden aus dem Grundstein wurden auf dem Rathaus abgeliefert. Die Stadtbevölkerung zeigte sich über diese barbarischen Maßnahmen sehr beschämt. Die Mutigen unter ihnen boten jüdischen Familien, deren Wohnungen demoliert waren, in ihren Wohnungen Schutz. In der Wohnung des Religionslehrers und Kantors Siegfried Simon wurde in der Folgezeit Gottesdienst gefeiert, bis die Gläubigen in Verdacht gerieten, geheime Versammlungen abzuhalten.

Nach dem Novemberpogrom 1938 wurden die letzten jüdischen Geschäfte verkauft, und die zweite Auswanderungswelle setzte ein. Ungefähr zwei Drittel der jüdischen Bevölkerung gelang die Auswanderung vornehmlich nach den USA, nach Frankreich und Palästina. Über 30 zogen innerhalb Deutschlands um. Am 22. Oktober 1940 wurden aus Rastatt 30 jüdische Einwohner nach Gurs deportiert. Von ihnen starben 6 in Gurs, je 1 in Noe und Rivesaltes an den Folgen der Entbehrungen. 8 Deportierte konnten in die Freiheit gelangen. Die übrigen dürften ziemlich ausnahmslos in den Vernichtungslagern im Osten ermordet worden sein. Wie durch ein Wunder überlebte Helene Samuel das KZ Auschwitz. Über Krakau, Odessa und Marseille kehrte sie 1945 nach Rastatt zurück. Ein ebenso seltenes Glück hatte die Tochter der Eheleute Albert und Regina Maier, die aus Auschwitz nach Rastatt zurückkehrte, wo sie ihre aus Gurs befreiten Eltern wiedersah. Der Ehemann von Helene Samuel kam Ende März 1943 in Lublin-Maidanek, ihr Sohn am 3. April 1945 im KZ Mauthausen um. In Rastatt überlebte nur eine in Mischehe lebende Jüdin den Krieg.

Als 1964 am ehemaligen Rabbinerhaus am Leopoldring in Rastatt eine Gedenktafel an die zerstörte Synagoge angebracht wurde, zählte die Stadt nur noch zwei jüdische Bürger. Auf dem Synagogengrundstück selbst wurde ein Wohnhaus errichtet.

Der jüdischen Gemeinde Rastatt waren die Juden von *Muggensturm* als Filiale

angegliedert. Um 1700 hatten sich dort Juden niedergelassen. 1764 waren es 3 Familien, 1801 12 und 1825 25 Juden. Die kleine jüdische Gemeinde, über die wenig bekannt ist, wurde 1827 dem Rabbinatsbezirk Bühl zugewiesen. 1875 zählte sie 80, 1900 noch 30, 1925 gar nur noch 3 Mitglieder. Schon lange vor diesem Zeitpunkt war sie aufgelöst worden. Ihre Synagoge hatte sie am 16. Mai 1913 an einen Privatmann verkauft.

Von den fünf jüdischen Einwohnern, die nach der Machtergreifung Hitlers noch in Muggensturm lebten, starb eine Frau am Ort; ein Mann wanderte nach England aus. Margarethe Hummel wurde 1944 nach Theresienstadt deportiert, wo sie den Tod fand. Das Ehepaar Frieda und Moritz Heimann wurde am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert. Moritz Heimann starb 1943 im Lager Noe; seine Frau wurde anschließend über das Sammellager Drancy nach Auschwitz gebracht. Nach einem Aufenthalt von einigen Monaten wurde sie im November 1944 nach Bergen-Belsen transportiert, von dort im Dezember nach Salzwedel in ein Lager, wo sie 1945 die Befreiung erlebte.

Lit.: Wilhelm *Höß,* Bevölkerungsstatistik aus Alt-Rastatt. 1905. — Hermann *Kraemer,* Rastatt und seine Umgebung. 1930. — Carl Friedrich *Lederle,* Rastatt und seine Umgebung. 1902. — Albert *Neininger,* Aus der Geschichte der Rastatter Gasthäuser. 1937. — Hermann *Translateur,* Geschichte der Juden von Rastatt. 1931.

REILINGEN KR. MANNHEIM

Im ehemals kurpfälzischen Dorf Reilingen zahlte 1743 der Jude Meyer 175 Gulden Schutzgeld. Außer ihm lebte noch eine jüdische Witwe im Dorf, die aber nach Neckarsteinach übersiedelte. Bis 1825 hatte sich die Zahl der Reilinger Juden auf 94 erhöht. Sie waren Tuchhändler und Krämer, übten aber auch Handwerke wie Bäcker, Metzger und Schuhmacher aus. Schon um die Wende zum 19. Jahrhundert besaß die jüdische Gemeinde, die 1827 dem Rabbinatsbezirk Heidelberg zugewiesen wurde, eine Synagoge. Sie befand sich im Obergeschoß des Hauses von Jakob Levi an der Wörschgasse, die wohl deswegen auch „Judengasse" genannt wurde. Um 1812 brach in ihr ein Brand aus, bei dem auch die Standesaufzeichnungen der Juden verlorengingen.

1832 gründeten die Reilinger Juden einen Synagogenbauverein. 1840 konnte mit den von ihm aufgebrachten Mitteln eine Synagoge an der Straße nach Hockenheim erbaut werden. Die Verstorbenen wurden auf dem Wieslocher Friedhof beigesetzt.

Ihre größte Seelenzahl erreichte die jüdische Gemeinde 1875 mit 104. Danach ging sie ständig zurück: 1900 42, 1925 21 und Anfang 1933 14. Schon 1929 wurde die Synagoge, deren Unterhalt von den wenigen Gemeindemitgliedern nicht mehr aufgebracht werden konnte, verkauft und zu Wohnzwecken umgebaut. Die Gemeinde wurde am 12. Oktober 1937 durch Beschluß des Badischen Staatsministeriums aufgehoben.

Bis 1938 betrieben Hedwig Broda und die Geschwister Kahn je einen kleinen Textilhandel. Nathan Falk handelte mit Vieh und Hopfen. In jüdischem Besitz

befanden sich die Zigarrenfabriken der Gebrüder Bär. Dr. Herbert Kohn war Anfang 1933 wegen antisemitischer Anfeindungen aus Pommern in das ihm als besonders demokratisch geltende Baden übergesiedelt. Schon nach wenigen Monaten mußte er seine Arztpraxis in Reilingen aufgeben und wanderte mit seiner Frau nach Amerika aus. Dorthin verschlug es bis 1940 5 weitere Reilinger Juden. 2 starben in der Heimat. Am Nachmittag des 10. November 1938 drangen halbwüchsige Schulkinder unter Führung ihres Lehrers in die Wohnung der Geschwister Kahn ein und zerstörten sie in vandalischer Weise. Die alten Damen wurden gezwungen, durch ein Fenster in den Garten zu springen. Am 22. Oktober 1940 wurde Max Kahn nach Gurs deportiert; er ist seitdem verschollen. Hedwig Broda wurde in Mannheim, die Geschwister Kahn in Heidelberg von der Deportation erfaßt. Sie starben in den Lagern des Ostens, wohin man sie von Gurs aus verschleppt hatte. Irmtraud Kohn zog 1933 über Heidelberg nach Saarbrücken. Dort verliert sich ihre Spur.

Lit.: Hermann *Krämer*, Geschichte von Reilingen und Wersau. 1912.

RHEINBISCHOFSHEIM KR. KEHL

Rheinbischofsheim war eines der 26 Dörfer der Grafschaft Hanau-Lichtenberg. Graf Johann Reinhard II. (1625—1666) verlegte nach dem Dreißigjährigen Krieg seine Residenz nach Rheinbischofsheim. Mit dem Aussterben des Hauses Hanau-Lichtenberg kam die Grafschaft 1736 an Hessen-Darmstadt. Karoline Luise von Hessen-Darmstadt brachte sie ihrem Gemahl, Markgraf Karl Friedrich von Baden, in die Ehe ein.

Seit der Verlegung der Residenz nach Rheinbischofsheim waren dort Juden ansässig. Die Grafen gestatteten ihren Juden offene Kramläden zu führen, sehr zum Verdruß der Straßburger Kaufmannschaft, die 1717 die Schließung der Läden forderte. Den Juden sollte auch jeder Handel außer dem mit Lumpen und Vieh sowie Kreditgeschäfte verboten werden. Der Conseil, die französische Verwaltungsstelle des Elsaß, erließ darauf ein den Erwerb der Juden einengendes Verbot, das aber der Graf von Hanau nicht anerkannte.

1790 gab es in Rheinbischofsheim 9 Schutzjuden. 1825 zählte der Ort 102 Juden, 1875 155, 1900 95, 1925 69 und 1933 noch 57.

Die jüdische Gemeinde Rheinbischofsheim gehörte seit 1827 zum Rabbinatsbezirk Bühl. Die Synagoge wurde im 19. Jahrhundert errichtet. Bis zur Anlage des gemeinsamen Friedhofs in Freistett begrub man die verstorbenen Juden aus Rheinbischofsheim in Kuppenheim. 1899 war ein jüdischer Krankenverein gegründet worden, der 1933 31 Mitglieder zählte. Am 17. Juni 1935 wurden die jüdischen Gemeinden Rheinbischofsheim und Freistett vereinigt.

Im Gemeinderat und in den verschiedensten Vereinen waren bis 1933 die Juden vertreten. Drei Söhne hatte die jüdische Gemeinde im Ersten Weltkrieg verloren. 1933 befand sich die Edelbranntweinbrennerei Liebmann und Simon Kahn in jüdischer Hand, ferner vier Textilgeschäfte, eine Eisenhandlung, eine

Mehl- und Getreidehandlung sowie eine Seegarnspinnerei. Dr. Paul Kahn war Rechtsanwalt. Drei Juden ernährten sich durch Viehhandel.

In der Kristallnacht wurde die Synagoge demoliert und die jüdischen Männer nach Dachau verbracht. Gustav Bloch starb an den Folgen der dort erlittenen Mißhandlungen am Neujahrstag 1939 im Krankenhaus Offenburg.

Durch Auswanderung konnten sich bis 1940 39 Juden aus Rheinbischofsheim dem Zugriff der Gestapo entziehen. 2 starben in der Heimat, bevor am 22. Oktober 1940 8 jüdische Bürger den Weg nach Gurs antreten mußten. Keiner von den nach Südfrankreich Verschleppten überlebte. Von den 5 jüdischen Einwohnern, die bis 1940 weggezogen waren, wurden 4 ebenfalls nach Gurs gebracht, während 1 vorher starb; von diesen konnte nur 1 sich nach den USA retten, wo er schon 1943 starb. Die Schicksale der restlichen Juden aus Rheinbischofsheim können nicht mehr geklärt werden, da alle Unterlagen darüber im Kriege vernichtet wurden.

Die ehemalige Synagoge wurde 1948 wegen Baufälligkeit abgebrochen.

RICHEN KR. SINSHEIM

Das Dorf Richen gehörte bis 1803 zur Kurpfalz, 1803—1806 zum Fürstentum Leiningen und fiel 1806 an Baden.

Die erste Nachricht über die Anwesenheit von Juden stammt aus dem Jahre 1722. Damals waren fünf Familien in Richen ansässig. 1743 und 1764 wurden elf jüdische Haushaltsvorstände gezählt. Außer dem Schutzgeld mußten die Juden Weide- und Husarengeld zahlen. 1761 betrug das Weidegeld 4 Gulden 30 Kreuzer. 1809 zahlten die Juden zusammen 345 Gulden Schutzgeld.

Nach seinem Geburtsort nannte sich der 1815 verstorbene Löb Herz Richen. Er war zuerst an der Elias Hayum'schen Klaus in Mannheim angestellt und wurde später Rabbinatsassessor in Heidelberg, wo er auch eine Talmudschule unterhielt.

1825 lebten in Richen 124 Juden (17,5 % von 708 Einwohnern), 1875 103, 1900 nur noch 34, 1925 22 und 1933 15. 1827 wurde die israelitische Gemeinde Richen dem Rabbinatsbezirk Bretten zugeteilt. Sie besaß eine Synagoge, ein rituelles Bad und ein Armenhaus. Die Toten begrub man auf dem jüdischen Friedhof in Eppingen, im 18. Jahrhundert wohl noch in Waibstadt. 1935 zählte die israelitische Gemeinde nur noch neun Seelen, darunter nur noch zwei Männer. Sie wurde deshalb aufgelöst und die wenigen Juden der Nachbargemeinde Eppingen zugewiesen. Die baufällige Synagoge an der Hauptstraße wurde 1936 verkauft.

In den Tagen der Märzrevolution 1848 kam es auch in Richen zu Ausschreitungen gegen die Juden. Das Emanzipationsgesetz vom Jahre 1862 und die anschließende Abwanderung vieler Juden ließen die Spannungen allmählich abebben. Bald waren die männlichen Juden fast ausnahmslos Mitglieder des örtlichen Gesang- oder Turnvereins.

Die Beschäftigung der Richener Juden bestand ursprünglich im Handel mit Vieh, Pferden, Wolle, Häuten und Lumpen. 1933 waren in jüdischem Besitz eine Metzgerei, eine Getreide- und Futtermittelhandlung sowie zwei Lebensmittelgeschäfte. Adolf Dreifuß betrieb bis 1933 einen kleinen Viehhandel.

Während des Dritten Reiches kam es in Richen zu keinen Aktionen gegen die Juden. Infolge des allgemeinen Boykotts der jüdischen Geschäfte wanderte Adolf Dreifuß mit seiner Familie bereits 1934 nach Palästina aus. Die meisten der übrigen Juden verließen 1936 Richen und suchten sich in Argentinien oder in den USA eine neue Heimat und Existenz. 4 Israeliten starben nach 1933 noch zu Hause eines natürlichen Todes. In der berüchtigten Kristallnacht im November befand sich nur noch Betty Eppsteiner in Richen. Eine „Judenaktion" erübrigte sich daher. Betty Eppsteiner wurde am 22. Oktober 1940 von Karlsruhe aus nach Gurs deportiert, wo sie am 1. Dezember 1940 starb.

Die ehemalige Synagoge wurde nach dem Krieg wegen Einsturzgefahr abgetragen und damit die letzte Erinnerung an die jüdische Gemeinde beseitigt.

Lit.: Heinrich *Meny*, Aus meiner Heimat. Die Geschichte des Dorfes Richen. 1928.

ROSENBERG KR. BUCHEN

Die Grafen von Hatzfeld verkauften 1730 Rosenberg an die Grafen von Löwenstein-Wertheim-Rochefort, die sich nach dem Verlust ihrer linksrheinischen Besitzungen seit 1801 nach Rosenberg benannten.

Juden gab es in dem ritterschaftlichen Ort seit dem 18. Jahrhundert. Die jüdische Gemeinde, die 1825 67 Seelen zählte, wurde 1827 dem Rabbinatsbezirk Merchingen zugewiesen. Bis 1875 war die Zahl der Juden auf 25 abgesunken und nahm immer weiter ab. Am 12. Juli 1888 wurde deshalb die jüdische Gemeinde aufgelöst und die restlichen Juden der Gemeinde Sindolsheim angegliedert. Bis zur Jahrhundertwende erlosch mit der Abwanderung der letzten Juden aus Rosenberg auch das Filialverhältnis.

RUST KR. LAHR

Das Dorf Rust gehörte zum Ritterkanton Ortenau und war seit 1442 eine Besitzung der Familie von Böcklin. 1806 kam es an Baden.

Juden ließen sich erst während des Dreißigjährigen Krieges in Rust nieder, während sie in den Nachbardörfern schon um 1600 erwähnt werden. Ein Dorfrecht aus jener Zeit verbot den Bewohnern Rusts, bei den Juden etwas zu entlehnen oder sich mit ihnen in Geschäfte einzulassen. Um 1770 wird über das eigenmächtige Vorgehen des Klosters Ettenheimmünster gegen einen Juden aus Rust berichtet. Dieser, sonst ein ehrlicher Mann, hatte im Gebiet des Klosters Schulden gemacht und nicht bezahlt. Dafür sperrte man ihn vier Wochen in den Turm, nachher in einen Schweinestall, stellte ihn an den Pranger und führte ihn schließlich an die Gemarkungsgrenze.

Im 19. Jahrhundert bildete sich in Rust für mehrere Jahrzehnte eine große jüdische Gemeinde. 1809 lebten fünf Judenfamilien im Dorf. 1825 zählte die Gemeinde 150, 1842 211, 1875 173 (10,0 % von 1733 Einwohnern), 1900 66, 1925 38 und 1933 26 Juden.

Rust gehörte seit 1827 zum Rabbinatsbezirk Schmieheim, dessen Amtssitz 1893 nach Offenburg verlegt wurde. Als die alte Synagoge zu klein geworden war, baute man sie zu einem Wohnhaus um und errichtete 1895 einen repräsentativen Neubau. Eine eigene Volksschule für die jüdischen Kinder bestand schon 1835. Die Toten bestattete man seit jeher auf dem jüdischen Friedhof in Schmieheim.

1933 hatten die Ruster Juden keine große wirtschaftliche Bedeutung mehr. Bernhard Johl war Inhaber des Gasthauses zur „Blume". Außerdem betrieb er mit seinem Sohn Gustav eine koschere Metzgerei. Leopold Grumbacher führte eine kleine Wein- und Spirituosenhandlung. Max Moch lebte vom Viehhandel. Ein bescheidenes Auskommen durch Altmaterialhandel fanden Julius Heilbronn und David Klein.

Die Ruster haben mit ihren jüdischen Mitbürgern viele Generationen in bestem Einvernehmen gelebt. Das gute Verhältnis änderte sich auch nach 1933 nicht sogleich. Erst nach der Kristallnacht 1938 wurden die Fenster der Synagoge und einzelner jüdischer Häuser eingeworfen. Auch die Inneneinrichtung der Synagoge wurde beschädigt. Drei Juden wurden für einige Wochen im KZ Dachau interniert.

Der größere Teil der Juden war schon bis 1938 nach Frankreich und Amerika ausgewandert. Die Zurückgebliebenen wurden nach 1938 teilweise zu Gemeindearbeiten herangezogen. 8 Juden wurden am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert. Von ihnen konnten 6 aus dem Lager befreit werden und auswandern, darunter der Gastwirt Bernhard Johl und seine Ehefrau. Bernhard Johl starb vor der Überfahrt nach USA 1941 in Lissabon, wo er begraben liegt. Der Viehhändler Max Moch und seine Ehefrau Cora fanden in Auschwitz den Tod. Auch der Altmaterialhändler David Klein, der bereits 1933 mit seinen vier Kindern nach Frankreich ausgewandert war, wurde im März 1944 bei einer Razzia der Gestapo verhaftet und vom Sammellager Drancy zur Vernichtung nach Auschwitz abtransportiert.

Die in der Kristallnacht fast unversehrt gebliebene Synagoge wurde im Frühjahr 1940 durch französischen Artilleriebeschuß schwer beschädigt. Die aus der Kampfzone evakuierten Juden boten das beschädigte Gotteshaus zum Verkauf an. Im Frühjahr 1941 erwarb die Gemeinde das Grundstück. Heute gehört es der Raiffeisenkasse, die das schadhafte Gebäude 1965 — nach langen Diskussionen über den künstlerischen Wert in denkmalpflegerischer Sicht — abbrechen und an ihrer Stelle ein Lagerhaus errichten ließ. Eine Gedenktafel erinnert an die ehemalige Synagoge. Auf Vorschlag des Oberrats der Israeliten in Karlsruhe haben die Steine der „Heiligen Lade" als Gedenkstätte auf dem jüdischen Friedhof in Schmieheim eine würdige Aufstellung gefunden.

Lit.: Benedikt *Schwarz,* Ein Dorfrecht vor 300 Jahren, in: Breisgauer Erzähler. 1902. — Hans *Keller,* Spätes Ende einer Synagoge, in: Stuttgarter Zeitung Nr. 185 vom 13. 8. 1964.

SANDHAUSEN KR. HEIDELBERG

Das Dorf Sandhausen gehörte bis 1803 zur Kurpfalz und fiel dann an Baden. Kurfürst Karl Theodor (1742—1799) nahm ein Jahr nach seinem Regierungsantritt eine jüdische Familie nach Sandhausen in den Schutz auf. Über eine frühere Anwesenheit von Juden ist nichts bekannt. 1825 betrug die Zahl der jüdischen Einwohner 34, 1875 100, 1900 — infolge der Abwanderung nach Heidelberg — nur noch 42, 1925 24 und 1933 18.

Seit 1827 gehört die jüdische Gemeinde Sandhausen zum Rabbinatsbezirk Heidelberg. 1840 erwarb sie ein Gebäude hinter dem Gasthaus „Lamm" in der Bahnhofstraße, in dem ein Betsaal und die Religionsschule eingerichtet wurden. Nach der Vereinigung der lutherischen und der reformierten Religionsgemeinschaft zur evangelisch-protestantischen Landeskirche Badens wurde die von der reformierten Kirche — an der Stelle einer baufälligen Peterskirche aus dem 14. Jahrhundert — 1754—56 errichtete Pfarrkirche zu klein. 1863—66 erbaute man daher eine neue Pfarrkirche und verkaufte die alte am 12. März 1867 für 2000 Gulden an die im Dorf ansässigen Juden, die die Kirche zu einer Synagoge umgestalteten. Einen jüdischen Friedhof gab es in Sandhausen nicht. Die Israeliten begruben ihre Toten in Wiesloch. Das Verhältnis der jüdischen zu den christlichen Einwohnern wird bis zum Dritten Reich als harmonisch bezeichnet. Zwei jüdische Bürger saßen bis 1933 im Gemeinderat.

Die Sandhausener Juden waren bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts Vieh- und Landesproduktenhändler. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatten sie als Wein-, Hopfen- und Tabakhändler sowie als Inhaber oder wenigstens Teilhaber von Zigarrenfabriken an der wirtschaftlichen Entwicklung des Ortes maßgebenden Anteil. 1933 war Kaufmann Freund der einzige Wein-, Hopfen- und Tabakhändler am Ort. Er besaß über viereinhalb Hektar Wald und über eineinhalb Hektar Ackerland, das er selbst bewirtschaftete. Auch die meisten anderen Juden hatten außer ihrem Haus etwas Grundbesitz. Vier Juden — die beiden Max Freund, Julius und Ludwig Wahl — waren als Viehhändler tätig. Heinrich Freund hatte eine Textilvertretung. Der jüdische Teilhaber der Zigarrenfabrik Haus Neuburger & Co. oHG, die 1938 drei Angestellte und 26 Arbeiter beschäftigte, wohnte nicht in Sandhausen.

Die von den Nationalsozialisten betriebene Hetze gegen die jüdischen Mitbürger veranlaßte 5 Sandhausener Juden, nach Heidelberg und Hemsbach umzuziehen; 4 weitere wanderten 1937 nach den USA aus. Am 23. April 1938 lebten nur noch 7 Juden im Dorf. 2 waren bis dahin noch gestorben. Der Weinhändler Freund konnte noch in geringem Umfang Geschäfte tätigen. In der Kristallnacht im November 1938 wurden die Wohnungen der Juden demoliert. 3 Juden wurden in das KZ Dachau eingeliefert. Die Synagoge blieb bei dem Pogrom unversehrt, da sie schon am 25. Oktober 1938 von der politischen Gemeinde für 3000 RM erworben worden war. Am 22. Oktober 1940 wurden die letzten 7 jüdischen Einwohner nach Gurs deportiert. Von ihnen starben 3 in Gurs, 3 wurden 1942 in Auschwitz ermordet, und nur 1 erlebte das Ende der Verfolgung in Frankreich, starb aber schon 1946 an den Folgen der langen Lagerhaft.

Die ehemalige Synagoge, die unter Denkmalschutz steht, wurde 1960—62 instandgesetzt und umgebaut. Sie beherbergt jetzt eine Volksbücherei mit Lesesaal sowie das Grundbuch- und Standesamt der Gemeinde Sandhausen. Im Hof befindet sich ein Gedenkstein für die in der Verfolgung umgekommenen Angehörigen der jüdischen Gemeinde.

Lit.: Emil *Lacroix,* Die ehemalige reformierte Kirche, spätere Synagoge zu Sandhausen (Kr. Heidelberg). Instandsetzung und Umbau, in: Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg 6 (1963) 1. — Festbuch zur 700-Jahrfeier der Gemeinde Sandhausen. 1962.

SCHMIEHEIM KR. LAHR

Das zum Ritterkanton Ortenau zählende Dorf Schmieheim kam 1439 an die Herren von Bock, und zwar zu 1/3 an die Ruster, zu 2/3 an die Gerstheimer Linie. Der Anteil der Bock von Gerstheim gelangte 1711 an die Familie von Waldner, die ihn nach mehrfachen Teilungen gegen Ende des 18. Jahrhunderts stückweise zurückerwerben konnte. Der Anteil der Ruster Linie, später mit dem Namen Böcklin von Böcklinsau, fiel nach 1748 an die Freiherren von Berstett. 1806 kam Schmieheim unter badische Landeshoheit.

Das älteste Zeugnis für die Anwesenheit von Juden in Schmieheim ist die Dorfordnung von 1624, die den Einwohnern Kreditaufnahme bei Juden und den Juden bei Strafe von fünf Pfund Pfennig verbot, „zu practicieren, inn gemeinschaften zun khaufen, tauschen, oder zun handtlen". 1709 werden Löw Levie der Jud, Elias Schnurmann und Isac Dreyfuß als Einwohner Schmieheims genannt. Als 1716 die Stadt Ettenheim ihre Juden auswies, siedelten einige von den sieben betroffenen Familien nach Schmieheim für ein halbes Jahr über, ehe sie nach und nach wieder nach Ettenheim zurückkehrten. 1747 wohnten etwa 80 Juden im Dorf. Wegen der Zunahme der Judenfamilien beklagten sich die Einwohner bei dem Amtmann Wild vor allem deswegen, weil die Juden beim Tod eines Bürgers, besonders wenn er verschuldet war, die besten Häuser wegkauften. Unter den jungen Bürgern herrschte deswegen Wohnungsnot. Seit 1747 mußte ein Jude für jede Erlaubnis zum Kauf eines Hauses sofort 30 Gulden zahlen. Ein christlicher Verkäufer erhielt für ein Jahr das Rückkaufsrecht. Auf dem Haus blieben die Bürgerabgaben haften, auch wenn der jüdische Käufer kein Bürgerrecht erwerben konnte.

1752 wurden die Juden gegen Abgabe von jährlich 69 Gulden zu Wasser und Weide zugelassen. Für die Neuaufnahme eines Israeliten waren an die Herrschaft 55 Gulden zu entrichten. Ferner hatte jeder jährlich 12 Gulden Schutzgeld und 1 Gulden Hausgeld zu zahlen. Beim Begräbnis eines Erwachsenen waren 1 1/2, bei dem eines Kindes unter 14 Jahren 1 Gulden fällig. Später kam noch eine jährliche Abgabe von 6 Gulden für die Synagoge hinzu.

1758 wohnten 28 Judenfamilien in Schmieheim, davon 10 in eigenen Häusern. 1769 wurde Samuel Levie Judenschultheiß. Er wurde 1777 des Meineids, Betrugs und Ehebruchs beschuldigt und seines Amtes entsetzt. Ein langer Prozeß vermochte ihn zu rechtfertigen, verursachte aber beiden Parteien große Kosten.

Im 19. Jahrhundert erreichte die jüdische Gemeinde ihre größte Entfaltung. Zwischen 1850 und 1875 war fast die Hälfte der Einwohner Juden. 1809 lebten 57, 1834 91 Judenfamilien in Schmieheim. 1825 zählte der Ort 325 (36,4 %) Israeliten, 1875 486 (45,2 %), 1900 258 (29,3 %), 1925 134 (17,8 %).

Seit etwa 1777 war Schmieheim Sitz eines Rabbinats. Namentlich bekannt ist erst Rabbiner David Günzburger, der um 1790 vor der Französischen Revolution aus Bollweiler nach Schmieheim floh. Sein Sohn Josle folgte ihm 1817 im Amte nach. 1847 bis 1876 waren Kaufmann Roos aus Lichtenau und 1876—1893 Dr. Rawicz Rabbiner. 1827—1893 gehörten zum Rabbinatsbezirk Schmieheim die Gemeinden Altdorf, Diersburg, Durbach, Ettenheim, Friesenheim, Kippenheim, Lahr (seit 1888), Nonnenweier, Offenburg (seit 1866), Orschweier, Rust und Schmieheim. 1893 wurde der Rabbinatssitz auf die Bitte des Rabbiners Dr. Rawicz nach Offenburg verlegt.

Eine Synagoge bestand schon im 18. Jahrhundert. 1812 wurde sie durch einen größeren Neubau ersetzt. Der Judenvogt Hirschel Levi Wachenheimer bat um unentgeltliche Abgabe von Bauholz für die Synagoge aus dem Staatswald, was der jüdischen Gemeinde Kippenheim 1793 bewilligt worden war. Die Schmieheimer Juden erhielten zwar das Bauholz, mußten aber 532 Gulden dafür bezahlen. Ein großer Teil der Baukosten wurde durch Versteigerung der Synagogenplätze gedeckt. Ihre Verteilung gab Anlaß zu Unzufriedenheit und sogar zur Klage beim Amt. 1843 wurde die Synagoge bei einer Besichtigung innen und außen verwahrlost gefunden. Bei der daraufhin vorgenommenen Renovierung wurde auch die Zahl der Sitzplätze vermehrt. 1875 wurde die Synagoge zum zweitenmal renoviert.

Seit 1813 zahlten die Israeliten dem evangelischen Lehrer für jedes ihrer Kinder im Vierteljahr 24 Kreuzer Schulgeld. Dafür mußte er die Kinder täglich eine Stunde besonders unterrichten. Weil die Kinder sehr unregelmäßig die Schule besuchten, bat 1819 der Rabbiner den Schulrat, Dekan Engler in Kippenheim, er möge für Abhilfe sorgen. Als Engler bei den Eltern wenig Unterstützung fand, sprach er das Bezirksamt um Hilfe an. Ein strenger Befehl des Amtes zum pünktlichen Schulbesuch war die Folge. Damals besuchten 40 Kinder die Schule. 1828 bestellten die Juden Moses Richter aus Buchen als eigenen Lehrer. Ihm folgte 1830 Gideon Moos aus Tiengen und 1832—1842 Isac Löw Ballin. 1837 besuchten 58 Schüler die jüdische Schule. Lehrer Gombrich unterrichtete 1855 120 israelitische Kinder. 1855—1867 wurden sie im Schloß unterrichtet, weil ihr altes Schulzimmer zu klein und ungesund war. 1867 bauten die Juden ein eigenes Schulhaus. Dem Verlangen um einen Beitrag der politischen Gemeinde wurde nicht stattgegeben. Mit Rücksicht darauf mußte seit der Einführung der Simultanschule im Jahre 1876, als die Gemeinde vier Klassen in das israelitische Schulhaus einwies, die politische Gemeinde der israelitischen Gemeinde eine jährliche Miete zahlen. Lehrer Gombrich wurde zweiter Hauptlehrer an der Simultanschule. 1881 erhielt er die Goldene Verdienstmedaille. Wegen des Rückgangs der Zahl der jüdischen Schüler — 1905 waren es nur noch 36 — wurde die zweite Hauptlehrerstelle aufgegeben und ein jüdischer Unterlehrer angestellt.

Der jüdische Friedhof von Schmieheim ist der größte Verbandsfriedhof in Süd-

baden. Auf ihm ruhen etwa 2000 Tote von Altdorf, Ettenheim, Friesenheim, Kippenheim, Nonnenweier, Orschweier, Rust und Schmieheim. Nur Nonnenweier erhielt 1880 einen eigenen Judenfriedhof. Wegen seiner Größe wird das Alter des Schmieheimer Friedhofs häufig überschätzt. Er wurde erst im 17. Jahrhundert angelegt. Der älteste erhaltene Grabstein stammt von 1703.

Zur Unterstützung Hilfsbedürftiger und Kranker gründete die jüdische Gemeinde im 19. Jahrhundert einen Kranken- und Frauenverein. Von dem friedlichen Einvernehmen zwischen Juden und Christen zeugt die gemeinsame Einrichtung einer Krankenpflegestation im Jahre 1901.

An Handel und Gewerbe hatten die Juden in Schmieheim bedeutenden Anteil. Noch 1933 gab es dort 5 Pferdehändler und 4 Viehhändler. Ferner gab es 3 jüdische Manufakturwarengeschäfte, 2 Kolonialwarengeschäfte und 2 Zigarrengeschäfte. Jakob Dreyfuß betrieb eine Zigarrenfabrik mit Zigarrengroßhandel, Nathan Bloch eine Likörfabrik. Leopold Hofmann war Inhaber einer Drahtgeflecht- und Siebfabrik. Isidor und Wilhelm Bloch hatten gemeinsam eine Bäckerei. Eine Mazzenbäckerei betrieb Leopold Hofmann. Die Gastwirtschaft „Zur Krone" gehörte David Schwab.

Boykott und Diffamierung der Juden begannen bereits 1933. Schon in diesem Jahre verließen die ersten der etwa 120 Juden das Dorf. Bis 1940 wanderten 29 aus, davon 22 nach den USA. In der Kristallnacht wurde die Inneneinrichtung der Synagoge zerstört. Die Bodenteppiche brachte man zum Rathaus, und einige Thorarollen hängte man am Bahnhof Dinglingen als Schaustücke auf. Im Schulhaus wurde die Bibliothek der israelitischen Gemeinde verwüstet. Am 10. November kamen einige Leute aus Ettenheim, um die Wohnungen der Juden zu demolieren. Sie wurden jedoch von den Schmieheimern an ihrem Vorhaben gehindert und aus dem Dorf getrieben. In der folgenden Nacht patroullierten sogar einige Einwohner durch die Straßen, damit den Juden nichts geschehe. Um diese Zeit wurden auf dem jüdischen Friedhof Grabsteine umgeworfen, die Gedenktafel für die Gefallenen des Ersten Weltkriegs — unter denen sich drei Schmieheimer Juden befanden — zerstört und die Friedhofskapelle angezündet. Der Brand konnte noch rechtzeitig vom Pfarrer und einigen Einwohnern gelöscht werden. Mindestens 9 Männer kamen nach Dachau. An den Folgen der „Schutzhaft" starb der Zigarrenhändler Emanuel Dreyfuß nach der Entlassung auf der Heimreise in München. Auf diese Ausschreitungen hin verzogen im Frühjahr 1939 viele Familien nach Freiburg, Mannheim, Pforzheim, Karlsruhe, Frankfurt und andere Orte; insgesamt 51 Juden verzogen seit 1933 innerhalb Deutschlands. In Schmieheim starben bis 1941 17 jüdische Einwohner.

Am 22. Oktober 1940 wurden 14 Juden aus Schmieheim nach Gurs deportiert. 20 ehemalige Schmieheimer wurden von dieser Aktion in ihren neuen Wohnsitzen betroffen. Von diesen 34 starben 6 in französischen Lagern, 17 in Auschwitz, 7 gelangten in die USA, 1 überlebte in Frankreich und 3 sind verschollen. 8 Juden blieben wegen Alter oder Krankheit zurück. Der Kantor Abraham Bloch kam im Herbst 1941 in das jüdische Altersheim Buttenhausen. Von dort wurde er 1942 über Theresienstadt nach Maly Trostinec deportiert, wo er den Tod fand. In Schmieheim starb 1941 Henriette Meier. Ihre drei Kinder und ihre Schwester

verließen am 22. April 1942 als letzte Juden das Dorf und zogen nach Mannheim, von wo aus sie einige Monate später nach dem Osten deportiert wurden. Sie starben in Theresienstadt, in Auschwitz und in Izbica. Izbica war auch die letzte Station des Leidensweges von Leopold Hofmann und seiner Tochter Betty.

Heute lebt kein Jude mehr in Schmieheim. Die frühere Synagoge wurde verkauft und zu einem Fabrikgebäude umgebaut. Nur der seit 1959 wieder instandgesetzte und vorbildlich gepflegte Verbandsfriedhof am Fuße des Heidenkopfes kündet von der einstmals blühenden Judengemeinde in Schmieheim.

Lit.: Heinrich *Neu*, Geschichte des Dorfes Schmieheim. 1902.

SCHRIESHEIM KR. MANNHEIM
mit Dossenheim

Als Lehen des Klosters Ellwangen fiel Schriesheim nach dem Aussterben der bisherigen Lehnsinhaber, der Edelfreien von Strahlenberg, 1407 an die Pfalz. Zu Beginn des 16. Jahrhunderts wurde Schriesheim Sitz eines Centgerichts. 1803 kam der Marktflecken an Baden.

Auch in Schriesheim führte die Verfolgung von 1348/49 zur Vertreibung der Juden. Das allgemeine Niederlassungsverbot Kurfürst Ruprechts II. von 1391 wurde nach dem Übergang des Ortes an Otto von Pfalz-Mosbach 1410 etwas gelockert, so daß sich wieder zwei jüdische Familien ansiedeln konnten. Sie werden 1463 zum letzten Male erwähnt. Erst 1651 und 1653 ließen sich wiederum zwei Juden in Schriesheim nieder, deren Nachkommen bis in die jüngste Zeit den Stamm der jüdischen Gemeinde bildeten. 1693 zählte man 34 Juden; allerdings befanden sich unter ihnen zahlreiche Flüchtlinge aus zerstörten Orten der Pfalz. 1698 waren es 4, 1722 6, 1743 5 jüdische Familien, 1770 7. Die Juden hatten keinen Anteil am Bürgernutzen und entrichteten für die Teilnahme an „Wasser und Weide" eine jährliche Abgabe. 1809 hatte Schriesheim 65, 1830 bereits 104 jüdische Einwohner. Die Höchstzahl war etwa 1865 mit 132 erreicht. Seitdem begann ein starker Rückgang, so daß 1900 nur noch 41, 1925 40 und 1933 38 Juden vorhanden waren.

1807 richtete man im Oberstock des Marx'schen Hauses an der Gäulsbrücke, Talstraße 19/21, eine Schule und Synagoge ein; einen eigenen jüdischen Schulmeister gab es seit 1770. 1842/43 erfolgte der Bau einer neuen Synagoge. Simon Oppenheimer trat der israelitischen Gemeinde den östlichen Teil der vor einiger Zeit von ihm erworbenen ehemaligen lutherischen Kirche dazu ab. 1858 errichtete man an der Stelle des inzwischen vollständig erworbenen Hauses an der Gäulsbrücke ein neues Gemeindehaus, das im Erdgeschoß das rituelle Frauenbad, im Obergeschoß Schulraum und Lehrerwohnung aufnahm. Es wurde 1897 veräußert, da im Bereich der Synagoge das evangelische Pfarrhaus erworben werden konnte. 1874 wurde der jüdische Friedhof in der Plöck angelegt. Bis dahin hatte hatte man die Toten auf dem Verbandsfriedhof in Hemsbach beigesetzt. Seit 1872 gehörte die jüdische Gemeinde zum Rabbinatsbezirk Ladenburg. 1850 wurde ein Kranken- und Armenunterstützungsverein gegründet.

Anfang des 19. Jahrhunderts entstanden an der Stelle des heutigen Rathauses und in der Herrengasse besondere Judenwirtschaften, zu denen während der Märkte — die Juden stellten den größten Teil der Händler — noch eine weitere in der Schulgasse trat.

Kurz vor 1933 wurden auf dem jüdischen Friedhof von Nationalsozialisten einzelne Grabsteine umgeworfen. Noch wurden solche Taten bestraft. Als Hitler die Macht ergriff, gab es in Schriesheim ein Textilwarengeschäft, zwei Fellhandlungen und zwei Getreidehandlungen, die von Juden betrieben wurden. Außerdem gab es zwei jüdische Viehhandlungen. Obwohl es zu keinen weiteren Übergriffen gegen die Juden kam, wanderten bis 1938 bis auf einen einzigen alle jüdischen Bürger aus Schriesheim ab. Dieser mußte die Schändung der Synagoge in der Kristallnacht erleben. Bücher, Akten, Teppiche und andere Gegenstände wurden von Hitlerjungen mit Handwagen zum Rathausplatz gebracht und dort verbrannt. Auch die Religionsschule wurde heimgesucht.

Von den 41 Juden, die im Januar 1933 in Schriesheim wohnten, starben 2 in der Heimat. 34 wanderten aus, davon 25 nach den USA. Der Bäcker Alfons Schlösser und seine Eltern wurden 1943 in Holland verhaftet und über das KZ Westerbork nach Auschwitz deportiert. Von den fünf innerhalb Deutschlands verzogenen Schriesheimer Juden starb einer 1937, ein anderer wanderte nach den USA aus. Dorthin gelangte ein weiteres Ehepaar, das am 22. Oktober 1940 von Mannheim aus nach Gurs deportiert worden war.

Die unzerstörte Synagoge an der Kirchstraße, die nach dem Krieg völlig umgebaut wurde, dient heute der neuapostolischen Gemeinde als Gotteshaus. Der vor dem christlichen Friedhof liegende jüdische Friedhof wird von der Stadtverwaltung gepflegt.

Im ehemaligen pfälzischen *Dossenheim* hielten sich 1722 zwei, 1743 drei Judenfamilien auf. Nach dem Anfall an Baden 1806 bildete sich eine kleine Gemeinde, die 1827 kurzfristig dem Rabbinatsbezirk Heidelberg, später Ladenburg zugewiesen wurde. 1875 lebten 20 Juden in Dossenheim, dann ging ihre Zahl ständig zurück. Schon vor der Jahrhundertwende verlor die Gemeinde ihre Selbständigkeit und wurde Filiale von Schriesheim.

1933 wohnten 6 Juden in Dossenheim. Das Ehepaar Klara und Siegmund Oppenheimer wurde von Heidelberg aus nach Gurs deportiert und ist später in Auschwitz umgekommen, während ihrem Sohn die Auswanderung nach Amerika gelang. Siegmunds Schwester Rosa überlebte die Deportation und wanderte nach Palästina aus, wohin ihr Sohn schon 1938 gelangt war. Eine Dossenheimerin wurde noch vom letzten Transport nach Theresienstadt 1945 erfaßt und kehrte von dort nach Kriegsende in ihre Heimatstadt zurück.

Lit.: Hermann *Brunn,* 1200 Jahre Schriesheim. 1964.

SCHWARZACH KR. BÜHL

Im Gebiet der ehemaligen Reichsabtei Schwarzach, die lange vor dem Anfall an Baden 1803 unter badischer Schirmvogtei stand, wohnten seit 1582 vereinzelt

Juden. Sie wurden zum Teil von den Markgrafen, zum Teil vom Abt in den Schutz aufgenommen. Dies bot Anlaß zu häufigen Streitigkeiten und Protesten. 1775 mußte der Markgraf sogar einige Husaren einsetzen, um die Aufnahme eines Juden gegen den Willen des Abtes und der Ortsbewohner zu erzwingen.

1825 zählte die jüdische Gemeinde, die 1827 dem Rabbinatsbezirk Bühl zugewiesen wurde, 25 Seelen. Bis 1875 war ihre Zahl auf 3 abgesunken. Bis zur nächsten Volkszählung wohnte kein Jude mehr in Schwarzach.

SCHWETZINGEN KR. MANNHEIM

Das kurpfälzische Dorf Schwetzingen erlebte durch den Ausbau zur Sommerresidenz und die Garnison im 18. Jahrhundert einen wirtschaftlichen Aufschwung. Die Verlegung der Residenz von Mannheim nach München durch Kurfürst Karl Theodor (1742—1799) im Jahre 1778 nahm jedoch der künstlichen Schöpfung schlagartig allen Wohlstand. Nach dem Anfall an Baden im Jahre 1803 erlebte Schwetzingen als Amtsstadt, durch die Nahrungs- und Genußmittelindustrie sowie durch die Nähe Mannheims einen neuen Aufstieg. 1833 wurde es zur Stadt erhoben.

Im 18. Jahrhundert ist in Schwetzingen eine kleine jüdische Gemeinde entstanden. Ihre Angehörigen standen wohl alle im Dienste des Hofes oder der Garnison. 1722 waren es erst drei jüdische Haushaltungen; 1743 wohnten vier Juden mit ihren Familien in Schwetzingen. 1759 besaßen der Schutzjude Loeb Samuel und seine Ehefrau Bella ein Haus sowie Äcker und Wiesen. Das scheint ein Ausnahmefall gewesen zu sein; denn Grundbesitz war den Juden sonst nicht gestattet.

Der einflußreichste Schwetzinger Jude, eine Art Hoffaktor, war Lazarus Raphael, später mit Familiennamen Traumann genannt. 1795 verpflegte er als Hauptverpflegungslieferant des Handelshauses Kaulla die Mannheimer Garnison auf Vorschuß, so daß er 1797 von der Heeresverwaltung 140 000 Gulden zu fordern hatte. 1799 gelang es ihm, den einrückenden Feinden große Getreidevorräte zu entreißen. Als 1808 eine Belagerung zu befürchten war, konnte er innerhalb von zehn Tagen 8000 Malter Korn herbeischaffen. Für seine Verdienste erhielt er am 9. November 1808 das Bürgerrecht. Dabei wurde bemerkt, daß er von den jüdischen „Religionsmißbräuchen gänzlich gereinigt zu sein" scheint. Trotzdem wurde ihm der Grunderwerb in Schwetzingen verboten.

Während des 19. Jahrhunderts ist ein stetes Anwachsen der jüdischen Gemeinde festzustellen; erst kurz vor dem Ersten Weltkrieg setzte eine rückläufige Bewegung ein. 1825 zählte die Stadt 50 Juden, 1875 103, 1900 107, 1925 73 und 1933 79.

Als die Juden von Schwetzingen und dem benachbarten Ketsch die zum öffentlichen Gottesdienst erforderliche Zehnzahl erreicht hatten, räumte ihnen der reiche David Raphael ein Zimmer zur Abhaltung der Andachten ein. Als das Haus verkauft wurde, erhielt die Judenschaft die Genehmigung zu einem Synagogenbau, der dann aber nicht ausgeführt wurde. Man feierte den Gottesdienst weiter in gemieteten Häusern, von 1864 an in einem eigenen Haus in der Synagogenstraße.

Da die Gemeinde weiter anwuchs, für einen Neubau aber die Mittel fehlten, wurde ihr ein Saal im rechten Zirkelhaus des Schlosses überlassen, der 1901 mit dem ehemaligen Militär-Vereins-Saal im gleichen Gebäude getauscht werden mußte. Der bisherige Saal war nur durch den Schloßgarten erreichbar, und deshalb bestand Gefahr, daß sich bei den Abendgottesdiensten Gesindel in den Garten miteinschlich. Die Miete für diesen Saal betrug 200 Mark jährlich. Die Inneneinrichtung der Synagoge im Zirkelbau war vom Israelitischen Männer- und Frauenverein bezahlt worden. Zum Bau einer eigenen Synagoge kam es trotz Errichtung eines Synagogenbaufonds nicht. Außer der Synagoge im Schloß bestand der ehemalige Betsaal weiter fort. 1894 wurde neben dem christlichen Friedhof ein eigener jüdischer Friedhof angelegt. Die Synagogengemeinde Schwetzingen gehörte seit 1827 zum Rabbinatsbezirk Heidelberg.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Juden waren gut. Um 1933 gab es an jüdischen Unternehmen ein Möbelgeschäft, ein Manufakturwarengeschäft, zwei Rohproduktenhandlungen, eine Lebens- und Futtermittelhandlung, eine Darm- und Gewürzhandlung, eine Eisenhandlung, eine Viehhandlung sowie die Zigarrenfabrik Hess & Monatt. Betty Hanf war staatlich geprüfte Musiklehrerin, Dr. Adolf Katzenstein, der Vorsitzende der Ortsgruppe des Centralvereins, Rechtsanwalt.

Am politischen Leben haben sich die Schwetzinger Juden während der Weimarer Republik wenig beteiligt. Schon vor 1933 kam es wiederholt zu Schändungen des jüdischen Friedhofes durch Nationalsozialisten. Die Synagogenstraße wurde 1934 in Invalidenstraße umbenannt. Nach der Machtergreifung im Januar 1933 erhielt Schwetzingen den „schönsten Stürmerkasten im ganzen Reich", in dem die Juden und „Judenknechte" angeprangert wurden. Der Herausgeber des „Stürmers", Julius Streicher, erhielt aus Schwetzingen jedes Frühjahr frische Schwetzinger Spargel und Flieder, den der örtliche Vertreter des „Stürmer" nach Nürnberg brachte. Streicher hielt 1936 in Schwetzingen eine Rede, zu der Tausende von Mitgliedern der Arbeitsfront in Sonderzügen herbeigebracht wurden. Streicher propagierte den Kampf gegen das Judentum bis zum Ende als Frage von Sein oder Nichtsein. Für die Juden der Stadt, zumal für die Ostjuden unter ihnen, gab es nun kein längeres Bleiben mehr. Fast die Hälfte (37) wanderte 1936 bis 1938 aus; viele zogen bis zur Auswanderung vorläufig in eine größere Stadt, wo sie unbehelligter leben konnten. Den wenigen Familien, die noch zögerten, wurden in der Kristallnacht die Wohnungen vollständig demoliert. Der Betsaal erfuhr das gleiche Schicksal. Nur die Synagoge blieb als Teil des Schlosses unversehrt. Der Betreuer des Stürmerkastens und Rädelsführer bei dieser Judenaktion war bezeichnenderweise ein Hirnverletzter des Ersten Weltkriegs, der 1930 für geschäftsunfähig erklärt worden war und bis 1935 unter Pflegschaft stand.

Am 22. Oktober 1940 waren nur noch Frieda Bermann mit ihren Töchtern Therese, Else und Ruth sowie Flora Vogel in Schwetzingen. Sie wurden nach Gurs deportiert. Frau Bermann und wahrscheinlich auch Frau Vogel wurden 1942 in Auschwitz ermordet. Eine Tochter der Frau Bermann gelangte nach Palästina. Von den 34 Schwetzinger Juden, die nach 1933 in eine andere Stadt umgezogen waren, haben 10 ihr Leben mit Sicherheit in der Verfolgung verloren. Die ande-

ren konnten auswandern (4) oder starben an ihren neuen Wohnsitzen (3). Das Schicksal der übrigen ist ungeklärt.

Lit.: Aus der Geschichte der badischen Juden, in: Mitt.-Blatt des Oberrats 9 (1957) Nr. 12.

SENNFELD KR. BUCHEN

Das Dorf Sennfeld gehörte zum Ritterkanton Odenwald und war eine Besitzung der Familien von Adelsheim und Rüdt von Collenberg-Bödigheim. 1806 fiel es an Baden.

Seit dem 17. Jahrhundert lebten in Sennfeld Juden. Ihre Zahl betrug 1825 96, 1875 121, 1900 114 (10,6 % von 1075 Einwohnern), 1925 72 und 1933 56. Im Ersten Weltkrieg sind Moritz Arthur Langnas, Hermann und Max Levi sowie Israel Thalheimer gefallen.

1827 wurde die jüdische Gemeinde Sennfeld dem Rabbinatsbezirk Merchingen zugeteilt. 1836 erbaute sie eine eigene Synagoge. Der jüdische Friedhof in Sennfeld stammt ebenfalls aus dem 19. Jahrhundert. Zuvor beerdigten die Israeliten von Sennfeld ihre Toten auf dem Verbandsfriedhof in Bödigheim. Seit 1903 waren ihnen die Juden von Korb angeschlossen, als die dortige Gemeinde aufgelöst worden war.

Mit den christlichen Ortsbewohnern standen die Sennfelder Juden in gutem Einvernehmen. In der Hauptsache ernährten sie sich von Viehhandel und Landwirtschaft. Ihre wirtschaftliche Stellung war wie die der Ortsbewohner in der Regel bescheiden. In etwas besseren Verhältnissen lebte der Viehhändler und Grundstücksmakler Adolf Neuberger. Seine Gattin Julie galt bei den Einwohnern als angesehene vornehme Frau. Ein bedeutenderes Unternehmen war ferner die Viehhandels- und Getreidekommissionsfirma Isaak Levi oHG, die als Getreideaufkäuferin für die Firma Jakob Hirsch Söhne GmbH in Mannheim arbeitete. Fünf Juden waren als Vieh- und Pferdehändler tätig. Das einzige jüdische Gemischtwarengeschäft hatte Melanie Oppenheimer inne.

Nach der Machtergreifung Hitlers ließen die Geschäfte der jüdischen Viehhändler infolge der Gewaltandrohungen immer mehr nach. Manche mußten ihr Leben durch den Verkauf von Grundstücken fristen. Andere waren auf die jüdischen Fürsorgeeinrichtungen angewiesen, vor allem auf die Unterstützung durch den Armenverein. Er wurde bis kurz vor 1933 von dem langjährigen Gemeinderat Karl Reiß geleitet.

1936 stellten Adolf Neuberger, Salomon Neuberger und Isak Thalheimer ihre landwirtschaftlichen Anwesen, die außer den Wohn- und Wirtschaftsgebäuden ungefähr 110 preußische Morgen Ackerland und Wiesen umfaßten, dem jüdischen Wohlfahrtsbund in Karlsruhe als landwirtschaftliches Lehrgut für jüdische Jungen und Mädchen zur Verfügung. In der kurzen Zeit von knapp zwei Jahren wurden hier etwa 56 Jugendliche aus allen Teilen Deutschlands, die vorwiegend der zionistischen Bewegung angehörten, mit Genehmigung der NSDAP vor ihrer Auswanderung nach Palästina praktisch und theoretisch in die Landwirtschaft einge-

führt. Außerdem erhielten die Lehrgangsteilnehmer Unterricht in Hebräisch, Soziologie, Geschichte, jüdischer Gegenwartskunde, Literatur und Naturwissenschaft.

Dem Bürgermeister war das Lehrgut von Anfang an ein Dorn im Auge. In der Kristallnacht wurden daher nicht nur die ortsansässigen Juden, sondern auch die jüdischen landwirtschaftlichen Lehrlinge auf dem Hof des Adolf Neuberger von auswärtigen SA-Leuten verprügelt. Dem 75jährigen Josef Levi wurde dabei ein Schultergelenk ausgerenkt, so daß er ins Krankenhaus nach Adelsheim eingeliefert werden mußte. Das Innere der Synagoge wurde bei dieser Aktion von den fanatischen Parteigenossen vollständig demoliert. 1936 hatte man noch feierlich das hundertjährige Bestehen des Gebäudes begangen.

Von den ortsansässigen Juden sind nach 1933 noch 6 in Sennfeld gestorben, 29 sind nach den USA (14), nach Palästina (6), Argentinien (4) und in andere Länder ausgewandert. Am 22. Oktober 1940 wurden 21 jüdische Einwohner nach Gurs deportiert. Von ihnen sind mindestens 11 in Auschwitz ermordet worden, 4 starben in Lagern in Südfrankreich und nur 3 konnten fliehen. Das Schicksal von 3 Deportierten ist nicht bekannt. In Sennfeld blieb nach 1940 nur eine in sogenannter Mischehe verheiratete Jüdin zurück. 1944 wurde auch sie nach Theresienstadt deportiert, kehrte im Juni 1945 nach Sennfeld zurück und starb 1946 in Karlsruhe an den Folgen des Lageraufenthalts.

Die äußerlich unveränderte ehemalige Synagoge an der Hauptstraße ist heute im Besitz der Gemeinde Sennfeld. 1962/63 wurde sie vollständig renoviert und dient seither als Kulturzentrum. Der Friedhof im Gewann Berglesrain mit seinen etwa 60 Grabsteinen wurde nach Kriegsende würdig wiederhergestellt.

SIEGELSBACH KR. SINSHEIM

Siegelsbach gehörte bis 1803 zur Kurpfalz, 1803—1806 zum Fürstentum Leiningen und fiel 1806 an Baden.

Juden lebten in Siegelsbach seit dem 18. Jahrhundert. 1825 betrug ihre Zahl 77, 1848 104. Dann nahm sie langsam aber stetig ab. Der größte Teil wanderte vornehmlich seit 1875 nach Amerika aus. 1875 lebten hier nur noch 67 Juden, 1900 29, 1925 20 und 1933 9. Im Ersten Weltkrieg ist Siegfried Grötzinger gefallen.

Im 19. Jahrhundert unterhielt die jüdische Gemeinde Siegelsbach, die seit 1827 zum Rabbinatsbezirk Sinsheim gehörte, eine Synagoge, ein Frauenbad sowie eine eigene Schule. Begräbnisstätte der Siegelsbacher Israeliten war der Heinsheimer Judenfriedhof. Durch Beschluß des Badischen Staatsministeriums vom 20. Januar 1938 wurde die israelitische Gemeinde aufgelöst, da sie nur noch sechs männliche Mitglieder zählte. Diese teilte der Oberrat der Gemeinde Neckarbischofsheim zu. Die Synagoge war schon am 19. Januar 1938 verkauft worden.

Die Siegelsbacher Juden hatten ein gutes Verhältnis zu ihren Mitbürgern, traten aber im öffentlichen Leben kaum hervor. Um 1933 war Aron Eisemann als Viehhändler tätig. Josef Fleischmann hatte ein Textilgeschäft. Die 1890 von Moses

Grötzinger gegründete Süddeutsche Öl- und Fettwarenfabrik J. Grötzinger Söhne war Lieferantin der Badischen Staats- und Nebenbahnen mit technischen Ölen und Fetten. Außerdem hatte die Firma für ihre Produkte Absatzgebiete in ganz Deutschland. Etwa 1500 Hufschmiede bezogen von ihr den Hufbalsam „Sanitol".

Aus Siegelsbach ist von Ausschreitungen gegen die Juden während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft nichts bekannt geworden. Drei von ihnen starben bis 1939 an ihrem Wohnort, alle übrigen wanderten nach den USA aus.

Die ehemalige Synagoge in der Lindenstraße wurde 1938 wegen Einsturzgefahr abgetragen.

Lit.: Paul *Fütterer*, 700 Jahre Siegelsbach Landkreis Sinsheim an der Elsenz. 1258 bis 1958. 1959.

SINSHEIM
mit Rohrbach

Das 1192 von König Heinrich VI. zur Reichsstadt erhobene Sinsheim wurde im 13. und 14. Jahrhundert mehrfach an die Markgrafen von Baden und an die Pfalzgrafen verpfändet, die sie seit 1338 an die Herren von Hirschhorn weiterverliehen. 1362 erwarb Kurfürst Ruprecht I. die Reichsstadt für immer für die Pfalz. 1803 bis 1806 gehörte Sinsheim zum neugegründeten Fürstentum Leiningen und fiel 1806 an Baden.

1318 werden Abraham de Sunneshem und sein Schwiegervater David als Geldverleiher erwähnt. 1330 wird der Gelehrte Abraham ben Moses genannt, der Schüler des Rabbi Meir von Rothenburg war und in seiner Jugend „Abraham der Vorbeter von Erfurt" genannt wurde. Er verfaßte Schriften über die Tefillin, die jüdischen Gebetsriemen. 1340 werden Jacob und Meier von Sinsheim als Bürger in Speyer aufgenommen. Die Angehörigen der Familie Sinsheim, die in Worms, Mannheim, Straßburg und Wien verzweigt war, leiteten von der Stadt an der Elsenz ihren Namen her.

Nach dem Judenpogrom 1348/49, dem auch die Sinsheimer Juden zum Opfer fielen, nahm Ritter Engelhard von Hirschhorn, der damals die Stadt von der Kurpfalz zu Lehen trug, die aus Worms und Speyer vertriebenen Juden in Sinsheim gegen entsprechendes Schutzgeld in den Schutz auf. Es gelang ihnen jedoch nicht, auf die Dauer festen Fuß zu fassen. 1357 finden wir nur zwei Judenfamilien in Sinsheim. In den nächsten drei Jahrhunderten dürften es kaum mehr gewesen sein. Während der Kriegswirren des 17. Jahrhunderts verließen die meisten von ihnen die Stadt. Im Laufe des 18. Jahrhunderts nahm ihre Zahl allmählich zu, gegen den Willen des Stadtschultheißen. Hielten sich 1705 erst 2 Juden in der Stadt auf, so waren es 1722 und 1743 jeweils 9 Familien. 1782 betrug die Zahl der jüdischen Einwohner 121, 1825 75, 1852 121, 1875 131, 1884 132, 1900 119, 1925 79 und 1933 71. Im Ersten Weltkrieg starben zwei Gemeindeglieder namens Julius Weil den Soldatentod.

Seit 1827 gehörten zum Rabbinatsbezirk Sinsheim die Gemeinden Babstadt, Bad Rappenau, Dühren, Eschelbach, Ehrstädt, Grombach, Hilsbach, Hoffenheim,

Hüffenhardt, Neckarbischofsheim, Neidenstein, Obergimpern, Rohrbach, Siegelsbach, Sinsheim, Steinsfurt, Untergimpern, Waibstadt, Weiler und Wollenberg, von denen bereits sechs aufgelöst waren, als kurz nach der Jahrhundertwende die Rabbinatsfunktionen vom Bezirksrabbiner in Heidelberg übernommen wurden. Von 1904 an gehörten die Juden der aufgelösten Gemeinden Hilsbach und Weiler zur jüdischen Gemeinde Sinsheim. Das Filialverhältnis erlosch bereits vor 1925 durch die Abwanderung der letzten Juden dieser Orte.

An die Stelle des bisherigen Betsaales trat 1836/37 eine Synagoge in der Kleinen Grabengasse. Seit dem 19. Jahrhundert besaß die Gemeinde auch einen eigenen Friedhof im Gewann Krebsgrund, der neben dem christlichen liegt. Der Wohltätigkeitsverein, der Frauenverein, der Talmud-Thoraverein, der Verschönerungsverein und der Begräbnisverein nahmen die karitativen und religiösen Aufgaben wahr.

Fast alle jüdischen Einwohner waren Kaufleute oder Handwerker, die mit der übrigen Bevölkerung in gutem Einvernehmen lebten. Zu Beginn des Dritten Reiches gab es noch 13 jüdische Geschäfte: 2 Feinkost- und Lebensmittelgeschäfte, 2 Bäckereien, 1 Weinhandlung, 2 Textilwarengeschäfte, 1 Manufakturwarengeschäft, 1 Eisenhandlung, 1 Lederhandlung, 1 Lebensmittel- und Futtermittelhandlung, 1 Hadernsortieranstalt und 1 Öl- und Fetthandlung. Bald nach Hitlers Machtergreifung im Januar 1933 machte sich der wirtschaftliche und gesellschaftliche Boykott der Juden in Sinsheim bemerkbar. 1935 wurde den Juden das Zuzugsrecht versagt; sie wurden von den städtischen Bädern ausgeschlossen. Die Teilnahme an öffentlichen Veranstaltungen, Märkten, Versteigerungen usw. wurde ihnen untersagt. Sie durften keine Grundstücke mehr erwerben und erhielten keine Gemeindeaufträge. Den Bürgern wurde verboten, in jüdischen Geschäften einzukaufen. Infolgedessen waren bis 1938 alle jüdischen Geschäfte zum Erliegen gekommen. Die Inhaber verkauften ihre Häuser und suchten in den USA (27), in Palästina (5), Frankreich (3), Holland und England (je 1) eine neue Existenz. 1938 wohnten nur noch 2 jüdische Familien in Sinsheim.

In der Kristallnacht im November 1938 wurde die Synagoge von der SA-Ortsgruppe zerstört und später abgebrochen; 2 Juden wurden in das KZ Dachau eingeliefert. Am 22. Oktober 1940 wurden die letzten 6 Juden aus Sinsheim nach Gurs deportiert. Dort erlag Moritz Ledermann bald den Strapazen. Seine Ehefrau Fanny starb 1945 in einem französischen Altersheim. Die Eheleute Max und Emilie Kohn rafften Hunger und Krankheit im Lager Rivesaltes dahin. Ihre Tochter Erna konnte aus dem Lager fliehen. Josef Scherer wurde wahrscheinlich in Auschwitz ermordet. Der Religionslehrer Artur Auerbacher und seine Ehefrau wurden 1942 von Weinheim nach Izbica deportiert und dort ermordet. Alfred und Anne Krell gerieten über Gurs in das Todeslager Auschwitz. Alice und Kurt Scherer wurden in Frankreich verhaftet und ebenfalls in Auschwitz umgebracht.

Trotz dieser vielen Opfer kehrte 1954 ein ehemaliger Sinsheimer Jude, der drei Geschwister im KZ verloren hatte, aus der Emigration nach Sinsheim zurück und baute sich eine neue Existenz in der Heimat seiner Väter auf.

In dem vor dem Anfall an Baden (1803) ritterschaftlichen Dorf *Rohrbach* bei Sinsheim wohnten seit dem 18. Jahrhundert Juden. Durch die wohlwollende Hal-

tung der Ortsherrschaft, der Herren von Venningen, entwickelte sich eine blühende Gemeinde, die 1827 dem Rabbinatsbezirk Sinsheim zugewiesen wurde. 1825 zählte sie 91, 1842 sogar 101 Seelen. 1841 war der Bau einer Synagoge genehmigt worden. Dann aber schmolz die Gemeinde zusammen. 1875 zählte sie noch 61, 1900 21 und 1925 nur noch 3 Juden. Am 31. März 1906 wurde sie deshalb aufgelöst und die restlichen Gläubigen zunächst der Gemeinde Steinsfurt, nach 1925 der Gemeinde Sinsheim zugewiesen. Nach der Auflösung wurde die Synagoge am 6. März 1907 an die politische Gemeinde verkauft. Einen eigenen Judenfriedhof hatte Rohrbach nicht. Die dort verstorbenen Juden wurden in Waibstadt beigesetzt. Die letzten beiden Rohrbacher Juden wurden am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert und fanden dort den Tod.

Lit.: Gustav *Rommel,* Sinsheim (Elsenz). Ein geschichtlicher Überblick. 1954.

STEIN AM KOCHER KR. MOSBACH

Stein am Kocher gehörte bis 1803 zum Erzbistum Mainz; 1803—1806 war der Ort im Besitz des Grafen von Leiningen-Heidesheim und fiel 1806 an Baden.

In Stein lebten Juden seit dem Dreißigjährigen Krieg. 1825 betrug ihre Zahl 93, 1875 48, 1900 15, 1925 12 und 1933 10. Die jüdische Gemeinde, die seit 1827 zum Rabbinatsbezirk Mosbach gehörte, besaß eine eigene Synagoge und einen eigenen Friedhof. Am 8. November 1937 wurde sie durch Beschluß des Badischen Staatsministeriums aufgelöst, da sie nur noch vier Mitglieder zählte.

Zu Ausschreitungen gegen die Juden kam es während des Dritten Reiches in Stein nicht. Um 1933 betrieben die Brüder Abraham und Hermann Zwang ein Viehhandelsgeschäft. Abraham Zwang kam 1937 im Zusammenhang mit einem Viehhandelsgeschäft in das KZ Dachau, später nach Buchenwald. 1938 wurde er mit der Auflage der sofortigen Auswanderung entlassen. Er ging nach den USA. Hermann Zwang starb nach längerem Leiden 1940 im Krankenhaus in Mannheim. Von den Kindern der beiden Brüder wanderten vier schon um 1935 nach England und den USA aus. Selma Zwang war in Mannheim in Stellung und wurde von dort aus nach Gurs deportiert. Ilse Zwang war in Stuttgart beschäftigt, wo sie 1941 heiratete. 1942 wurde sie mit ihrem Ehemann von Haigerloch nach Izbica deportiert und dort wahrscheinlich umgebracht.

In Stein lebten zuletzt nur noch die beiden Frauen Hedwig und Flora Zwang, die sich bei Bauern ihr Brot verdienten. Am 22. Oktober 1940 wurden sie von der Arbeit auf dem Kartoffelfeld weggeholt und nach Gurs deportiert. Hedwig Zwang gelang die Auswanderung zu ihrem Ehemann nach den USA, während ihre Schwägerin den Weg in die Gaskammern von Auschwitz antreten mußte.

Heute erinnert in Stein nur noch der kleine jüdische Friedhof außerhalb des Dorfes an der Straße nach Kreßbach an die jüdische Gemeinde. Er wurde in den letzten Kriegstagen durch Artilleriebeschuß schwer beschädigt. Die Synagoge wurde bereits 1935 auf Abbruch verkauft.

STEINSFURT KR. SINSHEIM

Steinsfurt gehörte bis 1803 zur Kurpfalz, 1803—1806 zum Fürstentum Leiningen und fiel 1806 an Baden.

Im Jahre 1722 sind in Steinsfurt erstmals Juden nachgewiesen. 1825 zählte das Dorf 35 Israeliten, 1875 80, 1900 61, 1925 36 und 1933 32. Im Ersten Weltkrieg sind aus Steinsfurt Friedrich und Julius Weil gefallen. Ihre Namen stehen noch heute auf einer Gedenktafel in der als Lagerraum benutzten ehemaligen Synagoge. Einen eigenen Friedhof besaß die israelitische Gemeinde nicht. Die Toten wurden auf dem jüdischen Friedhof in Sinsheim begraben. Dort befand sich seit 1827 auch der Sitz des zuständigen Bezirksrabbinats. Ein Israelitischer Männer- und ein Frauenverein bestanden bis nach 1933. Seit 1906 waren vorübergehend die wenigen Juden der aufgelösten Gemeinde Rohrbach der Steinsfurter Judengemeinde angegliedert.

Die Steinsfurter Juden erwarben sich ihren Lebensunterhalt mit Vieh- und Landesproduktenhandel. Die meisten besaßen ein Haus; einige bewirtschafteten ein Stück Ackerland. Zu Beginn des Dritten Reiches waren Max Kahn und Josef Weil Viehhändler, Hugo und Karl Weil Viehhändler und Landwirte, Moritz Eichtersheimer besaß eine Holzhandlung, Siegfried Weil betrieb einen Landesproduktenhandel. Sofie Kahn war Volksschullehrerin.

Zu Gewalttaten gegen die Juden kam es in Steinsfurt nicht. Selbst am berüchtigten 10. November 1938 wurde nur der Viehhändler Karl Weil verhaftet und einige Wochen im KZ Dachau festgehalten. Die Synagoge an der Adersbacher Straße, die bereits 1937 verkauft worden war, blieb unversehrt. Der verhältnismäßig frühzeitige Ausschluß der jüdischen Viehhändler aus dem Wirtschaftsleben und das Bemühen der Parteigenossen, ihren Ort möglichst rasch „judenrein" zu haben, bewirkte, daß bis Anfang 1940 aus Steinsfurt alle Juden nach Nord- und Südamerika ausgewandert sind. Das harte Schicksal der Emigration bewahrte sie vor dem noch viel härteren der Deportation. Steinsfurt ist eine der ganz wenigen jüdischen Gemeinden Badens, die keine unmittelbaren Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung zu beklagen hat.

STOLLHOFEN KR. BÜHL

Stollhofen gehörte zum Gebiet der Abtei Schwarzach, die unter badischer Schirmvogtei stand. Streitigkeiten über die Landeshoheit fanden durch die Säkularisation des Klosters 1803 ein Ende.

Juden sind vereinzelt seit 1582 in Stollhofen ansässig gewesen. Ihre Zahl blieb klein. 1801 waren es 15, 1825 21. Die jüdische Gemeinde, über die sehr wenig bekannt ist, wurde 1827 dem Rabbinatsbezirk Bühl zugewiesen. Bis 1875 war die Zahl der Gemeindemitglieder auf 4 abgesunken. Wenig später wurde die jüdische Gemeinde deshalb aufgelöst. 1900 befand sich kein Jude mehr in Stollhofen.

STRÜMPFELBRUNN KR. MOSBACH

Strümpfelbrunn stand unter kurpfälzischer Cent, während die vogteiliche Gerichtsbarkeit den Herren von Hirschhorn-Zwingenberg bis zu deren Aussterben im Jahre 1632 zustand. 1746 gelangte das Dorf durch Kauf an die Kurpfalz. 1803—1806 gehörte es zum Fürstentum Leiningen und fiel 1806 an Baden.

Kurfürst Karl Theodor (1742—1799) führte 1755 einen dritten Jahrmarkt in Strümpfelbrunn ein. Außerdem wurden jährlich 12 Viehmärkte gehalten, die von den Juden der Umgebung rege besucht wurden. Über die Entheiligung des Sonntags durch das laute Markttreiben, besonders der Juden, wurde ständige Klage geführt. Isaak von Zwingenberg mußte deswegen einmal 45 Kreuzer Strafe zahlen.

1757 wohnten in Strümpfelbach ein Jude, der wegen Armut von allen Abgaben frei war, und eine Jüdin, die als Witwe nur die Hälfte des Schutzgeldes, nämlich 15 Gulden zu zahlen hatte. Bis 1825 vermehrte sich die Zahl der Israeliten auf 60 (11,5 % von 520 Einwohnern), bis 1860 auf 73. Dann ging sie wieder stetig zurück: 1875 50, 1900 41, 1925 23 und 1933 19.

Den Gottesdienst hielten die Juden bis um 1830 in einem Privathaus. Das Obergeschoß wurde 1831 zu einem Synagogenraum ausgebaut, da die Kultgemeinde ständig anwuchs. Im Erdgeschoß erhielt der Vorbeter eine Wohnung. Seit 1827 gehörte Strümpfelbrunn zum Rabbinatsbezirk Mosbach. Ihre letzte Ruhestätte fanden die Israeliten von Strümpfelbrunn auf dem jüdischen Friedhof in Hirschhorn/Hessen. Das Frauenbad wurde schon lange nicht mehr benutzt und 1937 wegen Baufälligkeit verkauft. Als die jüdische Gemeinde 1931 ihr 100jähriges Synagogenjubiläum feierte, gedachte sie auch ihrer drei jüdischen Gefallenen des Ersten Weltkriegs.

Die Israeliten in Strümpfelbrunn lebten in der Hauptsache vom Viehhandel. 1933 war Salomon Bär Viehhändler und Landwirt, Alex Monatt Viehhändler und Heinrich Israel Inhaber des Gasthauses „Zum Löwen"; auch er trieb nebenher Viehhandel. Seine Gastwirtschaft und Fremdenpension wurde von Juden und Christen aufgesucht. Aufs ganze gesehen lebten die seit Generationen hier ansässigen Israeliten mit den übrigen Bürgern in gutem Einvernehmen.

Das nationalsozialistische Regime brachte für die Juden in Strümpfelbrunn zunächst keine größeren Beeinträchtigungen, da sie keine Ladengeschäfte besaßen. Umso härter trafen sie die Gewalttaten der Kristallnacht im November 1938. Fanatisierte Parteigenossen demolierten die Synagoge in der Kirchenstraße und verbrannten die Thorarollen. Dann tranken sie die Weinvorräte im „Löwen" leer, schlugen in der Gaststube alles kurz und klein und zündeten schließlich das ganze Wirtshaus an. Die herbeigeeilte Feuerwehr wurde am Löschen gehindert. Synagoge und „Judenwirtschaft" wurden später abgerissen. Die meist schon älteren jüdischen Männer wurden in der Kristallnacht verhaftet. Heinrich Israel floh mit seiner Frau zu seiner Tochter nach Köln und wanderte von dort nach den USA aus. Am 1. September 1939 lebten noch 16 Juden in Strümpfelbrunn, von denen 3 nach den USA und 1 nach Argentinien auswanderte; 2 zogen um und 1 starb noch hier. Die letzten 8 jüdischen Einwohner wurden am 22. Oktober 1940 nach

Gurs deportiert. Im Dezember 1940 starben im Lager Gurs Salomon Bär und Josef Monatt. Julchen Bär und ihr Sohn Ferdinand, sowie Rosa Bauer und Alex Monatt mußten im August 1942 den Weg in das Vernichtungslager Auschwitz antreten. Die 1933 geborene Tochter der Rosa Bauer, die aus einem israelitischen Kinderheim in Karlsruhe nach Gurs deportiert worden ist, konnte nach den USA auswandern. Ihr Vater emigrierte nach Österreich. Im Oktober 1938 wurde er dort verhaftet und in das KZ Buchenwald eingeliefert. Nach Kriegsausbruch war er als Zwangsarbeiter in Eisenerz/Österreich eingesetzt; 1942 wurde er nach Minsk in Polen deportiert und vermutlich dort ermordet.

Lit: Ludwig *Braun,* Chronik des Evangelischen Kirchspiels Strümpfelbrunn, der Pfarr uf dem Winteraw. 1897.

SULZBURG KR. MÜLLHEIM
mit Staufen

1415 erwarb Markgraf Bernhard von Baden Sulzburg durch Kauf von Markgraf Otto II. von Hachberg. In der Folgezeit war die Stadt zeitweilig Residenz von Zweiglinien des badischen Fürstenhauses oder Witwensitz.

1537 gewährte Markgraf Ernst von Baden-Durlach den sieben Juden, die in eigenen Häusern in Sulzburg wohnten, bis auf Widerruf freies Geleit. Sie mußten dafür 40 Gulden Schutzgeld und 24 Ellen Samt oder Damast bezahlen. Erwerb von Grundeigentum und Darlehen an Christen wurden ihnen verboten. In den folgenden Jahren erhielt die jüdische Gemeinde Zuzug aus Freiburg, als dort 1543 alle Juden vertrieben worden waren. 1546 bekam sie die Erlaubnis zur Errichtung einer Synagoge oder Schule und zur Anstellung eines Vorsängers oder Schulmeisters. Schon vorher war den Juden Isyas, David, Hayum und Jößli erlaubt worden, in ihren Wohnungen Gottesdienst zu feiern. In einem Visitationsprotokoll von 1556 wird die große Zahl der in Sulzburg ansässigen Juden hervorgehoben.

Der Sulzburger Judenfriedhof wurde in dieser Zeit angelegt. Bis zur Einrichtung des Lörracher Verbandsfriedhofs um 1670 wurden hier alle verstorbenen Juden des badischen Oberlandes bestattet. Als unter Markgraf Georg Friedrich die Juden aus Baden — von wenigen Ausnahmen abgesehen — vertrieben wurden, verfiel der Gottesacker, den Matthäus Merian auf seiner in der Topographia Sueviae 1643 veröffentlichten Ansicht Sulzburgs von 1630 als „Judenkirchhof" dargestellt hat. 1663 wurde der Friedhof als Weide benutzt. Seinem eigentlichen Zweck wurde er wieder zugeführt, als Markgraf Karl Wilhelm erneut Juden die Niederlassung in Sulzburg gestattete und den alten Friedhof persönlich in Augenschein nahm. 4 Familien wurden 1716 in den Schutz aufgenommen. Ihre Zahl stieg bis 1727 auf 8, bis 1738 auf 10 Familien an.

Seit 1727 war Sulzburg Rabbinatssitz für das badische Oberland. Erster Rabbiner war David Kahn aus Rappoltsweiler, der 1744 starb. Ihm folgte sein Sohn Isaak bis 1797, Abraham Weil, der Sohn des Karlsruher Oberlandrabbiners Tia Weil bis 1832 und bis 1886 Emanuel Dreyfuß. Sie alle ruhen auf dem

Sulzburger Friedhof. Dem Rabbinatsbezirk gehörten 1827 die jüdischen Gemeinden Kirchen, Lörrach, Müllheim und Sulzburg an. 1886 wurde der Sitz des Rabbinats nach Freiburg im Breisgau verlegt.

Im 19. Jahrhundert nahm die Zahl der jüdischen Einwohner zunächst beträchtlich zu. 1801 waren es 133; 1825 machten die 207 Juden über 23 % der Einwohnerschaft aus. 1842 zählte man 322, 1852 382 Juden, und 1864 war mit 412 Juden — knapp ein Drittel der Bevölkerung — der Höhepunkt der Entwicklung erreicht. 1875 waren 313, 1900 191 und 1925 120 Juden in Sulzburg ansässig.

Bis 1823 wurde Gottesdienst in einem Betsaal gefeiert. Erst in diesem Jahr wurde eine Synagoge im Weinbrenner-Stil an der Mühlbacher Straße errichtet. Bald darauf (1837) wurde eine israelitische Volksschule eröffnet, die bis zur Aufhebung der Konfessionsschulen in Baden 1876 für die Ausbildung der jüdischen Kinder Sorge trug.

Das Verhältnis zur christlichen Bevölkerung war im 19. Jahrhundert nicht frei von Spannungen. Während der Beratung der Emanzipationsgesetze kam es in Sulzburg zu Tumulten, bei denen vielen Juden die Fenster eingeschlagen wurden. Gendarmerie aus Müllheim sorgte schließlich für Ordnung. Die Verhältnisse normalisierten sich, und seit 1877 waren die Juden bis 1933 ständig mit zwei Mitgliedern im Gemeinderat vertreten. Sie betätigten sich aktiv in der Freiwilligen Feuerwehr und anderen örtlichen Vereinen. Auch in der jüdischen Gemeinde gab es verschiedene Vereine. Der Frauenverein hatte sich die Unterstützung von Kranken zur Hauptaufgabe gemacht. Eine Jugendgruppe zur Pflege jüdischer Geschichte und Literatur sowie eine Ortsgruppe des Centralvereins stellten ihre Tätigkeit vor 1933 ein. Für karitative Aufgaben standen Mittel aus etwa 12 Stiftungen zur Verfügung. Wohl der bekannteste in Sulzburg geborene Jude war Gustav Weil (1808—89), der als Professor für Orientalistik in Heidelberg wirkte. Sein Grab befindet sich auf dem Friedhof in Freiburg im Breisgau.

Die Sulzburger Juden lebten zunächst von Vieh- und Weinhandel. 1933 gab es drei jüdische Kolonial- und Manufakturwarengeschäfte, ein Wein- und Spirituosengeschäft, sowie die Branntweinbrennerei H. Dukas Söhne oHG. Alle diese Geschäfte hatten seit 1933 unter dem Boykott zu leiden, konnten sich aber zum Teil bis zur Kristallnacht halten. Den jüdischen Viehhändlern wurde nach und nach die Handelserlaubnis entzogen.

Daß Sulzburg selbst 1938 noch einen beträchtlichen jüdischen Bevölkerungsanteil hatte (Juli 1938 57), war für die Nationalsozialisten ein Grund, die „spontane Empörung der Bevölkerung" über die Ermordung des Gesandtschaftsrates vom Rath in Paris besonders gründlich zu organisieren, und zwar von Müllheim aus. Sämtliche männlichen Juden wurden verhaftet. Sie mußten zu Fuß nach Müllheim ins Gefängnis marschieren; von dort aus kamen sie nach Dachau. Sämtliche Wohn- und Geschäftshäuser von Juden, die Synagoge und die Judenschule wurden schwer beschädigt und geplündert. Westwallarbeiter, die mit Omnibussen herangebracht worden waren, hausten wie die Berserker. Eine Abteilung des Reichsarbeitsdienstes warf die Grabsteine auf dem Judenfriedhof um. Eine Brandstiftung in der Synagoge konnte noch rechtzeitig verhindert werden. Sie

hätte katastrophale Folgen für die umliegenden Gebäude gehabt. In der Wohnung des Kantors Alperowitz wurde die Bibliothek beschlagnahmt, die zum großen Teil aus hebräischen Werken bestand. Dieser Umstand bereitete der Gestapo einiges Kopfzerbrechen, da die Beamten nicht feststellen konnten, um was für Literatur es sich handelte.

Von den 94 Juden, die im Januar 1933 in Sulzburg wohnten, wanderten 47 aus. Von ihnen starb einer im KZ Sobibor, wohin ihn die Gestapo von Holland aus verschleppt hatte. 8 starben noch in Sulzburg. Am 22. Oktober 1940 wurden 27 Sulzburger Juden nach Gurs deportiert. Von diesen konnten 10 auswandern, 2 starben in Gurs und Noe, 11 in Auschwitz, 4 sind verschollen. Von den 10 Juden, die innerhalb Deutschlands verzogen, wurden weitere 5 nach Gurs verschleppt, 2 nach Theresienstadt, 1 starb irgendwo im Osten, 1 am neuen Wohnsitz. Ilse Kahn wurde 1941 von Frankfurt aus nach Minsk gebracht und starb 1943 im dortigen Ghetto. Unbekannt ist das Schicksal von 2 weiteren Sulzburger Juden.

Die Synagoge wurde 1939 der politischen Gemeinde ohne Entgelt übertragen, die dort eine Turnhalle errichten wollte. Heute ist das Grundstück in Privatbesitz.

Nach dem Aussterben der namengebenden Ministerialenfamilie fiel die Stadt *Staufen* an Österreich, 1806 an Baden. Im frühen 16. Jahrhundert waren zeitweilig Juden in der Stadt ansässig. 1658 erhielt die Stadt das Privileg, keine Juden aufnehmen zu müssen. Während einer Verpfändung Staufens an die Familie von Schauenburg (seit 1626) erlangte Nathan Ulmer die Erlaubnis, im Lande Handel zu treiben. Für die Bewilligung zahlte er 68 Gulden jährlich. 1670 wurde er mit allen anderen inzwischen in vorderösterreichischen Landen wohnenden Juden vertrieben. Erst nach den Emanzipationsgesetzen von 1862 entfielen die Niederlassungsbeschränkungen. 1875 wohnten bereits 24 Juden in der Stadt. Ihre Zahl ging aber aus wirtschaftlichen Gründen bald zurück. 1895 wurden sie der jüdischen Gemeinde Sulzburg als Filiale angegliedert. 1933 lebte nur die Familie des Viehhändlers Grumbach am Ort. Emil Grumbach starb 1938 in Dachau, wohin er im Zusammenhang mit den Ereignissen der Kristallnacht von Breisach aus gebracht worden war. Eine seiner Töchter wanderte nach Amerika aus, die andere ist in Gurs verschollen.

Lit.: Ludwig *Kahn*, Der alte Judenfriedhof von Sulzburg, in: Beiträge aus Geschichte, Kultur und Wirtschaft des Markgräflerlandes. 3 (1960). — *Ders.*, Die Familie Kahn von Sulzburg/Baden. 1964.

TAIRNBACH KR. HEIDELBERG

Tairnbach war vor dem Anfall an Baden 1803 als Besitz der ritterschaftlichen Familie von Überbruck dem Fränkischen Ritterkreis inkorporiert. Seit Beginn des 16. Jahrhunderts ließen sich hier Juden nieder. 1825 machten die 124 Juden genau ein Drittel der Bevölkerung des Dorfes aus. Die jüdische Gemeinde wurde 1827 dem Rabbinatsbezirk Heidelberg zugewiesen, nahm aber dann sehr schnell an Zahl ab. 1875 zählte man nur noch 34 Juden. Schon vor 1885 wurde die jüdische Ge-

meinde, über deren Geschichte nichts Näheres bekannt ist, aufgelöst. Bei der Volkszählung von 1900 lebte kein Jude mehr in Tairnbach.

TAUBERBISCHOFSHEIM

mit Dittigheim, Hochhausen an der Tauber, Impfingen und Königshofen

Tauberbischofsheim erhielt zwischen 1265 und 1285 Stadtrecht. Vom 14. Jahrhundert bis 1803 war es kurmainzische Amtsstadt, wurde 1803 bis 1806 fürstlich-leiningisch und fiel 1806 an Baden.

Juden werden in Tauberbischofsheim urkundlich erstmals 1235 genannt. Zusammen mit den Juden von Lauda sollten sie einen Christen ermordet haben. Acht Opfer der durch diese Blutbeschuldigung ausgelösten Verfolgung sind namentlich bekannt. Sieben von ihnen wurden gefoltert und gerädert, der achte enthauptet. Am dritten Tage nach dem Martyrium wurden ihre Leiber verbrannt. Drei weitere Verfolgungen suchten die Judengemeinde innerhalb eines halben Jahrhunderts schwer heim: 1298 wütete der Ritter Rindfleisch unter den Juden wegen angeblicher Hostienschändung, 1336—38 die Armleder. Die Verfolgung zur Zeit des Schwarzen Todes 1348/49 löschte die Gemeinde vollständig aus. Doch bald entstand unter dem Schutz der judenfreundlich gesinnten Mainzer Erzbischöfe eine neue Judengemeinde, die ununterbrochen bis zur wohl größten Judenverfolgung in unseren Tagen bestand. Doch wenig ist über ihre Geschichte in Erfahrung zu bringen.

Im 17. Jahrhundert nahm die Zahl der Schutzjuden stark zu. 1825 zählte die Stadt 109 Juden, 1834 103, 1865 147, 1875 177, 1884 200, 1900 181, 1925 111 und 1933 106. Im Ersten Weltkrieg zählte die jüdische Gemeinde fünf Gefallene: Karl Bloch, Sally Brückheimer, Max Mayer, Ludwig Reiß und Ludwig Scharff.

Eine Synagoge wird schon im 18. Jahrhundert erwähnt. Als Begräbnisplatz diente bis 1875 der Verbandsfriedhof in Külsheim. Danach wurde in Tauberbischofsheim neben dem christlichen ein eigener Judenfriedhof angelegt, da der Külsheimer um diese Zeit für die auswärtigen Gemeinden geschlossen wurde. 1827 wurde die jüdische Gemeinde Tauberbischofsheim dem Rabbinatsbezirk Wertheim zugeteilt. An religiösen und karitativen Vereinen und Stiftungen bestanden eine Chewra Kaddischa, ein Frauenverein, eine Durchwanderer-Unterstützungskasse, die Samuel-Strauß-Stiftung und der Israelitische Kultusfonds.

Am Wirtschaftsleben der Stadt hatten die jüdischen Mitbürger nicht geringen Anteil. 1933 zählte man neben einem Dutzend Vieh- und Pferdehändler 19 jüdische Geschäfte, darunter 5 Manufakturwarengeschäfte, 2 Schuhgeschäfte, 1 Lederhandlung, 1 Häute-, Fell- und Metzgereibedarfsartikelhandlung, 1 Modewarengeschäft, 1 Porzellangeschäft, 1 Landesprodukten-, Lebensmittel- und Tabakwarengeschäft, 2 Weinhandlungen, 2 Getreidehandlungen, 1 Metzgerei, 1 Zigarrengeschäft, 1 Altwarenhandlung und 1 Bank.

Der 1. April 1933 leitete auch hier den wirtschaftlichen Boykott der jüdischen Geschäfte ein. 1934 erhielten die Juden Marktverbot. Schilder an den Stadteingängen erinnerten die Juden daran, daß sie hier unerwünscht waren. Der jüdische Friedhof war bereits 1931 von unbekannten Tätern geschändet worden. 1935

wurden ein Niederlassungsverbot für Juden und weitere Beschränkungen angeordnet. In der Kristallnacht im November 1938 wurde die Synagoge nicht angezündet, da nichtjüdische Wohnhäuser direkt an sie angebaut waren. Die Thorarollen brachten die Geistlichen des katholischen Schülerkonvikts in Sicherheit. Die Inneneinrichtung wurde zerschlagen und auf dem Marktplatz verbrannt. Am ersten Sonntag nach Kriegsausbruch, dem 3. September 1939, wurden die noch in Tauberbischofsheim wohnenden Juden von SA- und NSKK-Leuten in die Wirtschaft „Zum Badischen Hof" gebracht. Von dort aus wurden die Männer über den Marktplatz in die Bachgasse geführt, wo sie vor der Synagoge auf die Straße knien und den Boden küssen mußten. Anschließend trieb man sie in den in der Nähe vorbeifließenden Bach und befahl ihnen, sich in das Wasser zu legen. Die Männer trugen bei ihrem Marsch ein Plakat mit der Aufschrift: „Wir sind die Kriegshetzer". Bis zum 25. Oktober 1939 wurden die etwa 15 noch vorhandenen jüdischen Familien im jüdischen Gemeindehaus eingesperrt, das sie nicht verlassen durften. Nicht einmal die Fenster durften geöffnet werden. Einer der betroffenen Juden wurde zum „Judenbürgermeister" ernannt und für die Aufrechterhaltung der Ordnung verantwortlich gemacht. Nicht einmal Betten in genügender Zahl gab es in diesem Ghetto. Die freigewordenen Wohnungen belegte man mit Flüchtlingen.

Von den Tauberbischofsheimer Juden fanden 48 vornehmlich in den USA eine sichere Zuflucht. Eine noch größere Anzahl zog nach Mannheim, Frankfurt am Main und andere Städte um. 9 Juden starben noch zu Hause eines natürlichen Todes. Raphael Bauer wurde am 31. Juli 1938 im KZ Dachau erschossen. Am 22. Oktober 1940 wurden die letzten 22 jüdischen Einwohner nach Gurs deportiert. Nur 4 von ihnen sahen die Freiheit wieder, 6 starben im Lager Gurs, 2 im Lager Noe, und 10 wurden in Auschwitz ermordet. Julius Rothschild, der nach Frankreich ausgewandert war, wurde während der deutschen Besetzung dort verhaftet und starb 1944 im KZ Buchenwald.

Die unzerstörte ehemalige Synagoge der jahrhundertalten Judengemeinde in der Bachstraße dient heute als Wohnhaus.

Der jüdischen Gemeinde Tauberbischofsheim waren im Laufe der Zeit verschiedene kleine jüdische Gemeinschaften als Filialen angegliedert worden.

Dittigheim gehörte vor seinem Anfall an Baden 1803 zum Hochstift Würzburg. Nach dem Dreißigjährigen Krieg siedelten sich dort Juden in wachsender Anzahl an. Die Größe der Gemeinde läßt sich an einem Vorfall von 1745 in etwa abschätzen. Damals wurde sie zu einer Strafe von 12 Reichstalern verurteilt, weil sie durch die Entfaltung eines zu großen Gepränges bei der Einweihung einer neuen Thorarolle öffentliches Ärgernis erregt hatte. 1825 waren mit 87 etwa 8,4 % der 1034 Einwohner jüdischer Konfession. 1875 waren noch 68 Juden in Dittigheim, das seit 1827 zum Rabbinatsbezirk Wertheim gehörte, ansässig. Mit der Zahl der Einwohner ging auch die Zahl der Juden zurück. 1895 wurden die verbliebenen 3 Juden als Filiale der Gemeinde Tauberbischofsheim zugewiesen. Kurz nach der Jahrhundertwende verschwanden die letzten Juden aus Dittigheim. Ohne formelle Auflösung erstarb das Leben der einstmals blühenden Gemeinde.

Das Dorf *Hochhausen* an der Tauber war bis 1803 kurmainzisch. 1803—06 gehörte es zum Fürstentum Leiningen und fiel 1806 an Baden. Die ehemalige jüdische Gemeinde Hochhausen dürfte nach dem Dreißigjährigen Krieg entstanden sein. In der Mitte des 19. Jahrhunderts erlebte sie ihre Blütezeit. Sie besaß bereits 1770 eine eigene Synagoge. Als auf dem Verbandsfriedhof in Külsheim keine auswärtigen Juden mehr beerdigt werden durften, legte sie 1875 einen eigenen Friedhof an. 1827 wurde die Gemeinde dem Rabbinatsbezirk Wertheim zugeteilt. 1825 zählte sie 53 Mitglieder. Bis 1875 hatte sich ihre Zahl mit 103 nahezu verdoppelt. Doch schon bis zum Jahre 1900 schmolz sie auf 33 zusammen. Im Juni 1913 wurde die israelitische Kultgemeinde Hochhausen aufgelöst, da nur noch zwei Familienoberhäupter vorhanden waren. Die Synagoge wurde 1914 auf Abbruch verkauft. Die wenigen Juden besuchten fortan den Gottesdienst in Tauberbischofsheim. 1925 lebten drei und 1933 nur noch zwei Juden in Hochhausen. Die damals 87jährige Viehhändlerswitwe Frieda Rosenstock betrieb mit ihrer Tochter Sophie einen kleinen Kolonialwarenladen. Nach dem Tod ihrer Mutter, die unter Anteilnahme der ganzen Einwohnerschaft als letzte Jüdin auf dem israelitischen Friedhof beerdigt wurde, zog die Tochter 1934 nach Frankfurt am Main. Die dreißig Gräber auf dem jüdischen Friedhof sind die einzigen Überreste der Judengemeinde Hochhausen.

In dem wie Dittigheim ehemals bischöflich-würzburgischen *Impfingen* ließen sich im 18. Jahrhundert Juden nieder. Die kleine Gemeinde, die seit 1827 zum Rabbinatsbezirk Wertheim gehörte, erreichte 1875 mit 41 Seelen ihre größte Mitgliederzahl. 1900 waren es noch 18, 1910 noch 14 Juden. Als die Zahl weiter durch die Abwanderung der jungen Generation abnahm, wurde die Gemeinde am 19. Juni 1913 aufgelöst, die verbliebenen Mitglieder zusammen mit denen der ebenfalls aufgelösten Gemeinde Hochhausen dem benachbarten Tauberbischofsheim als Filiale zugewiesen. Die Synagoge in Impfingen wurde 1919 verkauft und später zu einem Wohnhaus umgebaut, das heute noch bewohnt wird. 1933 lebten nur noch drei hochbetagte Jüdinnen in Impfingen. Ida Ehrlich, die als angesehene Geschäftsfrau ein Kolonialwarengeschäft betrieb, starb 1936. Sophie Heumann starb im Altersheim in Gailingen. Henriette Heimann wurde nach Gurs deportiert. Ihr weiteres Schicksal ist unbekannt.

Königshofen wurde 1418 von Mainz gekauft, später mehrfach verpfändet und von 1730 bis zum Anfall an das neue Fürstentum Leiningen 1803 direkt durch die Regierung von Kurmainz verwaltet. 1806 fiel es an Baden.

Juden ließen sich hier nach dem Dreißigjährigen Krieg nieder. Der Königshofener Septembermarkt war der blühendste Markt im Taubergrund. Das mag bei der Niederlassung eine Rolle gespielt haben. 1770 hatte die kleine Gemeinde bereits eine Synagoge. 1827 wurde sie dem Rabbinatsbezirk Wertheim zugeteilt. Sie hatte 1825 61, 1875 30 und 1900 15 Seelen. Da die jüdische Gemeinde sich als nicht lebensfähig erwies, wurde sie am 31. März 1906 aufgelöst, die wenigen verbliebenen Juden der Gemeinde Tauberbischofsheim als Filiale zugewiesen. Die letzte jüdische Einwohnerin zog 1938 nach Gailingen und wurde von dort aus nach Gurs deportiert. Sie konnte 1941 in die Dominikanische Republik auswandern.

TIENGEN KR. WALDSHUT
mit Bonndorf, Säckingen und St. Blasien

1413 kaufte der Bischof von Konstanz als Lehensherr die Stadt Tiengen von den Herren von Krenkingen zurück. 1482 verpfändete er Tiengen an die Grafen von Sulz, die die Stadt, obwohl in der Landgrafschaft Stühlingen gelegen, zum Verwaltungssitz ihrer Landgrafschaft Klettgau machten. Im 16. Jahrhundert gab der Bischof die Stadt nach wiederholten vergeblichen Versuchen, sie aus der Pfandschaft zu lösen, den Grafen von Sulz als Lehen. Nach deren Aussterben 1687 fiel Tiengen durch Heirat der Erbtochter an die Fürsten von Schwarzenberg und 1806 mit dem Klettgau an Baden.

Wahrscheinlich waren schon im 14. Jahrhundert in Tiengen Juden ansässig. Urkundlich überliefert ist ihre Anwesenheit seit 1454. In diesem Jahre nahm Ritter Wilhelm von Heudorf, der Besitzer der kleinen Herrschaft Almut im Schlüchttal, Geld bei zwei Tiengener Juden auf. Da die Juden ohne Sicherheit ihm nichts borgen wollten, zwang der Ritter die Bauern seines Dorfes Aichen, ihm Bürgschaft zu leisten, wobei er mit Stock und Block nachhalf. 1488 kündigten die Tiengener Juden ihr Geld. Da bei den Erben des Heudorfers nichts mehr zu holen war, hielten sie sich an die Bürgen, die in Tiengen Einlager halten mußten, weil sie die Zahlung verweigerten. 1494 wurde der Streit vor dem Landgericht Stühlingen durch einen Kompromiß geschlichtet.

Bei der Belagerung Tiengens durch die Schweizer im Schwabenkrieg (1499) tat sich ein jüdischer Schütze besonders hervor. Er erstach viele Angreifer und erschoß von der Mauer aus den Fähnrich und den Büchsenmeister von Freiburg im Üchtland. Nach der Einnahme und der völligen Zerstörung der Stadt ruhten die Freiburger nicht, bis ihnen der jüdische Schütze ausgeliefert wurde. Sie hängten ihn an den Füßen auf. Nachdem er 24 Stunden so gehangen hatte, habe er — so wird berichtet — nach einem Priester verlangt. Nachdem er gebeichtet hatte, schlug man ihm aus Gnade den Kopf ab. Ein zweiter Jude, Vater von zwei Töchtern, der als Geisel ausgeliefert worden war, flehte um Gnade und wurde nach seiner Taufe freigelassen.

Die Tat des mutigen Schützen war in Tiengen bald vergessen. 1544 vereinbarten die Bürger mit Graf Johann von Sulz, daß er die fünf jüdischen Familien bei nächster Gelegenheit „abschaffe". Aber der Graf hielt sich nicht an die Abmachung, sondern nahm bereits zwei Jahre später die beiden Juden Jakob und Menlin für jährlich 30 Gulden Schutzgeld auf sechs Jahre in Tiengen auf.

1559 gründeten Josef ben Naftali und Elieser ben Josef Herz in Tiengen eine hebräische Druckerei. Die Bürger benachrichtigten den Bischof von Konstanz. Dieser hielt es nicht für ratsam, sofort etwas gegen die Druckerei zu unternehmen, sondern gab Weisung, die Sache im stillen zu beobachten, denn wenn die Juden nur Bücher wegen des Broterwerbs druckten, könne er es nicht wehren. Nur wenn sie jüdische religiöse Bücher in deutscher Sprache druckten, die dem gemeinen Manne schädlich werden könnten, wolle er mit Vorwissen des Erzbischofs von Mainz die Druckerei beseitigen. Sie ging aber schon 1560 von selber wieder ein. Von den in ihrem einjährigen Bestehen hergestellten hebräischen Büchern sind noch

fünf bekannt, darunter ein Gebetbuch mit kabbalistischen Erklärungen des Naphtali Treves. Einzelne Exemplare befinden sich in den Bibliotheken in Frankfurt am Main und Basel. Die Druckerei soll sich in der heutigen Priestergasse, der ehemaligen älteren Judengasse, befunden haben.

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts lebten keine Juden in Tiengen, doch 1650 wurde acht jüdischen Haushaltungen — Marmel und Mauschel Lemke, die Gebrüder Jakob und Isak, Jügglin, Meyerlin und Borrach sowie eine Witwe — ein Satzbrief auf 20 Jahre ausgestellt. Das einmalige Einzugsgeld betrug 200 Gulden. Außerdem waren jährlich pro Familie 18 Gulden Schutzgeld zu entrichten.

1653 kam es zwischen den Herren von Sulz und von Stühlingen zu einem Rechtsstreit wegen des Waren- und Schutzzolles der in Tiengen ansässigen Juden. Es wurde darüber eine Vereinbarung getroffen, daß die Tiengener Juden zum Ausgleich jährlich 20 Gulden an das Rentamt Stühlingen abliefern mußten. Diese Abgabe wurde 1752 dahin abgeändert, daß neben dem Zoll für jede jüdische Haushaltung in Tiengen 3 Gulden zu zahlen waren. Wenn auch die Herrschaft wegen ihrer Einnahmen nicht auf die Juden verzichten wollte, so hätten die Bürger der Stadt sie lieber außerhalb ihrer Mauern gesehen. 1669 beschwerten sich Stadtvogt, Baumeister, Rat und die gemeine Bürgerschaft Tiengens beim Landgrafen Ludwig über das den Bürgern und der ganzen Landgrafschaft so schädliche Gebaren der Juden. Die jungen Bürger klagten „in Ermangelung der Häuser, die Metzger und Gerber in Einkaufung Mastviehs und Verkaufung des Fleisches und Lederß, das burgerliche Vieh in abferzung der Waidt und Schadenzufügung von jüdischen Pferden". Sie alle baten um Ausweisung der Juden, wenn ihr Satzbrief abgelaufen sei. Wahrscheinlich kam der Landgraf dieser Bitte nicht nach.

Die Fürsten von Schwarzenberg, seit 1687 Herren von Tiengen, waren den Juden gegenüber sehr rücksichtsvoll. Sie befreiten solche, die infolge Krankheit oder Alter in Not geraten waren, von ihren Abgaben. Gegen die Bitten der Stadt erlaubte Fürst Adam Franz von Schwarzenberg 1717 zwei Juden aus Horheim die Ansiedlung in Tiengen. Laut Schutzbrief wurde ihnen gestattet „einen Kramladen zu führen mit allerhand zulässigen Waren, als da sind: Tücher, Ziechen, Ausstattungen, Häute, Leder, ausgenommen Stahl und Eisen". Die Führung von Geschäftsbüchern wurde ihnen als Auflage erteilt. Verboten wurde die Anrufung fremder Gerichte. Kleinvieh durften sie in beliebiger Zahl schlachten, Großvieh dagegen jährlich nur fünf Stück pro Haushaltung. Das von ihnen nicht gebrauchte Fleisch durften sie den Untertanen in der Stadt und auf dem Lande verkaufen, jedoch nicht pfundweise, sondern in ganzen Gliedern und zu einem niedrigeren Preis, als das Fleisch sonst in der Metzig zu haben war. Gottesdienst durften sie „in möglichster Stille" in einem ihrer Wohnhäuser „nicht vornen, sondern hinten auswärts" halten. Sonntagshandel wurde ihnen streng verboten.

Trotz wiederholter bewegter Klagen der Tiengener Einwohner über den Schaden, den ihnen die Juden zufügten, nahm ihre Zahl langsam zu. 1717 wohnten 2 Judenfamilien in Tiengen, 1750 9 und 1810 15, von denen 9 den Namen Guggenheim und 6 den Namen Bernheim führten. Sie wohnten alle in der älteren Judengasse. Später erwarben sie vor allem Häuser in der ursprünglichen Priestergasse, so daß diese in Judengasse umbenannt wurde. Das Dritte Reich machte

1933 die Turmgasse daraus. — Bis 1875 wuchs die Zahl der Juden weiter an, sank aber dann infolge der Auswanderung rasch. 1825 wohnten in Tiengen 114 Juden (11,7 % von 974 Einwohnern), 1842 150, 1859 215, 1875 206, 1890 170, 1900 106, 1925 44 und im Juni 1933 46.

Die jüdische Gemeinde Tiengen gehörte zunächst zum Rabbinatsbezirk Sulzburg und seit 1827 zum Rabbinatsbezirk Gailingen. Eine eigene Synagoge besaß sie schon seit 1793 in der Fahrgasse. 1863 wurde das Gotteshaus vollständig restauriert. Um 1780 pachteten die Tiengener Juden für jährlich 4 Gulden von der Gemeinde im Keitle an der Gurtweiler Straße einen Begräbnisplatz. Von ungefähr 1830 bis 1876 bestand in Tiengen auch eine jüdische Volksschule. Das Gebäude fiel im Ersten Weltkrieg einem Brand zum Opfer.

Die Tiengener Juden trieben Kramhandel und besonders Viehhandel sowie allerlei Geldgeschäfte. 1785 wollte Joseph Guggenheim eine Schafwollspinnerei einrichten, fand aber nicht genügend Arbeitskräfte dafür. 1933 gab es an jüdischen Unternehmen nur noch zwei Textilwarengeschäfte, ein Konfektionsgeschäft, ein Schuhgeschäft und eine Lederhandlung. Zwei Juden lebten vom Viehhandel, einer vom Pferdehandel.

Wie schon mehrfach erwähnt wurde, waren in früherer Zeit die Juden bei der einheimischen Bevölkerung nie sehr beliebt. Auch noch nach der vollständigen Emanzipation klagten die Tiengener Juden bei einer Ortsbereisung am 14. Juni 1864, daß sie bei der Ausübung ihres Gottesdienstes durch Nachbarn der Synagoge und durch lärmende böse Kinder aus der ganzen Stadt in erheblicher Weise gestört würden; man säge und spalte Holz, fülle Jauchefässer ein und stelle ihnen Wagen und Karren in den Weg, um die Zugänge zur Synagoge zu sperren. 1866 wurden zwei Tiengener Handwerker angezeigt, weil sie bei lustiger Gesellschaft im Wirtshaus jüdische Zeremonien nachgemacht hatten. Nicht zuletzt der gemeinsame Einsatz zur Verteidigung des Vaterlandes im Ersten Weltkrieg, der drei jungen Tiengener Juden das Leben kostete, verminderte die Kluft zwischen Juden und Christen. Im Gemeinderat und im Bürgerausschuß saßen vor 1933 auch jüdische Mitglieder. Das bessere Einvernehmen sollte allerdings nur noch wenige Jahre währen; denn in Tiengen fand der Nationalsozialismus früh Anhänger. Mit dem Tage der Machtergreifung ging die geheime Ablehnung der Juden in offene Verfolgung über. Der wirtschaftliche Boykott wurde in aller Schärfe durchgeführt. Nach dem Vorbild mancher anderer Städte wollte 1935 auch Tiengen Juden den Zuzug, den Grunderwerb, das Besuchen der Märkte und die Benutzung von Gemeindeeinrichtungen verbieten. Wegen des Einspruches des deutschen Gemeindetages wurde dieser Entwurf zu einer Ortssatzung nicht weiter bearbeitet. Die Benachteiligung der Juden im täglichen Leben lief jedoch auf das gleiche Ziel hinaus. Vor allem die im öffentlichen Dienst Beschäftigten mußten die jüdischen Geschäfte meiden. Die Tiengener Juden veräußerten daher verhältnismäßig früh ihre Häuser und Geschäfte, um auszuwandern. 1936 wohnten nur noch 27 Juden in der Stadt. In der Kristallnacht im November 1938 demolierten Parteigenossen aus Tiengen und der Umgebung die noch vorhandenen jüdischen Geschäfte sowie die Inneneinrichtung der Synagoge. Das zertrümmerte Mobiliar wurde auf dem Viehmarktplatz verbrannt. Auch den jüdischen Friedhof zerstörten sie vollständig.

Er wurde dem Erdboden gleichgemacht und zu einem Sportplatz umgestaltet. 6 Juden wurden bei dem Pogrom verhaftet und in das KZ Dachau eingeliefert, wo sie einige Wochen festgehalten wurden. Julius Guggenheim und der Religionslehrer Heiman Rabbinowicz kehrten nicht mehr von dort zurück. Als Auswanderungsland wählten etwa 30 Juden die Schweiz und Frankreich. Zuletzt befanden sich 5 jüdische Frauen in der Stadt, die am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert wurden. Von ihnen konnte Sofie Schwarz befreit werden, Sabine Bernheim starb in Gurs, die übrigen 3 sind verschollen und wahrscheinlich in einem Vernichtungslager im Osten umgekommen. 5 nach Frankreich ausgewanderte Tiengener Juden gerieten ein zweites Mal in die Hände ihrer Verfolger und fanden in Auschwitz den Tod.

Die Synagogenruine erwarb ein Glasermeister, der auf dem Grundstück ein Wohnhaus und eine Werkstätte errichtete. Der zerstörte Friedhof wurde nach dem Krieg wiederhergestellt. Auf einem einzigen Gedenkstein stehen die Namen aller dort begrabenen Toten. Sämtliche alten Grabsteine sind verschwunden.

Der jüdischen Gemeinde Tiengen waren im Laufe der Zeit verschiedene Filialgemeinden angegliedert worden. 1866—1897 waren die Juden von Konstanz Filiale von Tiengen. Zeitweilig gehörten die wenigen Juden von *Bonndorf* (1875 2, 1900 4, 1910 5) zu Tiengen. Die 1933 dort ansässigen 3 Juden wanderten bis 1940 aus.

Die ersten Juden in der ehemals vorderösterreichischen Stadt *Säckingen* sollen den Verfolgungen der Pestjahre 1348/49 zum Opfer gefallen sein. Im 14. und 15. Jahrhundert traten vereinzelt Juden in der Stadt auf, ohne daß sie besondere Bedeutung erlangten. Auch sie dürften spätestens 1517 ausgewiesen worden sein. Erst nach 1862 erlangten die Juden erneut das Recht zur Niederlassung. 1875 waren 6 von ihnen in Säckingen wohnhaft, 1900 17 und 1925 4. Sie waren seit 1895 der Gemeinde Tiengen als Filiale angegliedert. Von den 6 Glaubensjuden, die 1933 in Säckingen wohnten, wanderten bis 1940 3 in die Schweiz aus. Die übrigen zogen in andere deutsche Städte.

In *St. Blasien* durften sich bis ins 19. Jahrhundert keine Juden niederlassen. Nur der Handel im Gebiet der Abtei war den in der benachbarten fürstenbergischen Landgrafschaft Stühlingen bis zu ihrer Vertreibung 1743 wohnenden Juden erlaubt. Nach den Emanzipationsgesetzen von 1862 finden wir erstmals seßhafte Juden im Kurort. 1875 waren es 8, 1900 20, die seit 1895 der jüdischen Gemeinde Tiengen als Filiale angegliedert waren. Bis 1925 ging die Zahl auf 7 zurück. 1933 waren 13 Glaubensjuden in St. Blasien polizeilich gemeldet, von denen aber einige nur vorübergehend anwesende Kurgäste waren. Gustav Grumbach führte ein Kaufhaus, Ferdinand Odenheimer ein Feinkostgeschäft, während Alexander Mendelsohn ein Fotogeschäft betrieb. In St. Blasien selbst wurden keine Juden von Maßnahmen der NSDAP erfaßt, sieht man vom 1. April 1933 ab, an dem die Schaufenster der jüdischen Geschäfte mit Hakenkreuzen beschmiert wurden. 7 Juden wanderten bis 1938 aus, 1 überlebte das Dritte Reich in Baden-Baden.

In der vorderösterreichischen Stadt *Waldshut*, die 1806 an Baden fiel, wurde die erste Judenniederlassung in den Verfolgungen der Pest 1348/49 vernichtet.

Später ließen sich vereinzelt Juden dort nieder, die aber 1517 vertrieben wurden. Die Stadt verbot 1553 bei Strafe von 20 Hellern ihren Bürgern den Handel mit Juden. Wer Geld bei Juden entlieh und ertappt wurde, verlor das Bürgerrecht. Erst nach den Emanzipationsgesetzen von 1862 ließen sich erneut Juden in Waldshut nieder. Die jüdische Gemeinde, die 1875 5, 1900 22, 1925 30 und 1933 24 Seelen zählte, gehörte seit 1895 als Filiale zu Tiengen.

Ein Herrenkonfektions-, ein Schuh- und ein Tuchgeschäft wurden 1933 von Juden betrieben. Sie hatten seit 1933 unter dem Boykott zu leiden. Im Zusammenhang mit den Ereignissen der Kristallnacht wurden zwei jüdische Bürger vorübergehend nach Dachau ins KZ verbracht.

Zwischen 1933 und 1940 wanderten 18 Waldshuter Juden aus. Die meisten fanden in den USA und in der nahen Schweiz eine neue Heimat. Ein Jude aus Waldshut starb 1937 im Friedrichsheim in Gailingen, ein weiterer verzog ins Rheinland. Die letzten beiden Jüdinnen, die Geschwister Aufrichtig, wurden am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert, Jenny Aufrichtig starb 1949 in Frankreich, Klara ist verschollen und für tot erklärt.

Auf Waldshuter Gemarkung, dem schweizerischen Ort Koblenz gegenüber, liegt eine heute durch einen Schilfgürtel mit dem deutschen Rheinufer verwachsene Insel. 1603 verpachtete die Stadt Waldshut diese Insel den Juden der Grafschaft Baden im Aargau, die vor allem in Lengnau und Endingen wohnten, als Begräbnisplatz. Sie zahlten ursprünglich jährlich 4 Gulden Pachtzins dafür. Die Pachtverträge von 1689, 1709 und 1747 sind noch erhalten. Da der Rhein im Laufe der Jahre Teile des „Judenäule" fortspülte, durften die Schweizer Juden 1750 einen Friedhof auf dem Festland bei Lengnau anlegen. Der Inselfriedhof wurde seitdem nicht mehr weiter belegt. 1813 kauften die Juden von Lengnau und Endingen die Insel, die nach wasserbautechnischen Maßnahmen allmählich verlandete. Durch die Pläne zur Rheinregulierung war die denkmalspflegerische Umgestaltung des uralten Friedhofs nicht möglich. 1954/55 wurden deshalb die Toten aus über 80 Gräbern exhumiert und die Grabsteine, soweit sie nicht vom Rhein weggespült oder sonst fortgebracht waren, geborgen. Die sterblichen Überreste wurden anschließend auf dem Endinger Friedhof beigesetzt. Dort wurden auch die halbwegs erhaltenen Grabsteine neu aufgestellt. Der älteste stammt von 1674.

Lit.: Hans *Brandeck*, Geschichte der Stadt Tiengen. 1936. — Florence *Guggenheim-Grünberg*, Der Friedhof auf der Judeninsel im Rhein bei Koblenz. Beiträge zur Geschichte und Volkskunde der Juden in der Schweiz 5. 1956. — Heinz *Voellner*, Die alte Klettgauhauptstadt Tiengen. Entwicklung und Gestalt, in: Badische Heimat 33 (1953).

UNTERBALBACH KR. TAUBERBISCHOFSHEIM

Unterbalbach, das seit 1810 zum Großherzogtum Baden gehörte, war ursprünglich im Besitz der Grafen von Rieneck und fiel 1590 dem Deutschorden zu. Seit 1408 war das Mergentheimer Patriziergeschlecht der Süzel Lehnsinhaber von Unterbalbach.

In der Mitte des 16. Jahrhunderts räumten Angehörige dieser Familie den Juden der Deutschordenslande im Taubertal ein 1/4 Morgen großes Stück Land als Begräbnisplatz ein. Als Unterbalbach an den Deutschorden fiel, gewährte der Hoch- und Deutschmeister Maximilian I. 1590 den Schutzjuden des Ordens die weitere widerrufliche Benutzung des Friedhofs gegen einen Jahreszins von 16 Gulden und erlaubte die Beisetzung auswärtiger und fremder Glaubensgenossen. Auf dem im Laufe der Zeit mehrfach vergrößerten Friedhof fanden vor allem die Juden aus heute württembergischen Gebieten ihre letzte Ruhe, aber auch aus Angeltürn, Boxberg, Königshofen und Neunstetten. Bei der Überführung der Leichen mußte Zoll an den Grenzstationen gezahlt werden. Beerdigungen durften nicht an Sonntagen stattfinden, höchstens in der Nacht.

Der Übergang von Unterbalbach an Baden führte zu Auseinandersetzungen mit Württemberg über die Rechte am Judenfriedhof, der schließlich als Privateigentum der Bad Mergentheimer jüdischen Gemeinde behandelt wurde. 1902 wurde die „Israelitische Bezirksfriedhofverwaltung Mergentheim — Friedhof zu Unterbalbach" in das Mergentheimer Vereinsregister eingetragen. 1940 wurde der Verein in die Reichsvereinigung der Juden in Deutschland eingegliedert. In der Kristallnacht blieb die ehrwürdige Begräbnisstätte mit ihren fast 1000 Gräbern unbehelligt. Juden haben in Unterbalbach nur im 17. und 18. Jahrhundert vereinzelt gelebt.

Lit.: Franz *Diehm,* Der Judenfriedhof lag im „Ausland". 1953.

UNTERGIMPERN KR. SINSHEIM

In Untergimpern, das vor dem Anfall an Baden 1803 zur Pfalz gehörte, existierte um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert eine kleine jüdische Gemeinde. Als sie 1827 dem Rabbinatsbezirk Sinsheim zugewiesen wurde, zählte sie rund 40 Seelen. Bis 1875 verminderte sich die Zahl auf 27, und bis zur Volkszählung von 1900 waren sämtliche Juden aus Untergimpern abgewandert. Die Gemeinde, über deren Institutionen sonst nichts bekannt ist, wurde bereits vor 1885 aufgelöst.

UNTERGROMBACH KR. BRUCHSAL
mit Obergrombach

Untergrombach gehörte bis 1803 zum Hochstift Speyer und fiel bei dessen Säkularisation an Baden.

Juden sind in Untergrombach zum ersten Mal während des Dreißigjährigen Krieges nachgewiesen. Unter Markgraf Friedrich VI. (1659—1677) von Baden-Durlach erhielt ein Jude aus Untergrombach Taschengeleit auf Jahresdauer für das markgräfliche Gebiet. 1712 wurde der Salzhandel für das baden-durlachische Unterland an den speyerischen Schirmjuden Kauffel in Untergrombach verpach-

tet. 1733 nahm Markgraf Ludwig Georg von Baden-Baden (1701—61) den Juden David Kaufmann von Untergrombach in den Schutz nach Gernsbach auf. 1740 und 1785 wohnten 10 Judenfamilien in Untergrombach. 1825 zählte das Dorf 78 Israeliten, 1875 116, 1900 106, 1925 56 und 1933 32.

1827 wurde die jüdische Gemeinde Untergrombach dem Rabbinatsbezirk Bruchsal zugeteilt. In diesem Jahrhundert erhielt sie auch eine eigene Synagoge. Für die Bestattung der Toten wurde der 1632 angelegte jüdische Friedhof in Obergrombach mitbenützt. An Wohlfahrtseinrichtungen besaß die Gemeinde einen Männer- und einen Frauenverein.

Wie bereits erwähnt, waren unter den Untergrombacher Juden des 17. und 18. Jahrhunderts tüchtige Kaufleute vertreten. In unserem Jahrhundert war das größte jüdische Unternehmen die Tabakgroßhandlung M. Meerapfel Söhne, eine der bedeutendsten deutschen Importfirmen für Sumatra- und Javatabake. Das Betriebsvermögen betrug rund 1 Million Mark. Benjamin Joseph führte die Ledergroßhandlung seines Vaters Jakob Joseph weiter. Der aus Rußland gebürtige Markus Kirnus hatte ein Lebensmittelgeschäft und Gustav Oppenheimer ein Geschäft für Schreinereibedarfsartikel.

Unmittelbar nach den Reichstagswahlen 1933 warfen SA-Leute Jakob Meerapfel die Fenster ein, worauf dieser mit Ehefrau und Bruder ins Elsaß flüchtete. Auf Veranlassung von Prof. Meissner, dem Leiter des deutschen Tabakpflanzerverbandes, kehrte er bald wieder nach Deutschland zurück, nachdem ihm von höchsten Parteistellen zugesichert worden war, daß ihm in Deutschland nichts geschehe. Er ließ sich mit seiner Ehefrau in Karlsruhe nieder, liquidierte die Untergrombacher Firma und gründete in Karlsruhe eine Rohtabakvergärungs-AG, um die Werte seines Unternehmens zu sichern und den ausländischen Gläubigern eine gewisse Sicherheit für ihre Ansprüche zu geben. Nachdem dieser Zweck erfüllt war, wurde er 1937 trotz der früheren Zusicherung durch die Gestapo verhaftet. Er wurde jedoch bald wieder entlassen und wanderte über Holland nach Argentinien aus.

Jakob Joseph befand sich 1934/35 wegen Vorbereitung zum Hochverrat zunächst in Untersuchungshaft und im Gefängnis, anschließend in „Schutzhaft" im KZ Kislau. In der Kristallnacht im November 1938 wurde die Einrichtung der Synagoge in der Sonnwendstraße demoliert. Wegen der Gefahr für die umliegenden Gebäude wurde sie nicht niedergebrannt. Bis 1939 waren insgesamt 19 Juden nach den USA, nach Argentinien und England ausgewandert. Einige zogen innerhalb Deutschlands um, einer starb noch zu Hause in Untergrombach. Am 22. Oktober 1940 wurden 5 jüdische Einwohner nach Gurs deportiert. Von ihnen gelangten Adele und Leopold Bär wieder in die Freiheit, während die übrigen wahrscheinlich in Auschwitz ermordet wurden. Nur ein in sogenannter Mischehe verheirateter Jude überlebte die Jahre der Verfolgung in Untergrombach. Die geschändete Synagoge wurde abgebrochen.

Die Stadt *Obergrombach* gehörte bis 1803 ebenfalls zum Hochstift Speyer und fiel bei dessen Säkularisation an Baden.

Juden lebten in Obergrombach seit dem Dreißigjährigen Krieg. Als im September 1646 bayerische Truppen die Stadt überrumpelten, nahmen sie dabei den

Juden 25 Schafe weg. 1665 erhielt ein Jude aus Obergrombach von Markgraf Friedrich VI. (1659—1677) von Baden-Durlach auf ein Jahr Taschengeleit für die baden-durlachischen Gebiete; 1666 und 1667 wurde das Geleit verlängert. 1666 erhielt ein zweiter Jude aus Obergrombach die gleiche Vergünstigung. 1670 baten beide Juden um Verlängerung ihrer Geleitsbriefe. 1683 lebten in Obergrombach 3 Judenfamilien, 1685 7, 1701 5, 1740 8 und 1785 ebenfalls 8. 1788 betrug die Zahl der jüdischen Einwohner 33, 1825 43, 1875 26, 1900 11, 1925 3 und 1933 3. Im Ersten Weltkrieg starb Sigmund Falk den Soldatentod.

Seit 1827 gehörte die israelitische Gemeinde Obergrombach zum Rabbinatsbezirk Bruchsal. Durch Beschluß des Badischen Staatsministeriums vom 5. Juli 1888 wurde sie aufgelöst, da sie nur noch vier männliche Mitglieder zählte. Sie wurden der israelitischen Gemeinde Untergrombach zugewiesen.

Als Synagoge erwarb die jüdische Gemeinde 1845 die aus dem 14. Jahrhundert stammende spätgotische Kapelle am Fuße des Schlosses, die bis dahin als katholische Stadtkirche gedient hatte. Der Chor wurde nach dem Umbau 1846 abgebrochen. Nach der Auflösung der israelitischen Gemeinde 1888 erwarb der ehemalige badische Gesandte in Holland Gustav Georg Friedrich von Bohlen und Halbach, der seit 1885 Schloßeigentümer war, die erneuerungsbedürftige Synagoge und baute sie zu einer evangelischen Kirche um.

Der jüdische Friedhof (159,36 Ar) am Waldrande des Eichelberges auf Bruchsaler und Obergrombacher Gemarkung wurde 1632 für die Juden im Fürstbistum Speyer angelegt, um den Leichenzoll zu sparen. Bis dahin brachte man die Toten nach Worms zur Beerdigung. Auf dem neuen Begräbnisplatz wurden hauptsächlich die Juden aus den bischöflich-speyerischen Orten Bruchsal, Ober- und Untergrombach, Jöhlingen, Mingolsheim und Östringen beerdigt; aber auch aus kurpfälzischen (z. B. Bretten, Diedelsheim, Heidelsheim und Weingarten) und badischen (z. B. Durlach, Graben, Grötzingen, Pforzheim) Orten brachte man die Leichen der Israeliten hierher zur Bestattung. Ein Kind des Hofjuden Oberländer in Durlach und ein 1672 verstorbenes Kind des Schutzjuden Veit Isaak zu Pforzheim waren die ersten hier beigesetzten Juden des badischen Unterlandes. Als im 19. Jahrhundert die einzelnen jüdischen Gemeinden stark anwuchsen, legten sie eigene Friedhöfe an.

Die Obergrombacher Juden besorgten früher fast den ganzen Handel in der Stadt. Um 1850 werden 13 jüdische Handelsleute genannt, außerdem 2 Metzger und 1 Judenlehrer. Im 20. Jahrhundert spielten in Obergrombach die Juden nur noch eine geringe wirtschaftliche Rolle.

1933 lebte in Obergrombach nur der Viehhändler Bernhard Falk mit seiner Tochter Ida und seiner Schwester Fanny. Er stand mit allen Bürgern in gutem Einvernehmen. Um seiner Tochter im Oktober 1938 die Auswanderung nach den USA finanzieren zu können, kaufte ihm ein Obergrombacher Landwirt sein Anwesen für 7000,— RM in bar ab. Auf höheren Befehl mußte er im Sommer 1940 mit seiner Schwester Obergrombach verlassen. Sie begaben sich in das jüdische Altersheim Gailingen. Von dort aus wurde Bernhard Falk am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert, wo er am 30. Dezember 1940 starb. Seine Schwester lebte bis zu ihrem Tod im Jahre 1941 in Konstanz.

Der jüdische Friedhof bei Obergrombach wird heute von der Stadt Bruchsal betreut, auf deren Gemarkung er zum Teil liegt.

Lit.: Franz Xaver *Beck* (Hrsg.), 1336—1936. 600 Jahre Stadt Obergrombach. 1936. — Siegfried *Grzymisch,* Der israelitische Friedhof bei Obergrombach, in: Isr. Gemeindeblatt 10 (1932). — Friedrich *Hirth,* Geschichtliches über Obergrombach, in: Aus Bruhrain und Kraichgau 12 (1934).

UNTERSCHÜPF KR. TAUBERBISCHOFSHEIM

Seit 1316 waren die Mainzer Erzbischöfe Lehnsherren im Schüpfer Grund, der 1803 an die Fürsten von Leiningen fiel. Die Landeshoheit über Unterschüpf fiel 1807 an Baden. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts hatte sich eine kleine jüdische Gemeinde gebildet, die 1827 dem Rabbinatsbezirk Merchingen zugewiesen wurde. Sie zählte 1825 49 Seelen, schrumpfte bis 1875 auf 2 zusammen und wurde bald darauf aufgelöst. Die Juden von Unterschüpf haben keine bleibenden Spuren ihrer Anwesenheit hinterlassen.

WAIBSTADT KR. SINSHEIM

Schon vor 1339 war die ehemalige Reichsstadt Waibstadt im Pfandbesitz der Bischöfe von Speyer. Mit einer kurzen Unterbrechung von 1610—15 konnten die Bischöfe ihr Pfand behalten. 1803 fiel die Stadt an Baden, ohne daß sie die erstrebte Reichsunmittelbarkeit wiedererlangt hatte.

1337 verglich sich Bischof Gerhard von Speyer mit den Juden seines Landes über ihre finanziellen Leistungen. Die im Zusammenhang damit genannte Waibstadter Judengemeinde fiel den Verfolgungen der Pestzeit 1348/49 zum Opfer. Erst im Verlauf des Dreißigjährigen Krieges ließen sich wieder einzelne Juden in Waibstadt nieder. 1648 baten die drei ortsansässigen Judenfamilien um die Erlaubnis zur Errichtung einer Synagoge und einer Religionsschule. Gegen den Willen des Stadtpfarrers genehmigte die Regierung das Vorhaben. Weil nun auch Juden aus benachbarten Orten am Gottesdienst teilnahmen, um die nach jüdischen Vorschriften nötige Zehnzahl von Betern zusammenzubringen, beschränkte die Regierung 1656 ihre erteilte Genehmigung auf die einheimischen Juden. Das forderte den Widerspruch der Waibstadter Juden heraus. Als dazu noch die Adeligen des Ortes unter Hinweis auf die jüdischen Gottesdienste lutherische Gottesdienste zu feiern begannen, wurde 1663 die Gottesdienstgenehmigung für die Juden endgültig widerrufen und der Jude Schmuhl wegen frecher Rede zu drei Tagen Turm verurteilt. 1671 wurden die Juden aus der Stadt verbannt.

Zwischen 1648 und 1690 wurde auf Waibstadter Gemarkung inmitten des Mühlbergwaldes der größte jüdische Friedhof Badens angelegt. Nach mehrfachen

Vergrößerungen umfaßte er eine Fläche von 2,33 Hektar. Auf ihm wurden vor allem die pfälzischen und reichsritterschaftlichen Juden der Umgebung beigesetzt. Dem Friedhofsverband gehörten die israelitischen Gemeinden Bonfeld (Kr. Heilbronn), Dühren, Ehrstädt, Grombach, Hilsbach, Hoffenheim, Hüffenhardt, Neckarbischofsheim, Neidenstein, Obergimpern, Rohrbach, Schluchtern, Sinsheim, Steinsfurt, Untergimpern, Waibstadt, Weiler, Wollenberg und ein Teil der Gemeinde Berwangen an. Der Verband schrumpfte bis 1913 durch das Aussterben vieler Gemeinden auf zehn Mitgliedsgemeinden zusammen. Juden, die nicht den Verbandsgemeinden angehörten, konnten sich für eine Aufnahmetaxe von 5 bis 50 Gulden die Mitgliedschaft erkaufen. Der älteste erhaltene Grabstein stammt von 1690. Im alten Teil des Friedhofs befanden sich 1309 Gräber; im neuen Teil, der seit 1887 belegt wurde, bestattete man bis zum letzten Begräbnis 1939 etwa 350 Verstorbene.

Unmittelbar an die Westseite des Friedhofs angrenzend errichtete 1924 die Frankfurter Familie Weil ein eindrucksvolles Mausoleum.

Die Vertreibung der Waibstadter Juden von 1671 war nicht von Dauer. Um 1700 zogen bereits wieder zwei jüdische Familien in die Stadt, bis 1740 eine weitere. 1825 zählte die jüdische Gemeinde 42 Seelen, 1834 44, 1875 42, 1884 67. Seitdem ging die Zahl ständig zurück. 1900 zählte man noch 47, 1925 25 und 1933 nur noch 8 jüdische Einwohner. Die jüdische Gemeinde war 1827 dem Rabbinatsbezirk Sinsheim zugewiesen worden. Wegen der geringen Seelenzahl wurde sie am 8. November 1937 auf Beschluß des Badischen Staatsministeriums aufgelöst. Die Synagoge der Gemeinde in der Burgstraße wurde 1938 an einen Privatmann verkauft.

Die Waibstadter Juden lebten hauptsächlich vom Handel. 1711 wird der erste jüdische Kramladen genannt. Um 1933 befand sich der gesamte Viehhandel in jüdischer Hand. Im öffentlichen Leben spielten die Juden nur eine bescheidene Rolle. Zwischen 1918 und 1928 war der jüdische Arzt Dr. Zürndorfer der einzige Arzt im Ort. Er war bei seinen Patienten sehr beliebt.

Wegen der geringen Anzahl von Juden in Waibstadt kam es in der Kristallnacht nicht zu größeren Ausschreitungen. Allerdings wurden einzelne Grabsteine des Friedhofs durch Angehörige eines Landschulheimes umgeworfen und auch der Innenraum des Mausoleums Weil schwer beschädigt.

Von den 13 Juden, die zwischen 1933 und 1939 in Waibstadt polizeilich gemeldet waren, starben 3 in Deutschland, 4 wanderten nach Argentinien, 1 nach Holland aus. Die übrigen 5 wurden am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert. 2 von ihnen konnten von dort nach Argentinien gelangen, 1 Jüdin starb im Lager am Fuß der Pyrenäen, die anderen beiden kamen wahrscheinlich in Auschwitz um.

Noch steht in Waibstadt die ehemalige, sehr baufällige Synagoge, die als Schuppen und Lagerraum benutzt wurde. Die verwitterten Grabsteine auf dem Friedhof im Wald künden von den Tagen, als es noch blühende jüdische Gemeinden in den umliegenden Orten gab.

Lit.: Alexander *Kimmelmann,* Waibstadt. Geschichte einer verpfändeten, ehemals freien Reichsstadt. 1936.

Walldorf stand bis 1803 unter pfälzischer Herrschaft und fiel dann an Baden. 1901 wurde der Ort zur Stadt erhoben.

1722 waren in Walldorf die Juden Moses und Isak mit ihren Familien ansässig; 1743 wohnten schon sieben jüdische Familien hier. Salomon Moses war 1746 Untergeldeinnehmer der Landjudenschaft. 1825 zählte Walldorf 128 jüdische Einwohner, 1834 151, 1852 169, 1855 161, 1865 153, 1875 138, 1885 160, 1900 138, 1925 67 und 1933 53. Im Ersten Weltkrieg starben die Juden Hermann Klein, Bernhard Prager und Siegfried Walter aus Walldorf den Soldatentod.

1827 wurde die jüdische Gemeinde dem Rabbinatsbezirk Heidelberg zugeteilt. Um 1830 wurde eine jüdische Volksschule eingerichtet, in der bis zur Aufhebung der Konfessionsschulen im Jahre 1876 die jüdischen Kinder Unterricht erhielten. Der jüdische Gottesdienst fand zunächst in einem Bethaus statt. 1860 wurde die 1793 erbaute reformierte Pfarrkirche für 2500 Gulden den Israeliten als Synagoge abgetreten. Der jüdische Friedhof, der an den christlichen angrenzt, dürfte aus dem 18. Jahrhundert stammen. 1798 stiftete Bär Odenheimer 3000 Gulden zur Ausstattung armer Bräute. In seinem Testament vermachte er den Armen aller Konfessionen größere Geldsummen und traf Verfügungen über die Feier seines Totengedächtnisses. Der Wohlfahrtspflege dienten in der jüdischen Gemeinde ein Männer- und ein Frauenverein.

In den Tagen der Märzrevolution 1848 kam es in Walldorf zu Ausschreitungen gegen die jüdischen Bürger. Ende November 1849 wurde den Juden, die Bürgergabholz erhielten, unter Hep-Hep-Rufen die Fenster eingeschlagen. Seit der Emanzipation der Juden im Jahre 1862 gestaltete sich das Zusammenleben der jüdischen und christlichen Bürger friedlicher. Bis 1933 war ein Jude Mitglied des Bürgerausschusses. Örtliche Sport- und Gesangvereine zählten Juden in ihren Reihen.

Vom 18. Jahrhundert bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts spielten die Juden eine bedeutende Rolle im Wirtschaftsleben von Walldorf, da in dieser Zeit der gesamte Vieh-, Hopfen-, Tabak- und Landesproduktenhandel des Ortes von ihnen betrieben wurde. Die früheren Inhaber der Zigarrenfabriken in Walldorf waren fast ausschließlich Juden. Gegen Ende der Weimarer Republik bestanden an jüdischen Unternehmen die Zigarren- und Stumpenfabrik Menger & Co. mit 64 Arbeitern und Angestellten, 3 Tabakhandlungen, 2 Kolonialwarenhandlungen, 1 Darm- und Gewürzgroßhandlung, 1 Schuhgeschäft und 1 Manufakturwarengeschäft. An der Rohtabakgroßhandlung J. L. Scherer & Sohn war Moritz Maier beteiligt. Einige Juden waren als Vertreter oder Händler tätig.

Durch den von der nationalsozialistischen Regierung erzwungenen Boykott der jüdischen Geschäfte gingen zwei von ihnen zwischen 1933 und 1937 ein, die übrigen konnten sich in beschränktem Umfang bis 1938 halten. An den Ausschreitungen der Kristallnacht im November 1938 waren in Walldorf ungefähr 50 Personen beteiligt. Sie demolierten die Inneneinrichtung der Synagoge. Im Haus Kramer in der Hochholzerstraße schlugen einige Männer Fensterläden,

Türen und die Einrichtung kurz und klein, warfen die Trümmer auf die Straße und verbrannten sie. Einer der Täter wollte das ganze Haus in Brand stecken. Er ließ von seinem Vorhaben erst ab, als Fräulein Kramer vor ihm auf der Straße niederkniete und ihn anflehte, es doch nicht gar zu arg zu treiben. Anschließend wurde das Haus des Moritz Maier in der Hauptstraße sowie das Haus der Rosa Heß auf ähnliche Weise demoliert. Am folgenden Tage wurden fünf Judenhäuser zur Kennzeichnung mit Kalkbrühe bespritzt. Die jüdischen Männer wurden verhaftet und für einige Wochen in das KZ Dachau eingeliefert. In Walldorf starben nach 1933 noch 10 Juden, etliche zogen um, und 16 wanderten nach Uruguay, nach den USA und anderen Ländern aus. Die in Walldorf Zurückgebliebenen führten, in einige Häuser zusammengepfercht und von der übrigen Bevölkerung isoliert, ein armseliges Leben, bis am 22. Oktober 1940 die letzten 19 Juden in noch größeres Elend nach Gurs deportiert wurden. Mindestens die Hälfte von ihnen wurde seit Sommer 1942 in das Vernichtungslager Auschwitz weitertransportiert und dort ermordet. Die übrigen sind verschollen. Von denen, die nach 1933 umgezogen waren, kamen in den Jahren der Verfolgung drei, von den Ausgewanderten einer ums Leben, weil das Schiff, das ihn in die Freiheit bringen sollte, nicht in Kuba landen durfte und ihn nach Holland in die Hände der Gestapo zurückbrachte. Eduard Salomon befand sich seit 1937 in Haft. Er starb am 24. April 1941 im KZ Buchenwald an den Folgen von Mißhandlungen und Entbehrungen. Versagen des Herzens bei Magen- und Darmkatarrh wurde als Todesursache angegeben.

Die ehemalige Synagoge dient heute der Neuapostolischen Gemeinde als Gottesdienstraum. Der jüdische Friedhof wird von der städtischen Friedhofsverwaltung gepflegt.

Lit.: Carl Wilhelm Friedrich Ludwig *Stocker,* Chronik von Walldorf. 1888. — Mathias *Heß,* Unser Walldorf, Heimatbuch der Stadt Walldorf. 1950.

WALLDÜRN KR. BUCHEN

Bis 1803 gehörte Walldürn als Kellerei und Sitz des Centgerichts zum Kurfürstentum Mainz, von 1803 bis 1806 zum Fürstentum Leiningen und fiel 1806 an Baden.

Schon im 13. Jahrhundert waren Juden in Walldürn ansässig, die unter den Judenverfolgungen von 1298 und 1348/49 schwer zu leiden hatten. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts lebten aber bereits wieder Juden in der Stadt. Erzbischof Adolf von Mainz war ihnen freundlich gesinnt. 1378 versicherte er den Juden der neun „oberen Städte" des Erzbistums, zu denen Walldürn gehörte, daß er nur die übliche Steuer und Bede von ihnen erheben wolle. Auch versprach er, sie zu schirmen, zu verteidigen und ihnen beim Einzug ihrer Forderungen behilflich zu sein.

Aus den darauf folgenden drei Jahrhunderten ist uns über das Schicksal der jüdischen Gemeinde nichts überliefert. Die Seelenzahl war nie sehr groß. Erst 1713 ist wieder ein Schutzjude in Walldürn urkundlich erwähnt. Nach einer

Rechnung des Klosters Amorbach aus diesem Jahre hatte er zwei Dutzend Fastenbrezeln von Walldürn nach Amorbach getragen und dafür vier Albus Botenlohn erhalten. 1720 war ebenfalls nur ein Schutzjude im Ort ansässig. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wuchs die Gemeinde an. Um 1770 richtete sie im oberen Stockwerk des Wohnhauses in der Zunftgasse 3 einen Betsaal, im Volksmund „Synagoge" genannt, ein. In der Untergasse 31 befand sich ein Frauenbad, ein ausgemauerter quadratischer Schacht, der bis unter den Spiegel des Marsbaches reichte, aber auch Wasserzuleitung hatte; es wurde aber schon vor 1900 nicht mehr benutzt. Einen eigenen Friedhof besaßen die Walldürner Juden nicht. Ihre Toten wurden in Bödigheim auf dem jüdischen Verbandsfriedhof beerdigt.

1815 wurde erstmals in der Person des Nathan Abraham Kahn ein Judenvorsteher gewählt. 1827 wurde die Gemeinde dem Rabbinatsbezirk Wertheim zugeteilt, später Merchingen. 1825 lebten 23, 1858 37, 1875 25, 1900 14, 1925 21 und 1933 19 Juden in Walldürn. In der Regel handelte es sich um „kleine" Juden. Noch um 1830 waren fast alle Hausierer mit Ellenwaren, nur Isak Benzes Sinsheimer betrieb ein Ladengeschäft und besaß ein Vermögen von 2000 Gulden, während die übrigen über ein Vermögen von 100 bis 500 Gulden verfügten.

Im Leben der Stadt machten sich die wenigen Juden kaum bemerkbar. Im Revolutionsjahr 1848 kam es allerdings auch zu Ausschreitungen gegen die Juden. Am 8. März 1848 abends 19 Uhr zog eine Schar Burschen gegen das leiningische Rentamt, das Pfarrhaus und den Laden des Juden Aron Sender. Dabei wurde der Laden demoliert, die Waren auf die Straße geworfen, die Bücher und Handschriften verbrannt, die Lebensmittel geraubt und der Wein an Ort und Stelle ausgetrunken.

1933 waren im Besitz der jüdischen Bürger ein Trikotagen- und Wollwarengeschäft, ein Eisenwarengeschäft und das Gasthaus zur „Sonne"; sie wurden bis 1939 sämtlich verkauft.

Ein Teil der Juden verzog 1937 und 1938 oder wanderte aus, darunter auch der letzte Judenvorsteher Isaak Riselsheimer mit seiner fünfköpfigen Familie. Zwei Juden starben noch in Walldürn. Die „Synagoge" wurde 1937 verkauft und der Betsaal zu einer Wohnung umgebaut. Wegen des Rückgangs der Seelenzahl wurde am 8. November 1937 die jüdische Gemeinde Walldürn aufgelöst. Die letzten 10 anwesenden Juden wurden am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert. Von ihnen ist Eduard Neuberger in Gurs gestorben. 6 weitere Juden haben ihr Leben in Auschwitz oder in einem anderen Vernichtungslager verloren. Nur die Geschwister Zimmern konnten noch aus Gurs entkommen und gelangten 1948 in die USA. Clara Roos ist verschollen.

Lit.: Rudolf *Schick*, Aus der Geschichte der Walldürner Juden (Ms.).

WANGEN KR. KONSTANZ

Die zum Ritterkanton Hegau zählende Herrschaft Marbach mit dem Dorf Wangen ging 1409 auf das Konstanzer Patriziergeschlecht von Ulm über. Mit

einer kurzfristigen Unterbrechung blieb Wangen bis 1803 im Besitz der Freiherren von Ulm. Der Übergang des Dorfes an Baden wurde 1806 durch Staatsvertrag zwischen Baden und Württemberg geregelt.

Früher als in den anderen drei Landgemeinden am Bodensee Gailingen, Randegg und Worblingen gab es Juden in Wangen. Daß sie sich hier bereits Ende des 16. Jahrhunderts — wohl im Zusammenhang mit einer Verfolgung im benachbarten Thurgau — ansiedelten, ist bisher allerdings nur vermutet worden. 1604 ertrank bei Wangen ein Jude, der nicht auf dem christlichen Friedhof beerdigt werden durfte. Er scheint kein Einwohner des Dorfes gewesen zu sein. Zuzüge von Juden erfolgten hauptsächlich aus dem Thurgau, als dort infolge einer Pestepidemie im Jahre 1611 wiederum eine Verfolgung eingesetzt hatte. Nach dem Dreißigjährigen Krieg kamen Zuwanderer aus Vorarlberg, Schwaben und dem Elsaß, sowie 1743 aus Stühlingen, von wo die Juden damals vertrieben wurden. 1666 gab es drei jüdische Familien in Wangen, 1696 vier. 1744 kam der aus Vorarlberg vertriebene Joseph Manes Wolf aus Hohenems nach Wangen. Er wurde im Laufe der Zeit zu einem der erfolgreichsten Grundbesitzer im Ort. Die Juden wohnten alle in einem Ortsteil, einer Art Ghetto ohne Mauern. Ihnen wurden vor allem die hochwassergefährdeten Grundstücke am See zugewiesen. Jüdisches Gemeindeleben läßt sich seit ungefähr 1750 nachweisen. Die Judenschaft, die zur Zeit der napoleonischen Kriege etwa 30 Schutzjuden umfaßte und in den folgenden Jahren rasch zunahm, zählte 1825 224 Personen, 1865 233; auch hier erfolgte etwa seit den 60er Jahren ein starker Rückgang, so daß 1875 nur noch 184, 1900 105 und 1925 nur noch 23 Juden vorhanden waren. Ihrem prozentual starken Bevölkerungsanteil entsprechend stellten die Juden des öfteren Gemeinderäte. Im 19. Jahrhundert hatte Wangen zwei jüdische Gastwirtschaften.

Jüdische Lehrer gab es in Wangen schon im 18. Jahrhundert. Seit den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts bestand eine jüdische Volksschule, für die 1852 ein eigenes Gebäude errichtet wurde. 1817 erfolgte die Gründung des Vereins „Friedensstiftung", der besonders zur Beilegung eines jahrelangen Streites zwischen dem Vorsteher und dem größeren Teil der jüdischen Gemeinde um die Absetzung des alten Vorbeters und die Wahl eines neuen beitrug. Daneben bestand seit 1795 die Beerdigungsbruderschaft Chewra Kaddischa und seit dem 19. Jahrhundert noch verschiedene andere religiöse und wohltätige Vereine und Stiftungen, sowie der jüdische Männerchor „Harmonie". Bis 1925 gehörte Wangen zum Synagogenbezirk und Bezirksrabbinat Gailingen, von da ab zum neugebildeten Bezirk Konstanz.

Bis 1825 stand direkt am See eine kleine hölzerne Synagoge. 1825/26 wurde an ihrer Stelle gegen den Einspruch der alteingesessenen Gemeindemitglieder und der Ortsgemeinde ein neuer, größerer Bau errichtet. Dieser wurde 1857 umfassend renoviert, wobei gegen den Widerstand des Bezirksrabbinats Gailingen und einiger Gemeindemitglieder eine Veränderung der rituellen Einrichtung erfolgte. 1783 war außerdem in das Haus des damaligen Gemeindevorstehers, des bereits erwähnten gelehrten und angesehenen Rabbi Joseph Manes Wolf, eine Privatsynagoge eingebaut worden. Ein Frauenbad befand sich am Dorfbach. Als dieser 1820 in ein neues Bett geleitet wurde, fehlte das Wasser. Die amtliche Erlaubnis zur Be-

nützung eines neuen Badehauses war erst nach der Behebung verschiedener Schwierigkeiten 1837 zu erwirken. — Zunächst wurden die verstorbenen Wangener Juden auf dem Verbandsfriedhof in Gailingen beigesetzt. Bei der Durchfahrt durch Schweizer Gebiet war für die Leichen Leibzoll zu entrichten. 1827 konnte ein eigener Friedhof auf dem Hardtbühl angelegt werden, der 1889 erweitert und 1901 mit einer Mauer umgeben wurde. Auf dem Gefallenendenkmal für die Opfer des Krieges 1914-1918 stehen die Namen von vier Wangener jüdischen Bürgern: Wilhelm Bernheim, Siegfried Gump, Edwin Gut und Heinrich Picard.

1933 zählte Wangen 20 jüdische Einwohner. Abgesehen von einer kleinen Schuhhandlung gab es keine jüdischen Ladengeschäfte. Drei Juden trieben Textil-, einer Viehhandel. Der aus einer alteingesessenen Wangener Judenfamilie stammende praktische Arzt Dr. Nathan Wolf hatte eine Christin geheiratet. 1937 wurde ihm die Kassenzulassung entzogen, 1938 mußte er auch seine Privatpraxis schließen. In Wangen gab es eine jüdische Jugendherberge. 1883 wurde der Rechtsanwalt und Schriftsteller Jacob Picard in Wangen geboren, der dem Judentum am Bodensee in seinen Werken ein ebenso liebenswertes wie eindrucksvolles Denkmal gesetzt hat. Besonders bekannt sind seine unter dem Titel „Die alte Lehre" zusammengefaßten Erzählungen. Jacob Picard, Kriegsfreiwilliger und hochdekorierter Frontoffizier des Ersten Weltkriegs, in dem sein Bruder Heinrich gefallen war, entkam noch nach dem Kriegsausbruch von Köln aus über Rußland, Korea und Japan nach Amerika. Nach dem Kriege lebte er zunächst in Holland, hielt sich aber auch viel am Bodensee auf. 1964 verlieh ihm die Stadt Überlingen ihren Literaturpreis. Der mit dem Bundesverdienstkreuz geehrte Dichter starb am 1. Oktober 1967 im Altersheim Hebelhof in Konstanz.

Am 10. November 1938 steckten SS-Leute aus der Kaserne Radolfzell die Wangener Synagoge in Brand. Auch der Friedhof wurde verwüstet. Die noch anwesenden drei jüdischen Männer Alfred, Emil und Dr. Nathan Wolf, ferner Dr. Otto Blumenthal aus Schienen, sowie ein zu Besuch anwesender Jude namens Palm wurden von den SS-Leuten schwer mißhandelt und anschließend in das Konzentrationslager Dachau abtransportiert, von wo sie erst nach Wochen zurückkehren durften. Emil Wolf starb an den Folgen der Mißhandlungen und des KZ-Aufenthalts Anfang 1939 im Krankenhaus Singen/Hohentwiel. Ein christlicher Bürger, der sein Mißfallen über die Zerstörung der Synagoge geäußert hatte, wurde von den SS-Leuten ebenfalls schwer mißhandelt. Die Namen der jüdischen Kriegsteilnehmer wurden auf dem Kriegerdenkmal getilgt.

Von den 20 meist älteren Juden, die 1933 in Wangen wohnten, starben 5 hier, 7 wurden am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert, die anderen waren schon vorher in die Schweiz, nach Frankreich, England und den USA ausgewandert. Von den Deportierten wurden 2 befreit, 2 starben im Lager Gurs und 3 wurden in Auschwitz ermordet.

Nach 1945 kehrten drei jüdische Bürger aus der Emigration oder Deportation nach Wangen zurück. Dr. Nathan Wolf wurde Bürgermeister von Wangen. Seine „arische" Ehefrau war 1942 hier gestorben, die beiden Kinder lebten bis zum Kriegsende bei einem Bauern in Stuttgart im Arbeitseinsatz. Das Synagogengrundstück wurde an die politische Gemeinde gegen die Verpflichtung, den jü-

dischen Friedhof zu pflegen, kostenlos abgetreten. Das Gelände dient jetzt als Zeltplatz für Urlauber. Ein Gedenkstein erinnert an das verschwundene Gotteshaus.

Lit.: Karlwerner *Klüber,* Geschichtliche Wahrheiten über die Juden von Wangen, in: Alemannisches Volk 5 (1937) Nr. 24/25. — Heymann *Chone,* Festschrift zum 100jährigen Bestehen der Synagoge in Wangen 1927. — Felix *Steinem,* Der israelitische Friedhof in Wangen 1901. — Jacob *Picard,* Erinnerung eigenen Lebens (Masch.).

WEILER KR. SINSHEIM
mit Hilsbach

Weiler im Kreis Sinsheim war eine Besitzung der Herren von Venningen, bevor das Dorf 1803 an Baden fiel. Wie in so vielen ritterschaftlichen Orten siedelten sich nach dem Dreißigjährigen Krieg auch in Weiler Juden an. 1825 zählte das Dorf 106 jüdische Einwohner. Damit war aber der Höhepunkt der Entwicklung der jüdischen Gemeinde, die 1827 dem Rabbinatsbezirk Sinsheim zugewiesen wurde, bereits überschritten. 1875 zählte sie noch 58, 1900 nur noch 7 Seelen. 1904 wurde sie aufgelöst und mitsamt den wenigen Hilsbacher Juden an Sinsheim angeschlossen. Nur wenige Jahre später verließ der letzte Jude den Ort.

Hilsbach, vor 1300 bereits zur Stadt erhoben, gehörte bis 1803 zur Kurpfalz, kam dann zum neugegründeten Fürstentum Leiningen und fiel 1806 an Baden.

Im Jahre 1722 wohnten drei jüdische Familien in Hilsbach, 1743 fünf. Da die Stadt zwar strategisch wichtig, als Markt- und Handelsplatz aber unbedeutend war, blieb die jüdische Gemeinde, die 1827 dem Rabbinatsbezirk Sinsheim zugewiesen wurde, sehr klein. 1825 zählte sie 46 Seelen, 1875 noch 14, 1900 nur noch 4. So wurde sie 1895 Weiler als Filiale angegliedert. Als auch beide Orte zusammen kaum noch eine Handvoll Juden hatten, wurden sie Sinsheim als Filiale zugewiesen. 1910 wurde der letzte Jude in Hilsbach von einer Zählung erfaßt.

WEINGARTEN KR. KARLSRUHE

Weingarten, im 16. und 17. Jahrhundert an Baden verpfändet, war bis 1803 kurpfälzisch und fiel dann an Baden.

Markgraf Philipp I. (1479—1533) nahm im Jahre 1525 den Juden Viselmann auf sechs Jahre in den Schutz nach Weingarten auf. 1537 waren bereits mehrere Juden in Weingarten seßhaft, denen Markgraf Ernst (1533—52) Geleitbriefe für das badische Unterland erteilte. Bei der Erneuerung der Geleitbriefe im Jahre 1551 erhielten Jakob und Samuel zu Weingarten über die bewilligten Befugnisse hinaus das Recht, den Untertanen unter gewissen Beschränkungen Geld auf Zins zu leihen. 1661 erteilte Markgraf Friedrich VI. (1659—77) wiederum zwei Juden aus Weingarten Jahresgeleit für die baden-durlachischen Gebiete, das mehrmals verlängert wurde. 1699 boten zwei Schutzjuden zu Wein-

garten für ein Jahresgeleit durch baden-durlachisches Gebiet je 15 Gulden an. Aus dem Jahre 1722 kennen wir die Namen von fünf jüdischen Haushaltsvorständen: Raphael, Josel, Jakob, Kalmann und Kaufmann. Bis 1743 hatte sich die Zahl der jüdischen Familien auf 8 erhöht. 1825 waren 120 Israeliten in Weingarten ansässig, 1875 162, 1900 150, 1925 76 und im Januar 1933 66.

Seit 1827 gehörte die jüdische Gemeinde zum Rabbinat Karlsruhe und seit 1885 zu Bruchsal. Um 1830 wurde eine eigene Synagoge an der Kirchstraße erbaut. Die Toten bestattete man bis 1632 in Worms, dann in Obergrombach. Seit dem 19. Jahrhundert hatte Weingarten einen eigenen jüdischen Friedhof im Gewann Effenstiel. Auf ihm befindet sich ein Gedenkstein mit den Namen der Gefallenen des Ersten Weltkrieges. In der Wohlfahrtspflege betätigte sich der Israelitische Frauenverein.

Unter den Weingartener Juden waren Kaufleute, Viehhändler und Metzger am häufigsten vertreten. Um 1933 gab es 4 Viehhändler, 3 Metzger und Viehhändler und 2 Metzger. Adolf Bär und Max Fuchs betrieben Großschlächtereien und Viehhandel. Leo und Max Stengel waren Inhaber einer Häute- und Fellgroßhandlung. Wilhelm Fuchs besaß ein Textilwarengeschäft. Jakob und Julius Löwenstein führten eine Eisenwarenhandlung. Etliche Juden waren Kaufleute im Angestelltenverhältnis.

In den ersten Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft konnten die Weingartener Juden ungestört ihrem Beruf nachgehen. Die jüdischen Viehhandlungen und Großschlächtereien in Weingarten waren sehr wichtig für die Versorgung der Stadt Karlsruhe mit Fleisch. 1936 glaubte man sich in der Lage, auf sie verzichten zu können. Im Juli wurde der Fleischgroßhändler Max Fuchs wegen Überschreitung der Höchstpreise in „Schutzhaft" genommen. Die Untersuchung ergab, daß er den Karlsruher Metzgern bisweilen gleichzeitig Fleisch der festgesetzten Qualitätsgruppen a, b und c lieferte und den Preis durchschnittlich nach der Gruppe b berechnete, womit seine Kunden einverstanden waren. Fuchs wurde zu einer Ordnungsstrafe von 1000 Reichsmark verurteilt, die aber auf 300 Mark herabgesetzt wurde. Die Handelserlaubnis wurde ihm nicht entzogen, da er im Ersten Weltkrieg Frontkämpfer gewesen und Inhaber des Frontehrenkreuzes war. Aber 1937/38 mußten auch die Weingartener Juden ihre Geschäfte aufgeben. In der Kristallnacht im November 1938 wurde das Eisenwaren- und Landmaschinengeschäft Löwenstein ausgeräumt und die Synagoge demoliert. Zwei Volksschullehrer zogen mit ihren Klassen in das Gotteshaus, zerstörten die Einrichtung, zerschlugen die Gedenktafel der Weltkriegsopfer, zogen die Roben und Kopfbedeckungen an, zerrissen die heiligen Schriften und warfen sie in den vorbeifließenden Bach. Wenige Tage später wurde die Synagoge auf Befehl der Partei abgerissen. Der Friedhof mit seinen 35 Grabsteinen blieb verschont.

Bis 1940 war fast die Hälfte — 32 Personen — der jüdischen Einwohner nach Frankreich, den USA, Argentinien, Brasilien und England ausgewandert. Einige waren nach Karlsruhe umgezogen, 3 in Weingarten verstorben. Die letzten 24 Israeliten wurden am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert. 13 von ihnen wurden später in Auschwitz ermordet, 7 starben schon in den Lagern in Süd-

frankreich, 2 konnten sich in die Freiheit retten, 2 sind verschollen. Von der Familie Gustav Hagenau, die nach Frankreich ausgewandert war, sind die Eltern und der Sohn Heinz während des Krieges verhaftet und im Osten umgebracht worden. Die Tochter Margot überlebte in Frankreich. Zerline Stengel wurde von der Gestapo in Amsterdam verhaftet und in Auschwitz umgebracht. Rachmiel und Elsa Grün, sowie Beatrice Lene Stengel, die vor 1940 aus Weingarten fortgezogen waren, wurden ungefähr 1942 nach dem Osten deportiert und ermordet. Niemand kennt Ort und Zeit ihres Todes.

An der Stelle der Synagoge steht heute ein Wohnhaus.

WEINHEIM KR. MANNHEIM

Die Stadt Weinheim gehörte bis 1803 zur Kurpfalz und fiel dann an Baden.

Schon im 13. Jahrhundert bestand in Weinheim eine Judengemeinde, die in den Verfolgungen von 1298 und 1348/49 aufgerieben wurde. Kurfürst Ruprecht I. (1353—1390) nahm sich der bedrängten Juden an und gewährte den hauptsächlich aus Speyer und Worms geflüchteten gegen ein jährliches Schutzgeld Aufnahme in seinem Land. Unter seiner Regierung befanden sich in Weinheim die Juden Lebelang, der als Hohemeister der Juden bezeichnet wird, Garfan, Koppin, Liebbirmann, Walhen — ein Arzt, der der im Rheinland damals stark verzweigten Ärztefamilie Walch oder Wallach entstammte —, Salmann, Fyfant, Süßkind und Elias. Liebbirmann soll jährlich 50 Gulden Schutzgeld gezahlt haben. Laut Urkunde vom 8. Januar 1375 schuldete Ruprecht I. seinem Juden Fyfant und der Witwe des Hohemeisters Lebelang sowie einem Gumprecht in Heidelberg 400 Gulden, für die er je sechs Ratsleute aus Weinheim und Schriesheim als Bürgen stellte. Es handelte sich demnach um vermögende Juden, die damals in Weinheim ansässig waren. Wahrscheinlich wurden sie auch zur Deckung der Kosten für die Stadtbefestigung herangezogen. Der urkundlich 1434 belegte ehemalige Judenturm, der nordöstliche Eckturm der Stadt, deutet darauf hin. Die Juden wohnten in der Judengasse. Dort scheint auch die erste 1391 erwähnte Synagoge gestanden zu haben. Um 1875 wurde bei einem Brand ein steinerner Torbogen mit einer hebräischen Inschrift freigelegt, aus der zu entnehmen war, daß dieser Eingang zu einem Lehr- und Bethaus führte. Die Fundstelle an der Stadtmauer wurde leider wieder vermauert. Die Fundamente des Judenturms befinden sich im Hof des Anwesens Judengasse 9.

Mit Ruprecht I. waren auch die guten Jahre für die Juden vorbei. Ruprecht II. (1390—1398) vertrieb alle Juden aus der Pfalz und zog ihre Güter ein. Von den Weinheimer Judenbesitzungen verkaufte er eine Hofreite, eine Scheuer und einen Garten an der Judenschule sowie das Haus des Juden Süßkind an Weinheimer Bürger. Haus und Hof des Juden Elias schenkte Ruprecht III. 1403 seinem Protonotar Johannes von Weinheim. Die Kurfürsten behielten das Recht, in dem Haus bei Aufenthalten in Weinheim ihre Herberge zu nehmen und Frucht und Wein darin aufzubewahren. Es muß ein ansehnliches Haus gewesen sein, da es als Absteigequartier des Landesherrn vorgesehen war. Elias selbst wurde 1403 zum

Einnehmer des Königs für die Judensteuern des Reiches bestellt. Zu dieser Zeit war er Mainzer Schutzjude geworden.

Erst wieder 1512 erhielt ein Jude, Schal aus Kronberg, mit seiner Familie gegen jährlich 15 Gulden den Schutz in Weinheim. Er lebte bis etwa 1550 anscheinend als einziger Jude in der Stadt, die anschließend wiederum nahezu ein Jahrhundert lang ohne jüdische Einwohner war, obwohl die damals regierenden Kurfürsten aus finanziellen Gründen den Juden gegenüber sehr tolerant waren. Zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges ließ sich erneut ein Jude in Weinheim nieder. Einem zweiten wurde 1627 das Aufnahmegesuch abgelehnt, „sintemal gedachter zweiter Jude zum Schaden der Bürgerschaft geraten möchte". Auch der einzige Jude verließ während des großen Krieges die Stadt.

Um 1650 wurde ein gewisser Seligmann aus Wimpfen gegen fünf Reichstaler Schutzgeld in den pfälzischen Schutz nach Weinheim aufgenommen. Ihm folgten bald noch drei andere Familien. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts lebten 15 Judenfamilien in der Stadt. Sie besaßen Weinberge, die sie mit ihrem Gesinde bestellten. Der Schutzbrief von 1698 gestattete ihnen jeden „ehrbaren" Handel. Für die anwachsende jüdische Gemeinde errichtete ihr Vorsteher Mayer Oppenheimer und sein Sohn und Nachfolger Mordche aus eigenen Mitteln um 1690 eine Synagoge in der Hauptstraße, die bis 1810 benutzt wurde.

Als im Jahr 1666 ein Kind des Juden Mayer an der Pest starb, wurde den Juden ein Platz am Wüstberg zur Anlage einer Begräbnisstätte bewilligt unter den Bedingungen, daß für jeden Toten ein Dukaten an die Stadt gezahlt wurde und daß Auswärtige nicht beigesetzt wurden. Entweder verzichteten die Juden von vornherein auf dieses Angebot oder die Begräbnisstätte wurde bald wieder aufgegeben. Der Ort behielt den Namen Judenbuckel. Die Toten wurden seitdem für einige Zeit gegen eine Taxe auf dem Friedhof der Stadt, der den Reformierten gehörte, bestattet. In neuerer Zeit wurden die Weinheimer Juden auf dem alten Verbandsfriedhof in Hemsbach beigesetzt.

Im 18. Jahrhundert ging die Zahl der Juden zurück. 1722 lebten 10, 1743 12 und zu Beginn des 19. Jahrhunderts nur 8 Judenfamilien in Weinheim. Mit der beginnenden Emanzipation stieg ihre Zahl wieder an. 1825 zählte die Stadt 54, 1875 129, 1900 155, 1925 157 und 1933 168 Glaubensjuden. Im Ersten Weltkrieg fielen Karl David, Bernhard und Max Lehmann, Moritz und Sigmund Rothschild für das Vaterland.

1812 mußte die alte baufällige Synagoge polizeilich geschlossen werden. Da die Gemeinde nicht einmal den bescheidenen Betrag von 1420 Gulden für einen Neubau aufbringen konnte, wurde der Gottesdienst in einem Behelfsraum in der Hauptstraße abgehalten. Die günstigeren Verhältnisse um die Jahrhundertmitte erlaubten zunächst eine Wiederherstellung und Vergrößerung des alten Synagogengebäudes in der Judengasse. Aber erst die großzügige Förderung durch den Lederfabrikanten Hirsch ermöglichte 1905 den Neubau einer Synagoge in der Bürgermeister-Ehret-Straße. Der stattliche Bau wurde am 2. August 1906 eingeweiht. Seit 1827 gehörte die Gemeinde zum Rabbinatsbezirk Heidelberg.

Im 18. und 19. Jahrhundert ernährten sich die Weinheimer Juden hauptsächlich vom Kram- und Viehhandel oder waren als Metzger tätig. Fast alle besaßen

eigene Häuser. Unter den Schikanen ihrer christlichen Konkurrenten hatten sie viel zu erdulden. So mußte etwa 1686 verboten werden, die Juden mit „steinwerffen, ungleichen nachruffen, klopfen und sonsten allerhand Trangsalen zu belästigen". Ein Handelsverbot für Juden konnten die Weinheimer Geschäftsleute aber nicht erzwingen.

Zu Beginn des Dritten Reiches gab es unter den Weinheimer Juden etwa 35 selbständige Kaufleute. Besonders zu erwähnen sind das Textilhaus Rothschild, das Modehaus Bergen und das Warenhaus der Geschwister Mayer. Dr. Friedrich Reiss war Arzt, Dr. Ernst Levy Chemiker und Paula Rothschild eine talentierte Pianistin. Eine stadtbekannte Persönlichkeit war auch der 1936 in Frankfurt verstorbene Rechtsanwalt und langjährige stellvertretende Vorsitzende des Oberrats der Israeliten in Baden Dr. Moritz Pfälzer. Eine führende Rolle in der Geschichte der jüdischen Gemeinde wie der Stadt Weinheim überhaupt spielte die Lederfabrik Hirsch. Sie wurde 1867 von dem aus Mecklenburg stammenden Gerber Sigmund Hirsch (1845—1908) im „Diebsloch" gegründet. Bei seinem Tode beschäftigte die Firma rund 150 Personen, nach 1933 waren es 350 bis 400 Beschäftigte. Das Unternehmen hatte sich zur bedeutendsten Roßlederfabrik Deutschlands entwickelt. Ihre Hauptabsatzmärkte waren Holland und Belgien, aber auch auf dem übrigen Weltmarkt hatten sich die Hirsch'schen Roßleder einen Namen erworben. Unter dem nationalsozialistischen Druck mußte die Firma 1938 liquidiert werden. Vergessen war das segensreiche öffentliche Wirken der Firmeninhaber, insbesondere die großzügige Unterstützung der Kriegsteilnehmer. Die Söhne des Gründers, Max und Julius Hirsch, wanderten 1939 nach den USA aus, wo sie 1950 bzw. 1955 starben. Sigmund und Max Hirsch dienten ihrer Stadt auch als Gemeinderäte. Die dritte Generation, die bereits in Weinheim im Familienunternehmen mitgearbeitet hatte, ist auch in der neuen Heimat erfolgreich tätig. Arthur Hirsch ist in den USA Chemiker. Von den Söhnen des Julius Hirsch war Kurt bis zu seinem Tode Lederkaufmann und Fritz selbständiger Lederfabrikant in den USA, während Franz Mitinhaber einer der bedeutendsten Häutehandlungen in Buenos Aires ist.

1918 gründete der Kantor und Hauptlehrer an der Pestalozzischule, Marx Meier, der bereits 1904 den Synagogenchor ins Leben gerufen hatte, den Kammermusikverein Weinheim. Zu seinen Förderern gehörten die alteingesessenen Geschlechter Hildebrandt, Freudenberg und Hirsch, die den Ehrgeiz hatten, einem größeren Kreis von Musikfreunden Konzerte zu bieten, die sonst nur in Großstädten veranstaltet werden konnten. Berühmte Quartette wie z. B. das Amar-, Wendling-, Rosé-, Gewandhaus- und Buschquartett spielten in Weinheim. Wenn aber die Vereinskasse wieder einmal durch hohe Gagen erschöpft war, dann hat der „Hersch wieder gegewwe".

Außer dem Synagogenchorverein bestand als rein jüdischer Verein noch der 1868 gegründete Israelitische Krankenunterstützungs- und Sterbekassenverein Bikkur Cholim und ein Frauenverein. Die „Stiftung der Maier Traut Ehefrau Daitge geb. Ullmann" diente der Unterstützung armer Israeliten.

Der aufkommende Antisemitismus wurde 1927 spürbar, als ein Gemeinderatsmitglied die Einführung des wahlfreien hebräischen Unterrichts im Realgymnasium ablehnte. Als zum Boykott der jüdischen Geschäfte aufgefordert wurde,

kennzeichnete man diese vereinzelt durch gelbe Kreise — das vorgeschriebene Zeichen der mittelalterlichen Juden — an den Schaufenstern. Von den über 200 Juden die zwischen 1933 und 1945 in Weinheim polizeilich gemeldet waren, sind 24 dort gestorben, 102 — vornehmlich nach den USA — ausgewandert, 25 in andere Städte umgezogen und 47 — darunter 6 Patienten der Kreispflegeanstalt — am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert worden. Von den Deportierten sind 8 in französischen Lagern gestorben, und 15 sind in Auschwitz umgekommen. 8 konnten auswandern, 16 sind verschollen. Leopold Schloß kam im Januar 1945 von Auschwitz nach Buchenwald und ist dort am 7. Februar 1945 gestorben. Der Religionslehrer Artur Auerbacher, der mit Ehefrau und zwei Söhnen nach Berlin umgezogen war, wurde von dort aus mit seiner Familie 1942 nach Izbica deportiert. Sie sind seither verschollen. 10 weitere ehemalige Weinheimer wurden vor allem von Mannheim aus nach Gurs gebracht. Von ihnen starben 6 in Auschwitz, 3 gelangten in die USA, 1 ist verschollen. Karl Heinz Klausmann, der bei der Aktion Gurs in Weinheim zurückblieb, verschwand 1942. Sein Schicksal ist unbekannt. Elsa Sernatinger, Florence Siehl und Lina Zatter, die mit „arischen" Männern verheiratet waren, überlebten das Dritte Reich in Weinheim, waren aber mancherlei Schikanen ausgesetzt. Die zum eingetragenen Verein umgewandelte jüdische Gemeinde war 1941 in die Reichsvereinigung der Juden in Deutschland eingegliedert worden.

Die Synagoge wurde am 8. November 1938 mit 25 kg Donarit-Gelatine gesprengt, nachdem man die umliegenden Häuser geräumt hatte. Zuvor hatten SA-Leute die Inneneinrichtung mit Äxten und Pickeln demoliert. Mehrere jüdische Wohnungen und Geschäfte wurden verwüstet. Auf dem Synagogengrundstück, das in private Hand überging, wurde später ein Wohnhaus errichtet.

Die wenigen Juden, die heute wieder in Weinheim leben, gehören der jüdischen Gemeinde Mannheim an.

Lit.: Josef *Fresin,* Die Geschichte der Stadt Weinheim. 1962. — Daniel *Horsch,* Sie waren unsere Bürger. Die jüdische Gemeinde in Weinheim an der Bergstraße. Weinheimer Geschichtsblatt 26 (1964). — Philipp *Pflästerer,* Weinheim um 1721. — Johann Gustav *Weiß,* Geschichte der Stadt Weinheim. 1911. — Karl *Zinkgräf,* Bilder aus der Geschichte der Stadt Weinheim. 1911. — *Ders.,* Die Pest in Weinheim im Jahre 1666. — *Ders.,* Weinheimer Bürgerbuch I. Weinheimer Geschichtsblatt 18 (1936).

WENKHEIM KR. TAUBERBISCHOFSHEIM

Das Dorf Wenkheim gehörte den Grafen und Fürsten von Löwenstein-Wertheim. 1806 fiel es an Baden.

Außer in Wertheim, Dertingen und Urphar saßen in der Grafschaft Wertheim seit dem 14./15. Jahrhundert auch in Wenkheim Juden. In den unruhigen Zeiten des Dreißigjährigen Krieges hatten die Wenkheimer Juden manches zu erdulden. Junge Burschen drangen zur Nachtzeit in ihre Häuser ein und stahlen ihre Lebensmittel oder was sie sonst fanden. 1631 bat eine Wenkheimer Witwe um Nachlaß des Schutzgeldes, da ihr Mann von den schwedischen Bagageknechten bei Tauberbischofsheim niedergehauen worden war.

Aus dem 18. und 19. Jahrhundert sind uns keine Einzelheiten aus dem Leben der Juden in Wenkheim überliefert. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts war ihre Gemeinschaft so stark angewachsen, daß sie sich eine eigene Synagoge mit einem Frauenbad erbauen konnte. Seit 1827 gehörte die jüdische Gemeinde zum Rabbinatsbezirk Wertheim. Die Zahl der jüdischen Einwohner betrug 1825 105, 1875 160 (17,2 Prozent von 930 Einwohnern), 1900 92, 1925 62 und 1933 46. Im Ersten Weltkrieg starb Max Maier Lehmann den Soldatentod. Die vorangegangenen Geschlechter ruhen auf einem uralten Waldfriedhof weit außerhalb des Dorfes. Vermutlich wurde er im 17. Jahrhundert angelegt. Er kann jedoch auch älter sein.

Die Juden von Wenkheim lebten seit jeher vom Handel mit Vieh, Landesprodukten und den Bedarfsartikeln des bäuerlichen Haushalts. 1933 gab es drei Textilwarengeschäfte sowie das Kolonial- und Eisenwarengeschäft von Jakob Schuster. Sigmund Lehmann betrieb noch eine Mazzenbäckerei und außerdem Handel mit Getreide, Mühlenfabrikaten, Düngemitteln und Sämereien. Bernhard Grünebaum, Samuel Levi Grünebaum und Lippmann Karpf waren Viehhändler, Louis und Simon Grünebaum Metzger und Viehhändler.

Spätestens seit der Emanzipation der Juden im 19. Jahrhundert waren sie in Wenkheim geachtete Mitbürger. Nach dem Ersten Weltkrieg betätigten sich die ehemaligen jüdischen Soldaten im Wenkheimer Kriegerverein. Jakob Schuster war während der Weimarer Republik Mitglied des Gemeinderats. Ihm hat es die Gemeinde mit zu verdanken, daß 1921 eine Wasserleitung gebaut wurde. Sehr beliebt war auch der sparsame und außergewöhnlich fleißige Altmaterialhändler Samuel Grünebaum IV.

Das freundschaftliche Verhältnis zwischen jüdischen und christlichen Ortsbewohnern konnten auch die nationalsozialistischen Machthaber nicht von heute auf morgen zerstören. So blieben in Wenkheim die Juden nach 1933 zunächst ziemlich unbehelligt. Erst 1937/38, als im ganzen Land der künstlich geschürte Haß gegen sie immer zügellosere Formen annahm, sahen sie sich zur Preisgabe ihrer alteingeführten Geschäfte gezwungen. 22 wanderten nach den USA, 8 nach Palästina, 1 nach einem nicht bekannten Land aus und 1 starb in Wenkheim. In der Kristallnacht im November 1938 wurde die Inneneinrichtung der Synagoge und die Kultgegenstände demoliert. Zu Mißhandlungen jüdischer Bürger kam es nicht. Die letzten 11 jüdischen Einwohner — darunter eine nach 1933 zugezogene Jüdin — mußten am 22. Oktober 1940 den Weg nach Gurs antreten. Sie waren vorher alle in das Haus des Wolf Bravmann einquartiert worden. In Gurs starb 1942 Samuel Grünebaum IV. Manfred Bravmann, Hermann und Marianne Schartenberg entkamen aus dem Lager. Käthe und Wolf Bravmann, Helene, Renate, Samuel (II) und Simon Grünebaum verloren ihr Leben nach unmenschlichen Leiden im Todeslager Auschwitz. Von den 4 aus Wenkheim verzogenen Juden kam eine Frau nach Gurs. Sie überlebte in Frankreich.

In der ehemaligen Synagoge befinden sich heute Wohnungen. Eine Gedenkstätte besitzt die alte, nun zerstreute jüdische Gemeinde Wenkheim in ihrem ehrwürdigen Friedhof.

Die erstmals 1142 auftretenden Grafen von Wertheim bauten sich noch im 12. Jahrhundert auf der linken Mainseite, gegenüber dem fränkischen Dorf Kreuzwertheim, eine Höhenburg, in deren Schutz sich eine Siedlung entwickelte, die schon um 1200 als Stadt bezeichnet wird. Durch ihre gute Verkehrslage an Main und Tauber erlebte die Stadt Wertheim vom 14. bis zum 16. Jahrhundert eine erste wirtschaftliche Blüte. Der Mainzoll bildete bis ins 19. Jahrhundert eine bedeutende Einnahmequelle der Grafen und der Stadt. Nach der Mediatisierung der Grafschaft fiel die Stadt Wertheim 1806 an Baden.

Wertheim war eine der ältesten Judengemeinden im badischen Raum. Im Unterschied zu den übrigen mittelalterlichen jüdischen Niederlassungen Badens — etwa in Konstanz, Freiburg, Überlingen oder Lauda — lebten in Wertheim mit Ausnahme einer kurzen Zeitspanne nach den Pestjahren 1348/49 bis zum Untergang sämtlicher jüdischer Gemeinden in Baden am 22. Oktober 1940 ständig Juden. Die älteste archivalische Nachricht über ihre Anwesenheit in Wertheim stammt aus dem Jahre 1222. Billung der Jüngere von Pleichfeld verpfändete im März dieses Jahres dem Juden Joseph von Wertheim 3 Morgen Rebgelände am Kühberg zu Unterdürrbach. 1234 lebte ein Jude aus Wertheim in Würzburg. Das Memorbuch von Charlesville nennt Wertheim unter den Orten, die durch die Judenverfolgung des Ritters Rindfleisch im Jahre 1298 heimgesucht wurden. Die Vernichtung der Gemeinde war nicht von Dauer; denn schon 1303 versetzte König Albrecht I. dem Grafen Rudolf II. von Wertheim für 100 Mark Silber die Judensteuer zu Wertheim auf acht Jahre. Er ermahnte jedoch den Grafen, keine unmäßigen Dienste von den Juden zu verlangen oder zu erpressen. Von den nachfolgenden Kaisern wurde der Judenschutz den Grafen von Wertheim als Regal zugewiesen. 1348/49 wurden die Wertheimer Juden ein zweites Mal verfolgt. Diesmal beschuldigte man sie der Brunnenvergiftung. Einige Jahre später waren wieder Juden in der Stadt ansässig. 1434 mußten sie zu dem Geldgeschenk an Kaiser Sigismund anläßlich seiner Krönung einen Beitrag von 400 Gulden leisten. Für die Krönungsgelder seines Nachfolgers Albrecht II. wurde der dritte Pfennig (3 % des Vermögens) erhoben. Für die Juden in Wertheim machte das gerade 1000 Gulden aus. Da Albrecht II. nach zwei Jahren starb, waren nach so kurzer Zeit wiederum 1000 Gulden Krönungsgelder aufzubringen.

Die Grafen von Wertheim waren um den Schutz ihrer Juden besorgt. Niemand sollte ihnen Übles mit Worten oder Werken zufügen. Forderungen an sie sollten auf dem Rechtswege ausgetragen werden. In der ersten Judenordnung der Grafschaft von 1528 wurde die bisherige Erlaubnis des Ladenverkaufs aufgehoben. Nur ein Vorrat an Speise und Trank für ein Vierteljahr durfte angeschafft und aufbewahrt werden. Auf den offenen Märkten in den umliegenden Orten durften die Juden dagegen Handel treiben. Die Judenordnung Graf Michaels vom Jahre 1552 für seine Grafschaft erlaubte den Juden, in ihren Häusern handgemachte Waren zu verkaufen, nur Läden durften sie nicht errichten. Der Wucher wurde verboten. Jeder Jude in der Grafschaft mußte einen Schutzbrief besitzen. Für den Schutz und die Benutzung der Synagoge hatten die Wertheimer Juden jährlich auf Mar-

tini insgesamt 60 Gulden zu zahlen. Fremde Juden durften ohne Wissen der Amtleute nicht länger als eine Nacht beherbergt werden. Damit man die Juden äußerlich erkenne, sollten sie an ihren Kleidern gelbe Ringe tragen.

Graf Ludwig von Stolberg, der 1556 die Grafen von Wertheim beerbte, erließ 1562 eine Judenordnung in 20 Artikeln. Neu war darin die Bestimmung, daß Geldaufnahme bei Juden nur mit Wissen der Obrigkeit geschehen durfte, besonders dann, wenn das Geld nicht zur „Notwehr", sondern „zum Versaufen und Verspielen" dienen sollte. Dem Rat der Stadt hatten die Juden jährlich 27 Gulden zu zahlen. Im Jahr darauf wurden auf Wunsch der Stadt alle Juden, die einen höheren Zins als 5 % verlangten, ausgewiesen. Nur drei oder vier Familien blieben zurück, während in den Jahren zuvor bis zu sieben Familien in der Stadt gewohnt hatten. Für die Erlaubnis zu diesem Vorgehen mußte die Bürgerschaft dem Grafen eine hohe Summe zahlen. Im Laufe der Zeit schlichen sich aber wieder Juden ohne Ansiedlungserlaubnis ein. Auf Ersuchen des Rates und der Bürgerschaft verfügte daher Graf Ludwig von Löwenstein 1578, daß alle Juden ohne Schutzbriefe bis zum Palmsonntag sein Land zu verlassen hatten. 1588 wohnten vier Judenfamilien in der Stadt. 1604 stellte Graf Ludwig eine neue Judenordnung auf, in der eine jährliche zusätzliche Zahlung von 20 Gulden für durchreisende fremde Juden festgesetzt wurde. Diese Summe konnten die Wertheimer Juden auf die ortsfremden Glaubensgenossen umlegen. Die Ausübung der „angemaßten Kunst der Medizin, des Tränkemachens, Kurierens und anderes dergleichen" wurde ihnen verboten. Das Verbot galt allerdings nur für die Behandlung der Christen, denn 1607 war Abraham Helen, allgemein Abraham der Arzt genannt, in Wertheim als Heilkundiger tätig. 1627 gab er seine Praxis in Wertheim auf und zog nach Frankfurt am Main, wo er als Arzt aufgenommen wurde. Dort nannte er sich Abraham Wertheimer. Er starb 1675 im Alter von 104 Jahren. Seine beiden Söhne wirkten ebenfalls in Frankfurt als Ärzte.

1622 wohnten 16 jüdische Familien in Wertheim. Der Jude Berle wurde 1622 als Zollerheber angestellt. Von jedem durchziehenden Juden hatte er außer dem Geleitgeld 3 Batzen zu verlangen. Sein Zollverzeichnis enthält Namen von Juden aus aller Herren Länder. Seine Gesamteinnahme betrug 1622 über 100 Gulden. Eine Judenordnung von 1626 setzte den Zoll für die Wertheimer Juden auf jährlich 50 Gulden fest. Fremde Juden durften außer auf den Jahr- und Wochenmärkten nicht in der Grafschaft handeln. Das Frongeld — 4 Gulden pro Familie — mußte jetzt bezahlt werden, da die Juden von altersher verpflichtet seien, die Straßen und besonders den Schloßberg zu kehren und sauber zu halten. Die Herrschaft wollte gegen eine mit 5 % zu verzinsende jährliche Rekognition von 100 Gulden von der Kennzeichnung durch den Judenring absehen. 13 Judenfamilien gab es 1626 in der Grafschaft. Das Schutzgeld variierte zwischen 6 und 30 Gulden pro Familie. Für den Rabbiner waren 12 Gulden zu zahlen und für die Synagoge jährlich 10 Goldgulden.

Die Judenordnung vom Jahre 1631 drang sehr streng auf die pünktliche Entrichtung der Abgaben, zu denen als neue für jede Hochzeit 10 und für jede Beschneidung noch 5 Gulden hinzukamen. Im gleichen Jahre mußten die Wertheimer Juden „zu Abwendung von Gefahr und Unterhaltung von Kriegsvolks 4000 bis

5000 Taler herbeischaffen". 1636 wollte der Jude Lipmann in den Schutz nach Wertheim aufgenommen werden. Seine hiesigen Glaubensgenossen waren gegen die Aufnahme und wurden dafür zu einer Geldstrafe von 100 Dukaten verurteilt. Für den 1637 erteilten Schutzbrief mußten die 12 ansässigen Juden 1000 Reichstaler zahlen. Wegen dieser großen finanziellen Belastungen zogen bis 1640 fünf von ihnen fort. Die sieben zurückgebliebenen baten daher um Reduzierung des Schutzgeldes.

Bis 1793 wuchs die Zahl der jüdischen Familien auf 13 (= 73 Seelen) an. 1825 betrug die Zahl der Israeliten 98, 1855 115, 1875 150, 1900 201, 1925 110 und 1933 92. Im Ersten Weltkrieg sind Max Benario und Karl Rothschild gefallen.

Groß ist die Zahl der Juden, die ihren Namen von Wertheim herleiten. Schon 1320 taucht der Name Wertheimer in Wien auf. Man nimmt an, daß es sich um einen Juden aus Wertheim handelte, der 1298 vor der Verfolgung durch Ritter Rindfleisch nach Wien floh. Die erfolgreichste Familie Wertheimer begründete Isak Wertheimer, der sich zu Anfang des 17. Jahrhunderts in Worms niederließ. Von Worms verzweigte sich die Familie nach Frankfurt am Main und Wien. Die Frankfurter nannten sich Wertheimber und gründeten dort ein bedeutendes Bankgeschäft. Berühmt ist auch der Wiener Zweig der Familie. 1684 ging Samson Wertheimer, ein Enkel des Isak Wertheimer und Neffe des berühmten Wiener Hofbankiers und Hoflieferanten Samuel Oppenheimer, nach Wien, wo er Vertreter und Bevollmächtigter seines Oheims wurde. Wertheimer, obgleich bei weitem nicht so reich wie sein Onkel, war bei Hofe beliebter als dieser. Schon 1694 erhielt er vom Kaiser eine Gnadenkette. Der Volksmund nannte ihn den Judenkaiser.

Im Laufe ihrer jahrhundertelangen Geschichte besaß die jüdische Gemeinde Wertheim drei Synagogen. Die erste bestand wohl bis zur Judenverfolgung im Jahre 1349. Die zweite Synagoge, 1381 von Graf Johann von Abgaben befreit, wurde 1447 von der durch die Predigten des Franziskanermönchs Capistrano aufgehetzten Bevölkerung zerstört. An ihrer Stelle erstand in der Kapellengasse eine Marienkapelle, in der eine Inschrift besagt: „Anno Domini 1447 ist hie zerbrochen und verstört eine Judenschule und angehoben diese Kapelle". Als der Graf 1449 wieder Juden aufnahm, mußten sie sich mit einem Betsaal begnügen. Erst 1799 wurde die dritte Synagoge erbaut, in der bis zur Demolierung in der Kristallnacht im November 1938 Gottesdienst gehalten wurde.

Der jüdische Verbandsfriedhof in Wertheim dürfte der älteste in ganz Baden sein. 1406 wurde der Gottesacker von der jüdischen Gemeinde käuflich erworben und 1457 durch Graf Johann von allen Abgaben befreit. Zu zahlen waren lediglich 3 Gulden Zins jährlich auf Martini. Für auswärtige Leichen, die hier begraben wurden, mußte ein halber Gulden Zoll erlegt werden. Schon vor dem Ankauf diente das Grundstück als Begräbnisplatz. Unter dem ältesten erhaltenen Grabstein ruht der am 16. August 1405 verstorbene Abraham, Sohn des Baruch. Es ist durchaus möglich, daß schon im 13. Jahrhundert auf diesem Platz Juden beerdigt wurden. 1611 berichtet nämlich der Schultheiß von Wertheim, er habe auf Befehl des Grafen Ludwig die Juden befragt, ob und warum sie innerhalb von drei Monaten zwei fremde Juden außerhalb ihres ummauerten Friedhofs begraben hätten. Sie hätten darauf erwidert, es sei ihr erkauftes Gut. Sie nannten es den

neuen Gottesacker. Seit über 400 Jahren hätten sie Tote vor der Mauer beigesetzt. Viele Hundert seien daselbst begraben; daß keine Grabsteine dort ständen, rühre daher, daß sie von den Leuten immer wieder umgeworfen würden. Am 7. Mai 1628 berichtete die Judenschaft in einer Eingabe an den Grafen Johann Dietrich von Löwenstein, daß auf Befehl des Rates das alte Häuslein auf dem Gottesacker, worin die Toten gewaschen wurden, wieder neu hergerichtet wurde. Trotzdem wurde es wieder eingerissen und verwüstet, so daß es zum zweitenmal mit ziemlichen Unkosten repariert werden mußte. Aber nicht nur an dem Leichenhaus wurde Holz- und Eisenwerk abgebrochen und gestohlen, sondern auch uralte und neue Grabsteine wurden in „Stücke zerschmissen, hin und wider geworfen, so daß einem, den es angeht, das Herz weinen möchte, ja es wird ein Gängen-Pfad über den Gottesacker gemacht, das Bleichtuch darauf gelegt und alles zum ärgsten verwüstet, welches von alters her nie gewesen". Die Juden wiesen darauf hin, daß ihr Friedhof der älteste im römischen Reich sei und zum Teil 600jährige Grabsteine aufweise. Diese Angaben sind nicht nachprüfbar, bezeugen aber das hohe Alter dieses Gottesackers. 1714 ließ Samson Wertheimer den Friedhof auf seine Kosten erweitern und ummauern.

Im 16. Jahrhundert wirkte in Wertheim ein Rabbiner namens Jeremia, der auch als Hymnendichter bekannt war. 1623 wurde der jüdischen Gemeinde gestattet, gegen Bezahlung von 12 Gulden einen Rabbiner für Schule, Kinderlehre und Gottesdienst zu halten unter der Bedingung, daß er sich „gegen Ihro Gnaden allen schuldigen Gehorsam unverweislich erzeige und daß er sich alles Zwanges oder richterlichen Amts enthalte". 1728—35 versah Ephraim Reischer das Rabbinat. Er besaß bedeutende Talmudkenntnisse und war auch in der Medizin nicht unerfahren. Sein Nachfolger war Josef Hirsch aus Fürth, der 1762 in Offenbach starb. 1798 folgte ihm Samuel Hirsch, dem von der Regierung auch die Stelle eines wertheimischen Landrabbiners übertragen wurde. In seine Amtszeit fiel der Bau der dritten Synagoge. 1827 wurde Wertheim Sitz des Bezirksrabbinats für die Orte Dertingen, Dittigheim, Freudenberg, Gissigheim, Grünsfeld, Hardheim, Hochhausen, Impfingen, Königheim, Königshofen, Külsheim, Messelhausen, Tauberbischofsheim, Walldürn, Wenkheim und Wertheim. Seit 1886 wurde der Rabbinatsbezirk von Mosbach aus mitverwaltet.

Vor 1933 gab es in Wertheim eine stattliche Anzahl jüdischer Geschäfte. Adolf Oppenheimer führte das alte Bankhaus Bernhard Benario. Max Held war Inhaber des Textilkaufhauses Menco Held. Ferner gab es ein Kurz- und Wollwarengeschäft, ein Manufakturwarengeschäft, zwei Hutgeschäfte, ein Geschäft für Metzgereibedarfsartikel, ein Schuhgeschäft, eine Tabakwarengroßhandlung, ein Antiquitätengeschäft, eine Buchbinderei und Papierwarenhandlung. Siegmund Schwarzschild war Schmiedemeister, sein Sohn Gustav Ingenieur. Isidor Israel war Mazzenbäcker und Gastwirt. Die übrigen Juden beschäftigten sich als Metzger oder Viehhändler.

Seit den Boykottmaßnahmen des Jahres 1933 schloß auch in Wertheim ein jüdisches Geschäft nach dem anderen. Die Auswanderungswelle nahm mit der Schärfe der antijüdischen Hetze zu. Schon 1934 verkündeten Schilder an den Ortsausgängen, daß Juden unerwünscht seien. Die Judengasse, das Wohngebiet der Juden

im Mittelalter, wurde in Gerberstraße umbenannt. Die Städt. Sparkasse beschloß 1935, keinerlei Geschäfte mehr mit Juden zu tätigen. Am Vorabend der Kristallnacht im November 1938 befanden sich nur noch 43 jüdische Einwohner in der Stadt, die es einfach nicht glauben wollten, daß alles anders sein sollte als früher. Das Kaufhaus Held, das Manufakturwarengeschäft Thalmann, das Schuhhaus Brückheimer und das Café Israel hatten noch geöffnet. In der Kristallnacht wurde das Innere der Synagoge demoliert und jüdische Geschäfte und Wohnungen geplündert. Max Held und Sally Sichel kamen für einige Wochen in das KZ Dachau. Bei Kriegsbeginn im September 1939 lebten noch 21 Israeliten in Wertheim, die anderen waren ausgewandert oder umgezogen. Ernst Klaus, der in einer auswärtigen Anstalt untergebracht war, wurde 1940 in Grafeneck ermordet. Leo Hammel befand sich von 1939 bis 1942 in den Konzentrationslagern Sachsenhausen, Dachau und Buchenwald, wo er 1942 starb.

Am 22. Oktober 1940 wurden aus Wertheim 16 Israeliten nach Gurs deportiert. Von ihnen wurden 7 wieder befreit, 2 starben in Lagern in Südfrankreich, und die übrigen 7 wurden wahrscheinlich in Auschwitz ermordet. Hilde Brückheimer und Jettchen Strauß, die gerade abwesend waren, sowie eine in sogenannter Mischehe lebende Frau blieben nach dem 22. Oktober 1940 in Wertheim zurück. Hilde Brückheimer und Jettchen Strauß wurden im April 1942 nach Izbica/Polen deportiert und sind seither verschollen. Die dritte Jüdin wurde 1945 als letzte jüdische Einwohnerin nach Theresienstadt deportiert. Sie kehrte nach der Befreiung nach Wertheim zurück.

Die Synagoge, die mit der Rückwand an die Stadtmauer angebaut war, wurde abgerissen. An ihrer Stelle stehen Garagen. Der Friedhof auf dem steil ansteigenden Schloßberg wurde instandgesetzt.

Lit.: Leopold *Löwenstein,* Licht- und Schattenseiten aus der Geschichte der Juden in Wertheim. 1907. — Eugen Ludwig *Rapp,* Die hebräischen Steininschriften in Wertheim am Main, in: Wertheimer Jahrbuch 1961/62. — Erich *Langguth,* Vor 25 Jahren in Wertheim. Ereignisse um die Kristallnacht, in: Main-Tauber-Post vom 11. 11. 1963.

WIESLOCH KR. HEIDELBERG

Wiesloch wurde im 13. Jahrhundert von den Pfalzgrafen zur Stadt erhoben. 1410—1499 war die Stadt im Besitz der Linie Pfalz-Mosbach, gehörte bis 1803 wieder der kurpfälzischen Hauptlinie und fiel dann an Baden.

Die Lage Wieslochs nahe der Kreuzung alter Handelsstraßen begünstigte die Ansiedlung von Juden, die spätestens in den ersten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts erfolgte. Während der Judenpogrome im Gefolge des Schwarzen Todes 1348/49 wurde die junge Gemeinde vernichtet. 1381 waren wieder Juden in der Stadt ansässig. Zehn Jahre später wurden sie von Kurfürst Ruprecht II. (1390 bis 1398) des Landes verwiesen. Otto I. (1410—1461), der bei der Teilung der Pfalz von 1410 die Mosbacher Linie begründete, nahm 1449 die Juden Johel und Josslin, welche bisher in Lauda wohnten, mit Weib, Kind und „Brotessern" in seinen Schutz nach Wiesloch auf. Sie zahlten jährlich 25 Gulden Schutzgeld. Seinen Amt-

leuten trug der Pfalzgraf auf, die Juden getreulich zu „beschützen, schirmen, handhaben und verantworten gen allermenniglich". 1533 wurde der Jude David mit den Seinen gegen eine jährliche Zahlung von 20 Gulden auf zehn Jahre in den Schutz nach Wiesloch aufgenommen. Im Amt Heidelberg brauchte er kein Geleitgeld zu zahlen. David wohnte noch 1548 in Wiesloch. Auch während des für die Pfalz unheilvollen 17. Jahrhunderts scheinen Juden in der Stadt gelebt zu haben. Höchstens fünf Judenfamilien sollten gleichzeitig in der Stadt wohnen dürfen. 1722 und 1743 war diese Zahl erreicht, 1748 um zwei Familien überschritten. Man ließ diese zwei zwar in der Stadt wohnen, aber bei der Erneuerung des Stadtrechts bestimmte der Privilegienbrief Kurfürst Karl Theodors (1742 bis 1799) von 1748 in Artikel 22, daß in Zukunft „sothaner numerus nicht vermeyret, sondern vielmehr vergeringert, also zwar, daß wann eine Familie davon abgehen würde, in so lang keine angenommen, sondern biß hinwiederum zur ehevorigen Zahl von zwey Familien gemindert werde". 1825 lebten in Wiesloch 51 Israeliten, 1857 70, 1875 119, 1900 109, 1925 103 und 1933 69. Im Psychiatrischen Landeskrankenhaus befanden sich am 16. Juni 1933 32 jüdische Patienten. Im Ersten Weltkrieg ist Max Kramer gefallen.

Seit 1827 gehörte die israelitische Gemeinde Wiesloch zum Rabbinatsbezirk Heidelberg. Eine eigene Synagoge wurde im 19. Jahrhundert erbaut, während der jüdische Friedhof am Rande der Stadt schon 1661 in den Akten erwähnt wird. Bis 1688 wurden auf ihm auch die Heidelberger Juden bestattet. Aus den übrigen jüdischen Gemeinden des Oberamts begrub man hier die Toten zum Teil bis in die neueste Zeit. 1744 erbat die Stadt Wiesloch beim Oberamt einen Geleitschein ohne Schutzgeld für den Totengräber Löw Jossel in Wiesloch, „welcher alle im Oberamt Heidelberg absterbenden Juden zu begraben hat". Die hilfsbedürftigen Glaubensgenossen unterstützte ein Wohltätigkeitsverein und ein Frauenverein. In örtlichen Gesangs- und Turnvereinen waren Juden Mitglieder; politisch betätigten sie sich nicht auffallend.

Bis zum Ersten Weltkrieg hatten die Wieslocher Juden als Vieh-, Tabak- und Hopfenhändler sowie als Zigarrenfabrikanten für das wirtschaftliche Leben der Stadt keine geringe Bedeutung. 1933 waren in jüdischem Besitz die Tabakfabrik Ebner & Kramer, die Hausschuhfabrik Julius und Sally Israel, die Tabakwarengroßhandlung Fa. Gumberich oHG, zwei Textilwarenhandlungen, ein Konfektionsgeschäft, zwei Modewarengeschäfte, eine Lederhandlung und eine Mehl-, Futtermittel- und Fellhandlung. Frieda Bodenheimer war Modistin. Lyon Flegenheimer betrieb mit seinen Söhnen Moses und Oskar Vieh- und Pferdehandel und eine eigene Landwirtschaft. Dr. Jakob Borg und Dr. Walter Leopold hatten eine Arztpraxis. Leiter des Psychiatrischen Landeskrankenhauses war bis zum 1. Juli 1933 der jüdische Arzt Dr. Adolf Jakob Gross.

Durch den von der nationalsozialistischen Regierung verhängten Boykott gingen bis August 1937 drei jüdische Geschäfte ganz ein, drei wurden „arisiert". Im September 1938 waren nur noch die Tabakfabrik Ebner & Kramer sowie das Textilgeschäft von Adolf Rosentahl in jüdischem Besitz. Die Verhandlungen wegen „Arisierung" waren auch hier im Gange. In der Kristallnacht im November 1938 warfen SA-Leute Steine durch die Fenster in die Wohnungen der Juden, de-

molierten die Einrichtung der Synagoge vollständig und verbrannten die Trümmer vor der Synagoge; nur die Thorarollen, Leuchter und andere wertvolle Kultgegenstände wurden auf das Bezirksamt gebracht. Die steinernen Gesetzestafeln am Dachgiebel der Synagoge wurden heruntergeworfen. Die jüdischen Männer wurden einige Wochen im KZ Dachau festgehalten.

Bis zum Jahre 1940 wanderten 31 Wieslocher Juden vornehmlich nach den USA (20), Frankreich und Palästina aus; einige verzogen nach Heidelberg oder in andere deutsche Städte. Am 22. Oktober 1940 wurden 18 jüdische Einwohner nach Gurs deportiert. Von ihnen starben 3 im Lager Gurs, 6 wurden befreit und mindestens 9 seit 1942 nach dem Osten verschleppt und ermordet. Zwei Jüdinnen, die am Deportationstag von Wiesloch abwesend waren, wurden 1942 nach Theresienstadt deportiert, wo eine von ihnen starb, während die andere in Maly Trostinec ermordet wurde. Nur eine in sogenannter Mischehe lebende Jüdin blieb bis Kriegsende in Wiesloch wohnen.

Vom Psychiatrischen Landeskrankenhaus, in dem zwischen 1933 und 1945 60 jüdische Patienten Aufnahme fanden, wurden seit Mitte 1939 die jüdischen Insassen allmählich in andere Anstalten verlegt, wo sie wahrscheinlich umgebracht wurden. 9 jüdische Patienten wurden zusammen mit den Juden aus der Stadt nach Gurs deportiert. Über ihr Schicksal ist nichts bekannt. 2 Insassen kamen 1942 in ein „Abwanderungslager" im Osten, wo sie ermordet wurden.

Nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches kehrten von den nach Gurs Deportierten drei aus Frankreich nach Wiesloch zurück, zwei Jugendliche und Frau Rositta Oppenheimer-Kramer. Obwohl ihr Ehemann 1943 in einem Vernichtungslager im Osten und ihr jüngster Sohn im März 1943 im KZ Buchenwald ermordet wurden, stellte sie sich wie schon vor 1933 alsbald wieder in den Dienst des öffentlichen und kulturellen Lebens der Stadt Heidelberg. 1949 bis 1963 war sie Mitglied des Oberrates der Israeliten Badens und leitete das von ihr gegründete jüdische Altersheim in Heidelberg, das es manchem ihrer Schicksalsgenossen ermöglichte, den Lebensabend nahe ihrer angestammten Heimat zu verbringen. Am 7. November 1966 wurde Frau Oppenheimer mit dem Bundesverdienstkreuz Erster Klasse ausgezeichnet.

Die ehemalige Synagoge in der Kleinen Straße hinter der Stadtkirche verfiel, so daß sie nach dem Kriege nach zeitweiliger Nutzung als Garage abgebrochen wurde. Auf dem Friedhof wurden nach 1945 noch einige Insassen des Landeskrankenhauses fremder Nationalität beigesetzt.

Lit.: Heinrich und Wilhelm *Winter*, Geschichte der Stadt Wiesloch. 1904.

WOLLENBERG KR. SINSHEIM

Wollenberg gehörte als Besitzung der Herren von Gemmingen zum Ritterkanton Kraichgau. 1806 kam es an Baden.

Im 16. und 17. Jahrhundert lebten Juden in Wollenberg. 1825 war ihre Zahl auf 108 angestiegen (30 % von 360 Einwohnern). Die Höchstzahl an jüdischen Einwohnern wurde um 1830 mit 150 von 410 Einwohnern erreicht. Im 20. Jahr-

hundert ging die Zahl der Juden stark zurück. 1875 zählte man noch 97, 1900 32; 1925 wohnten nur noch 19, 1933 21 Juden in Wollenberg.

Die israelitische Gemeinde Wollenberg gehörte seit 1827 zum Rabbinatsbezirk Sinsheim. Ihre Synagoge wurde 1825 erbaut. Ihre Toten fanden auf dem Verbandsfriedhof in Waibstadt die letzte Ruhe. Bis 1910 hatte die jüdische Gemeinde einen eigenen Religionslehrer. Im 19. Jahrhundert war zeitweise ein Jude im Gemeinderat vertreten. Bis etwa 1938 gab es zwei kleinere jüdische Geschäfte, nämlich ein Textilwaren- und ein Eisenwarengeschäft im Dorf. Zwei Juden trieben Viehhandel.

Von den 1933 in Wollenberg lebenden Juden sind 2 dort verstorben, 3 ausgewandert und 9 in andere deutsche Gemeinden verzogen. Die letzten 11 wurden am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert. Von ihnen sind 2 in französischen Lagern gestorben und 2 in Auschwitz umgekommen. Eine Jüdin erreichte die USA, 6 Juden sind verschollen. Von 3 Wollenberger Juden, die nach auswärts verzogen waren, sind 2 in Theresienstadt und 1 in Izbica umgekommen.

In der Kristallnacht wurde die Synagoge an der Poststraße von einem auswärtigen SA-Trupp zerstört. Das Ruinengrundstück ist Eigentum der Gemeinde.

WORBLINGEN KR. KONSTANZ

Das Dorf Worblingen war zusammen mit der gleichnamigen, zum Ritterkanton Hegau gehörenden Herrschaft 1603 im Besitze der Herren von Danketschweil. Von diesen gelangte sie 1696 an die Grafen von Thurn und Taxis. Danach wurde die Herrschaft durch die Hegau-Ritterschaft eingezogen und 1706 an die Freiherren von Liebenfels veräußert. 1806 kam Worblingen durch Staatsvertrag zwischen Baden und Württemberg an Baden.

Nach dem Dreißigjährigen Krieg ließen sich in Worblingen, vielleicht um die gleiche Zeit wie in Gailingen und Randegg — 1655 oder 1657 —, Juden nieder. Wahrscheinlich waren sie aus dem Thurgau zugewandert. 1666 zählte man 3 jüdische Familien, 1675 5 und 1696 6. 1675 beantragte die Ortsgemeinde beim Oberamt Nellenburg, man möge die Juden zu den Abgaben beiziehen. 1685 verbot die Stadt Stockach dem Juden Judas Joseph aus Worblingen den Handel mit ihren Bürgern. Um 1770 führte der Jude Jakob Weil mit zwei Knechten Zucker, Kaffee und andere Waren bis in die Baar und in das Kinzigtal. 1775 lieh die Judenschaft einem Lämle Guggenheim 50 Gulden. Fünf Jahre später wurde sie als vermögenslos bezeichnet. 1780 gab es in Worblingen drei jüdische Familien, 1782 sechs. 1816 betrug die Zahl der Juden 46, 1825 63 und stieg bis 1857 auf 139 an, schrumpfte jedoch bis 1875 auf 95, bis 1900 auf 8 zusammen; 1908 zog der letzte Jude, 1910 die letzte Jüdin aus Worblingen fort.

In der Hauptsache trieben die Worblinger Juden Viehhandel. Als 1845 der Jude Weil von Randegg die Worblinger Grundherrschaft erworben hatte, kauften Worblinger Juden einen großen Teil der Liegenschaften, darunter auch das Schloß, in das ein Krämerladen eingebaut und die schon ältere, bis 1862 betriebene Wirtschaft zum „Blumenkranz" verlegt wurde. In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts entstand in Worblingen eine jüdische Volksschule.

Bei den Kämpfen um die Gleichstellung der Juden in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts trat die Worblinger jüdische Gemeinde besonders aktiv in Erscheinung. Sie gehörte 1863 auch zu den Gemeinden, die gegen die Benachteiligung der badischen Juden im Staatsvertrag zwischen Baden und der Schweiz heftig protestierten. Infolge der raschen Abnahme seit etwa 1860 durch Abwanderung nach Konstanz, Freiburg und in die Schweiz wurde die seit 1827 zum Synagogenbezirk Gailingen gehörende Gemeinde 1902 aufgelöst; die noch vorhandenen drei Mitglieder wurden der Gemeinde Konstanz zugeteilt.

Nachdem bereits 1775 ein Jude erlaubt hatte, daß in seinem Hause Singener Straße 180 Schule abgehalten wurde, richtete man um 1808 in diesem Gebäude eine Synagoge ein. 1906 wurde das Anwesen auf Abbruch verkauft; an seiner Stelle steht heute ein Wohnhaus, in das der alte Synagogentürsturz eingebaut wurde. 1857, zur Zeit ihres größten Umfanges, erwarb die jüdische Gemeinde ein Gelände im Burgstall zur Anlage eines eigenen Friedhofs, nachdem bis dahin die Toten auf dem Verbandsfriedhof in Gailingen bestattet worden waren. Nur er erinnert noch an die Juden von Worblingen.

Lit.: Emil *Zinsmayer* und Karl *Wieland,* Worblingen. Geschichte eines ehemaligen Ritterdorfes des Kanton Hegau. 1952.

ZWINGENBERG KR. MOSBACH

Bis zum Erlöschen des Geschlechts 1632 war Zwingenberg im Besitz der Herren von Hirschhorn. Ihre Nachfolger, die Göler von Ravensburg, verkauften 1746 ihren Besitz an die Pfalz. 1808 erwarb der Großherzog von Baden die Burg durch Kauf als Privatbesitz seiner Familie.

Unter Kurfürst Karl Theodor (1742—99) finden wir erstmals Juden in dem Flecken unter der Burg. Als die kleine jüdische Gemeinde 1827 dem Rabbinatsbezirk Mosbach zugewiesen wurde, zählte sie 27 Seelen; das waren immerhin 8 % der Gesamteinwohnerschaft. Bis 1875 hielt sich die jüdische Gemeinde auf diesem Stand. 1900 zählte sie noch 16, 1925 6 und 1933 4 Juden. Sie waren als Handelsleute tätig und nicht besonders vermögend. Sie besaßen keine Synagoge, sondern nur einen Betsaal. Ihre Toten bestatteten sie auf dem Friedhof in Hirschhorn.

Am 8. November 1937 wurde die jüdische Gemeinde auf Beschluß des Badischen Staatsministeriums aufgelöst. Von den 1933 ortsanwesenden Juden zog Josef David nach Frankfurt, Rebekka David nach Mannheim, wo sie verstarb. Julchen David wurde am 22. Oktober 1940 im Alter von 81 Jahren mit ihrer Tochter nach Gurs deportiert. Im Grab Nr. 549 auf dem Friedhof von Gurs wurde 1941 ihre sterbliche Hülle beigesetzt. Ihre Tochter Hilda ist verschollen.

Am 6. September 1938 verkaufte die aufgelöste israelitische Gemeinde das Gebäude, in dem sie ihren Gebetsraum eingerichtet hatte. Das damals schon sehr baufällige Haus wurde nach dem Kriege abgebrochen. In dem auf dem Grundstück errichteten Neubau ist heute die Poststelle Zwingenberg untergebracht.

Judenwohnorte des Mittelalters und der frühen Neuzeit,
in denen im 19. und 20. Jahrhundert keine jüdischen Gemeinden bestanden.

Das Verzeichnis beruht auf den Angaben von Berthold *Rosenthal,* Heimatgeschichte der badischen Juden. 1927.
Die Zahlen in den Klammern geben die Volkszählungsergebnisse hinsichtlich der Juden in den genannten Jahren wieder, soweit überhaupt Juden während dieser Zeit in den einzelnen Orten anässig waren.

Aach Kr. Stockach
Bräunlingen Kr. Donaueschingen (1875: 1)
Ellmendingen Kr. Pforzheim
Engen Kr. Konstanz (1875: 1; 1900: 1)
Fischingen Kr. Lörrach (1801: 5)
Gamburg Kr. Tauberbischofsheim
Gottenheim Kr. Freiburg
Großrinderfeld Kr. Tauberbischofsheim
Haltingen Kr. Lörrach
Horheim Kr. Waldshut
Huchenfeld Kr. Pforzheim
Huttingen Kr. Lörrach
Istein Kr. Lörrach
Kandern Kr. Müllheim (1925: 3)
Kirchardt Kr. Sinsheim (1825: 9; 1875: 1)
Lauda Kr. Tauberbischofsheim
Mauchen Kr. Müllheim
Neckarelz Kr. Mosbach
Neuenburg Kr. Müllheim
Neuershausen Kr. Freiburg
Niefern Kr. Pforzheim
Oberkirch Kr. Offenburg (1875: 2; 1900: 1)
Offnadingen Kr. Freiburg
Ofteringen Kr. Waldshut
Opfingen Kr. Freiburg
Ortenberg Kr. Offenburg (1875: 1)
Rinklingen Kr. Karlsruhe
Sachsenflur Kr. Tauberbischofsheim (1825: 11)
Schlatt unter Krähen Kr. Konstanz
Schliengen Kr. Müllheim
Schweinberg Kr. Buchen
Söllingen Kr. Karlsruhe
Staffort Kr. Karlsruhe
Steinbach Kr. Bühl
Steinenstadt Kr. Müllheim
Stühlingen Kr. Waldshut (1875: 8; 1900: 7)
Teningen Kr. Emmendingen
Tiefenbronn Kr. Pforzheim
Uissigheim Kr. Tauberbischofsheim
Untereggingen Kr. Waldshut (1925: 1)
Unterlauchringen Kr. Waldshut
Urphar Kr. Tauberbischofsheim
Waldhausen Kr. Buchen (1825: 5)
Waldkirch Kr. Emmendingen (1875: 2; 1900: 5)
Wössingen Kr. Karlsruhe
Wolfach (1875: 2)
Wolfenweiler Kr. Freiburg (1875: 1)
Zuzenhausen Kr. Sinsheim

Orte, in denen seit 1800 keine jüdischen Gemeinden bestanden,
1933 aber einzelne Juden oder jüdische Familien ansässig waren.

In diesem Verzeichnis sind nur solche Orte aufgeführt, die nicht bei den Gemeinden behandelt wurden. Die Zahlen nach den Orten geben an, wieviel Glaubensjuden nach der Volkszählung vom 16. Juni 1933 dort wohnten. Die Zahl der von der nationalsozialistischen Gesetzgebung betroffenen sogenannten Rassejuden weicht verschiedentlich davon ab, ist aber oft nicht mehr zu ermitteln. Die Zahlen in den Klammern geben an, wie viele der gezählten Glaubensjuden mit Sicherheit durch Verfolgungsmaßnahmen (Deportation, Euthanasie, verfolgungsbedingter Selbstmord usw.) umkamen.

Altlußheim Kr. Mannheim: 2
Au Kr. Freiburg: 6 (2)
Blumenfeld Kr. Konstanz: 1
Bollschweil Kr. Freiburg: 1
Burg Kr. Freiburg: 4
Daisbach Kr. Sinsheim: 1
Engen Kr. Konstanz: 3
Forst Kr. Bruchsal: 1
Gottmadingen Kr. Konstanz: 1
Haltingen Kr. Lörrach: 1
Hausen vor Wald
Kr. Donaueschingen: 1
Herten Kr. Lörrach: 2 (2)
Hödingen Kr. Überlingen: 6
Horn Kr. Konstanz: 3
Hüfingen Kr. Donaueschingen: 1
Hugsweier Kr. Lahr: 2
Jestetten Kr. Waldshut: 8
Kiechlinsbergen Kr. Freiburg: 1
Kork Kr. Kehl: 3
Lauda Kr. Tauberbischofsheim: 1
Laufenburg Kr. Säckingen: 2
Maulburg Kr. Lörrach: 1
Neckargemünd Kr. Heidelberg: 3 (1)
Neureut (Baden) Kr. Karlsruhe: 1
Niederweiler Kr. Müllheim: 1
Ottersweier Kr. Bühl: 2 (1)
Reichenau Kr. Konstanz: 11
Rheinfelden Kr. Säckingen: 1
Riedheim Kr. Überlingen: 1
Ringsheim Kr. Lahr: 1 (1)
Salem Kr. Überlingen: 5
Schluchsee Kr. Hochschwarzwald: 2
Schweighof Kr. Müllheim: 1 (1)
Spielberg Kr. Karlsruhe: 1
Steinen Kr. Lörrach: 2
Untersiggingen Kr. Überlingen: 2
Wiechs Kr. Lörrach: 1
Wyhlen Kr. Lörrach: 1
Ziegelhausen Kr. Heidelberg: 4

Badisches Städtebuch. Herausgegeben von Professor Dr. Erich *Keyser*. 1959.

Dokumente über die Verfolgung der jüdischen Bürger in Baden-Württemberg 1933–1945. 2 Bände. Im Auftrag der Archivdirektion Stuttgart bearbeitet von Paul *Sauer*. 1966.

Führer durch die jüdische Gemeindeverwaltung und Wohlfahrtspflege. Herausgegeben von der zentralen Wohlfahrtsstelle der Deutschen Juden. 1933.

Gedenkbuch zum 150jährigen Bestehen des Oberrats der Israeliten Badens. 1934.

Germania Judaica. Band I. Von den ältesten Zeiten bis 1238. Im Auftrag der Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums nach dem Tode von M. Braun, herausgegeben von *I. Elbogen, A. Freimann* und *H. Tykocinski*. Tübingen 1963 (Fotomechanischer Nachdruck der Ausgabe von 1934).

Handbuch der Historischen Stätten Deutschlands. Sechster Band: Baden-Württemberg. Herausgegeben von Professor D. Dr. Max *Miller*. 1965.

Handbuch der jüdischen Gemeindeverwaltung und Wohlfahrtspflege 1924/25. Herausgegeben von dem Deutsch-Israelitischen Gemeindebund und von der Zentralwohlfahrtsstelle der deutschen Juden. 1925.

Mitteilungsblatt des Oberrats der Israeliten Badens für die angeschlossenen Gemeinden. 1954 ff.

Die Religionszugehörigkeit in Baden in den letzten 100 Jahren. Bearbeitet und herausgegeben vom Badischen Statistischen Landesamt. 1928.

Die Religionszugehörigkeit der Bevölkerung in Baden nach der Volkszählung vom 16. Juni 1925. Bearbeitet im Badischen Statistischen Landesamt. 1926.

Die Wohnbevölkerung in Baden und ihre Religionszugehörigkeit nach der Volkszählung vom 16. Juni 1933. Bearbeitet und herausgegeben vom Badischen Statistischen Landesamt. 1934.

Verordnungsblatt des Großherzoglich Badischen Oberrats der Israeliten. 1884 ff.

Verzeichnis der am 22. Oktober 1940 aus Baden ausgewiesenen Juden. Herausgeber: Der Generalbevollmächtigte für das jüdische Vermögen in Baden (1941).

Sie sind nicht vergessen. Bericht über die letzten Ruhestätten der am 22. Oktober 1940 nach Südfrankreich deportierten badischen Juden. Herausgegeben vom Oberrat der Israeliten Badens. 1958.

Kluge, Helmut: Die Siedlungen der Juden im deutschen Südwesten zu Ende des 18. Jahrhunderts. 1938. (Sonderdruck aus „Der deutsche Südwesten am Ende des alten Reiches. Geschichtliche Karte und Beiwort". Bearbeitet von Erwin *Hölzle.)*

Lewin, Adolf: Geschichte der badischen Juden seit der Regierung Karl Friedrichs (1738 bis 1909). 1909.

Löwenstein, Leopold: Geschichte der Juden am Bodensee und Umgebung. Nach gedruckten und ungedruckten Quellen. 1. Teil. 1879.

Löwenstein, Leopold: Geschichte der Juden in der Kurpfalz. Beiträge zur Geschichte der Juden in Deutschland. Band 1. 1895.

Rosenthal, Berthold: Heimatgeschichte der badischen Juden seit ihrem geschichtlichen Auftreten bis zur Gegenwart. 1927.

Rürup, Reinhard: Die Judenemanzipation in Baden, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 114 (1966).

Zehnter, Johann Anton: Zur Geschichte der Juden in der Markgrafschaft Baden-Baden, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, Neue Folge 11 (1896).

Zehnter, Johann Anton: Zur Geschichte der Juden in der Markgrafschaft Baden-Durlach, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, Neue Folge 12 (1897), 15 (1900).

Vorbemerkung: Kursiv sind die Seitenzahlen der jeweiligen Gemeindegeschichten angegeben. Adelige und Regenten stehen unter ihrer Familie bzw. ihrem Territorium. Bei Juden mit gleichem Vor- und Nachnamen ist zur Unterscheidung der Wohnort angegeben. Abkürzungen: G. = Gemeinde; Kr. = Landkreis in Baden-Württemberg; KZ = Konzentrationslager.

Aach Kr. Stockach 303
Aargau 276
Abraham genannt Affrohmle (Flehingen) 85; — (Gailingen) 98; — (Malsch Kr. Karlsruhe) 185; — (Wertheim) 296; — de Sunneshem (Sinsheim) 261; —, Mordge 133; —, Moses 133; —, Samuel 133
Abrahamsohn, Max 235
Achern Kr. Bühl 66
Ackermann, Dr., Regierungskommissär 13
Adelsberger, Abraham 133
Adelsheim Kr. Buchen *33 ff.*, 48, 70, 198, 260, Abb. 7
v. Adelsheim, Herren 33, 156, 259; — (v. Adolzheimb) Beringer und Boppo 33
Adler, Jakob 227; —, Julius 116; —, Sara 42; —, Siegfried 42
Adolf, Erzbischof s. Mainz
Ahrweiler, Matthes, Rabbiner 123
Aichen Kr. Waldshut 272
Albrecht I., deutscher König 294; — II., deutscher König 294; —, Erzherzog von Österreich 163
Alexander (Gailingen) 98; —, Berta 34; —, Jacob 133; —, Löb 133; —, Machul 33; —, Max 34 f.
Allersheim 5, 117, 201
Allmendshofen G. Donaueschingen 104
Almut, Herrschaft 272
Alperowitz, Kantor 268
Altdorf Kr. Lahr 30, *35 f.*, 80, 225, 253 f., Abb. 8
Altfreistett 94
Altkrautheim 169
Altlußheim Kr. Mannheim 304
Altschul, Josef 245
Amerika 40, 84, 102, 113, 140, 172, 178, 229, 247, 250, 256, 260, 268, 286
Amorbach, Kloster 284
Amsterdam 177, 289
Angeltürn Kr. Tauberbischofsheim *36*, 48, 83, 198, 277
Ansbach 123
Ansbacher, Selmar 178
Anton Egon s. Fürstenberg
Antwerpen 55, 229
Appenweier Kr. Kehl *228*
Argentinien 40, 60, 68, 73, 81, 95, 108, 111, 116, 131, 137, 152, 155, 157, 160, 171, 178, 199, 220, 222, 237, 239, 249, 260, 265, 278, 281, 288
Armleder, Ritter 1, 53, 169 f., 269
Aron (Baden-Baden) 37; — (Bühl) 63; — (Heidelberg-Handschuhsheim) 128; —, Nathan (Paulus Staffelstein) 122
Aschaffenburg 61
Ascher, Dr., Fritzmartin 235
Astrouque, Familie 187
Au Kr. Freiburg 304
Auerbach 75
Auerbacher, Arthur 262, 292; —, Berthold 156; —, Inge 156
v. Auffenberg, Herren 35
Aufrichtig, Jenny 276; —, Klara 276
Augsburg 161
Auschwitz (Polen), KZ 27 f., 35 f., 39, 43 ff., 49, 54, 60, 62, 66, 69 ff., 73, 77 f., 82, 84, 86, 92 f., 95 ff., 103 f., 107 f., 110, 113 f., 116, 119, 121, 131, 133 f., 137 f., 140 ff., 151 f., 156 ff., 161, 166 f., 171, 173, 177, 184 ff., 195, 198 f., 204, 206 f., 210, 214, 217 ff., 222, 224, 227 f., 230, 237, 239, 241 f., 245 f., 250 f., 254 f., 258, 260, 262 f., 266, 268, 270, 275, 278, 281, 283 f., 286, 288 f., 292 f., 298, 301
Australien 60, 66, 175

Baar 50, 301
Bab, Ludwig 167
Babstadt Kr. Sinsheim *36 f.*, 261
Baccarat (Lothringen), 216
Bacharach, Elkan Levi 188
Bad Dürrheim Kr. Villingen 21, *105*
Bad Mergentheim 31, 218, 276 f.
Bad Mingolsheim Kr. Bruchsal *40*, 58, 184, 224, 279, Abb. 13—14
Bad Rappenau Kr. Sinsheim *41 f.*, 137, 261, Abb. 15

Baden, Markgrafschaft 7, 9, 30, 55, 89, 96, 109, 153
—, Markgrafen, Großherzöge von 37, 53, 66, 70, 74, 77, 81, 96, 109, 112, 138, 151, 153, 159, 171, 205, 207, 224, 228, 257, 261, 302; Bernhard I., Markgraf 2, 6, 72, 266; Christoph I., Markgraf 7, 81; Friedrich I., Großherzog 17, 19 ff., 64, 101, 104 f.; Friedrich II., Großherzog 21; Hermann V., Markgraf 231; Karl I., Markgraf 77; Leopold, Großherzog 15, 65; Ludwig I., Großherzog 145; Louise, Großherzogin 105; Rudolf VII., Markgraf 62, 107
— -Baden, Markgrafschaft 7 ff., 35, 37, 63, 81 f., 96, 109, 149, 179, 185, 244
— - —, Markgrafen von 172, 243; Eduard Fortunatus 7, 63, 81; Ludwig Georg 243, 278; Ludwig Wilhelm (Türkenlouis) 63, 81, 243; Philipp I. 7, 231, 287; Philipp II. 7, 63, 81, 172, 243; Sybilla Augusta, Markgräfin 87; Wilhelm 63
— -Durlach, Markgrafschaft 7 f., 74, 81, 109, 111, 149, 180 f., 185, 231, 238, 277, 287 f.
— - —, Markgrafen von 50, 112, 138, 181, 205; Augusta Maria, Markgräfin 112; Ernst 7, 75, 138, 149, 266, 287; Ernst Friedrich 172, 243; Friedrich, Prinz 55; Friedrich VI. 8, 149 f., 237, 277, 279, 287; Friedrich VII. Magnus 112, 159, 232; Georg Friedrich 7, 63, 75, 81, 112, 149, 172, 207, 232, 243, 266; Karl II. 231; Karl Friedrich, Markgraf, Großherzog 8, 12, 21, 145, 205, 231, 234, 247; Karl Wilhelm 111, 143, 232 f., 266; Ludwig Wilhelm August, Prinz 55
Baden-Baden 22, 24, 30, *37 ff.*, 64, 243, 275, Abb. 9—12
Baden-Oos *38*
Badenweiler Kr. Müllheim 24, *207*; —, Herrschaft 205
Bähr, Ernst 226; —, Hermann 51 f.; —, Julius 51
Bär, Adele 278; —, Adolf 288; —, Berthold 61; —, Ferdinand 266; —, Gebrüder 247; —, Hedwig 62; —, Jakob 62; —, Julchen 266; —, Leopold 278; —, Salomon 265
Baer 111; —, Carl 193; —, Hermann 111
Baiertal Kr. Heidelberg *42 f.*
Ballenberg Kr. Buchen *43*, 48, 169, 198 f.
Ballin 235; —, Isac Löw 253
Bamberger, Hermann 204; —, Jakob Koppel, Rabbiner 209
Barth, Hermann 86; —, Jakob, Professor 85; —, Louis 86
Baruch (Wertheim) 296
Basel 21, 49, 72, 87, 106, 182, 207, 273; —, Hochstift 6, 89; —, Bischöfe von 49
Bauer, Karoline 210; —, Raphael 270; —, Rosa (Neckarzimmern) 210; —, Rosa (Strümpfelbrunn) 266
Bauerbach Kr. Karlsruhe 53, *86*
Baum, Dr. 71; —, Hannchen 171; —, Isac 216; —, Julius 216; —, Max 216
Baumann, Otto 84
Baumgarten, Jakob 134; —, Regina 134
Bayer, Oskar 165
Bayern 58, 200, 218
Bechtold, Pfarrer 112
Beck, Dr. Ernst, Professor 93
Beer, Isaak 189
Beissinger, Fanny 55; —, Moses 55
Bekk, Regierungskommissär 15
Belgien 27, 212, 229, 241, 291
Benario, Bernhard 297; —, Max 296
Bendheim, Abraham 45; —, Johanna 45
Benjamin 161; —, Beni 179; —, Max 179
Bensheimer, J. 193
Bensinger 134; —, Alfred 46; —, Friedrich 193; —, Louis 151 f.; —, Rosa 152
Bergen 291
Bergen-Belsen, KZ 60, 93, 131, 246
Bergheimer, David 52
Berle (Wertheim) 295; —, Wolf 135
v. Berlichingen, Herren 43, 118, 138, 168, 198, 214
Berlin 65, 106, 114, 119, 140, 147, 177, 213 f., 217, 230, 292
Bermann, Else 258; —, Frieda 258; —, Ruth 258; —, Therese 258
Bernheim, Familie 273; —, Jakob 52; —, Karl 139; —, Sabine 275; —, Wilhelm 286
Bernheimer 146; —, Simon 82
v. Berstett, Freiherren 252
Berwangen Kr. Sinsheim *43 f.*, 53, 281, Abb. 16
Betah, Anna 38
v. Bettendorf, Freiherren 42, 83
Bettmann, Siegfried, Professor 126
Biccard, Leopold 100
Biedermann, Rosa 241
Bielefeld, Klara 39
Bieringer, Gebrüder 34; —, Moses 34
Bikart, Louis 242; —, Siegmund 242
Billigheim Kr. Mosbach *44 f.*, 203, 213, Abb. 17—18

Billigheimer 120; —, Edith 121; —, Manfred 121; —, Rita 121
Binau Kr. Mosbach *45 f.*, 203, Abb. 19
Bischheim (Elsaß) 240
Bloch, Familie (Adelsheim) 34; — (Rastatt) 244; —, Abraham (Ettenheim) 79; —, Abraham (Randegg) 240; —, Abraham (Schmieheim) 254; —, Amalie 65; —, Emil, Professor 92; —, Dr. Erich 165; —, Gustav 248; —, Heinrich 91; —, Isidor 254; —, Josef 229; —, Josefine 183; —, Julius 71; —, Karl (Gailingen) 102; —, Karl (Tauberbischofsheim) 269; —, Ludwig-Louis 225; —, Max 76; —, Nathan 254; —, Robert 235; —, Salomon 240; —, Samuel 91; —, Siegfried (Eichstetten) 73; —, Siegfried (Ihringen) 139; —, Dr. Simon 216, 235; —, Dr. Werner 226; —, Wilhelm 254
Blum, Fritz 151; —, Hermann 171; —, Ida 36; —, Leopold 204
Blumenfeld Kr. Konstanz 304
Blumenthal, Dr. Otto 286
v. Bock, Herren 252; —, von Gerstheim 252
Bodenheimer, Alfred (Durbach) 228; —, Alfred (Lörrach) 182; —, Emilie 130; —, Frieda 299; —, Heinrich 152; —, Helene 82; —, Isaak 64; —, Jakob 151; —, Julius 228; —, K. 75; —, Max 235; —, Moritz 228; —, Rachel 228
Bodersweier Kr. Kehl *46 f.*, 64, 151
Böcklin von Böcklinsau, Familie 214, 249, 252
Bödigheim Kr. Buchen 5, *47 ff.*, 84, 198; —, Verbandsfriedhof 5, 31, 33, 61, 69 f., 115, 119, 157, 259, 284, Abb. 20—21
v. Bödigheim, Herren 45
Böttigheimer, Familie 156; —, Friedrich 157; —, Gustav 61; —, Minna 157
v. Bohlen und Halbach, Gustav Georg Friedrich 279
Bohrer, Dr. Mordechai, Rabbiner 26, 102
v. Bolanden, Herren 218
Bollweiler 253
Bollschweil Kr. Freiburg 304
Bonfeld Kr. Heilbronn 281
Bonn 126
Bonndorf Kr. Hochschwarzwald *275*
Borg, Dr. Jakob 299
Borrach (Tiengen) 273
Boxberg Kr. Tauberbischofsheim 48, *49*, 198, 277
Bräunlingen Kr. Donaueschingen 303
Brahms, Komponist 149
v. Brandenstein, Freiherr 35
Brasilien 38, 73, 127, 160, 198, 237, 288
Brauer, Johann Nikolaus, Geheimer Rat 10
Braun 148; —, A. 91; —, Dr. J. 91
Bravmann, Julius 48; —, Käthe 293; —, Manfred 293; —, Wolf 293
Breisach 6, 8, *49 ff.*, 58, 72, 87 ff., 138 f., 205, 268, Abb. 22—25; —, Rabbinatsbezirk 15, 72, 75, 90, 139
Breisacher, Leopold 52; —, Robert 51; —, Viktor 51
Breisgau 6, 50, 89
Brentano, Abgeordneter 16
Bresko, Ghetto 152
Bretten Kr. Karlsruhe 1, *53 ff.*, 111, 143, 208, 220, 233, 279, Abb. 26; —, Rabbinatsbezirk 15, 44, 53, 55, 78 f., 85 f., 106 f., 111, 113, 142, 150, 160, 223, 248
Brilin, Isaak, Rabbiner 187
Broda, Hedwig 246 f.
Bruchsal 5, 12, 21, 29 f., *56 ff.*, 74, 119, 129, 180, 221, 223, 237 f., 244, 279 f., Abb. 27—29; —, Rabbinatsbezirk 15, 40, 53, 58, 74, 111, 130, 184, 201, 221, 223, 238, 278 f., 288
Bruchsaler, Emil 67
Brückheimer 298; —, Hilde 298; —, Sally 269; —, Samuel 83 f.; —, Zerline 171
Brühl Kr. Mannheim *153*
Brünn 242
Brüssel 161, 177
Bruno, Erzbischof s. Trier
Buchen 1, 4, 34, 48, *61 ff.*, 69, 118, 169, 198, 253, Abb. 31—32
Buchenwald, KZ 54 f., 60, 93, 131, 222, 229, 242, 263, 266, 270, 283, 292, 298, 300
Budapest 218
Bühl 37, *62 ff.*, 108, 154, Abb. 33—34; —, Amt 7, 64; —, Rabbinatsbezirk 15, 38, 64, 82, 94, 151, 172, 179, 185, 225, 244, 246 f., 257, 264
Bühler, Sigmund 65
Buenos Aires 291
Bütow, Dr. 105
Burg Kr. Freiburg 304
Buttenhausen Kr. Münsingen 214, 254

Cahn, Dr. Joseph 226
Cahn-Garnier, Dr. Fritz 196
Calvaria, Lewin Löb 58
Cambridge 122
Campo Formio 49
Capistrano, Franziskanermönch 5, 296

Carcassone, Familie 187
Charlesville 294
Cherbourg 229
Cholm (Polen) 66
Chile 105, 158, 173
Chone, Dr. Heymann, Rabbiner 164
Cleve 190
Cohn, Heinz 105
Conrad, Lilly 91
Crailsheim 217

Dachau, KZ 26, 36, 38 ff., 43, 46 f., 52, 54, 60, 67 f., 70 f., 73, 77 f., 82, 93, 95, 97, 102 f., 108 f., 127, 138, 140 f., 148, 152 f., 156 f., 161, 166, 171, 173, 175, 180, 183, 195, 204, 206, 209, 212, 216, 218, 223 f., 227, 229, 236, 238, 242, 245, 248, 250 f., 254, 262 ff., 267 f., 270, 275 f., 283, 286, 298, 300
Daisbach Kr. Sinsheim 303
Daniel 98
v. Danketschweil, Herren 301
Danzig 235, 242
Darmstadt 185, 200, 230
Darmstädter, Ludwig 194
Daube, Berta 160; —, David 161; —, Emil 161
David (Pforzheim) 231; — (Sinsheim) 261; — (Sulzburg) 266; — (Wiesloch) 299; —, Hilda 302; —, Josef 302; —, Julchen 302; —, Karl 290; —, Rebekka 302
v. Degenfeld, Grafen 114 f.
Deggendorf, Lager 103
Demuth, P. I. 91
Dertingen Kr. Tauberbischofsheim *66*, 292, 297
v. Deuring, Freiherren 239
Deutz 149
Dieburg 61
Diedelsheim Kr. Karlsruhe 53, *55*, 279
Diersburg Kr. Offenburg *66 f.*, 225, 253, Abb. 35—36
Dießenhofen (Schweiz) 98 f., 102, 105
Dilsberg Kr. Heidelberg 197
Dilsheimer 204
Dittigheim Kr. Tauberbischofsheim *270*, 297
Dodorus (Theodor) 88
v. Dohm, Kriegsrat 8
Dokow, Moritz 132
Dominikanische Republik 271
Donaueschingen 6, 100, *104 f.*
Dornach (Schweiz) 71
Dortmund 183
Dossenheim Kr. Heidelberg *256*
Drancy (Frankreich), KZ 27, 35, 66, 73, 93, 186, 207, 228, 246, 250
Dreifus, Dr. Siegfried 97
Dreifuss, Emil 152; —, Rosa 152
Dreifuß 91; —, Adolf 249; —, David 98; —, Emil 76
Dreyfuß 244; —, Emanuel (Schmieheim) 254; —, Emanuel (Sulzburg), Rabbiner 266; —, Heinrich 173; —, Isac 252; —, Jakob (Königsbach) 160 f.; —, Jakob (Schmieheim) 254; —, Dr. Jenny 216; —, Karl 173; —, Maria 173
Drostelin von Mosbach 203
Dühren Kr. Sinsheim *67 f.*, 261, 281
v. Dürn, Herren 170; —, Konrad 61
Düsseldorf 186
Dukas, H. 267
Durbach Kr. Offenburg 225, *228*, 253, Abb. 169
Durlach s. Karlsruhe-Durlach
Durlacher, Dr. 82; —, Flora 155; —, Gretel 156; —, Jakob 156; —, Leonie 156; —, Lippmann 208; —, Salomon 155
v. Durm, Baurat 30, 146

Eberbach Kr. Heidelberg *68 f.*, 203, Abb. 37
Eberstadt Kr. Buchen 26, 48, *69 f.*, 198, Abb. 38
Eberstein, Grafschaft 107
v. Eberstein, Grafen 53, 62, 109 f., 173; —, Otto I. 169, 171; —, Sophie Ester 110; —, Wolf 107
Eberlin (Gochsheim) 110; — von Kolmar 88
Ebner 299
Echter von Mespelbrunn 110, 118; —, Julius, Bischof von Würzburg 5
Edelfingen Kr. Mergentheim 201
Edelstein, Dr. Therese Charlotte 91
Ederle, Gewerbehauptlehrer 80
Edheimer, Adolf 46; —, Lina 46
Edingen Kr. Mannheim *176*
Efringen-Kirchen Kr. Lörrach 8, 50, *70 ff.*, 181, 267, Abb. 39—41
Eggarter, Charlotte 38
Ehrenberg, Dr. Kurt 235
Ehrlich, Ida 271
Ehrmann, Ferdinand 217; —, Mina 217; —, Oskar 217
Ehrstädt Kr. Sinsheim *114*, 261, 281
Eichler, Lina 166
Eichmann 93
v. Eicholzheim, Herren 156

Eichstetten Kr. Freiburg 50, *72 ff.*, 75, 90, 101, 138, Abb. 42—44
Eichtersheim Kr. Sinsheim 58, *74*, 202, Abb. 45—46
Eichtersheimer 54; —, Moritz 264
v. Eichthal, Freiherr 113, 218
Eigeltingen Kr. Stockach 98
Eisemann, Aron 260; —, Berta 137; —, Fanny 46; —, Jette 107; —, Josef 204; —, Lisette 107; —, Michael 52; —, Rudolf 52; —, Samuel 46
Eisenerz (Österreich) 266
Eisenmann, Moses 212
Eisenmenger, Johann Andreas, Professor 4, 125
Elias 289
Elieser ben Josef Herz 272
Eller, Dr. Elias, Abgeordneter 19
Ellmendingen Kr. Pforzheim 303
Ellstätter, Moritz, Finanzminister 19
Ellwangen, Kloster 255
Elsaß 6 f., 50, 52, 65, 72, 75, 87, 138, 214, 234, 240, 247, 278, 285
Elzach Kr. Emmendingen *93*
Emerich, Bischof s. Worms
Emmendingen 7, 72, *74 ff.*, 90 f., 138, 140 Abb. 47—50
v. Endigen, Herren 35
Endingen (Schweiz) 276
Endingen Kr. Emmendingen 1, 7, *73*, 87, 104
Engen Kr. Konstanz 303 f.
England 35, 49, 60, 62, 81, 93, 97, 109, 116, 155, 168, 173, 175 f., 199, 204, 210 f., 219, 229, 237, 239, 246, 262 f., 278, 286, 288
Engler, Dekan 253
Ensisheim (Elsaß) 6, 87
Eppingen Kr. Sinsheim 53, *77 ff.*, 220, 242, 248, Abb. 51; —, Friedhof 44, 106, 107, 142, 248, Abb. 52—53
Eppsteiner, Betty 249
Epstein 101; —, Gebrüder 91; —, Heinrich 73; — Pelta, Rabbiner 58, 244; —, Simon 91; —, Veit Levi 72
Erfurt 261
Erlanger, Ida 105; —, Dr. Isidor 105; —, Johanna 105; —, Joseph 101; —, Lotte 105; —, Louis 101
Erreich, Adolf 182
Eschbach, Kammerdirektor 82
Eschelbach Kr. Sinsheim *79*, 261
Eschelbacher, Dr. Joseph, Rabbiner 21, 119; —, Max 120
Eschelbronn Kr. Sinsheim 212
Esias 243
Esslingen 185
Esslinger, Ludwig 235
Ettenheim Kr. Lahr 35 f., *79 ff.*, 154, 252 ff., Abb. 54; —, Amt 6, 79
Ettenheimmünster, Kloster 249
Ettlingen Kr. Karlsruhe 7, 63 f., *81 ff.*, 145, Abb. 55—56
Ettlinger 146; —, Obervorsteher 14; —, Jakob (Durlach) 149; —, Jakob, Rabbiner 190
Eubigheim Kr. Buchen 48, *83 f.*, 198, Abb. 57

Faber, Mathilde 238; —, Moritz 238
Färber, Falk 204
Falk 44; —, Bernhard 279; —, Fanny 279; —, Hermann 76; —, Ida 279; —, Josef 59; —, Julius (Bad Mingolsheim) 40; —, Julius (Gernsbach) 108; —, Louis 224; —, Nathan 246; —, Sally 193; —, Sigmund 279
Falkenstein, Wilhelm 220
Faulhaber, Kardinal 93
Feibelmann, Babette 43
Feist 200
Federgrün 180; —, Isak 114; —, Regina 114
Ferdinand I., Kaiser 6, 89
v. Fick, Freiherren 36
Fieser, Abgeordneter 19
Finkelscherer, Herbert, Rabbiner 225
Fischer, Gerhard, Intendant 38
Fischingen Kr. Lörrach 181, 303
Flehingen Kr. Karlsruhe 53, *85 f.*, Abb. 58
v. Flehingen, Herren 85
Flehinger, Dr. Arthur 39; —, Rabbiner 198
Flegenheimer (Heidelberg) 126; — (Odenheim) 221 f.; —, Adolf 222; —, Isidor 222; —, Lyon 299; —, Moses (Odenheim) 221; —, Moses (Wiesloch) 299; —, Oskar 299; —, Simon 221
Fleischhacker, Julius 199; —, Selma 199
Fleischmann, Gerd 35; —, Hans 35; —, Josef 260; —, Max 35
Fliess, Dr. Selma 91
Flossenbürg, KZ 93
Forsch, Adolf 80
Forst Kr. Bruchsal 304
Fränkel, Albert, Professor 126; —, Aron 63; —, Hirsch, Rabbiner 123
Fränkischer Ritterkreis 214, 268
Frank, Aron, Rabbinner 149; —, Baruch 216; —, Berthold 216; —, David 216; —, Gerda 44; —, Lehmann 216; —,

Louis 204; —, Dr. Ludwig 193, 216 f.; —, Nathan 216; —, Siegfried 210; —, Sophie 44
Frankfurt am Main 17, 45, 74, 121, 129, 172, 188, 193, 219, 242, 254, 268, 270 f., 273, 281, 291, 295 f., 302
Frankh, Emanuel 214
Frankreich 15, 19, 27, 36, 40, 42 ff., 47, 55, 60, 62, 65, 67, 70, 74, 78, 81 f., 86, 93, 95, 97, 106, 111, 114, 116 f., 140, 142, 151 ff., 155 f., 160, 167, 171, 173, 180, 183, 202, 204, 207, 217, 222, 227 ff., 237, 239, 242, 245, 250 f., 254, 262, 270, 275 f., 286, 288 f., 293, 300
Franz II., Kaiser 240
Freiburg im Breisgau 1, 6, 19, 21 f., 30, 39, 50 ff., 65, 68, 75, *86 ff.*, 139 f., 207 f., 254, 266, 294, 302, Abb. 59—62; —, Amtsbezirk 17 f.; —, Erzbischof von 120; —, Rabbinatsbezirk 15, 72, 75, 90, 139, 267; —, Universität 20, 24, 90 ff., 94
— -Wiehre 89
v. Freiburg, Grafen 86, 88, 205; —, Egon 88; —, Egino I. 87; —, Konrad 87
Freiburg im Üchtland 272
Freistett Kr. Kehl 64, *94 f.*, 151, 247, Abb. 63; —, Friedhof 46, 179, 247
Freudenberg Kr. Tauberbischofsheim *95 f.*, 297, Abb. 64
Freudenberg 291; —, Boris 91
Freudenberger, Brüder 31
Freudenthal, Simon 115
Freudenthaler, Anna 131; —, Hedwig 131; —, Hilde 131
Freund, Heinrich 251; —, Hermann Harry 221; —, Kaufmann 251; —, Max 251
Freundlich, Dr. Walter 235
Fried, Hannchen 143
Friedberg, Julius 93
Friedlein, Dr. Sigmund 141
Friedmann, Benno 178; —, Leopold 241
Friedrich II., Kaiser 2, 87, 224; — III., Kaiser 7; — der Schöne 162; —, Erzherzog von Österreich 89
Friedrich, Paul 120
Friedrichsburg, Festung 186
Fries, J. F., Professor 13, 125, 192
Friesenheim Kr. Lahr 67, *96 ff.*, 153, 253
Fuchs, Max 228; —, Wilhelm 228
Fürst, Dr. Salomon, Rabbiner 125, 198
Fürstenberg, Grafschaft 6, 72, 99, 138, 275
v. Fürstenberg, Grafen, Fürsten 104, 229, 242; —, Anton Egon 104; —, Josef Wenzel 104
Fürth 122, 200, 297
Fürther, Moses, Rabbiner 218
Fuld 235
Fulda 52
Furtwängler 194
Furtwangen Kr. Donaueschingen *228*
Gabel, Leo 186
Gaggenau Kr. Rastatt 109, *110*, 186
v. Gail, Herren 35
Gailingen Kr. Konstanz 6, 19, 21 f., 26, 36, *98 ff.*, 157, 164, 167, 207, 239 ff., 271, 276, 279, 285 f., 301, Abb. 65—71; —, Rabbinatsbezirk 15, 100, 104, 164, 240, 274, 285, 302
Gamberg Kr. Tauberbischofsheim 303
Gan Jiskor (Israel) 205
Garfan 289
Geisingen Kr. Donaueschingen *241*
Geismar, Alfred 51; —, Edmund 207; —, Ludwig 51
Geißmar, Jakob 138; —, Marx 138
Gemmingen Kr. Sinsheim 53, *106 f.*, Abb. 72
v. Gemmingen, Herren 106, 300
— -Gemmingen, Herren 141
— -Guttenberg, Herren 137
— -Hornberg, Herren 41, 135, 141, 201, 210
Gengenbach Kr. Offenburg 224, *228 f.*, 230
Gerber, Dr. 66
Gerhard, Bischof s. Speyer
Gerlach, Bischof s. Worms; —, Erzbischof s. Mainz
Gernsbach Kr. Rastatt 31, 64, *107 ff.*, 278, Abb. 73—75
v. Geroldseck, Grafen 176
Gerwig, Oberbaurat 37
Giebelstadt 200
Gissigheim Kr. Tauberbischofsheim *110*, 158, 171, 297
Glocken, zur, Geheimrat 232
Gochsheim Kr. Bruchsal 53, 85, *110 f.*
Goebbels 148
Göler von Ravensburg, Familie 302
Göppingen 156
Goethe 8, 75, 92
Goldschmidt, Ernestine 35; —, Heinrich 34 f.; —, Levin, Professor 19; —, Lina 153; —, Max 76
Goldmann, Edwin, Professor 92
Gombrich, Lehrer 253
Gondelsheim 53, *55*, Abb. 30
Gottenheim Kr. Freiburg 89, 303
Gottlieb, Judenrichter 121
Gottmadingen Kr. Konstanz 304

Graben Kr. Karlsruhe 58, *111 f.*, 238, 279
Grafeneck 105, 161, 298
Greilsamer 91
Greilsheimer, Flora 97; —, Josef 97; —, Julius, Rabbiner 204; —, Lisette 97; —, Mirian 97
Grenzach Kr. Lörrach *183*
Grimmelshausen 237
Groener 244
Grötzingen Kr. Karlsruhe 8, 30, 53, *112 f.*, 150, 219, 238, 279, Abb. 76
Grötzinger, J. 261; —, Julius 42; —, Moses 261; —, Siegfried 260
Grombach Kr. Sinsheim *113 f.*, 232, 261, 281
Grombacher, David 220; —, Max 227
Gros, Gebr. 91
Gross, Dr. Adolf Jakob 299
Groß, Emma 36; —, Julius 158
Großeicholzheim Kr. Buchen 48, *115 f.*, 203, Abb. 77—77 a
Großrinderfeld Kr. Tauberbischofsheim 303
Groß-Rosen, KZ 161, 242
Großsachsen Kr. Mannheim *116*
Grotwohl, Moses, Rabbiner 187
Grün, von der 214; —, Elsa 289; —, Rachmiel 289
Grünebaum, Dr. Alfred 244; —, Bernhard 293; —, Helene 293; —, Louis 293; —, Renate 293; — IV, Samuel 293; —, Samuel II 293; —, Samuel Levi 293
Grünewald, Dr. Max, Rabbiner 194
Grünfeld, Kantor 39
Grünsfeld Kr. Tauberbischofsheim 1, 31, *117*, 200 f., 297
Grünwald, Libe 39
Grumbach, Familie 268; —, Emil 268; —, Gustav 275
Grumbacher, Leopold 250
Grynszpan, Herschel 26
Grzymich, Dr. Siegfried, Rabbiner 60
Güglingen Kr. Heilbronn 222
Günzburger 76; —, Gebrüder 91; —, David, Judenschultheiß 8, 50, 58; —, David, Rabbiner 253; —, Josef 50, 72, 138; —, Josle, Rabbiner 253; —, Richard 77
Günther, Josef 221
Guggenheim, Familie 273; —, Dagobert 104; —, Dr. Daniel 165; —, Erwin 101; —, Jettchen 167; —, Johanna 241; —, Josef 274 —, Joseph 101; —, Julius 275; —, Lämle 301; —, Leopold H. 19, 101; —, Salomon 241; —, Siegfried 241; —, Wilhelm 167
Guggenheimer 91
Gumberich 299; —, Nathan 43
Gump, Siegfried 286
Gumprecht 289; — von Michelfeld 201
Gundolf, Friedrich, Professor 126
Gunstetten 172
Guntracht 203
Guotleben 88
Gurs (Frankreich), KZ 27 f., 35 f., 39 f., 42 ff., 49, 52, 54 f., 60, 62, 65 ff., 69 ff., 73, 77 f., 81 f., 86, 93, 95 ff., 103 f., 106 ff., 110 f., 113 f., 116 f., 119, 121, 126 ff., 130 ff., 137 f., 140 ff., 148 f., 152 f., 156 f., 159, 161, 166 f., 173, 175, 177 ff., 183 ff., 195, 198 f., 201 f., 204, 206 ff., 210 ff., 214, 217 ff., 222, 224, 227 ff., 237, 239, 241 f., 245 ff., 254, 256, 258, 260, 262 f., 266, 268, 270 f., 275 f., 278 f., 281, 283 f., 286, 288, 292 f., 298, 300 ff.
Gut, Edwin 286
Gutmann, Abraham 44; —, Elsa 44; —, Jakob 19; —, Jenny 238; —, Samuel 238
Guttmann, Liselotte 167; —, Sofie 167

Haas 76; —, Familie 230; —, Lehrer 33; —, Edwin 49; —, Ferdinand 48 f., —, Leopold 213 f.; —, Dr. Ludwig, Innenminister 21, 146; —, Mina 213; —, Stefanie 49
v. Haber, Hofbankier 16, 145
Haberer 176; —, Maria 97; —, Dr. Max 226; —, Richard 97; —, Sigmund 97
Hachberg-Sausenberg, Markgrafen von 138, 181, 205; —, Otto II. 266
Hachenburg, Max, Professor 193
Hafner, Ratschreiber 84
Hafthard (Paul Friedrich) 120
Hagenau (Elsaß) 7, 172
Hagenau, Gustav 289; —, Heinz 289; —, Margot 289
Hagenbuch, H. 90
Hahn, Dr., Rabbiner 225; —, Bernhard 171; —, Berthold 204
Haigerloch Kr. Hechingen 263
Hainstadt Kr. Buchen 48, 61, *118 f.*, 198
Halle, Alexander 133; —, Hirsch 133 f.; —, Samuel 133
Halle an der Saale 96
Halpersohn, Dr., Rabbiner 225
Haltingen Kr. Lörrach 303 f.
Hamburg 229 f.
Hammel 66; —, Berta 95; —, Herbert 141; —, Hermine 95; —, Jenny 95; —, Julchen 95; —, Leo 298; —, Richard 95; —, Selma 95

Hana 231
Hanauer, Michael 204
Hanau-Lichtenberg, Grafschaft 6, 94, 247; —, Grafen von 46, 179; —, Johann Reinhard II. 247
Hanf, Betty 258
Hany 103
Hardheim Kr. Buchen *119 ff.*, 171, 297, Abb. 78—80
v. Hardheim, Werner I. 119; —, Reinhard II. 119
Haslach Kr. Wolfach 228, *229*
Hatzfeld, Helmut, Professor 126
v. Hatzfeld, Grafen 249
Haug, Christoph 208
Haugewitz, Abraham 70; —, Ida 70
Hausen vor Wald Kr. Donaueschingen 304
Hauser 226; —, Alfred 225; —, Lina 73; —, Samuel 102; —, Siegfried 73; —, Theodor 174
Haussmann, Elias 83
Havanna 229
Haymann, Jakob 165
Hayum (Mannheim) 188; — (Sulzburg) 266
Hayum (Stuttgart), Elias 190 f., 248
Hechingen 104
Hecht, David 70; —, Hans 194; —, Hermann 55; —, Jacob 55; —, Max 226; —, Walter 70; —, Thekla 70
Hegau, Ritterkanton 239, 284, 301
Heidelberg 3 f., 12 ff., 21, 29, 31, 43, 65, 74, 83, *121 ff.*, 175, 187 ff., 192, 211 f., 217, 224, 231, 239, 247 f., 251, 256, 267, 299 f., Abb. 81—87; —, Amt 17, 116, 174, 177, 299; —, Rabbinatsbezirk 15, 42, 53, 116, 125, 128, 132, 134, 152, 178, 197, 217, 219, 246, 251, 256, 258, 262, 268, 282, 290, 299; —, Universität 3 f., 16, 19 f., 24, 29, 78, 121 f., 125 f., 188
— -Handschuhsheim *128*
— -Kirchheim 222
— -Rohrbach *128 f.*
Heidelberg, Samuel 123
Heidelberger 222
Heidelsheim Kr. Bruchsal 58, 60, *129 f.*, 279
Heidingsfeld 5, 48
Heilblut, Dr. Rabbiner 198
Heilbronn 131
— -Sontheim 202
Heilbronn, Julius 250; —, Dr. Sigmund 101 f.
Heimann, Frieda 246; —, Henriette 271; —, Moritz 246
Heimberger, Elise 70
Heinrich VI., Kaiser 261; — (VII.), deutscher König 68, 87
Heinsheim Kr. Mosbach *130 f.*, 203, Abb. 88—89; —, Verbandsfriedhof 6, 31, 130, 137, 210, 219, 260, Abb. 90
Heinsheimer, Jakob 53; —, Max 60
Held 204; —, Adolf 203; —, Emil 171; —, Julius 204; —, Max 297 f.; —, Menco 297
Helen (Wertheimer), Abraham 295
v. Helfenstein, Grafen 168
Helias 231
Helman, Samuel, Rabbiner 190
v. Helmstatt, Grafen, Herren 43, 45, 205, 208 f., 219 f.; —, Peter 219
Hemsbach Kr. Mannheim *131 ff.*, 251, Abb. 93; —, Verbandsfriedhof 31 f., 116, 132, 177 ff., 196, 255, 290, Abb. 91—92
Herbolzheim Kr. Emmendingen 214
Herbst, Berthold 143; —, Gertrud 143
Hergenstadt G. Adelsheim 34
Hermann 146
Herrenalb Kr. Calw 185
Herschel, Bernhard 193
Herten Kr. Lörrach 304
Herz (Bruchsal) 56; — (Eppingen) 78; — von Ladenburg 174; —, Ludwig 106; —, Naftali, Rabbiner 187
Herz-Herzog, Hugo 106
Herzog, Familie 223
Hess 258; —, David, Rabbiner 190
Heß, Benno 185; —, Erna 185; —, Klara 185; —, Ludwig 185; —, Manfred 185; —, Richard 185; —, Rosa 283
Hesse, Hermann 165
Hessen 8, 265
— -Darmstadt 46, 94, 179, 247; —, Landgrafen von 94; —, Karoline Louise von 247
Heuberg, KZ 68, 115
v. Heudorf, Wilhelm 272
Heumann, Sophie 271
Hilb, Isaak 184
Hildebrandt, Familie 291
Hilsbach Kr. Sinsheim 261 f., 281, *287*
Hilzingen Kr. Konstanz *241 f.*
Hirsch (Bruchsal) 59; — (Ettlingen) 81; —, Arthur 291; —, Franz 291; —, Fritz (Bruchsal) 60; —, Fritz (Ladenburg) 175; —, Fritz (Weinheim) 291; —, Jakob 259; —, Josef, Rabbiner 297; —, Julius 291; —, Kurt 291; —, Max 291; —, Naftali, Rabbiner 178, 190, 218; —, Philipsohn 134; —, Samuel, Rabbiner 297; —, Sigmund 291

v. Hirschberg, Herren 177
Hirschhorn 265, 302
v. Hirschhorn, Herren 219, 261, 302; —, Engelhard 2, 121, 261
v. Hirschhorn-Zwingenberg, Herren 265
Hirtzel 37
Hochberg (Hachberg), Amt 50, 72, 74
Hochhausen Kr. Mosbach 203, *205*
Hochhausen Kr. Tauberbischofsheim 171, *271*, 297
Hochheimer, Simeon 90
Hochstädter, Heinrich 141
Hockenheim *133 f.*, 246, Abb. 94
Hockenheimer, Benjamin 133; —, J. 134; —, Samuel 133
Höchster, Thea 216
Hödingen Kr. Überlingen 304
Hörden Kr. Rastatt 64, 107 f., *109 f.*
Hoffenheim Kr. Sinsheim *135 ff.*, 261, 281
Hofman, Betty 254; —, Leopold 254 f.; —, Loni 119
Hohenems 240, 285
v. Hohenems, Friedrich Karl 98
Holland 27, 77, 84, 92, 95, 109 f., 119 f., 140, 155 f., 158, 177, 186, 198 f., 204, 210, 212, 229, 256, 262, 268, 278, 281, 283, 286, 291
Holz, Jakob 111
Holzmann, Hofrat 8
Homburger, Dr. Georg 209; —, Veit L. 146
Honsell 165
Honstetten Kr. Stockach 98
Horheim Kr. Waldshut 273, 303
Horn Kr. Konstanz 304
Hotz 222
Houston (USA) 157
Huber, Werkmeister 48
Huchenfeld Kr. Pforzheim 303
Hüffenhardt Kr. Mosbach *137 f.*, 262, 281
Hüfingen Kr. Donaueschingen 304
Hüngheim Kr. Buchen 48, *138*, 198 f.
Hüttenbach, Wolf, Rabbiner 58
Hugsweier Kr. Lahr 304
Hummel, Margarethe 246
v. Hundheim, Freiherren 140
Husserl, Edmund, Professor 92
v. Hutten, Franz Christoph, Kardinal 57
Huttenheim Kr. Bruchsal 238
Huttingen Kr. Lörrach 303

Idron (Frankreich) 128
Ihringen am Kaiserstuhl Kr. Freiburg 50, 75, 90, *138 ff.*, 207, Abb. 95
Illenau, Heilanstalt 66
Ilvesheim Kr. Mannheim *140 f.*, 174, 196, Abb. 96
Impfingen Kr. Tauberbischofsheim *271*, 297
Indien 66
Innozenz III., Papst 88
Isaac (Mosbach) 203; — von Zwingenberg 265
Isaak (Buchen) 61; — von Ettlingen 63, 82; — (Flehingen) 85; — (Freiburg) 88; — der Schnapp 191; —, Veit 279
Isac, Lemle 78
Isak von Gemstetten 172; — (Mosbach) 203; — (Tiengen) 273; — (Walldorf) 282
Israel 62, 205, 218
Israel (Handschuhsheim) 128; —, Heinrich 265; —, Isidor 297; —, Julius 299; —, Sally 299
Istein Kr. Lörrach 303
Isyas 266
Italien 87, 239
Ittlingen Kr. Sinsheim 53, *141 f.*, Abb. 97 bis 98
Izbica (Polen), KZ 28, 60, 97, 117, 130, 140, 166 f., 183, 198, 207, 227, 237, 255, 262 f., 292, 298, 301

Jacks 91
Jacob (Michelfeld) 201; — von Sinsheim 261
Jacobi (Bühl) 65; — (Lörrach) 182; —, Heinrich 43
Jäcklin von Ulm 162
Jakob von Luttershausen 178; — (Pforzheim) 231; — (Tiengen) 272, 273; — (Weingarten) 287, 288; —, Josef 144
Japan 286
Jellinek, Walter, Professor 20, 126
Jeremia, Rabbiner 297
Jerusalem 29, 87
Jesselsohn, Eugen 46; —, Moritz 46
Jestetten Kr. Waldshut 304
Jöchle 100
Jöhlingen Kr. Karlsruhe 53, 58, *142 f.*, 279, Abb. 99
Jößli 266
Johannes von Weinheim 289
Johel 298
Johl, Bernhard 250; —, Gustav 250
Jolieb, Jokeli 87
Josef, Judenschultheiß 64; — ben Naftali 272
Josef II., Kaiser 6, 8, 51, 73, 76, 225
Josef, Paul 236
Josef Wenzel s. Fürstenberg
Josel 288

Joseph (Mosbach) 203; — (Neckarzimmern) 210; — (Wertheim) 294; —, Benjamin 278; —, Jakob 278; —, Judas 301; —, Simon 182
Jossel, Löw 299
Josslin 298
Jügglin 273
Jugoslawien 52, 185

Kälbermann, Amalie 116; —, Imanuel 115; —, Max 115 f.
Kahn (Adelsheim) 34; — (Freistett) 95; — (Malsch Kr. Karlsruhe) 185; — (Pforzheim) 235; —, Adolf (Offenburg) 226; —, Adolf (Pforzheim) 236; —, Arthur 108; —, Blondine 173; —, Coelestine 173; —, David 106; —, David, Rabbiner 266; —, Gebrüder (Emmendingen) 76; —, Gebrüder (Freiburg) 91; —, Geschwister (Reilingen) 246 f.; —, Ilse 268; —, Isaak, Rabbiner 181, 266; —, Isaak Salomon, Rabbiner 112, 150, 238; —, Josef 34; —, Joseph 51; —, Julius 141; —, Leo (Bruchsal) 58; —, Leo (Freistett) 95; —, Liebmann 247; —, Ludwig 182; —, Max (Reilingen) 247; —, Max (Steinsfurt) 264; —, Moritz 171; —, Moses 142; —, Nathan Abraham 284; —, Nathan Uri 144, 146; —, Dr. Paul 248; —, Pauline 236; —, Simon 247; —, Sofie 264; —, Thekla 141; —, Veis Moses 142; —, Dr. Walter 226
Kalman 288
Kanada 86
Kander, Gustav 138; —, Heinrich 137; —, Leopold 137; —, Rosa 138
Kandern Kr. Müllheim 303
Kantorowicz, Hermann Ulrich, Professor 92
Karl IV., Kaiser 56, 88; — V., Kaiser 162
Karle, Irene 161
Karlebach, Moses 124
Karlsruhe 8, 11 ff., 16 ff., 24, 28, 30, 38, 54, 58, 78, 82, 90, 95, 106 f., 111, 113, 125, 138, 142, *143 ff.*, 152, 161, 192, 202, 208, 216, 220 f., 230, 232, 236 f., 244, 249 f., 254, 259 f., 266, 278, 288, Abb. 2, 4—5, 100—106; —, Amtsbezirk 18; —, Rabbinatsbezirk 15, 82, 111, 113, 145, 150, 160, 180, 185, 236, 288
— -Durlach 7 f., 19, 63, 81 f., 112 f., 143 f., 146, 148, *149 f.*, 231 f., 238, 243, 279
— -Mühlburg 150
Karpf, Lippmann 293
Kassel (Kusel), Daniel 243
Katz, Gertrud 39
Katzauer, Gebrüder 59; —, Jakob 220
Katzenellenbogen, Hirsch Moses, Rabbiner 218
Katzenstein, Dr. Adolf 258; —, Rosl 84; —, Salomon 84
Kauffel 277
Kaufmann (Malsch Kr. Karlsruhe) 186; — (Weingarten) 288; —, Abraham 119; —, Albert 46; —, Artur 151; —, Arthur 174; —, Baruch 232; —, Bernd 43; —, Berta 119; —, Cäsar 43; —, David (Gernsbach) 107; —, David (Untergrombach) 278; —, Dr. 216; —, Friederike 153; —, Gustav 153; —, Hannchen 43; —, Heinrich 140; —, Henriette 153; —, Josef 43; —, Karl 46; —, Karoline 119; —, Lazarus 119; —, Leopold 211; —, Manfred 153; —, Max 140; —, Mina 106; —, Rosa (Baiertal) 43; —, Rosa (Binau) 46; —, Sigmund 43; —, Simon 107; —, Wilhelm 46
Kaul 166
Kaulla, Handelshaus 257; —, Jakob 104; —, Raphael 104
Kehl 22, 47, 64, *151 f.*, 180, Abb. 107
Keller, David 34; —, Melchior 33
Kelme 40
Kenzingen Kr. Emmendingen 77, 214
Kern, Dr. Bernhard 235
Ketsch Kr. Mannheim *152 f.*, 257
Kiechlinsbergen Kr. Freiburg 92, 304
Kiel 92
Kindermann, Dr. Karl 165
Kippenheim Kr. Lahr 30, 80, *153 ff.*, 253 f., Abb. 108—109
Kirchardt Kr. Sinsheim 303
Kirchen s. Efringen-Kirchen
Kirchheimer, Emanuel 114; —, Flora 44; —, Lehmann 114; —, Siegfried 114; —, Zerline 44; — I, Aron 44
Kirnus, Markus 278
Kirrweiler (Elsaß) 5
Kislau, KZ 146, 153, 278
Klaus, Ernst 298; —, Helene 44
Klausmann, Karl Heinz 292
Klein, Architekt 236; —, David 250; —, Hermann 282; —, Seligmann 143
Kleineicholzheim Kr. Buchen 48, *156 f.*, 203
Klettgau 273
Knöpflmacher, Leo 141
Knopf, Geschwister 59, 91, 146, 182, 235, 244

Koblenz (Schweiz) 276
Köln 96, 152, 265, 286
Könighеim Kr. Tauberbischofsheim 110, *157 ff.*, 171, 297, Abb. 110—111
Königsbach Kr. Pforzheim 53, *159 ff.*, 234, 236, Abb. 112
Königsberg 4, 125
Königshofen Kr. Tauberbischofsheim 201, *271*, 277, 297
Kohn, Emilie 262; —, Erna 262; —, Dr. Herbert 247; —, Irmtraud 247; —, Max 262
Kolb, Augustin 226
Kolmar 88
Kolumbien 54, 74
Konstanz 1 f., 6, 15, 21 f., 29 f., 99 f., 154, *162 ff.*, 177, 275, 279, 284, 286, 294, 302, Abb. 113—117; —, Bischof von 167, 272; —, Hochstift 9, 105, 164; —, Rabbinatsbezirk 100, 164, 240, 285
Koppel, Judenschultheiß 64
Koppin 289
Korb Kr. Buchen 22, 33, 48, *168*, 198, 259
Korea 286
Kork Kr. Kehl 304
Kort, Jonas 74; —, Manfred 74; —, Richard 74
Kotzebue 13, 192
Krämer, Daniel 133
Kraichgau, Ritterkanton 6, 41 ff., 45, 55, 74, 85, 106, 113, 135, 137, 156, 201, 207 f., 210 f., 220, 222, 300
Krakau 112, 150, 238, 245
Kramer 282 f.; —, Max 299
Krause, Martin 177; —, Mina 177
Krautheim Kr. Buchen 1, 43, *169 f.*, 198 f., Abb. 118—120
v. Krautheim, Edelherren 169
Krautmacher, Ruth 183; —, Sitta 183
Krebs, Hans Adolf, Professor 92
Krell, Alfred 262; —, Anne 262
v. Krenkingen, Herren 272
Kreßbach 263
Kreuzwertheim 294
Kronberg 290
Krozingen Kr. Müllheim 89
Krüger 235
Kuba 81, 186, 229, 283
Kückh, Daniel 94
Külsheim Kr. Tauberbischofsheim 1, 4, *170 f.*, 297, Abb. 121; —, Verbandsfriedhof 4, 31, 47, 120, 158, 269, 271, Abb. 122
Kuhn, Familie 234; —, Adolf 141; —, Dr. Paul 244
Kunkel, Lob 212
Kuppenheim Kr. Rastatt 64, *171 ff.*, Abb. 123; —, Verbandsfriedhof 8, 46, 64, 82, 94, 108, *172 f.*, 179, 185, 244, 247, Abb. 124
Kuppenheim, Louis 235; —, Dr. Rudolf 235, 237
Kuppenheimer, Salomon 245
Kurpfalz s. Pfalz
Kusel, Bankhaus 145; —, Familie 65; —, David 104; —, Dr. Rudolf 17

Ladenburg Kr. Mannheim 2 f., 29, 131, 141, *173 ff.*, Abb. 125—126; —, Rabbinatsbezirk 15, 125, 196, 255 f.
Ladenburg 193; —, Albert 194; —, Leopold 194; —, Seligmann 193
Ladenburger, Arthur 142; —, Ferdinand 142
Lämle, M. A. 54
Lämlein 150
Lamey, August, Innenminister 17, 21, 194
Lahr 22, 73, 97, 155, *176 f.*, 253
— -Dinglingen *176*, 254
— -Mahlberg, Herrschaft 6, 96, 153
Landau 56
v. Landenberg, Freiherren 98
Landmann 193
Landschad von Steinach, Plicker 55
Lang, Familie 202; —, Julius 201; —, Max 202
Langenbrücken Kr. Bruchsal *40*
Langnas, Moritz Arthur 259
Lasker-Schüler, Else 165
Lauda Kr. Tauberbischofsheim 1, 4, 203, 269, 294, 298, 303 f.
Laudenbach Kr. Mannheim *177*
Laufenburg Kr. Säckingen 304
v. Lauffen, Grafen 221
Lay, Familie 234
Lazarus (Ettlingen) 81; — (Heidelberg) 122; — (Hockenheim) 133
Lazer, Löw 78
Lebelang, Judenrichter 121, 289
Lederer, Anneliese 177; —, Hans 177; —, Walter 177
Ledermann, Fanny 262; —, Moritz 262
Lehmann, Bernhard 290; —, Emil 180; —, Ferdinand 67; —, Isidor 240; —, Max 290; —, Max Maier 293; —, Sigmund 293
Leibowitsch, Simon 68
Leimen Kr. Heidelberg 190, 211, *218 f.*
Leiningen, Fürstentum 5, 44, 61, 68, 115,

117 ff., 157, 170, 202, 219, 248, 260 f., 264 f., 269, 271, 280, 283, 287
v. Leiningen-Heidesheim, Grafen 213, 263
Lemke, Marmel 273; —, Mauschel 273
Lemlein, Jakob 81
Lendorff, Architekt 192
Lenel, Gebrüder 193; —, Otto, Professor 92, 194; —, Richard 193; —, Victor 193
Lengnau (Schweiz) 276
Leo 231
Leopold, Erzherzog von Österreich 88 f.; —, Dr. Walther 299
Leser 91; —, Familie 133; —, Gerson 128
Les Milles, KZ 159
Lettland 81
v. Leuchtenberg, Landgraf 117
Leutershausen Kr. Mannheim 116; *177 ff.*, Abb. 127
Levi, Familie 36; — (Offenburg) 226; Albert 226; —, Alfred 226 f.; —, Hayum, Obervorsteher 12; —, Hermann 259; —, Isaak 259; —, Jakob 246; —, Josef 260; —, Liebmann 210; —, Max 259; —, Meyer 178; —, Michael 240
Levie, Löw 252; —, Samuel 252
Levi-Mager 207
Levinger, Emil 235
Levy, Ernst, Professor 126; —, Dr. Ernst 291; —, Hugo 51; —, Ilse 96; —, Ludwig, Architekt 30, 38, 236, 244
Lewin, Dr. Adolf, Rabbiner 90 f., 225
Lichtenau Kr. Kehl 64, 151, *179 f.*, 253
Lichtenberger, Adolf 54; —, Siegfried 54
Lichtenstetter, Isidor 158; —, Louis 158
Lichter 59
Liebbirmann 289
v. Liebenfels, Freiherren 98 f., 301
Liebermann von Grünsfeld 117; —, Max 165
Liebhold, Josef 151
Liebmann 203; —, Direktor 82
Liedolsheim Kr. Karlsruhe 111, *180 f.*, 238 f.
v. Limburg-Stirum, Bischof von Speyer 57
Lindau 163
Lindauer, Familie 223
Lindheimer, Clementine 48; —, Leopold 48
Lindmann, Dr., Justizrat 184
Lindner, Henriette 104
Lingert, Dr. 82
v. Linzen, Freiherren 42
Lion (Konstanz) 165; — (Villingen) 242; —, Arnold 244; —, Julie 81
Lipmann 296; —, Abraham 232; —, Elieser, Rabbiner 187
Lippmann, Fritz Adolf, Professor 92; —, Tobias 91
Lissberger, Familie 156; —, Max 156
Loeb, Leopold 245
Löb 77, 242; —, Familie 186; —, Artur 184; —, Fanny 141; —, Friedrich 184; —, Heinrich 238 —, Hugo 238; —, Karl 238; —, Karoline 238; —, Nathan 238
Lörrach 35, 140, *181 ff.*, 267, Abb. 129—130; —, Friedhof 71, 266, Abb. 131
Löw (Bödigheim) 47; — (Kippenheim) 154; — (Nußloch) 218; —, Mayer 78
Loewe, Elias Jakob 67
Löwe, Siegfried, Professor 126
Löwel 75
v. Löwen 214
Löwenstein, J., Rabbiner 100; —, Jakob 288; —, Julius 288; —, Dr. Leopold, Rabbiner 100, 203; —, Samuel Levi 225
v. Löwenstein, Ludwig, Graf 295; —, Johann Dietrich, Graf 297
Löwenstein-Wertheim, Grafen, Fürsten 66, 292
— -Freudenberg, Grafen 95
— -Rochefort, Grafen 249
Löwenthal, Moritz 174
Lokowna (Polen) 242
London 67
Lorsch, Eugen 108
Lothringen 193, 216
Lublin-Maidanek 27 f., 39, 93, 97, 121, 198, 227 f., 242, 245
Lucca 122
Ludwig XIV., französischer König 85, 154, 237
Ludwig der Bayer, Kaiser 2, 33, 47, 50, 119, 162, 168, 174, 242
Ludwigsburg 202
Ludwigshafen 189
Lützelsachsen Kr. Mannheim *178 f.*, Abb. 128
Lußheimer, Marx 133; —, Samuel 133
Luxemburg 239

Maas, Stadtpfarrer 128
Mahlberg, Amt, Herrschaft 7, 96, 153, 155, 176
Mai, Bertha 199; —, Max 199
Maier, Albert 245; —, Aron 185; —, David 238; —, Emanuel 130; —, Emilie 110; —, Hans Fritz 109; —, Julius 109; —, Dr. Leopold 230; —, Moritz 282 f.; —, Pauline 195; —, Regina 245; —, Sally 245; —, Samuel 161

Mainz 4, 48; —, Erzbistum 4 f., 8, 43 f., 61, 71, 118 f., 157, 169 f., 199, 263, 269, 271, 283, 290; —, Erzbischof von 5, 119, 170, 269, 272, 280; —, Adolf, Erzbischof 61, 170, 283; —, Gerlach, Erzbischof 61, 213
Malines (Belgien), KZ 27, 161, 186
Malsch Kr. Heidelberg 40, *184 f.*, Abb. 132
Malsch Kr. Karlsruhe 58, 64, *185 f.*, Abb. 133
Maly Trostinec (Polen), KZ 28, 117, 140, 156, 202, 242, 254, 300
Mammelsdorf, Julius 193
Manasse 106
Manchot, W., Architekt 193
Manis 217
Mannesmann 65
Manneß 213
Mannheim 1, 3 f., 12 ff., 24, 27, 30, 39, 45, 50, 55, 89 ff., 95, 99 f., 108, 110, 117, 123 ff., 129, 134, 140 f., 148, 152, 175, *186 ff.*, 201, 211, 216, 219, 222, 224 f., 247 f., 254 ff., 259, 261, 263, 270, 292, 302, Abb. 6, 134—144
— -Feudenheim 174, *196*, Abb. 145
— -Seckenheim 174, *196*
Marbach, Herrschaft 284
Markdorf Kr. Überlingen *105*
Markgräflerland 71
Marseille 241, 245
Martin V., Papst 163
Marum, Dr. Ludwig, Justizminister 21, 146
Marx 224; —, Berta 116; —, Emmi 152; —, Götz 197; —, Johanna 43; —, Leopold 42; —, Maier 197; —, Moses (Großeicholzheim) 115 f.; —, Moses (Meckesheim) 197; —, Sara 153; —, Sigmund 159
Massenbach, Familie 65; —, G. 64
Masseube (Frankreich) 55, 66
Matthias 88
Mauchen Kr. Müllheim 303
Maulbronn, Kloster 220
Maulburg Kr. Lörrach 304
Mauthausen (Österreich), KZ 93, 109, 149, 245
Maximilian I., Deutschordenshochmeister 277; — I., Kaiser 73
May, Michael, Hoffaktor 190 f.
v. May, Freiherren 42
Mayer (Freiburg) 91; —, Familie (Neidenstein) 212; —, Dr. Baruch, Rabbiner 65; —, Dr. 94; —, Elias 91; —, Franz 42; —, Geschwister (Weinheim) 291; —, Helmuth 137; —, Hermann 134; —, Hugo 219; —, Jakob 62; —, Leo 178; —, Ludwig 211; —, Max 269; —, Salomon, Hofjude 144 f.; —, Siegfried 217 f.; —, Silas 182
Meckesheim Kr. Heidelberg *197 f.*, Abb. 146—147
Mecklenburg 291
Meerapfel, Jakob 278; —, M. 278
Meersburg Kr. Überlingen 163 f., *167*
Mehlich, Ernst 38
Mehring, Ida 103
Meier, Dr. 47; —, Henriette 254; —, Marx 291; — von Sinsheim 261
Meir von Rothenburg, Rabbiner 48, 162, 261
Meissner, Professor 278
Melac 85
Mendelsohn, Alexander 275
Mendle 243
Mengen 162
Menger 282
Menlin 272
Menzingen Kr. Bruchsal 53, 220, *222 f.*
v. Menzingen, Freiherren 55, 222
Merchingen Kr. Buchen 48, 169, *198 ff.*, Abb. 148—149; —, Rabbinatsbezirk 15, 33, 36, 43, 48 f., 61, 69 f., 83, 118, 138, 168 f., 198, 203, 214, 249, 259, 280, 284
Merian, Matthäus 266
Merzbacher 224
Messelhausen Kr. Tauberbischofsheim *200 f.*, 297, Abb. 150
Meßkirch Kr. Stockach *105*
v. Metternich, Lothar, Bischof von Speyer 56
Metz, Gedalia, Rabbiner 48
Metzger, Adolf 170; —, Artur 153; —, Hermann 42; —, Josef 42; —, Leo 113; —, Max 216; —, Mina 42; —, Nanette 143; —, Sally 101; —, Siegfried 207; —, Simon 216; —, Sophie 55
Meyer (Hoffenheim) 136; — (Reilingen) 246; —, Dr. Daniel 216; —, Dr. Iwan 216; —, Dr. Josef 216; —, Kallmann 214; —, Leopold 215; —, Löwl 214; —, Salomon 232
Meyerhof, Otto, Professor 126
Meyerhoff, Dr. 110
Meyerlin 273
Michaelis, Anna Maria 39
Michelfeld Kr. Sinsheim 58, *201 f.*, Abb. 151
Miltenberg 61
Minsk (Polen) 266, 268
Moch, Alexander 216; —, Dr. Berthold 216; —, Berthold 226; —, Cora 250; —,

Heinrich 216; —, Max 250; —, Meyer 216; —, Moses 216 —, Rebekka 67
Mocke 174
Model, Hoffaktor 144, 232; — (Pforzheim) 150; —, Arthur 51
v. Modena, Herzog 49
v. Mörs-Saarwerden, Grafen 176
Mombert, Alfred, Dichter 127 f.
Monasch, Geschwister 207
Monatt 258; —, Alex 265; —, Josef 266
Montrem (Frankreich) 228
Moos, Gebrüder 165; —, Gideon 253
Mosbach 1, 62, 70, 198 ff., *202 ff.*, 297, Abb. 152—154; —, Rabbinatsbezirk 15, 45, 68, 115, 130, 156, 203, 205, 210, 263, 265, 302
Moses (Ehrstädt) 114; —(Grötzingen) 112, 150; — (Obergimpern) 219; — (Walldorf) 282; —, Familie 229; —, Alfred 229; —, Lemle Reinganum 189 f., 192, 195; —, Naftali Hirsch, Rabbiner 124; —, Salomon 282; —, Dr. Samuel 182; —, Wilhelm 40
Mosse 231
Moyses 68; — von Luttenburgk 174
Mühlbach Kr. Sinsheim 53, *79*
Müller, Alfred 170; —, Rosa 170
Müllheim 30, 183, *205 ff.*, 267, Abb. 155 bis 156
München 192, 213 f., 219, 254, 257
Münzesheim Kr. Bruchsal 53, *207 f.*, 220
Münzesheimer, Hauptlehrer 202
Muggensturm Kr. Rastatt 64, 82, *245 f.*
Munk, Familie 170; —, Rena 170

Nachmann, A. 108; —, Hermann 108
Näf, Naphtali, Abgeordneter 19, 90
Napoleon 10
Nassau 35, 96, 153, 176
Nathan, Dr. Paul 226
Natze, Maiger 87
Naumann, Meier 171
Neckarbischofsheim Kr. Sinsheim *208 ff.*, 260, 262, 281, Abb. 157—158
Neckarelz Kr. Mosbach 203, 303
Neckargemünd Kr. Heidelberg 304
Neckarsteinach 246
Neckarzimmern Kr. Mosbach 45, 203, *210 f.*, Abb. 159
Neidenstein Kr. Sinsheim 197, *211 f.*, 262, 281
v. Neipperg, Grafen 106
Nellenburg, Landgrafschaft 6, 98 f., 105, 239, 301
v. Nellenburg, Grafen 2, 162
Nelson, Eugen 91
Neta ben Elia 217
Neter, Eli 108; —, Dr. Eugen 108, 195
Netter, Familie 64; —, Adolf 64; —, Carl Leopold 64; —, Dr. Hermann 235; —, Jakob 65; —, Wolf 65
Neu, Emil 226
Neuberger, Adolf 259 f.; —, Eduard 284; —, Emma 119; —, Julie 259; —, Salomon 259
Neu-Breisach 49
Neuburger 251; —, Hugo 238; —, Isaak 98; — Moritz 238 f.
Neudenau Kr. Mosbach 45, 203, *213 f.*, Abb. 160
Neuenbürg Kr. Bruchsal *220 f.*, Abb. 165
Neuenburg Kr. Müllheim 303
Neuershausen Kr. Pforzheim 89, 303
Neufreistett s. Freistett
Neuhaus, Schloß 114
Neumann, Ludwig 49; —, Max 48; — Rosa 49; —, Theodor 40
Neumetzger 91
Neunstetten Kr. Buchen 198, *214, 277*
Neureut (Baden) Kr. Karlsruhe 304
Neustadt im Schwarzwald 50, *93 f.*
Neuseeland 92
New York 21, 42, 45, 140
Nexon (Frankreich), KZ 27, 35, 66, 96
Niedermann, Jettchen 70; —, Johanna 70
Niederweiler Kr. Müllheim 304
Niefern Kr. Pforzheim 303
Nizza 167
Noe (Frankreich), KZ 27, 36, 42, 45, 93, 96, 103, 108, 116, 141, 153, 173, 219, 239, 245 f., 268, 270
Nonnenweier Kr. Lahr *214 ff.*, 253 f., Abb. 161—162
Nordamerika 77, 106, 264
Nordrach Kr. Wolfach 21, 34, 45, 228, *229 f.*, Abb. 170
Nothmann, Dr. 241
Nürnberg 24 f., 34, 157, 231, 258
Nürnberg, Mose, Judenrichter 121
Nußloch Kr. Heidelberg *217 ff.*

Oberdörfer, Robert 74
Obereubigheim G. Eubigheim 83
Obergimpern Kr. Sinsheim *219 f.*, 262, 281 Abb. 163
Obergrombach 58, *278 f.*, Abb. 206; —, Verbandsfriedhof 5, 8, 31, 55, 58, 111 f., 129, 142, 149, 223, 226, 238, 278, 288, Abb. 3, 207

Oberhausen Kr. Bruchsal *239*
Oberkirch Kr. Offenburg 304; —, Amt 6, 79 f.
v. Oberkirch 214
Oberländer, Hofjude 149, 279
Oberöwisheim, Verbandsfriedhof 6, 208, *220 f.*, 223, Abb. 164
Oberschlesien 241
Odenheim Kr. Bruchsal 58, 220, *221 ff.*
Odenheimer 76; —, Bär 282; —, Dr. Erich Samuel 235; —, Ferdinand 275; —, Siegmund 222
Odenwald, Ritterkanton 5, 33, 47, 69 f., 83, 110, 118, 138, 198, 200, 259
Odessa 245
Österreich 6, 49, 76, 87 ff., 266, 268
Östreicher, J., 40; —, Max 40; —, Moritz 40
Östringen Kr. Bruchsal 58, 201, *223 f.*, 279, Abb. 166
Offenbach 58, 297
Offenburg 22, 95, *224 ff.*, 248, 253, Abb. 167—168; —, Rabbinatsbezirk 15, 35, 67, 80, 97, 155, 176, 215, 225, 250, 253
Offenheimer, Josua 154
Offnadingen Kr. Freiburg 304
Ofteringen Kr. Waldshut 304
Opfingen Kr. Freiburg 50, 304
Oppenheim, Familie 122 f.; —, Emanuel 189; —, Moses 122; —, Samuel 122, 125; —, Süß 122; —, Süßkind 122
Oppenheimer, Familie (Heidelberg) 4, 123; — (Freiburg) 89; — (Hoffenheim) 136; —, Adolf 297; —, Albert 62; —, Cäsar 132; —, Feist 124; —, Gustav (Baiertal) 43; —, Gustav (Untergrombach) 278; —, Helene 62; —, Henriette 210; —, Jakob 60; —, Josef (Buchen) 62; —, Josef (Hemsbach) 132; —, Julchen 43; —, Klara 256; —, Lazarus 123; —, Louis 132; —, Max 106; —, Mayer 290; —, Melanie 259; —, Moritz 106; —, Moses 123; —, Moses David 124; —, Otto 60; —, Rosa 256; —, Samuel 296; —, Siegmund (Hemsbach) 132; —, Siegmund (Schriesheim) 256; —, Simon 255; —, Süß 190; —, Wolf 124; —, Zacharias 202
— -Kramer, Rositta 300
Orbeck, Familie 142
v. Orsbeck, Johann, Bischof von Speyer 56
Orschweier Kr. Lahr 35, *81*, 253 f.
Ortenau, Ritterkanton 6, 35, 66, 214, 249, 252
Ortenberg Kr. Offenburg 224, 304
Oser, Dr. 66
Osterburken Kr. Buchen *199 f.*
Ott, Karoline 111
Ottenheimer, Eugen 131; —, Hannchen 107; —, Josephine 107; —, Julius 132; —, Max 106; —, Moses 131; —, Samuel 106; —, Siegfried 101
Ottersweier Kr. Bühl 303

Paderborn 137
Palästina 21, 25, 34, 40, 43, 52, 60, 67, 81, 93 f., 97, 102, 108, 110, 114, 116 f., 119, 121, 131, 137, 140 f., 147, 152, 155, 160, 164, 166, 171, 175, 178, 180, 183, 192, 198 f., 204, 210 ff., 220, 227 f., 237, 241, 245, 249, 256, 258 ff., 262, 293, 300
Palm 286; —, Herbert 113; —, Lina 113; —, Ludwig 113; —, Max 113; —, Ruth 113
Paraguay 117
Paris 26, 229, 267
Pau (Frankreich) 46, 74
Perpignan (Frankreich) 130, 141
Pfälzer, Dr. Moritz 291; —, Moses 132; —, Siegmund 132
Pfaff 226
Pfalz 2 ff., 27, 29, 42, 53 f., 57, 74, 77, 85, 110, 114 f., 121 ff., 129, 131, 133, 140, 174, 177 f., 187, 189, 192, 201 f., 217 ff., 246, 248, 251, 255 ff., 260 f., 264 f., 277, 279, 287, 289, 298 f., 302
Pfalz, Kurfürsten, Pfalzgrafen 3 f., 68, 77, 121, 133, 174, 189 f., 261, 289 f., 298; Friedrich I., Kurfürst 231; Friedrich III., Kurfürst 3; Friedrich IV., Kurfürst 186; Johann Kasimir, Pfalzgraf 172, 219; Karl Ludwig, Kurfürst 3, 174, 187 f.; Karl Philipp, Kurfürst 4, 188 f.; Karl Theodor, Kurfürst 4, 79, 115, 124 f., 178, 190 ff., 196 f., 217, 219, 251, 257, 265, 299, 302; Ludwig II., Pfalzgraf 121; Ludwig III., Kurfürst 77; Ludwig V., Kurfürst 133; Otto Heinrich, Kurfürst 122; Ruprecht I., Kurfürst 2 f., 77, 121, 173 f., 203, 219, 261, 289; Ruprecht II., Kurfürst 3, 77, 121, 174, 255, 289, 298; Ruprecht III., Kurfürst 289
Pfalz-Mosbach 298; Otto I., Pfalzgraf 131, 255, 298
Pfeddersheim 187
v. Pfirt, Ulrich 50
Pforzheim 1, 7 f., 15, 21, 30, 53 f., 144 f., 150, 160 f., 213, *231 ff.*, 243, 245, 279, Abb. 171—172

Philippsburg 56, 58, 150, 180, *237 ff.*, Abb. 173—174
Picard, Fritz 165; —, Heinrich 286; —, Jacob 286; —, Ludwig 165; —, Dr. Martin, Professor 165
Piccard, Hermann 216
Pinkuss, Dr., Rabbiner 127
Pistiner, E. 182
v. Pläts, Konrad Vintler 239
Platz, Dr. Josef 226
Plaut 132; —, Josef 91
v. Pleichfeld, Billung der Jüngere 294
v. Pleikard, Hans 156
Polen 25, 74, 82, 148, 152, 156, 166, 180, 183, 197, 218, 221, 242, 266, 298
Pommern 247
Portet (Frankreich), KZ 96
Portugal 187
Posen 186
Präger, Moses Elias, Rabbiner 18, 58, 192, 195
Prag 153, 177
Prager, Bernhard 282
Preßburg 49, 87
Preußen 19
Prittelbach 180

Rabbinowicz, Heiman 275
v. Racknitz, Familie 130
Radolfzell Kr. Konstanz 102 f., 164, 166, *167*, 286
Randegg Kr. Konstanz 6, 15, 32, 98, 100, 164, 167, *239 ff.*, 285, 301, Abb. 175—178
Raphael 288; —, David 257; — (Traumann), Lazarus 257
Rappoltsweiler 266
Rastatt 7, 30, 37, 58, 64, 81, *243 ff.*, Abb. 179—181
Rath, vom, Gesandschaftsrat 25, 131, 267
v. Rathsamhausen 214
Raußmüller 78
Ravensbrück, KZ 114
Ravensburg 163, 168
Rawicz, Dr., Rabbiner 225, 253
Récébédou (Frankreich), KZ 27, 35, 46, 66, 70, 73, 78, 93, 103, 131 f., 140
Regensburger, Salomon Isaak 104
Rehfuß, Oberlehrer 125
Reich, Adolf 83 f.; —, Gerta 84; —, Jeanette 84; —, Melly 84; —, Siegbert 83
Reichenau Kr. Konstanz 304
Reichenberger, Arnold 226
Reichmann, David 93; —, Erna 93; —, Jakob 93
Reilingen Kr. Mannheim 134, *246 f.*
v. Reinach, Freiherren 98 f., 239
Reinganum, Lemle Moses 189 f., 192, 195
Reinhard 182
Reis 128; —, Bernhard 84; —, Jakob 201
Reischer, Ephraim, Rabbiner 297
Reiss, Dr. Friedrich 291
Reiß, Karl 259; —, Ludwig 269
Renchen Kr. Kehl 1, 228, *230*
Reuchlin 231
Reuter, Hermann 60
Reutlinger, Elkan, Oberhoffaktor 11 f., 113, 139; —, Emanuel 144, 150; —, Dr. Wilhelm 76
Rheinbischofsheim Kr. Kehl 64, 94 f., 151, 208, *247 f.*, Abb. 182
Rheinfelden Kr. Säckingen 304
Rheingönheim 189
v. Riancour, Graf 156; —, Andreas 45
Richen Kr. Sinsheim 53, *248 f.*
Richter, Moses 253
v. Riedern, Herren 110
Riedheim Kr. Überlingen 304
Riegel Kr. Emmendingen *73*
Riehen (Schweiz) 183
v. Rieneck, Grafen 117, 276
Rieselsheimer, Isaak 284
Riga 28, 66, 108, 152, 156, 166, 242, — -Jungfernhof, KZ 185, 242
Rindfleisch, fränkischer Ritter 1, 96, 117, 157, 169 f., 203, 213, 269, 294, 296
Ringsheim Kr. Lahr 79, 304
Rinklingen Kr. Karlsruhe 303
Rivesaltes (Frankreich), KZ 27, 43, 45, 78, 82, 95, 103, 108, 112, 131, 140, 156, 210, 230, 245, 262
Roeder, B. 91; — von Diersburg, Familie 66
Rötteln 7, 243; —, Amt 50, 70, 181
Rohan, Kardinal 80
Rohrbach Kr. Sinsheim *262 f.*, 264, 281
Roll, Gebrüder 182
v. Rollingen, Heinrich Hartard, Bischof von Speyer 57
Roos 244; —, Alfred 180; —, Clara 284; —, Ernst 180; —, Hugo 180; —, Kaufmann, Rabbiner 179, 253; —, Lipman 180; —, Michael 180; —, Dr. Nathan 235
Rosenbaum, Babette 117
Rosenberg Kr. Buchen 48, 198, *249*
Rosenberg, F. 91; —, Heinrich 213; —, Lina 214; —, Dr. Wilhelm 235
Rosenberger 91; —, Albert 182; —, Jette 217

Rosenfeld, Adolf 34 f.; —, Alfred 235; —, Katharina 35; —, Saly 34
Rosenfelder 175
Rosenstock, Frieda 271; —, Sophie 271
Rosenthal 182; —, Familie 116; —, Adolf 299; —, Dr. Franz, Rabbiner 195; —, Dr. Karl 151; —, Leopold 83; —, Ludwig 115; —, Siegfried 115
Rosin, Heinrich, Professor 20, 92
Rot Kr. Heidelberg 184
Rotenfels Kr. Rastatt 109, *110*
Rothenburg ob der Tauber 48, 162, 261
Rothschild, Bankhaus 68, 145; —, Stiftung 21, 34; —, Gebrüder 165; —, Adele 241; —, Alfred 105; —, Auguste 236; —, David 204; —, Dr. 241; —, Emil 36; —, Hermann 241; —, Hirsch Samuel 104; —, Julius 270; —, Karl 293; —, Klara 70; —, Leopold 241; —, Moritz 290; —, Paula 291; —, Sigmund 290; —, Simon 69
v. Rothschild 37; —, Adelheid 229
v. Rotteck, Abgeordneter 15 f.
Rotterdam 55
Rudolf von Habsburg, deutscher König 48, 87
v. Rüdt, Geheimer Rat 15
Rüdt von Collenberg-Bödigheim, Familie 47, 83, 259; —, Eberhard 47; —, Poppo 47; —, Wolf Albrecht 47
Rüdt von Collenberg-Eberstadt, Familie 69 f., 83, 118
Rufach (Elsaß) 52
Ruprecht I., deutscher König 7
Rußland 153, 240, 278, 286
Rust Kr. Lahr 30, 102, *249 f.*, 253 f., Abb. 183—184
Ryswyck 49, 87, 151, 189

Saarbrücken 247
Sabbatai Zwi 190
Sachsen 153
Sachsenflur Kr. Tauberbischofsheim 303
Sachsenhausen-Oranienburg, KZ 161, 298
Sachsen-Weimar, Bernhard Herzog von 49
Säckingen *275*
v. Saint André, Herren 159 f.
Salba, Lazarus, Rabbiner 200
Salberg, Jenny 39
Salem Kr. Überlingen 304
Salm, Edmund 48; —, Salomon 48
Salm-Krautheim, Fürsten von 117, 169
— -Reifferscheid, Grafen von 169
Salmann 289
Salomon (Freiburg) 89; — (Hoffenheim) 135; — von Wimpfen 129; —, Eduard 283; —, Henny 167; —, Joseph Marx 133
Salzburg 172
Salzwedel 246
Samstag, Anna 84; —, Julius 83
Samuel (Weingarten) 287; —, von Lindau 163; — von Mengen 162; —, Bella 257; —, Helene 245; —, Loeb 257; —, Samuel 238
Sand, Ludwig 192
Sandhausen Kr. Heidelberg *251 f.*, Abb. 185—186
Sandler, Simon 60
St. Blasien Kr. Hochschwarzwald 145, 219, *275*
St. Georgen Kr. Villingen *242*
Schal von Kronberg 290
Schampffer, Samuel 172
Scharff, Ludwig 269
Schartenberg, Hermann 293; —, Marianne 293
v. Schauenburg, Familie 268
Scheibe, Simon 36
Scheirmann 226
Scherer, Alice 262; —, Josef 262; —, J. L. 282; —, Kurt 262
Scheuer, Michael, Rabbiner 191
Scheuermann 116; —, Dr. Siegfried 93
Scheurer, Samuel 171
Schienen Kr. Konstanz 286
Schiff, Dr., Rabbiner 148
Schlatt unter Krähen Kr. Konstanz 303
Schleicher, Oberlehrer 216; —, Dr. Hugo 216, 226
Schlesinger, Familie 234; —, Ferdinand 86; —, Ludwig 236; —, S. B. 235
Schlettstadt 181
Schliengen Kr. Müllheim 89, 303
Schlösser, Alfons 256
Schlössinger, Regina 45
Schloß 224; —, Bernhard 242; —, Leopold 292
Schlosser, Johann Georg, Oberamtmann 8, 75 f.
Schluchsee Kr. Hochschwarzwald 304
Schluchtern Kr. Heilbronn 53, 281
Schmieheim Kr. Lahr 80, 179, 242, *252 ff.*, Abb. 188; —, Rabbinatsbezirk 6, 15, 35, 67, 80 f., 97, 155, 176, 215, 225, 228, 250, 253; —, Verbandsfriedhof 6, 8, 31, 36, 67, 80, 91, 97, 155, 176, 215, 250, 253 f., Abb. 187, 189
Schmitt, Carl 68
Schmoll 81

Schmuhl 280
Schmul 56
Schmulewitz 54
Schneider, Jakob 91
Schnell, Johann Christoph 233
Schnewlin, Konrad 89
Schnurmann 146; —, Elias 252; —, Dr. Fritz 235; —, Samuel 82
Schönau im Schwarzwald Kr. Lörrach 183, *207*
v. Schönborn, Damian Hugo, Bischof von Speyer 57 f.
Schopfheim Kr. Lörrach *183 f.*
Schorsch, Adolf 34 f.; —, Bona 35; —, Jette 70; —, Sannchen 70
Schott, Leopold, Rabbiner 240
Schreieck 40
Schriesheim Kr. Mannheim 174, *255 f.*, 289, Abb. 190
Schriesheimer, Max 165
Schüpf 198
Schuster, Jakob 292; —, Siegfried 165
Schwab, David (Lörrach) 182; —, David (Schmieheim) 254; —, Rosa 117
Schwäbischer Ritterkreis 36, 114, 205
Schwan, Bürgermeister 109
Schwarz, Hugo 242; —, Sally Salomon 45; —, Sofie 275
Schwarzach Kr. Bühl 63, 82, *256 f.*, 264
v. Schwarzenberg, Fürsten 272 f.; —, Adam Franz 273
Schwarzkächel, Arnold 152; —, Laje 152; —, Pinkas 152; —, Willi 152
Schwarzschild, Familie 66; —, Gustav 297; —, Siegmund 297
Schweden 177, 239
Schweighof Kr. Müllheim 304
Schweinberg Kr. Buchen 303
Schweiz 7 f., 19, 35, 43, 50, 55, 60, 72, 75, 86, 93, 98 ff., 127, 131, 138, 140, 154 f., 165 f., 181, 183 f., 199, 205 ff., 210, 234, 240, 275 f., 286, 302
Schwerin, Ludwig, Maler 62
Schwetzingen Kr. Mannheim 152, *257 ff.*, Abb. 191
Seiser, Selma 38
Sekel 40
Seldner, Familie 170
Selig, Abraham 120
Seligental, Kloster 118
Seligmann 231; —, Aron 218; —, Aron Elias 218; —, Bankhaus 145; —, David, Freiherr von Eichthal 145, 218; —, Elias 218; —, Handelshaus 112; — von Wimpfen 290
Selinger, Hermann 182
Sender, Aron 284
Sennfeld Kr. Buchen 33, 48, 168, 198, *259 f.*, Abb. 192—193
Sernatinger, Elsa 292
Sichel, Sally 298
Sickingen G. Flehingen *86*
Siegel, Adolf 45; —, Emilie 45; —, Hugo 203; —, Sally 83
Siegelsbach Kr. Sinsheim 41 f., 209, *260 f.*, 262
Siehl, Florence 292
Sigismund, Kaiser 89, 294
Simelin, Judenrichter 121
Simon 140; —, Julius 132; —, Liebmann 142; —, Moses 132; —, Siegfried 245
Simson, Löw 244
Sinauer 113; —, Wilhelmine 113
Sindolsheim Kr. Buchen 33, 48, *70*, 198, 249
Singen Kr. Konstanz 103, 164, *167*, 286
Sinsheim *261 ff.*, 281, 287, Abb. 194—195; —, Amtsbezirk 17; —, Rabbinatsbezirk 15, 37, 42, 44, 67, 78 f., 114, 125, 136 f., 209, 211, 219, 260 ff., 277, 281, 287, 301
Sinsheimer, Isak Benzes 248; —, Julius 120
Sintzenheimb 89
Sinzheimer, Moses 64
Smyrna 190
Sobibor (Polen), KZ 27 f., 77, 93, 95, 156, 177, 199, 210, 268
Söllingen Kr. Karlsruhe 303
v. Sötern, Philipp Christoph, Bischof von Speyer 237
Solothurn, Kanton 71, 181
Sommer, Albert 158; —, Bernhard 158; —, Flora 159; —, Hugo 158; —, Moses 158 f.; —, Philipp 158
Sondheimer, Dr. H., Rabbiner 100 f.
Sontheimer, Moses, Rabbiner 218
v. Spanheim, Walraf, Graf 173
Spatz, Familie 116
Speth von Zwiefalten 239
Speyer 2, 56, 77, 121, 174, 261; —, Bischöfe 56, 109, 280; —, Gerhard, Bischof 56, 237, 280; —, Domkapitel 220; —, Hochstift 5, 9, 40, 56 ff., 86, 107, 133, 142, 149, 152, 184, 223, 237, 277 ff., 289
Spiegel, Albert 165; —, Bernhard 165; —, Gebrüder 165
Spiekenheuer, Dina 39
Spielmann, Hermann 82; —, Paul 82
Spielberg Kr. Karlsruhe 304
Spier, Helmar 213 f.
Spitz, Dr., Rabbiner 100
Springer, Fritz 121; —, Gebrüder 91

Srog, Abraham 160
Staadecker, Zacharias, Rabbiner 198
Stadelmann, Geheimrat 234
Staffelstein, Paulus, Professor 122
Stafford Kr. Karlsruhe 303
Staufen Kr. Müllheim 89, *268*
v. Staufen, Herren 88, 268
Staufenberg, Herrschaft 228
Staufer 112
Stebbach Kr. Sinsheim 53, *107*
Stefan, Pfarrer 120
Steiert, Lorenz 90
Stein, Edith 92; —, Lazarus 201; —, Maximilian 115; —, Moritz 203; —, Dr. Nathan, Professor 147, 193; —, Tobias Friedrich 233
Stein Kr. Pforzheim 53, *160*
Stein am Kocher Kr. Mosbach 203, *263*, Abb. 196
Steinbach Kr. Bühl 145, 303
Steinen Kr. Lörrach 304
Steinenstadt Kr. Müllheim 303
Steinsfurt Kr. Sinsheim 262 f., *264*, 281, Abb. 197
Steinhardt, Abraham 69 f.; —, Jeanette 70
Stengel, Beatrice Lene 289; —, Leo 288; —, Max 288; —, Zerline 109, 289
Stern, Dr. Alfred 153; —, Benjamin 158; —, Bertha 159; —, Eva 108; —, Gustav 40; —, Hedwig 108; —, Hermann 69; —, Ludwig 109; —, Moritz 108; —, Sigmund (Königheim) 159; —, Sigmund (Offenburg) 225; —, Susanna 69
Sternweiler 91
Stiefel, Familie 223; —, Josef 223
Stockach *105*, 301
Stöhrer, Rudolf 83
Stößer, Regierungspräsident 12
Stoffel von Neuenfels 89
v. Stolberg, Ludwig, Graf 295 f.
Stollhofen Kr. Bühl 64, 131, *264*
v. Strahlenberg, Herren 174, 219, 255; —, Rennewart 174
Straßburg 49, 65, 67, 94 f., 122, 151, 214, 225, 228, 231, 247, 261; —, Hochstift 6, 9, 35, 79, 230
Straus, Fritz 194
Strauß 161; —, Familie 202; —, Abraham 199; —, Albert 228; —, Bella 228; —, Elsa 228; —, Heinrich 130; —, Jakob 131; —, Jettchen 298; —, Julius 114; —, Karoline 224; —, Klara 45; —, Malchen 45; —, Richard 194; —, Wolf 213
Streicher, Julius 147, 258
Strümpfelbrunn Kr. Mosbach, 48, 203, *265 f.*
Stühlingen Kr. Waldshut 303; —, Landgrafschaft 6, 72, 75, 99, 138, 205, 239, 272 f., 275, 285; —, Ludwig, Landgraf von 273
Stutthof, KZ bei Danzig 66, 140, 242
Stuttgart 41, 66, 107 f., 117, 166, 242, 263, 286
Südafrika 60, 153, 155
Südamerika 106, 229, 264
Südrhodesien 62
Süß, Julchen 111
Süßel, Judenschultheiß 29, 58
Süsskind (Obergimpern) 219
Süßkind (Weinheim) 289; — (Würzburg) 117
Süzel, Familie 276 f.
v. Sulz, Grafen 272 f.; — Johann 272
Sulzburg Kr. Müllheim 8, 16, 30 f., 58, 75, 89, 138, 181, *266 ff.*, Abb. 198; —, Friedhof 8, 88, 205, Abb. 199—200; —, Rabbinatsbezirk 15, 71, 182, 206, 266 f., 274
Swendewin 87

Täubler, Eugen, Professor 126
Tairnbach Kr. Heidelberg 221, *268 f.*
Tauberbischofsheim 1, 4, 27, 120, 159, 171, 203, 208, *269 ff.*, 292, 297, Abb. 201 bis 202
Teningen Kr. Emmendingen 303
Thalheimer, Isac 259; —, Israel 259
Thalmann 298
Thanhauser, Hans 165 f.; —, Otto 165
Theresienstadt, KZ 28, 39, 45, 60, 65, 71, 93, 103, 107, 112, 117, 121, 128, 131, 134, 141 f., 149, 152, 156, 161, 167, 176 f., 196, 201, 208, 217, 227, 229, 237, 239, 241 ff., 246, 254 ff., 260, 268, 298, 300 f.
Thurgau 285, 301
v. Thurn und Taxis, Grafen 301
Tiefenbronn Kr. Pforzheim 303
Tiefenbronner 161
Tiengen Kr. Waldshut 26, 32, 100, 164, 253, *272 ff.*, Abb. 203—204
Tilly 186
Traub, Hirsch, Rabbiner 192; —, Mina 42; —, Sigmund 42
Trautmann, Dr. 185
Treblinka, KZ 74
Treitschke, Historiker 19
Tremellius, Imanuel 122
Treves, Naphtali 273
Triberg Kr. Villingen *230*
Trier, Bruno, Erzbischof von 221

Trinidad 116
v. Türkheim, Freiherren 35
Türkheimer, Dr. 93; —, Sally 208
Tumringen G. Lörrach 50, 181, *183*

Ucko, Dr. Siegfried, Rabbiner 225
Udenheim s. Philippsburg
Überlingen 1, 29, 31, 164, *167 f.*, 286, 294
v. Überbruck, Familie 268
Uffenheim 170
Uffenheimer, Gidion (Götz) 50
Uhl, Familie 86; —, Siegmund 86
Uhlfeld 58
Uhlmann, Salomon 98
Uissigheim Kr. Tauberbischofsheim 303
Ullmann, David, Rabbiner 123 f.; —, Jakob, Hoffaktor 123; —, Thekla 199
Ulm 103, 162
v. Ulm, Freiherren 284 f.; —, Marquard 98 f.
Ulmann, Nathan 181
Ulmer, Nathan 268
Ulmus, Nathan 89
Ungarn 217 f.
Unterbalbach Kr. Tauberbischofsheim 5, 31, *276 f.*
Unterdürrbach 294
Untereggingen Kr. Waldshut 303
Untergimpern Kr. Sinsheim 219, 262, *277*, 281
Untergrombach Kr. Bruchsal 58, *277 ff.*
Unterlauchringen Kr. Waldshut 303
Unteröwisheim Kr. Bruchsal 220
Unterschüpf Kr. Tauberbischofsheim *280*
Untersiggingen Kr. Überlingen 304
v. Urach, Grafen 86
Uri, Nathan 159
Urphar Kr. Tauberbischofsheim 292, 303
Urspringer, Selma 120
Uruguay 108, 116, 204, 283
USA 34 f., 40, 42, 44, 46, 49, 52, 54, 60, 62, 66 ff., 71, 73 f., 81, 84, 86, 93 ff., 105 f., 108 ff., 113, 116 f., 119 f., 130 f., 133, 137 f., 140 ff., 152 f., 155 ff., 166, 168, 170 f., 173, 175, 178 ff., 183 ff., 198 f., 201 f., 204, 206, 208, 210 ff., 218 ff., 222 f., 227, 229 f., 237, 239, 245, 248 ff., 254, 256, 260 ff., 265 f., 270, 276, 278 f., 283 f., 286, 288, 291 ff., 300 f.
v. Uxküll, Geheimer Rat 233

Valfer, Max 155
Vaihingen, Lager 220
Vauban 151
Vehus (Vaiß) 237
Veis, Gebrüder 54
Veit, Dr. Heinrich 226; —, Josef 226; —, Simon 91
Veith 113
Veitshöchheim 90
v. Venningen, Familie 67, 74, 113, 211, 263, 287
— -Königsbach, Herren 159
v. Veringen, Anselm 87
Vernet (Frankreich) 114
v. Vicari, Hermann, Erzbischof von Freiburg 65
Vichy (Frankreich) 27
Vierling, Maria 39
Villingen *77*, *242 f.*
Vischer, Philipp, Keller 213
Viselmann 287
Vogel 146; —, Flora 258; —, Fritz 182; —, Dr. Justin 175; —, Samuel 82
Vorarlberg 239, 285
Vorderösterreich 6 f., 9, 17, 50, *77*, 87, 89, 98, 214, 268, 275

Wachenheimer, Hirschel Levi 253
Wagenbach 219
Waghäusel Kr. Bruchsal 113, 145
Wagner, Gauleiter 206, 230; —, Kusel 142
Wahl, Julius 251; —, Ludwig 251
Waibstadt Kr. Sinsheim 26, 136, 220, 262, *280 f.*, Abb. 208; —, Verbandsfriedhof 5, 44, 53, 114, 136 f., 209, 212, 219, 248, 263, 280 f., 301, Abb. 209—210
Walch, Familie 289
v. Waldersdorf, Wilderich, Bischof von Speyer 57
Waldhausen Kr. Buchen 47, 49, 303
Waldkirch Kr. Emmendingen 1, 87 f., 303
v. Waldkirch, Grafen 156; —, Klemens, Graf 45
v. Waldner, Familie 252
Waldshut *275 f.*, Abb. 205
Walhen 289
Wallach, Familie 289; —, Dr. Josef 91; —, Leopold 55
Walldorf Kr. Heidelberg *282 f.*, Abb. 211 bis 212
Walldürn Kr. Buchen 4, 48, 198, *283 f.*, 297
Walter, Siegfried 282
Wangen Kr. Konstanz 6, 90, 98, 100, 164 f., *284 ff.*, Abb. 213—215
Warschau 74, 186
Wassermann, Erna 161
Wehl, Martin 230; —, Nehemias 230
Wehr Kr. Säckingen *207*
Weil am Rhein Kr. Lörrach 89, *207*

Weil (Bruchsal) 59 f.; — (Konstanz) 165; —, Rabbiner (Mosbach) 213; — von Randegg 240, 301; —, Familie (Waibstadt) 281; —, Abraham, Rabbiner 266; —, Adolf 225; —, August 182; —, Dolsine 241; —, Emanuel 51; —, Emil 113; —, Fanny 65; —, Friedrich 264; —, Gustav, Professor 16, 19, 267; —, Gustav 92; —, Heinrich 90; —, Hilda 217; —, Hugo (Lahr) 176; —, Hugo (Steinsfurt) 264; —, Isaak (Bruchsal), Rabbiner 58; —, Isaak (Gailingen) 105; —, Isaak (Graben) 111; —, Jakob, Rabbiner 58; —, Jakob 301; —, Jedidia genannt Tia, Rabbiner 146, 226; —, Josef (Gailingen) 103; —, Josef (Nonnenweier) 217; —, Josef (Steinsfurt) 264; —, Julius (Ihringen) 139; —, Julius (Sinsheim) 261; —, Julius (Steinsfurt) 264; —, Karl 264; —, Leo 139; —, Leo Lazarus 45; —, Margarete 167; —, Max 90; Nathanael, Rabbiner 146, 244; —, Oscar 176; —, Dr. Robert 92; —, Samuel (Donaueschingen) 104; —, Samuel, Rabbiner 244; —, S. 244; —, Schmul 104; —, Simon 240

Weiler Kr. Sinsheim 262, 281, *287*

Weinberg, Sigmund 213

Weinbrenner, Friedrich, Architekt 30, 145, 182, 267

Weingarten (Baden) Kr. Karlsruhe 58, 279, *287 ff.*, Abb. 217

Weinheim Kr. Mannheim 1, 3, 29, 116, 121, 131, 177, 179, 213, 262, *289 ff.*, Abb. 216

Weiß, Elsa 38; —, Familie 218; —, Rudolf 217 f.

Weissmann, Dr. S. 148

Welcker, Abgeordneter 16

Wenkheim Kr. Tauberbischofsheim *292 f.*, 297, Abb. 218—219

Wertheim Kr. Tauberbischofsheim 1, 29, 66, 171, 203, 292, *294 ff.*, Abb. 220; —, Rabbinatsbezirk 15, 66, 96 117, 120, 158, 200, 203, 269 ff., 293, 297; —, Verbandsfriedhof 31, 47, 96, 110, 284, 296, Abb. 1, 221

Wertheim, Grafschaft 2, 292, 294 f.; —, Grafen von 2, 95, 157 f., 170, 294 f.; —, Johann, Graf 296; —, Rudolf II., Graf 294; —, Michael, Graf 294

Wertheimber, Familie 296

Wertheimer (Kleineicholzheim) 157; — (Wertheim) 296; —, Abraham 295; —, Anselm 120; —, Emanuel 120; —, Eugen 155; —, Dr. Felix 120; —, Fritz 156; —, Heinrich 115; —, Hermann (Billigheim) 45; —, Hermann (Kippenheim) 155; —, Hilde 36; —, Issi 120; —, Isaak II 245; —, Isak (Bretten) 54; —, Isak (Wertheim) 296; —, Jakob (Kehl) 151; —, Jakob (Nonnenweier) 214; —, J. M. 76; —, Jonas 76; —, Dr. Josef (Eichtersheim) 74; —, Dr. Josef (Nonnenweier) 216; —, Joseph (Bodersweier) 46; —, Julius (Großeicholzheim) 115; —, Julius (Hardheim) 120; —, Klara 36; —, Margarete 226; —, Margot 152; —, Max (Eichtersheim) 74; —, Max (Gemmingen) 106; —, Max (Nonnenweier) 216; —, Moritz 245; —, Samuel 155; —, Samson 296; —, William (Willi) 62, 120

Wessel, Horst 39

Westerbork (Holland), KZ 27, 77, 84, 93, 95, 110, 119, 158, 177, 198 f., 204, 256

Westheimer, Familie 223; —, Klara 115

v. Wichsenstein, Herren 110, 118

Wiechs Kr. Lörrach 304

Wiegand, Dr. Herta 226

Wiehre s. Freiburg

Wieler, Gebrüder 165

Wien 12, 261, 296

Wiesloch Kr. Heidelberg 43, 74, 122, 152, 184, 197, 217, 246, 251, *298 ff.*, Abb. 222—223

Wild, Amtmann 252

Willstätter, Benjamin, Rabbiner 145; —, E., Rabbiner 100

Wimpfen Kr. Heilbronn 129, 219, 290

Wimpfheimer 146; —, Erwin 142

v. Windeck, Herren 62 f.; —, Georg 63

Wingenroth, Martha 39

Winterthur 128

v. Wiser, Grafen 178; —, Franz Melchior 177

Wössingen Kr. Karlsruhe 303

Wolf (Konstanz) 165; — (Pforzheim) 235; —, Adolf 224; —, Alfred 286; —, Amalie 224; —, Dr., Rabbiner 225; —, Emil 286; —, Joseph Manes, Rabbiner 285; —, Ludwig 224; —, Maier 224; —, Marum 64; —, Nathan 235; —, Dr. Nathan 166, 286; —, Salomon, Rabbiner 48; —, Siegfried 140; —, Sofie 224; —, Walter 235

Wolfach 34, 303

Wolfenweiler Kr. Freiburg 303

Wolff, Dr. Leo 228; —, Dr. Simon 192

v. Wolff-Metternich, Grafen 85

Wolfskehl, Karl, Professor 92

v. Wolkenstein, Grafen 109
Woll, Salomon 45; —, Thekla 45
Wollenberg Kr. Sinsheim 137, 262, 281, *300 f.*
Worblingen Kr. Konstanz 6, 99 f., 164, 240, 285, *301 f.*, Abb. 224—225
Workuta (Rußland) 153
Worms 2, 3, 5, 54, 57 f., 78, 121 f., 174, 187, 209, 220, 261, 279, 288 f., 296; —, Bischof von 2, 121, 131, 174; —, Emerich, Bischof 174; —, Gerlach, Bischof 174; —, Hochstift 173 f.
Worms, Isaak Aron, Rabbiner 187
Wormser, Baruch H. 145; —, Hirsch Moses 58, 244
Württemberg 22, 28, 52, 81, 98, 107, 122, 130, 140, 152, 168 f., 173, 185, 214, 218, 239, 277, 285, 301; —, Grafen, Herzöge 55, 110 f.
— -Baden 196
Würzburg 83, 117, 294; —, Bischof von 5, 47, 83, 95 f., 117 ff.; —, Bistum 117; —, Großherzogtum 200; —, Hochstift 9, 61, 95 f., 118 f., 169, 270 f.
Würzburger, Heinrich 46
Würzweiler, Friedrich-Fritz 211
Wuppertal 152
Wurmser, Martin Max 51
Wyhlen Kr. Lörrach 304

v. Yrsch-Pienzenau, Grafen 219

v. Zähringen, Herzöge 49, 86 f., 224; —, Berthold V. 86; —, Konrad 86
Zaitschek, Lina 242
Zatter, Lina 292
Zeilberger, Karl 130
Zell am Harmersbach Kr. Wolfach 224, 229, *230 f.*
Ziegelhausen Kr. Heidelberg 304
v. Ziegler 214
Zimels, Dr. Julius, Rabbiner 93
v. Zimmern, Herren 117
Zimmern, Familie 116; —, Geschwister 284; —, Julius 160
Zivi-Lang, Heinrich 90
Zlocisti, Dr., Rabbiner 216, 225
Zobel von Giebelstadt, Familie 200
Zürich 99, 163
Zürndorfer, Dr. 281
Zuzenhausen Kr. Sinsheim 303
Zwang, Abraham 263; —, Flora 263; —, Hedwig 263; —, Hermann 263; —, Ilse 263; —, Selma 263
Zwingenberg Kr. Mosbach 203, 265, *302*

In der Reihe der

Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg

sind aus der Arbeit der Dokumentationsstelle zur Erforschung des Schicksals der jüdischen Bürger in Baden-Württemberg 1933—1945 erschienen:

Band 16 und 17: Dokumente über die Verfolgung der jüdischen Bürger in Baden-Württemberg durch das nationalsozialistische Regime 1933—1945. Bearbeitet von *Paul Sauer*. 1966. LII und 346 bzw. 416 Seiten. Zusammen in Leinen 32,— DM.

Band 18: Die jüdischen Gemeinden in Württemberg und Hohenzollern. Denkmale, Geschichte, Schicksale. Bearbeitet von *Paul Sauer*. XIV und 230 Seiten mit 131 Abbildungen. In Leinen 25,— DM.

Band 19: Die jüdischen Gemeinden in Baden. Denkmale, Geschichte, Schicksale. Bearbeitet von *Franz Hundsnurscher* und *Gerhard Taddey*. 1968. XVIII und 327 Seiten mit 225 Abbildungen und einer Karte. In Leinen 36,— DM.

In Vorbereitung:

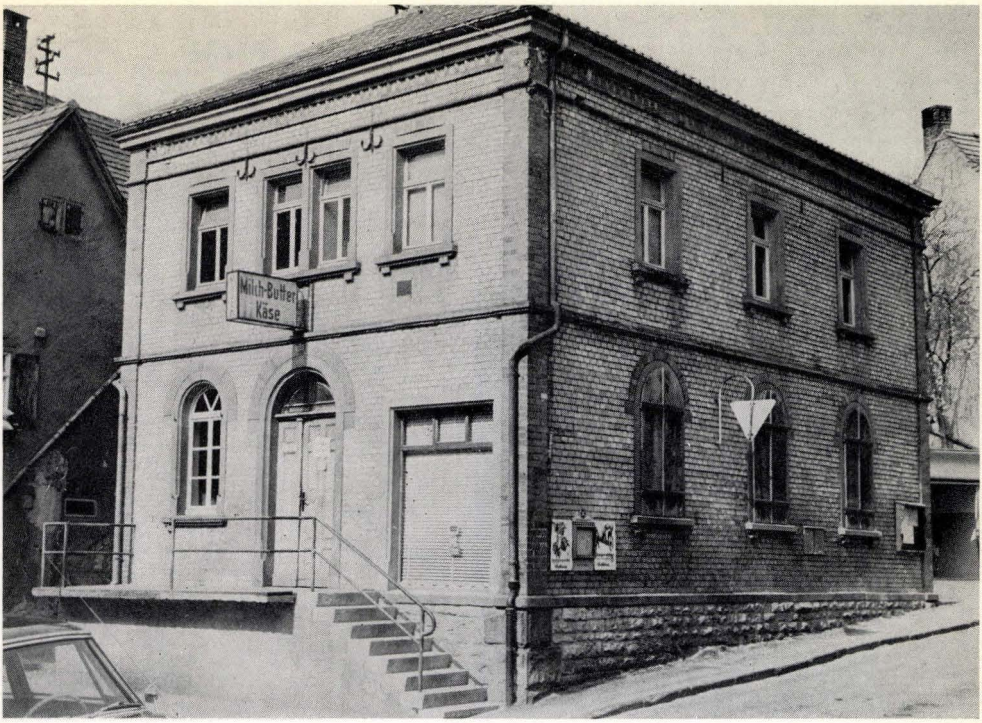
Band 20: Die Schicksale der jüdischen Bürger Baden-Württembergs während der Herrschaft des Nationalsozialismus. Zusammenfassende Darstellung und statistische Ergebnisse. Bearbeitet von *Paul Sauer*. Erscheint voraussichtlich 1968.

Als Beiband zu Band 20 soll erscheinen: Totenbuch der jüdischen Bürger von Baden-Württemberg mit den Lebensdaten der mehr als 7000 Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung.

In der Schriftenreihe des Württ. Geschichts- und Altertumsvereins Stuttgart *Lebendige Vergangenheit — Zeugnisse und Erinnerungen* erscheint 1968 als

Band 4: *Bruno Stern:* Meine Erinnerungen an Niederstetten und seine jüdische Gemeinde. Mit einer Chronik der Juden in Niederstetten und in Hohenlohe vom Mittelalter bis zur nationalsozialistischen Verfolgungszeit. In Leinen voraussichtlich 15,— DM.

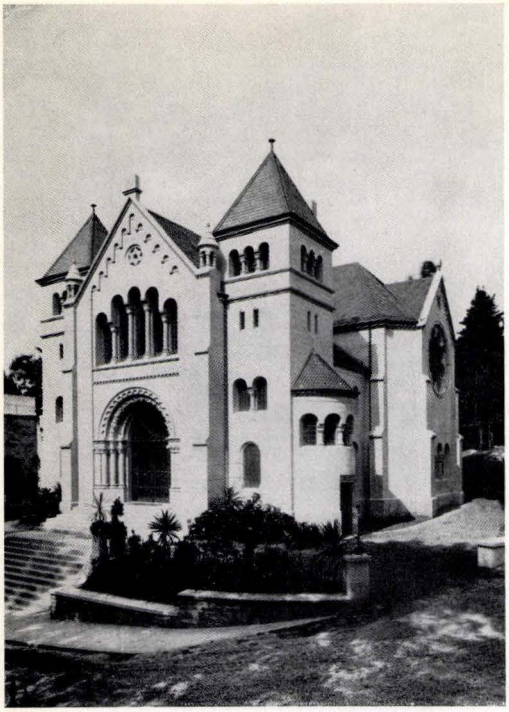
W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART



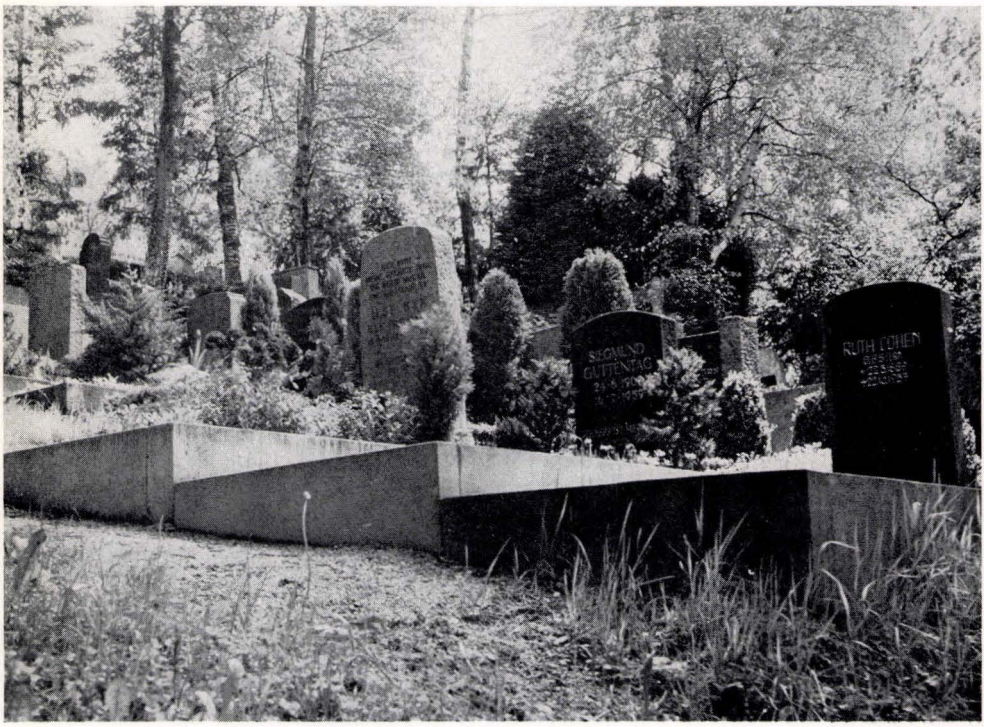
ADELSHEIM: *7. Synagoge*



ALTDORF: *8. Synagoge*



BADEN-BADEN:
9. Synagoge; 10. Friedhof

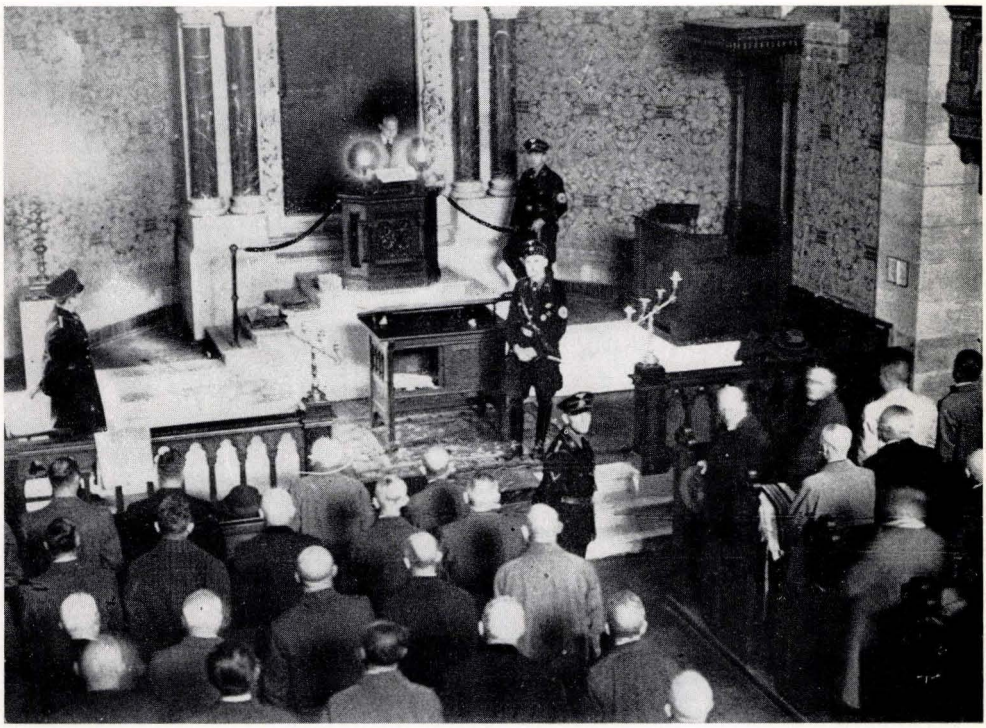


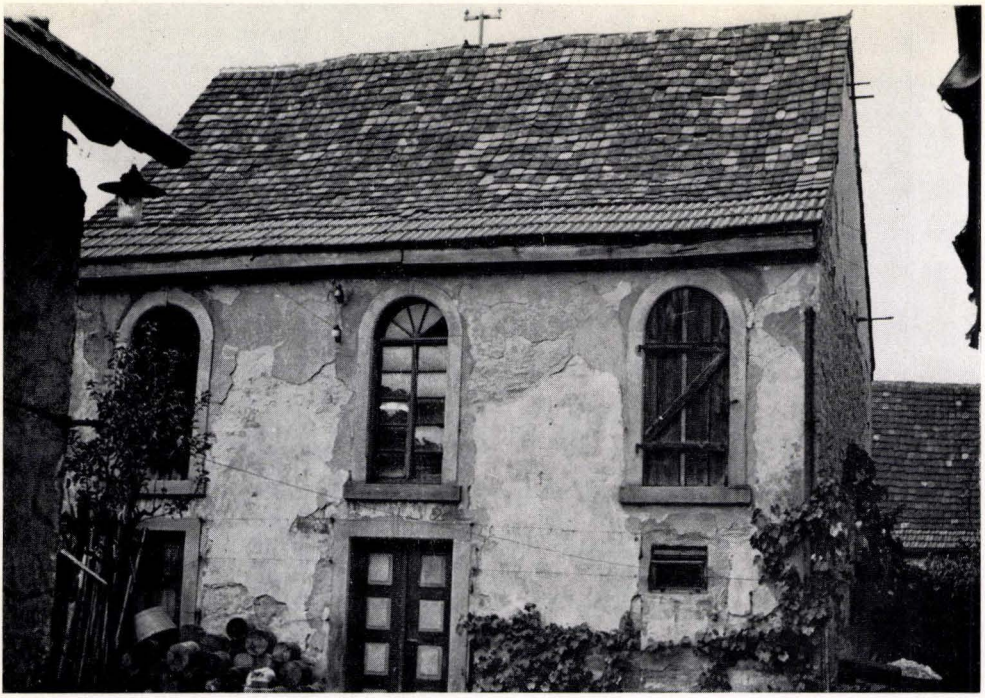
BADEN-BADEN:

11. Brennende Synagoge am 10. November 1938

12. Gymnasialprofessor Flehinger muß am 10. November 1938 in der Synagoge Abschnitte aus Hitlers „Mein Kampf" vorlesen







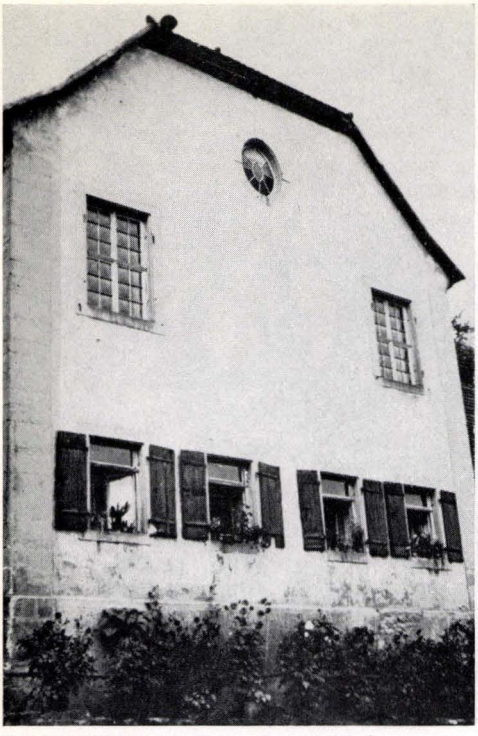
BAD MINGOLSHEIM: *13. Synagoge; 14. Friedhof*

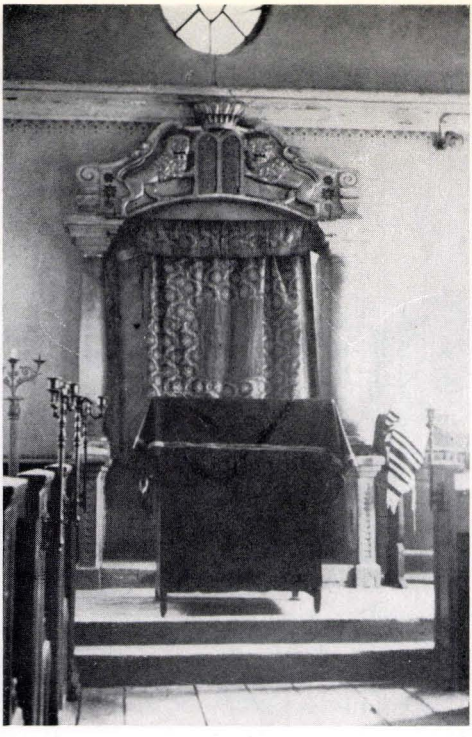




BAD RAPPENAU: *15. Friedhof*
BERWANGEN: *16. Friedhof*







BILLIGHEIM: *17. Synagoge; 18. Kultraum*

BINAU: *19. Friedhof*



BÖDIGHEIM:
20. Kriegerdenkmal
auf dem jüdischen Friedhof
21. Friedhof







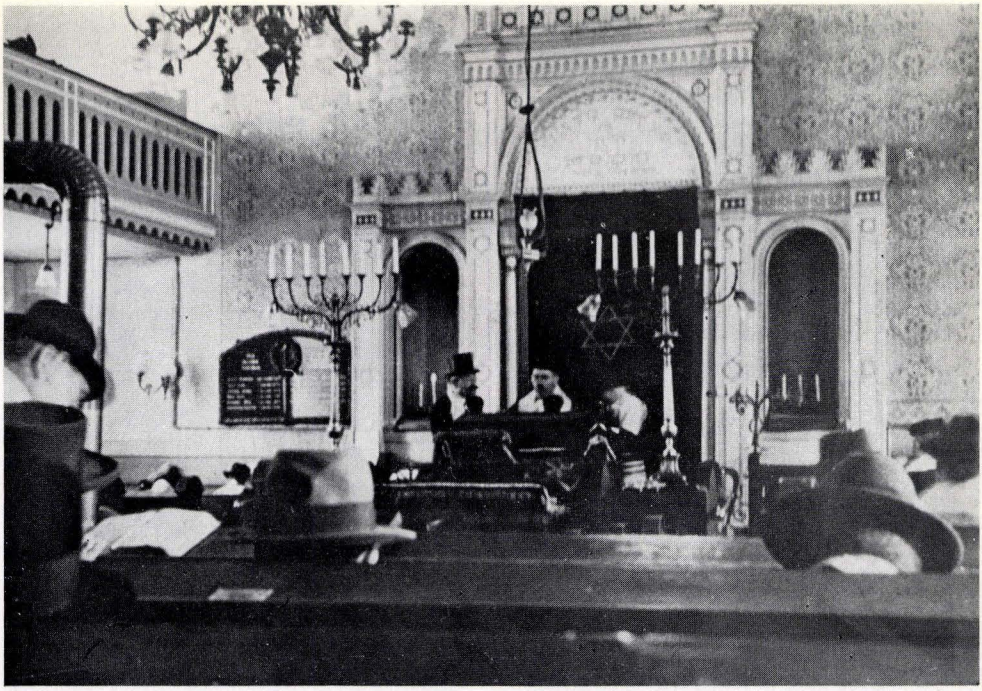
BREISACH: 22. *Nach dem Gottesdienst in der Synagoge*



23. Grabstein auf dem alten Friedhof

24. Gedenkstein am Platz der Synagoge





BREISACH: *25. Beim Gottesdienst in der Synagoge*

BRETTEN: *26. Friedhof*



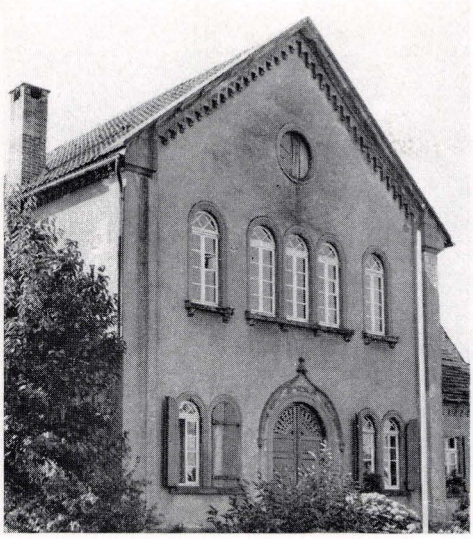


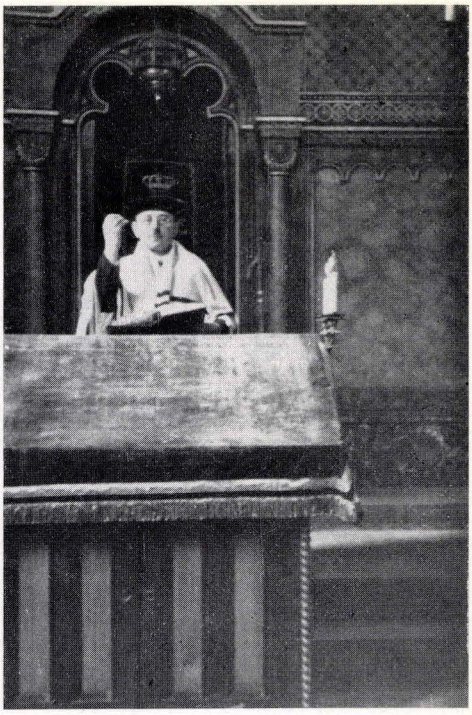


BRUCHSAL: *27. Synagoge; 28. Kultraum; 29. Friedhof*



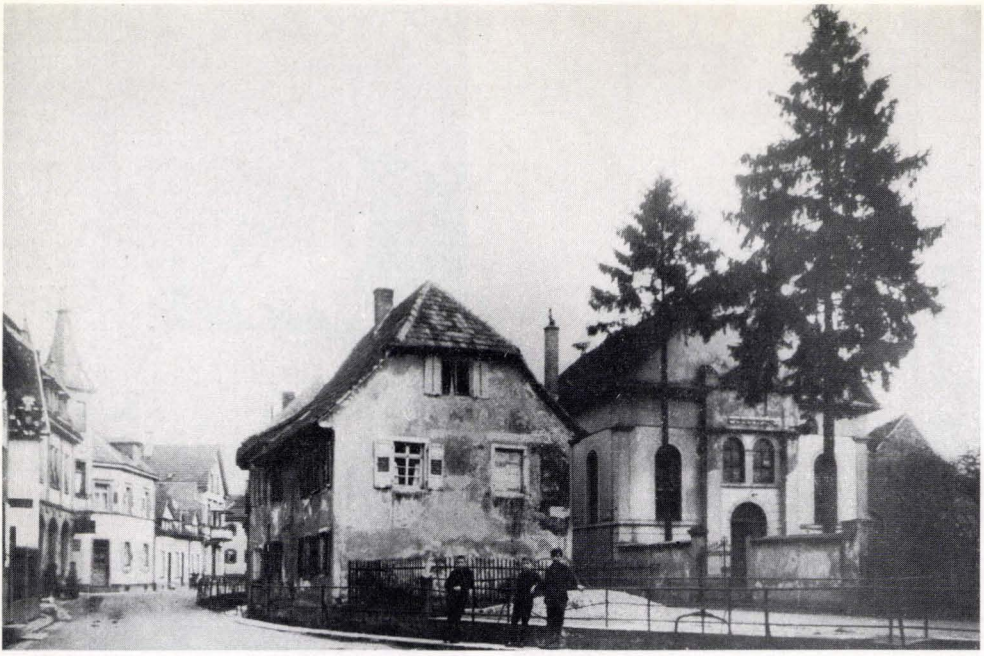
GONDELSHEIM:
30. Synagoge





BUCHEN: *31. Beim Gottesdienst; 32. Synagoge mit Schule und rituellem Bad*





BÜHL: *33. Synagoge und Judenschule; 34. Friedhof*





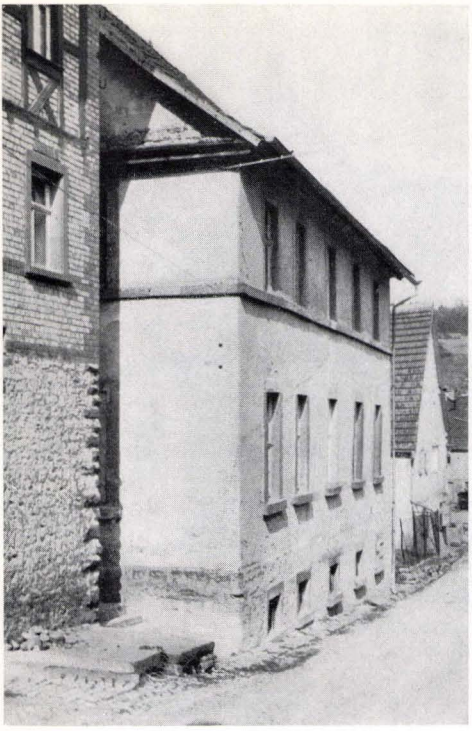
DIERSBURG: *35. Kultraum*



EBERBACH: *37. Synagoge*

36. Judenschule



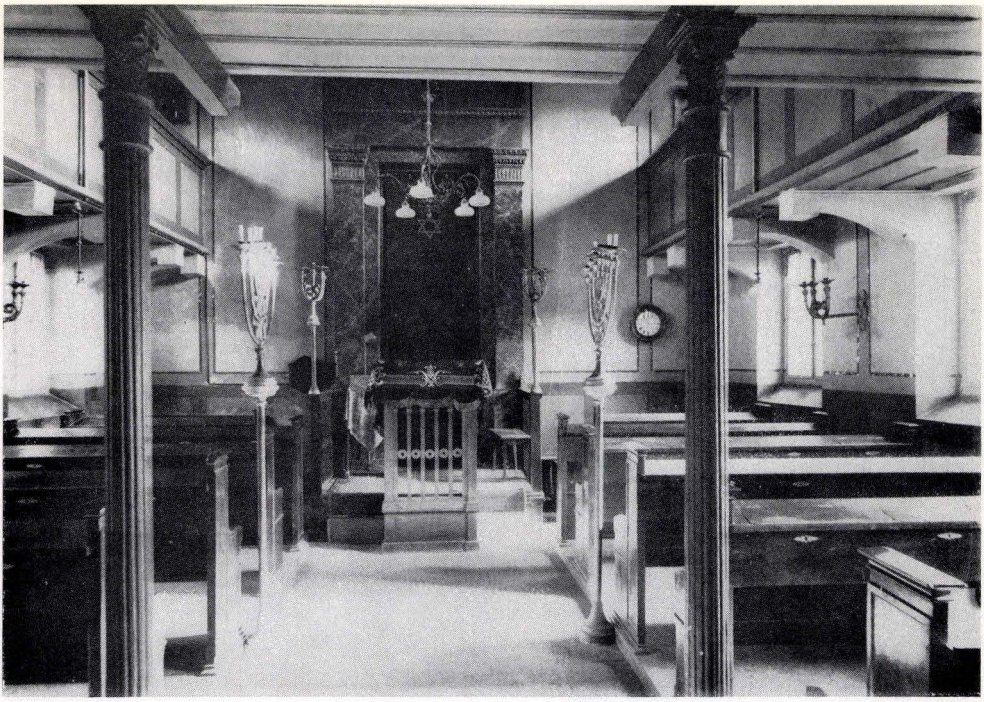


EBERSTADT: *38. Synagoge*

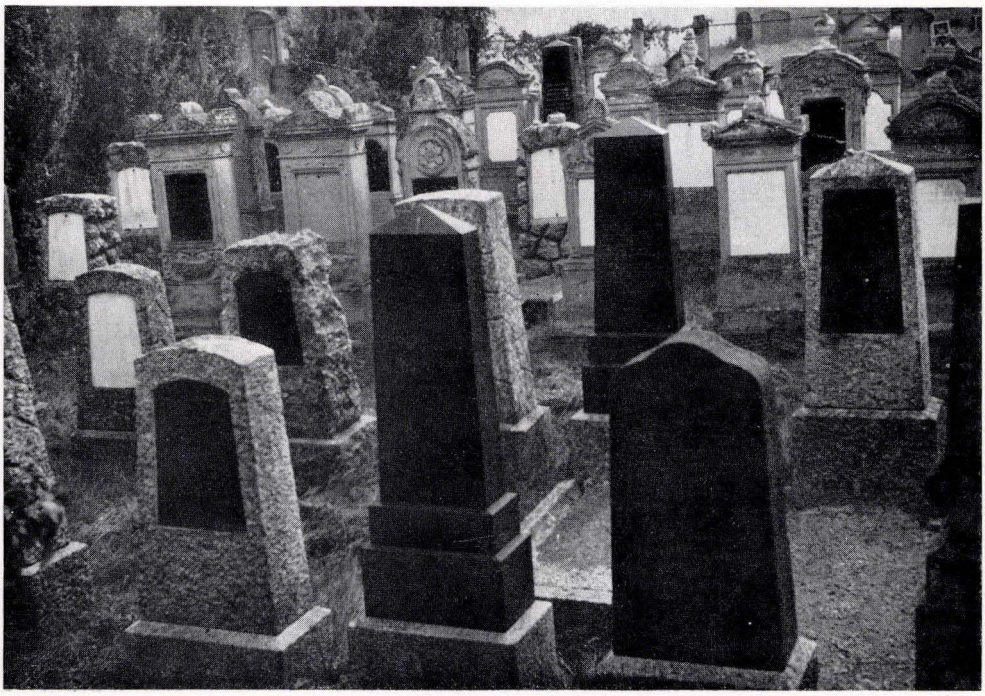


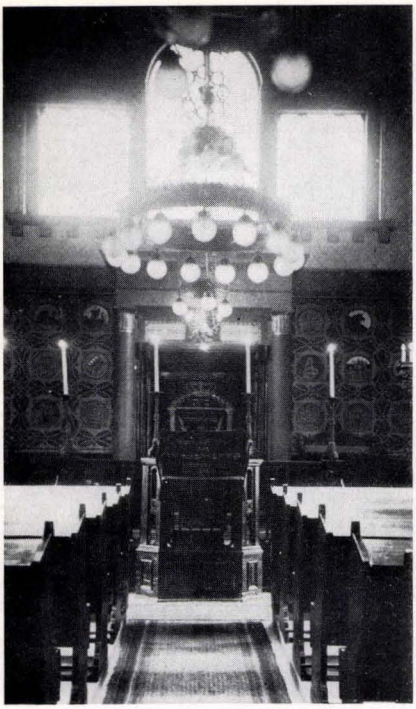
EFRINGEN-KIRCHEN:
39. Synagoge; 40. Friedhof

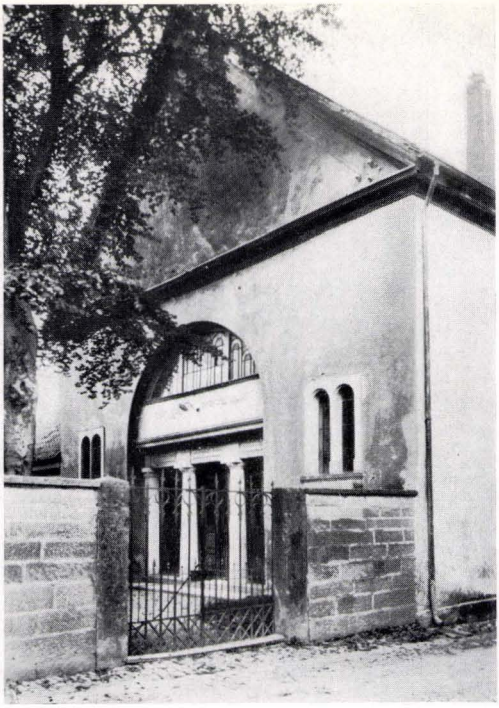




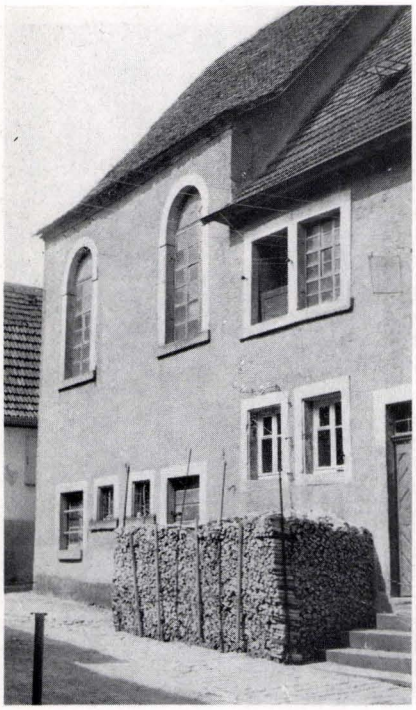
EFRINGEN-KIRCHEN: *41. Kultraum*
EICHSTETTEN: *42. Friedhof*







EICHSTETTEN: *43. Kultraum; 44. Haupteingang der Synagoge*



EICHTERSHEIM:
45. Synagoge; 46. Friedhof





EMMENDINGEN: *47. Synagoge; 48. Kultraum*



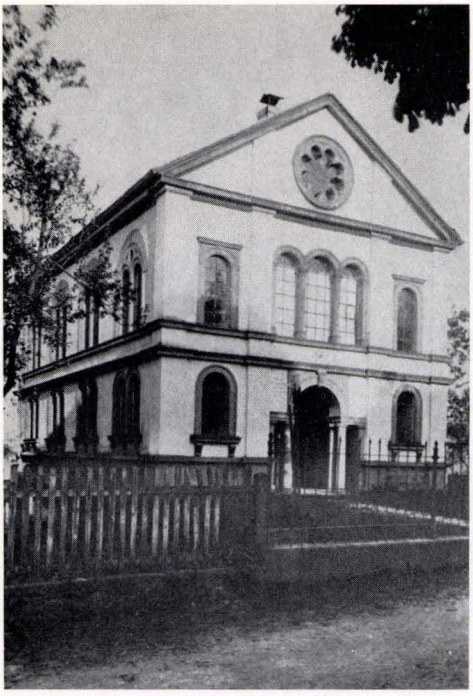


EMMENDINGEN: *49. Alter Friedhof; 50. Neuer Friedhof*



EPPINGEN: *51. Synagoge; 52. Friedhof*



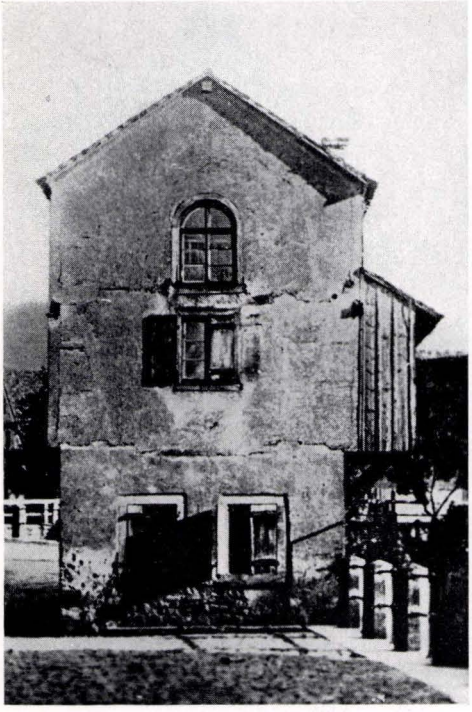


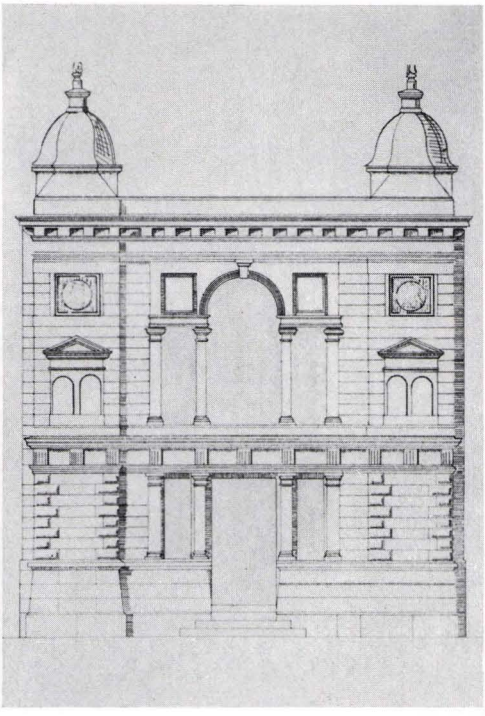


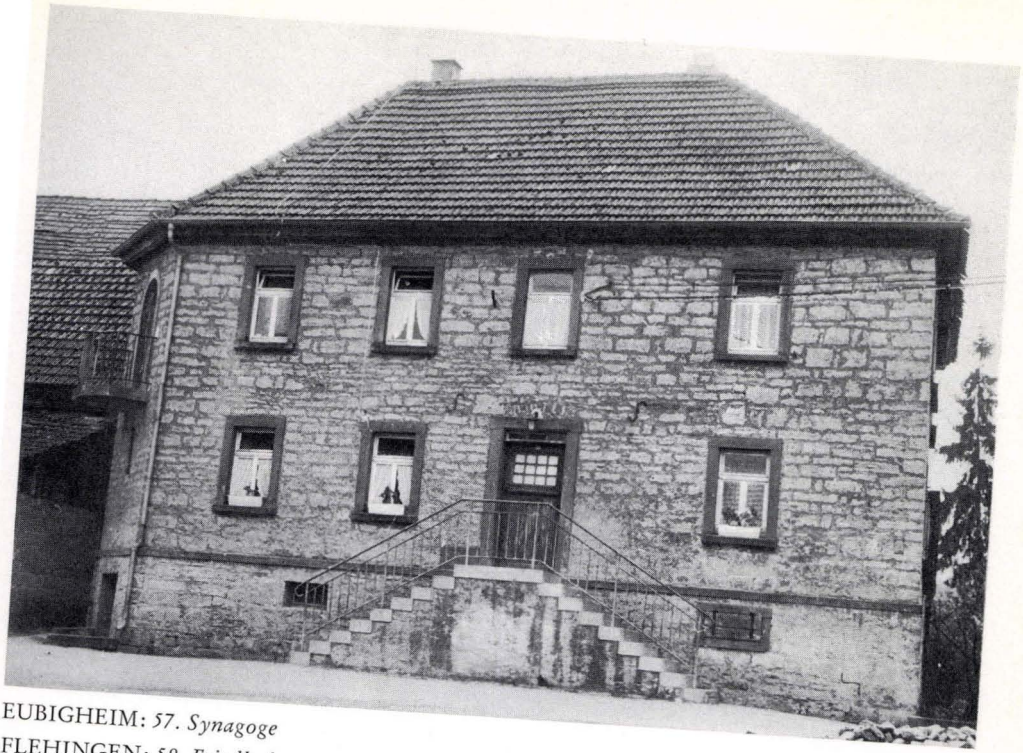
EPPINGEN:
53. Kriegerdenkmal auf dem Friedhof

ETTENHEIM: *54. Synagoge*

ETTLINGEN: *55. Alte Synagoge; 56. Plan der neuen Synagoge*

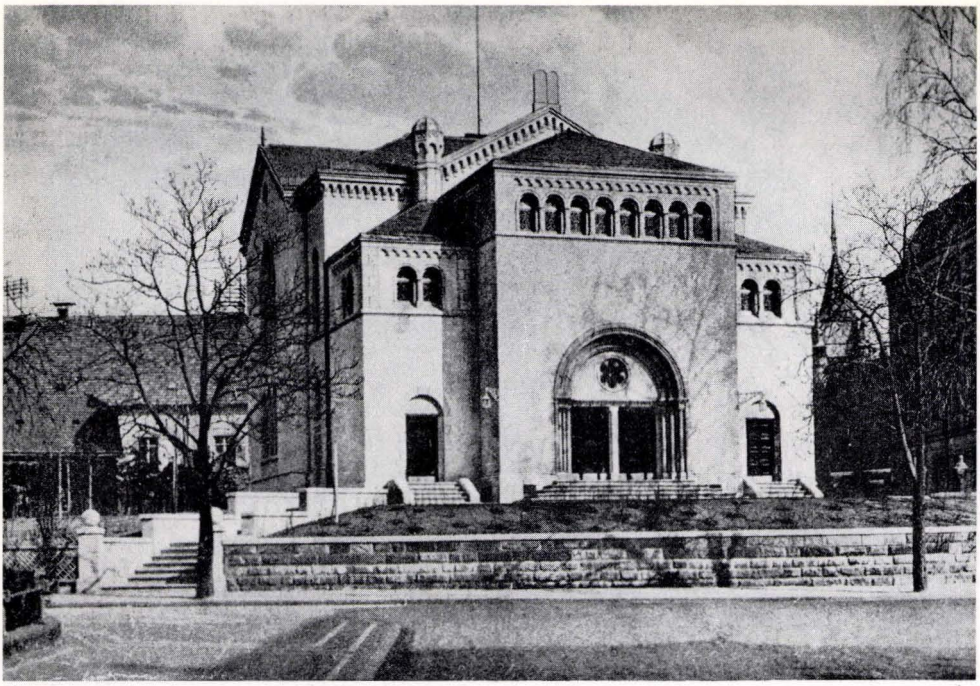




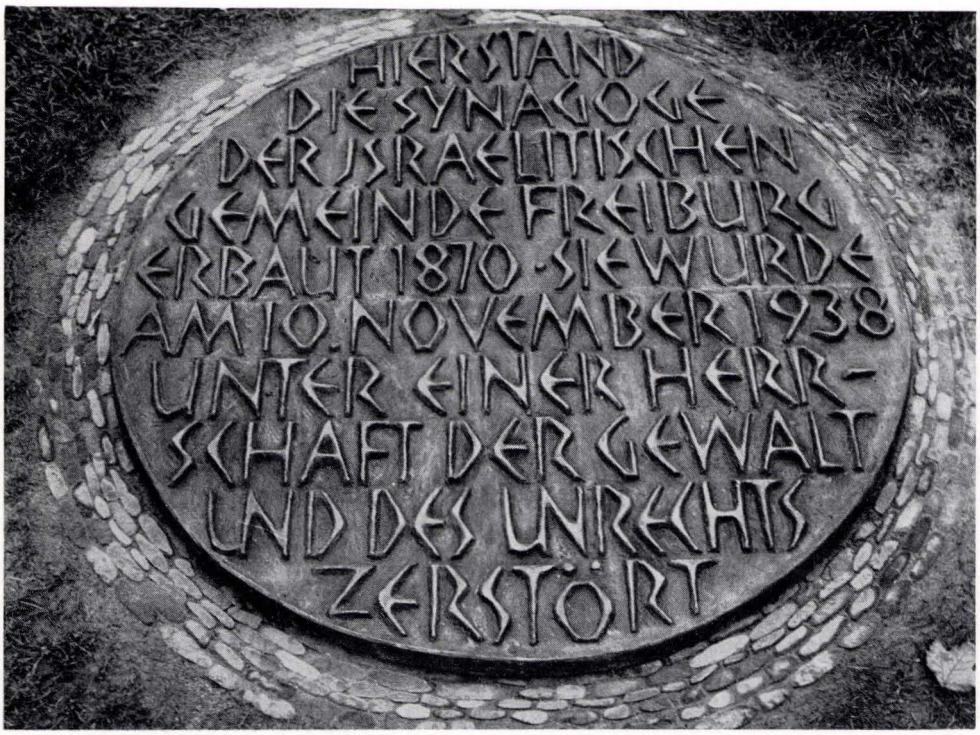


EUBIGHEIM: *57. Synagoge*
FLEHINGEN: *58. Friedhof*





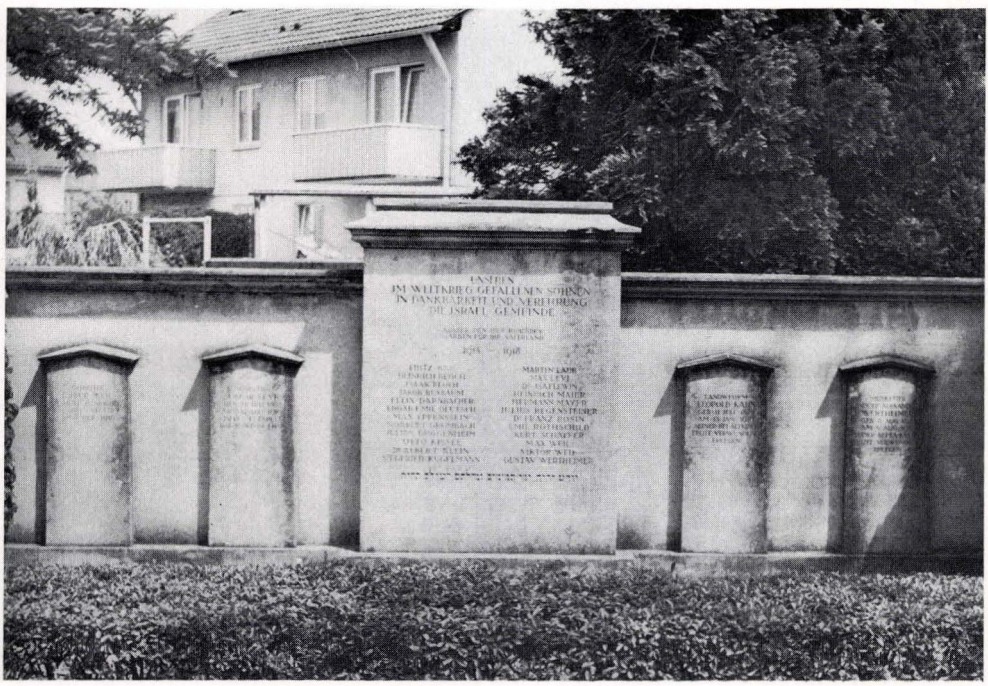
FREIBURG I. BR.: *59. Synagoge; 60. Gedenkstein vor dem neuen Kollegiengebäude*



FREIBURG I. BR.:

61. Grabmal von Prof. Dr. Gustav Weil
auf dem Friedhof
62. Kriegerdenkmal



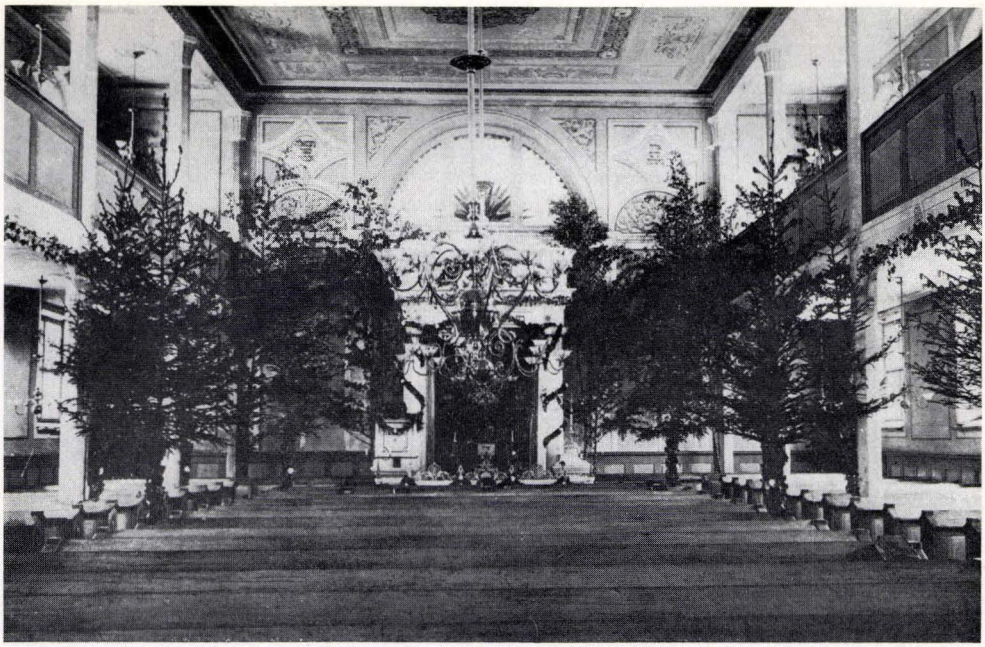




FREISTETT: *63. Friedhof*



FREUDENBERG: *64. Synagoge*



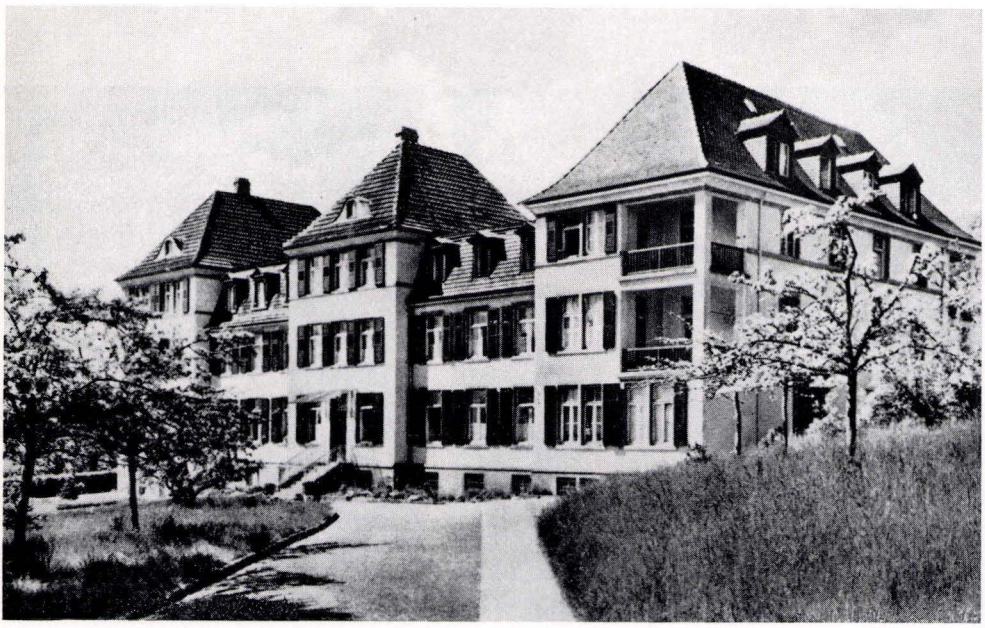
GAILINGEN: *65. Kultraum; 66. Synagoge nach der Kristallnacht*
67. Gedenkstein auf dem Friedhof





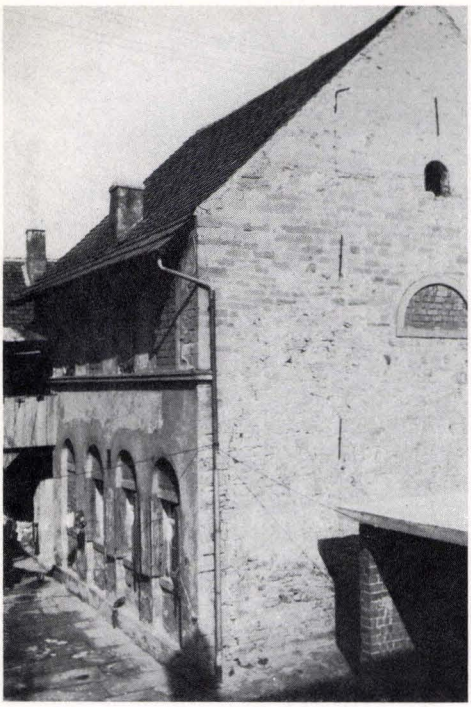


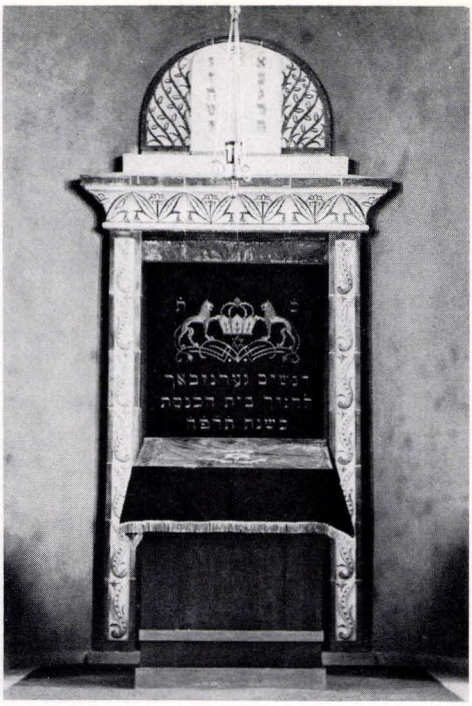
GAILINGEN: *68. Rabbinerwohnhaus und Religionsschule; 69. Altersheim „Friedrichsheim"*



GAILINGEN: *70. Friedhof*
71. Grabstein des Bürgermeisters
Leopold H. Guggenheim

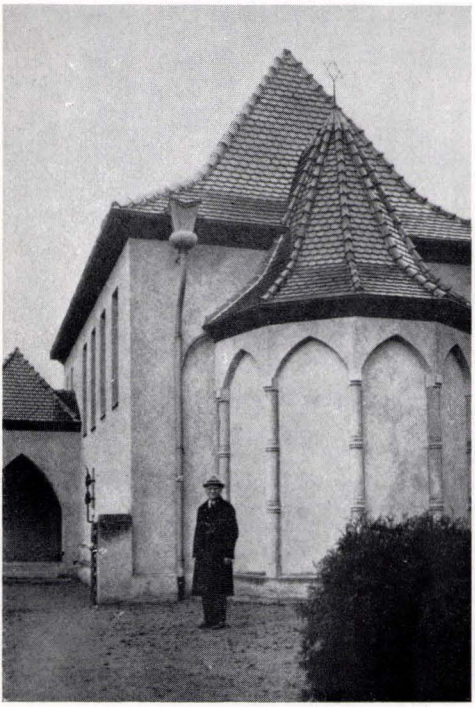






GEMMINGEN: *72. Synagoge* GERNSBACH: *73. Thoraschrein*

GERNSBACH: *74. Synagoge; 75. Synagogenbrand in der Kristallnacht*







GRÖTZINGEN: *76. Friedhof*

GROSSEICHOLZHEIM: *77. Synagoge; 77a. Hebräische Inschrift über der Tür*

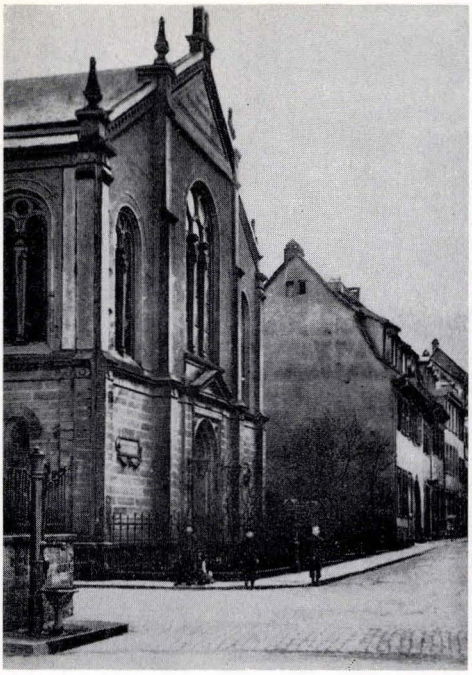






HARDHEIM: *78. Synagoge vor 1933; 79. Synagoge heute; 80. Friedhof*







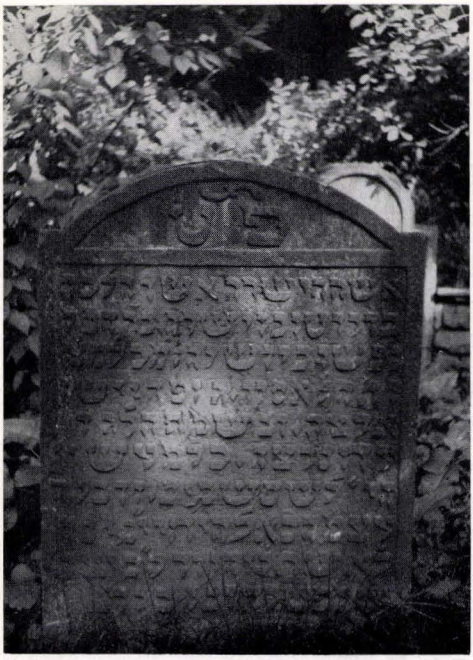
HEIDELBERG: *81. Synagoge; 82. Brand der Synagoge in der Kristallnacht*





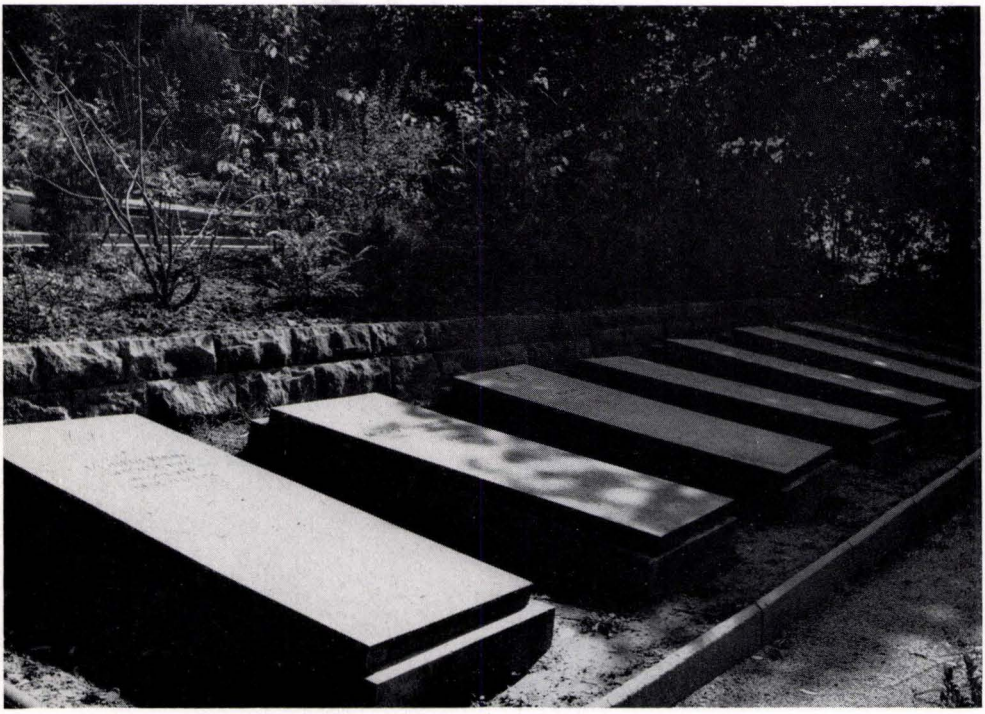
83. Gedenkstein am Platz der Synagoge

84. Kultraum

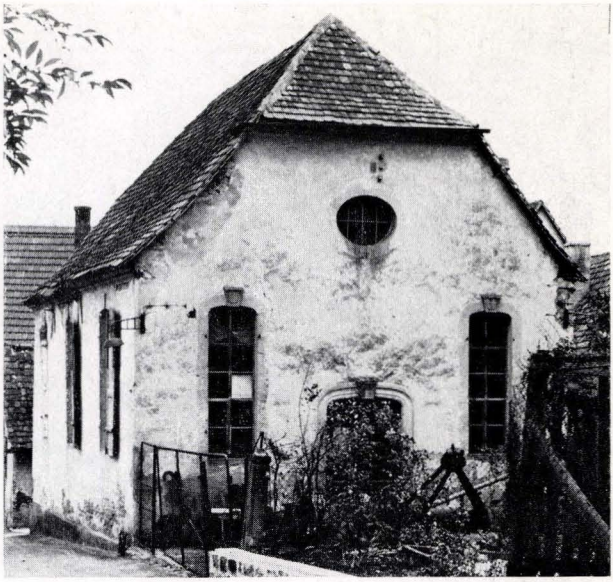




HEIDELBERG: *85. und 86. Grabsteine auf dem Klingenteichfriedhof*
87. Gräberfeld auf dem Bergfriedhof

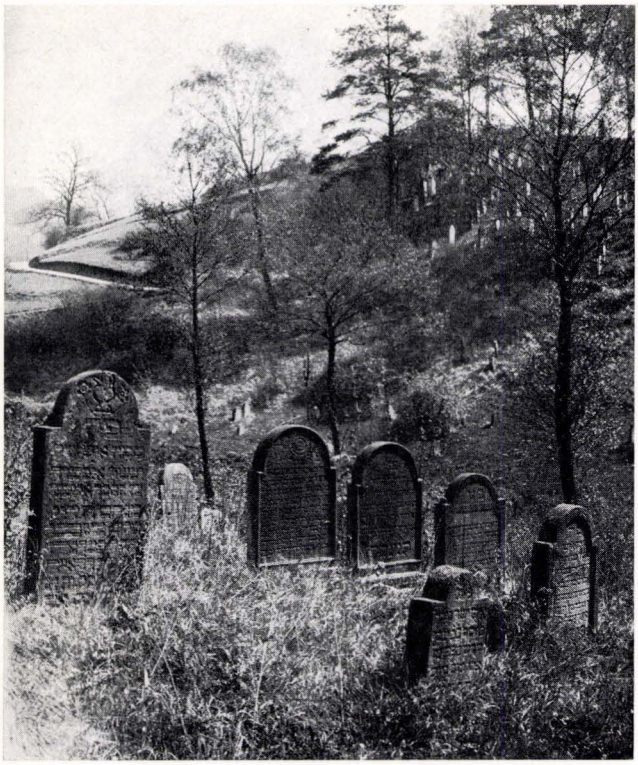






HEINSHEIM: *88. Stein über dem Synagogeneingang; 89. Synagoge; 90. Friedhof*



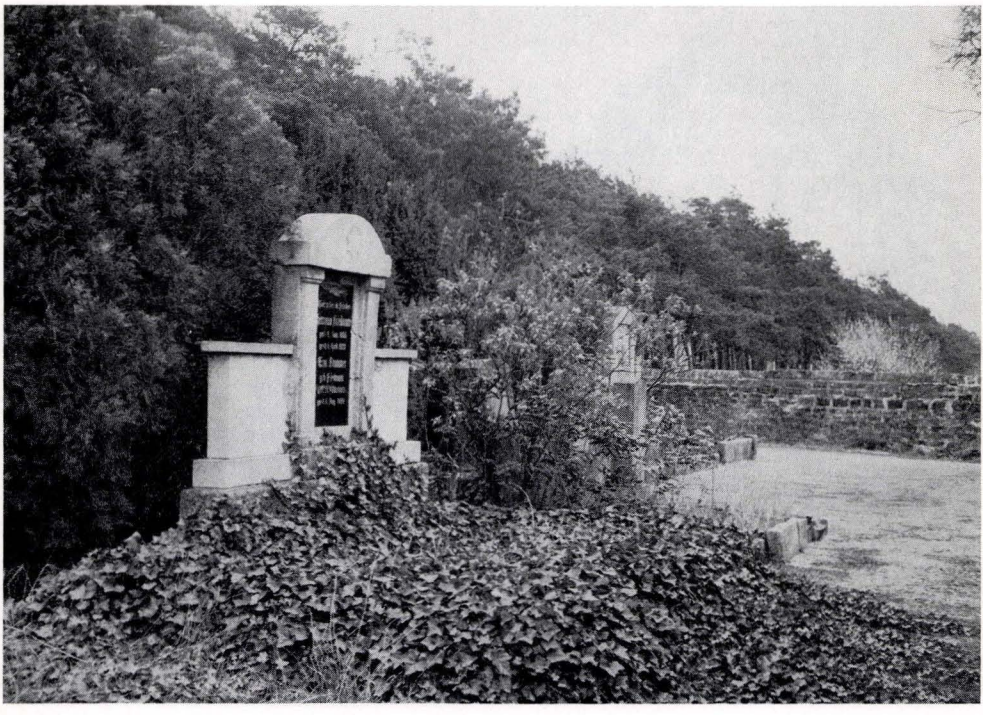


HEMSBACH:
91. und 92. Friedhof





HEMSBACH: *93. Synagoge*
HOCKENHEIM: *94. Friedhof*





IHRINGEN: *95. Friedhof*

ILVESHEIM: *96. Synagoge*





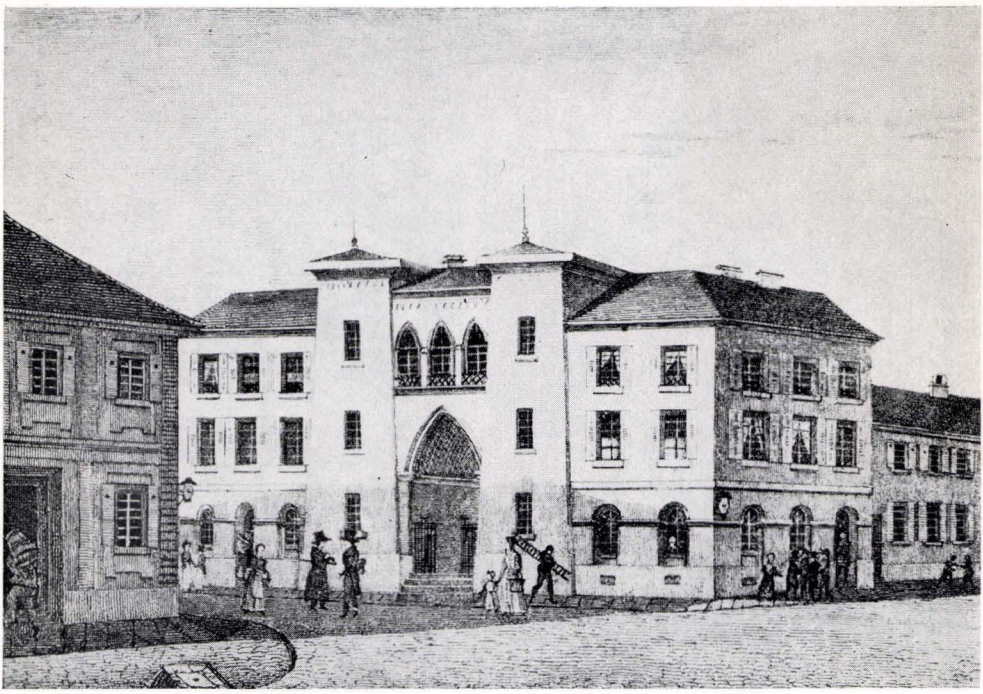
ITTLINGEN: *97. Synagoge; 98. Friedhof*





JÖHLINGEN: *99. Friedhof*

KARLSRUHE: *100. Die von Weinbrenner 1798–1806 erbaute Synagoge*



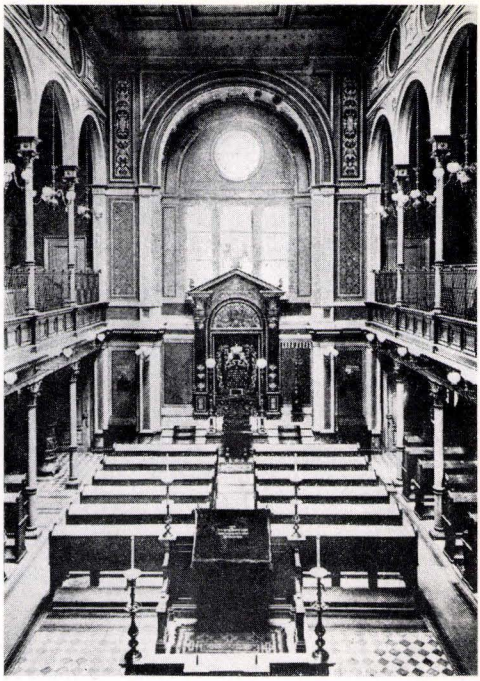




KARLSRUHE: *101. und 102. Synagoge in der Kronenstraße und Kultraum; 103. Alter Friedhof*







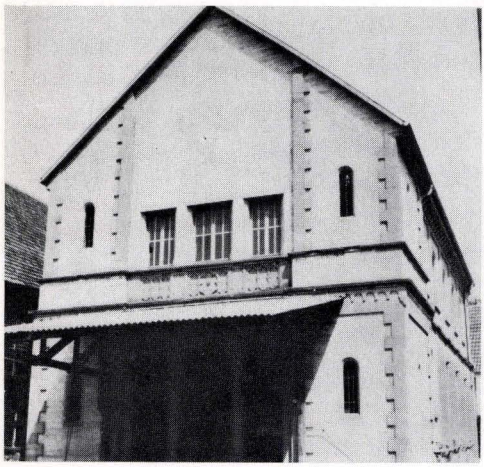
KARLSRUHE: *104. und 105. Synagoge und Kultraum der Orthodoxen in der Karl-Friedrich-Straße*
106. Grabsteine auf dem alten Judenfriedhof

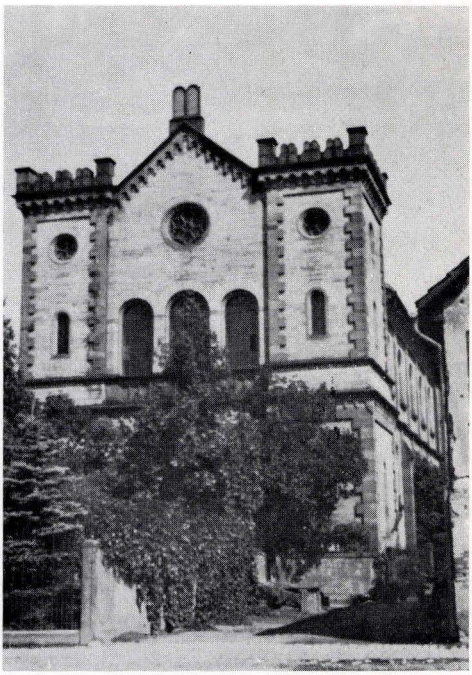




KEHL: *107. Friedhof*

KIPPENHEIM: *108. und 109. Synagoge heute und vor 1938*







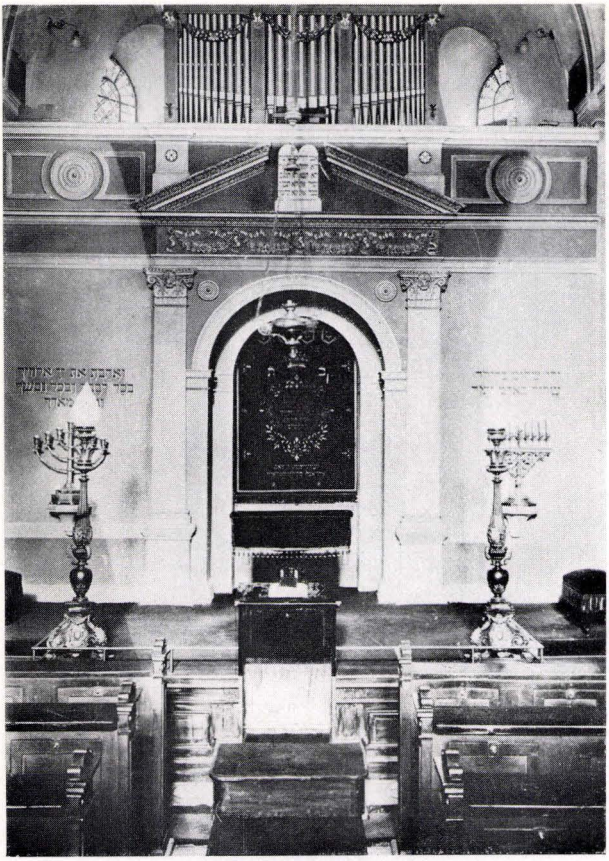
KÖNIGHEIM:
110. Synagoge; 111. Friedhof



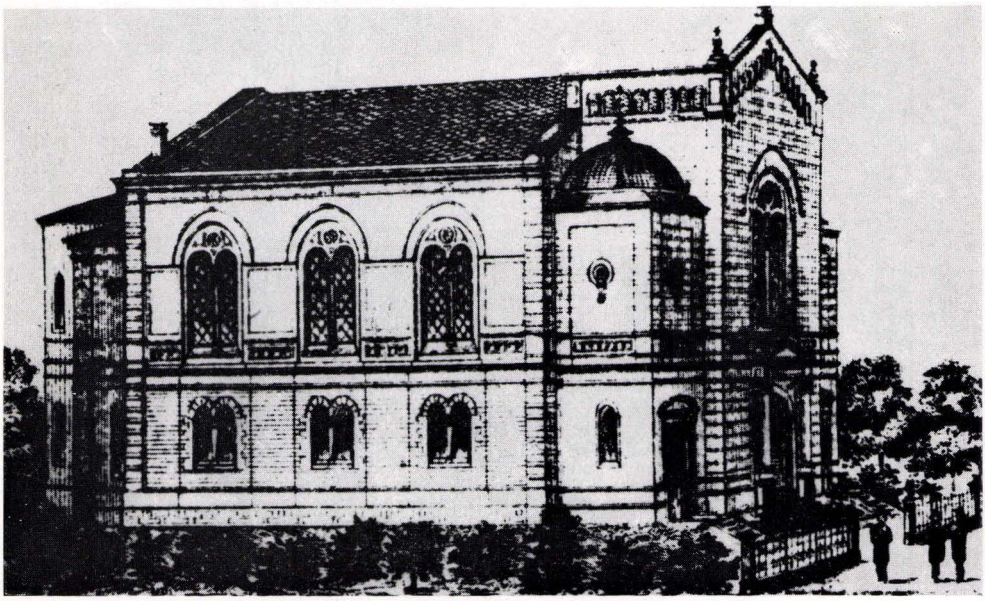


KÖNIGSBACH: *112. Friedhof*
KONSTANZ: *113. Friedhof*





KONSTANZ:
114. Kultraum
115. Synagoge



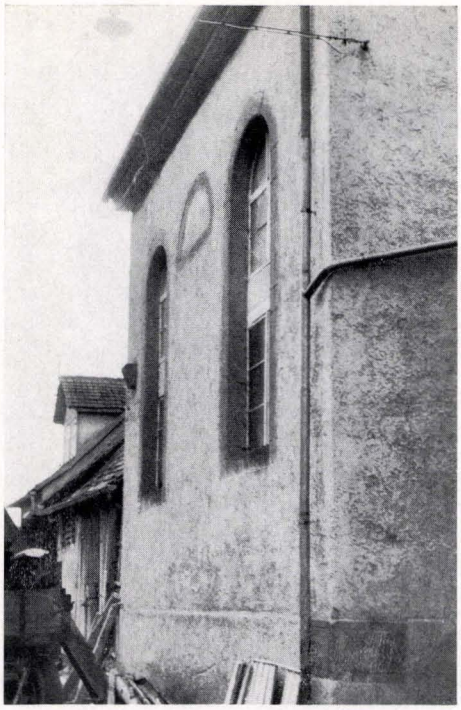
KONSTANZ:

116. Abbruch der Synagoge

117. Gedenkstein auf dem Friedhof







KRAUTHEIM:
118. Synagoge



KRAUTHEIM: *119. Alter Grabstein; 120. Friedhof*





KÜLSHEIM: *121. Kultraum; 122. Friedhof*





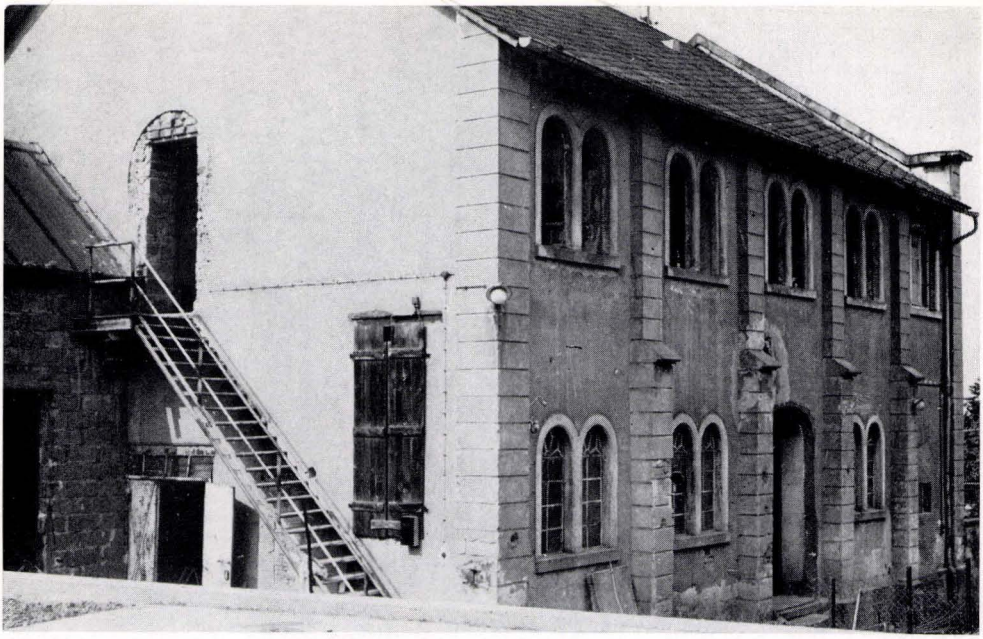
KUPPENHEIM:
123. Brand der Synagoge 1938
124. Friedhof



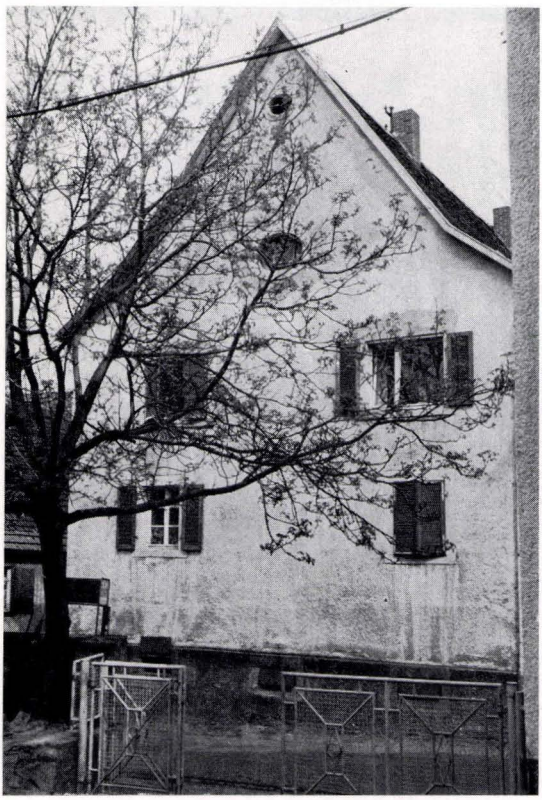


LADENBURG: *125. Synagoge; 126. Friedhof*

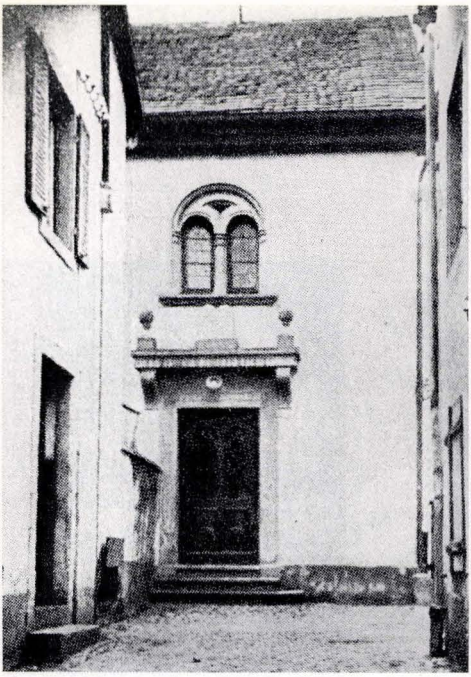




LEUTERSHAUSEN: *127. Synagoge*



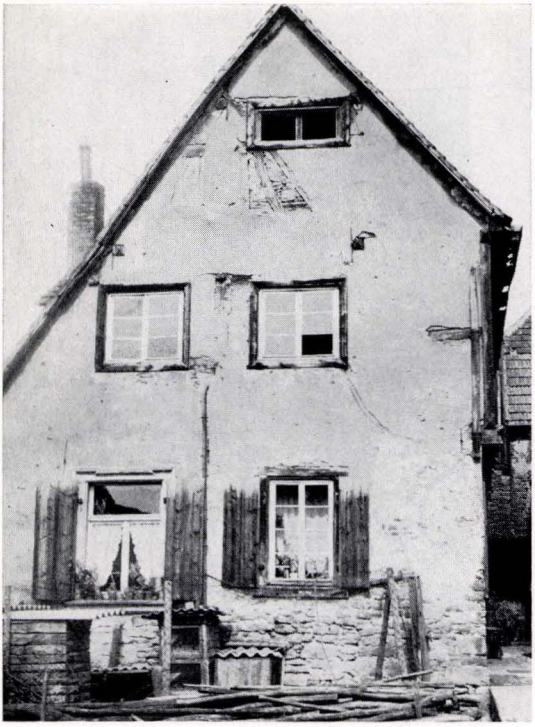
LÜTZELSACHSEN: *128. Synagoge*





LÖRRACH: *129. Synagoge; 130. Kultraum; 131. Alter Friedhof*



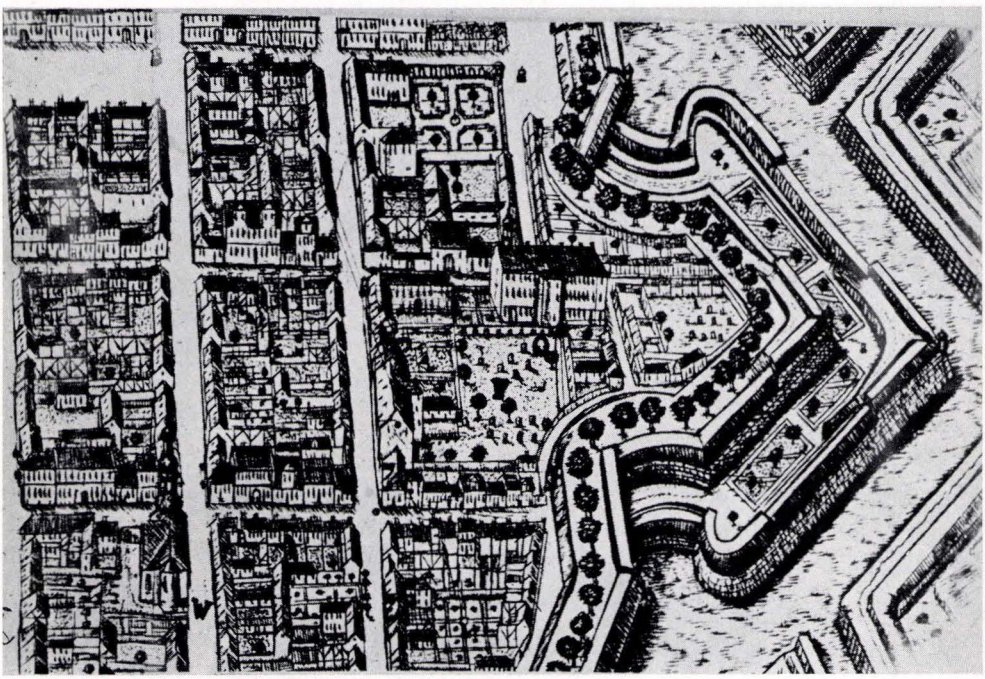


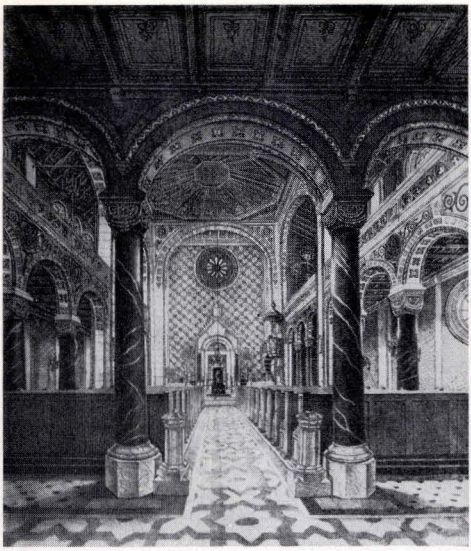
MALSCH KR. HEIDELBERG:
132. Jüdische Schule

MALSCH KR. KARLSRUHE:
133. Gedenktafel in der Synagoge



MANNHEIM: *134. Das Judenviertel. Ausschnitt aus einem alten Stadtplan*







MANNHEIM:
135. Kultraum in der Hauptsynagoge
136. Lemle-Moses-Claus

137. Neuer Betsaal





MANNHEIM: *138. und 139. Sammelgrab auf dem neuen Friedhof für die Gebeine der auf dem alten 1938 aufgehobenen Friedhof Bestatteten mit repräsentativen Grabsteinen*

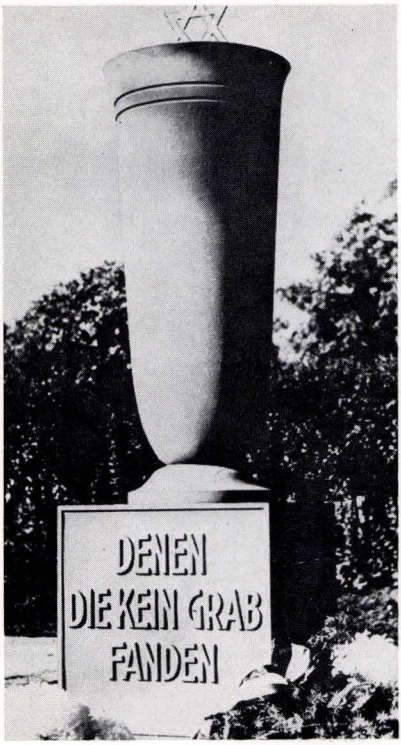




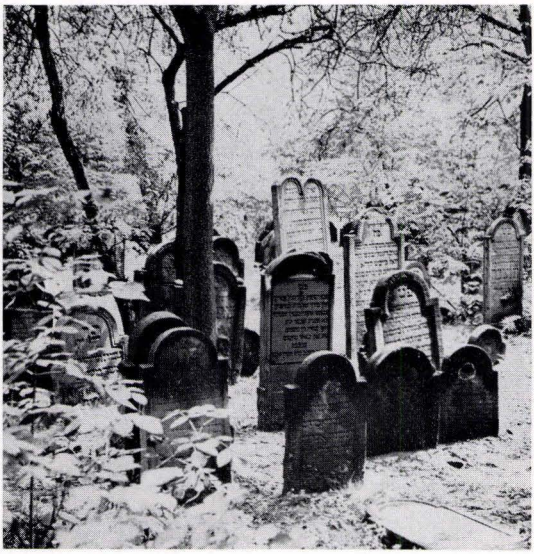


MANNHEIM: *140. Grabstein des Stadtrabbiners Präger auf dem neuen Friedhof*
141. Gefallenen-Gedenktafel in der Hauptsynagoge; 142. Neuer Friedhof





MANNHEIM: *143. Ehrenmal für die Opfer des Nationalsozialismus auf dem neuen Friedhof*
144. Alter Friedhof



MANNHEIM-FEUDENHEIM: *145. Alter Friedhof*





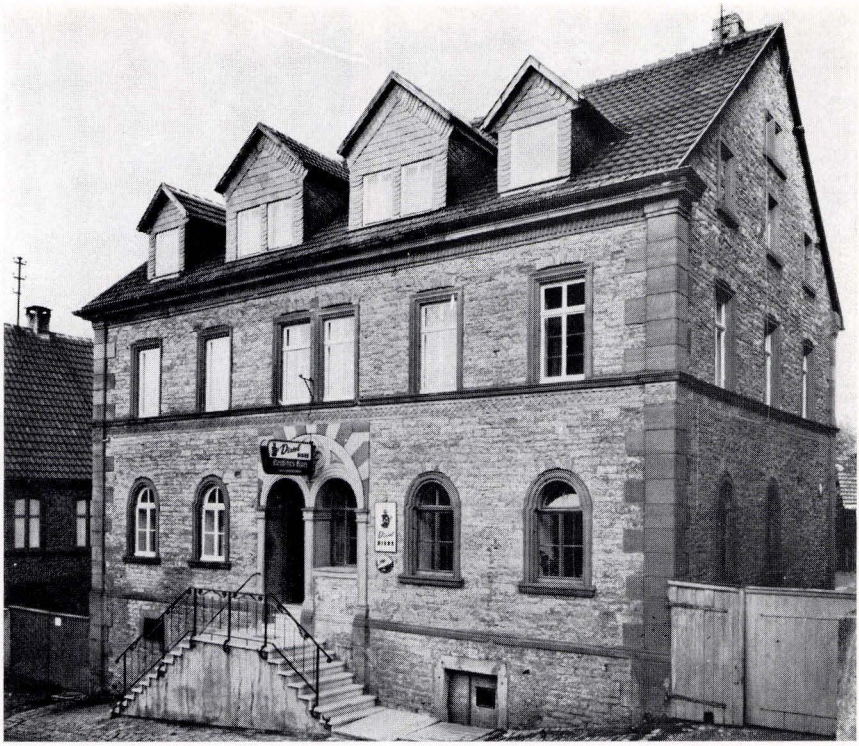
MECKESHEIM: *146. Synagoge; 147. Friedhof*





MERCHINGEN: *148. Synagoge; 149. Friedhof*





MESSELHAUSEN: *150. Synagoge*

MICHELFELD: *151. Friedhof*



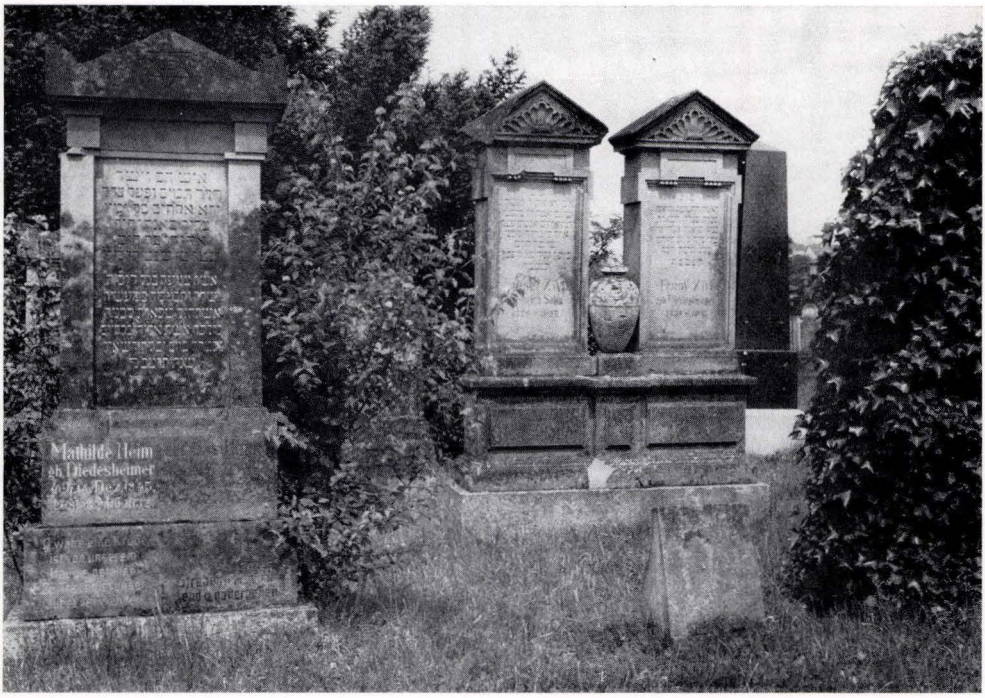


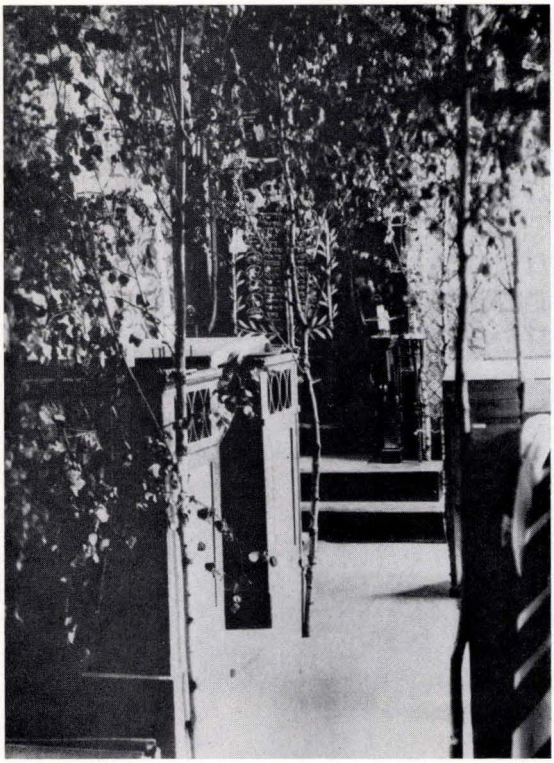


MOSBACH: *152. Grabstein des Ehrenbürgers Dr. Leopold Löwenstein; 153. und 154. Kristallnacht: Bekämpfung des Synagogenbrandes – Verbrennung der Synagogeneinrichtung auf dem Marktplatz*



MÜLLHEIM: *155. Synagoge; 156. Friedhof*





NECKARBISCHOFSHEIM

157. Geschmückter Kultraum

158. Friedhof





NECKARZIMMERN: *159. Synagoge*



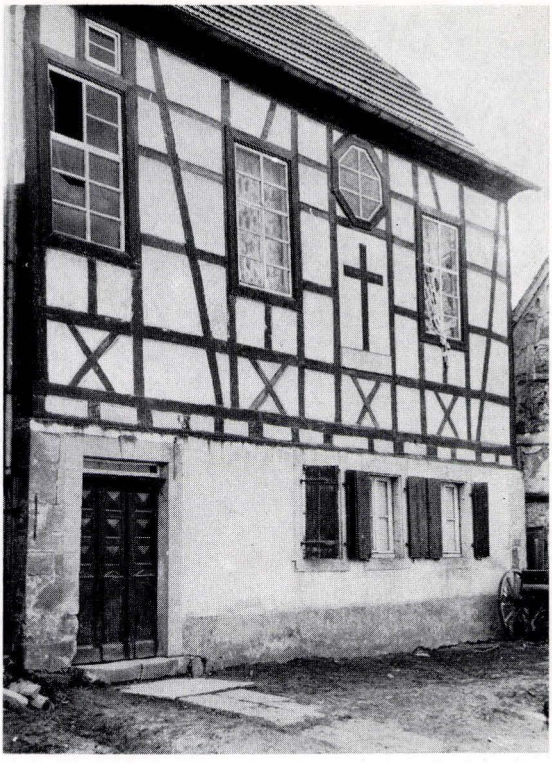
NEUDENAU: *160. Friedhof*



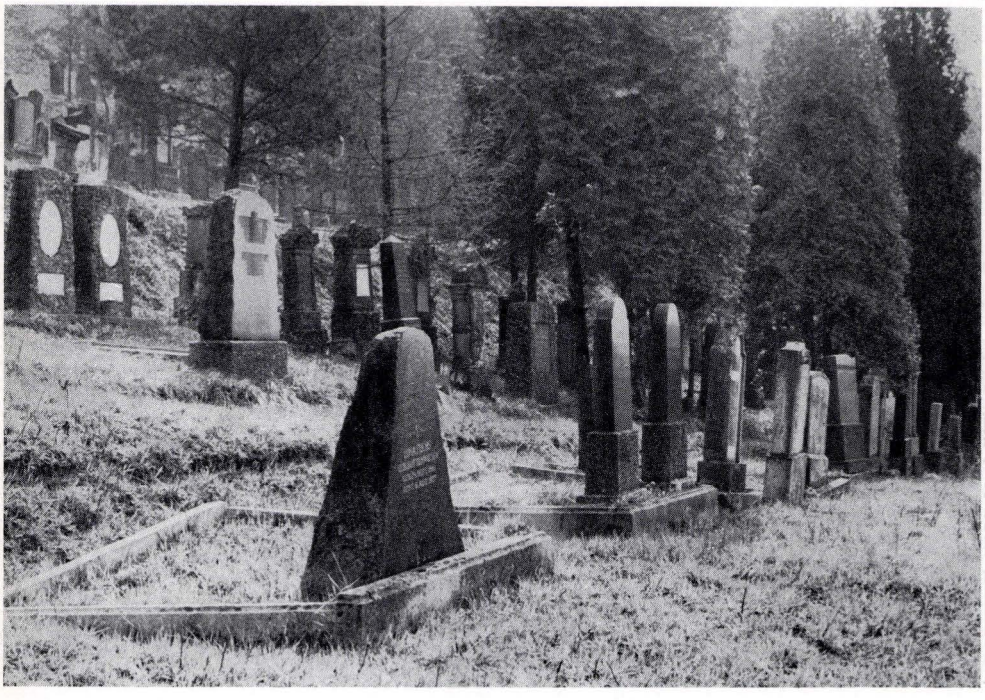
NONNENWEIER:
161. Synagoge; 162. Friedhof



OBERGIMPERN: *163. Synagoge*

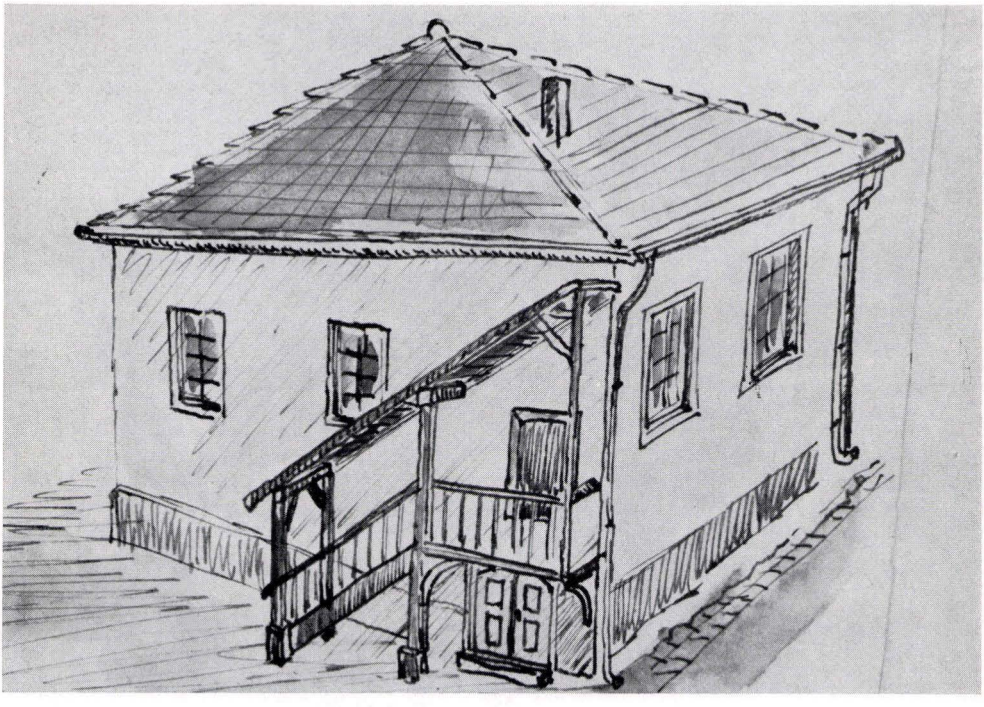


OBERÖWISHEIM: *164. Friedhof*



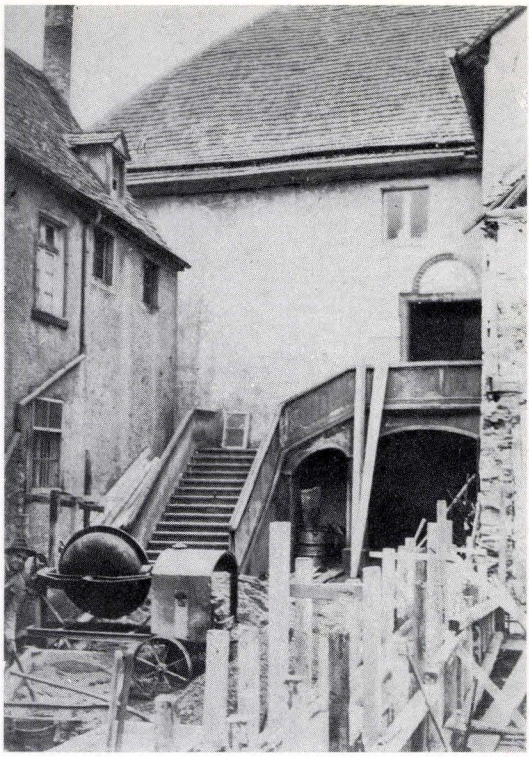


NEUENBÜRG: *165. Gräber jüdischer Häftlinge*
ÖSTRINGEN: *166. Synagoge*



OFFENBURG:

167. Synagoge; 168. Friedhof







DURBACH:
169. Alter Grabstein auf dem Friedhof

NORDRACH: *170. Friedhof*



PFORZHEIM:

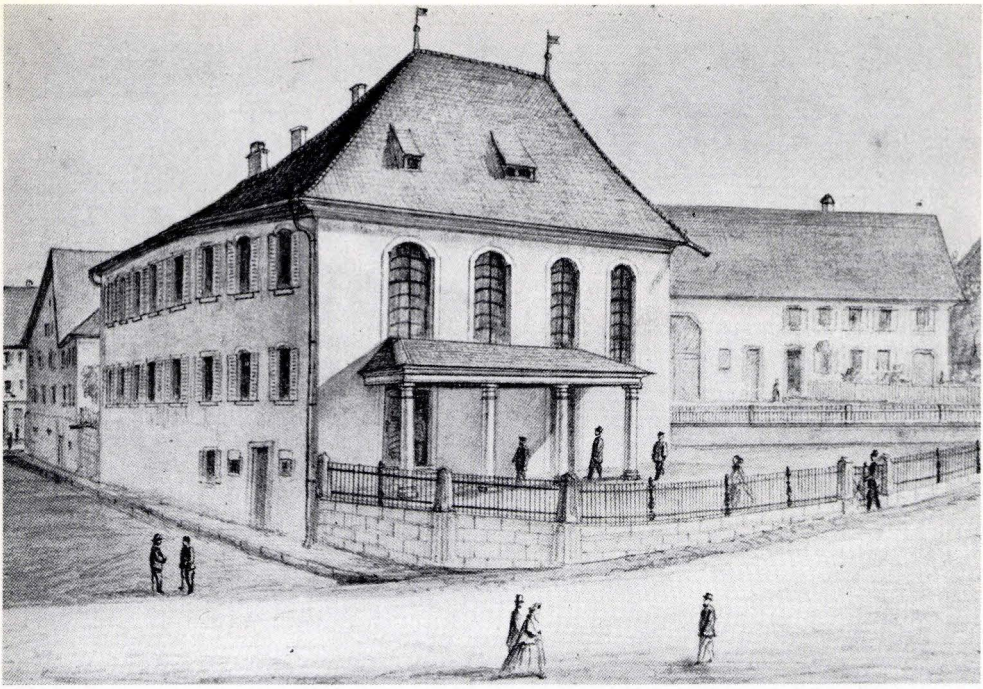
171. Synagoge; 172. Friedhof





PHILIPPSBURG: *173. Synagoge; 174. Friedhof auf Gemarkung Huttenheim*







RANDEGG:
175. Synagoge
176. Gesprengte Synagoge
nach der Kristallnacht



RANDEGG: *177. und 178. Friedhof*







RASTATT: *179. und 180. Synagoge vor und nach der Kristallnacht*

181. Kultraum







RHEINBISCHOFSHEIM:
182. Synagoge

RUST: *183. und 184. Synagoge*



SANDHAUSEN:
185. und 186. Synagoge nach und vor der Renovierung







SCHMIEHEIM: *187. Friedhof; 188. Kultraum*



SCHMIEHEIM:
189. Alter Grabstein auf dem Friedhof



SCHRIESHEIM: *190. Friedhof*





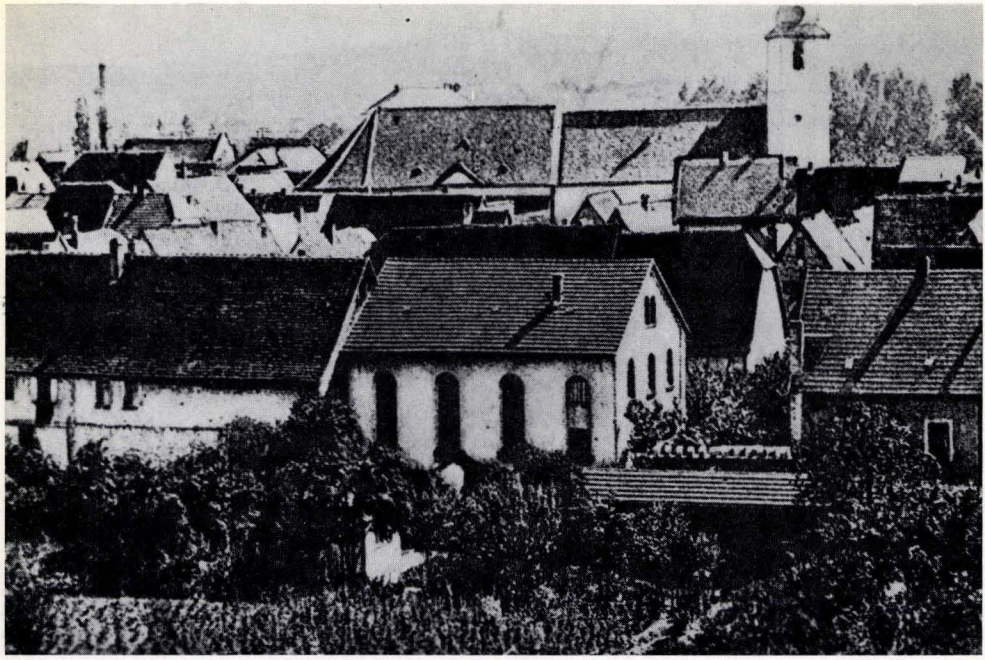


SCHWETZINGEN: *191. Synagoge*

SENNFELD: *192. Synagoge*

SENNFELD: *193. Friedhof*



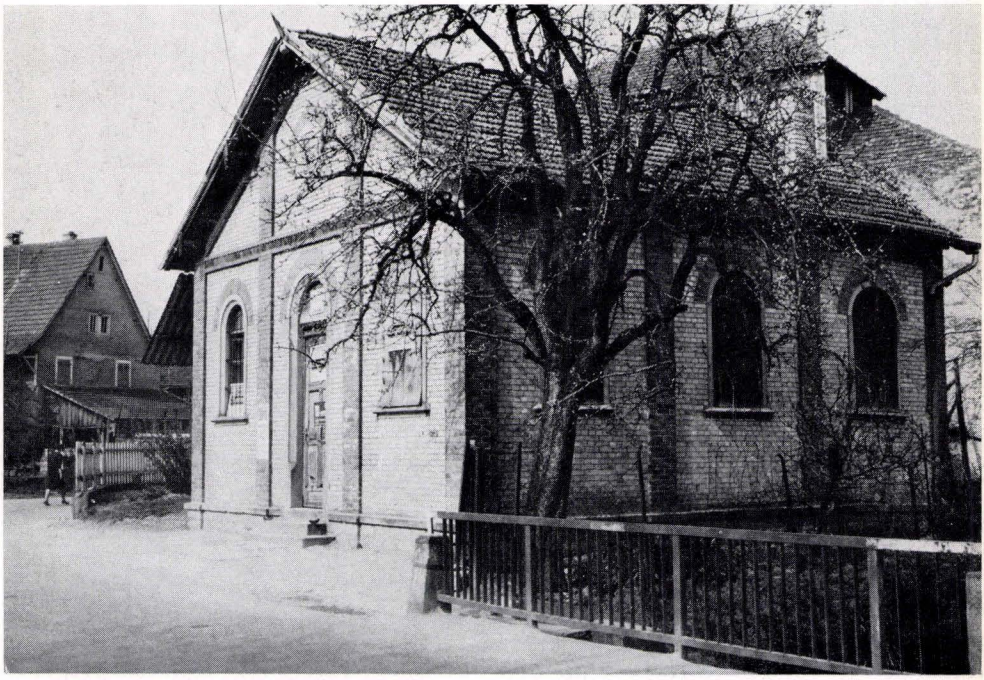


SINSHEIM: *194. Synagoge; 195. Friedhof*





STEIN AM KOCHER: *196. Friedhof*
STEINSFURT: *197. Synagoge*





SULZBURG: *198. Synagoge*

199. Alter Grabstein auf dem Friedhof; 200. Grabstein des Landrabbiners Isaak Kahn







TAUBERBISCHOFSHEIM:
201. Synagoge; 202. Friedhof





TIENGEN: *203. Synagoge; 204. Gedenkstein auf dem ehemaligen Friedhof*





WALDSHUT:
205. Grabstein auf der „Judeninsel"

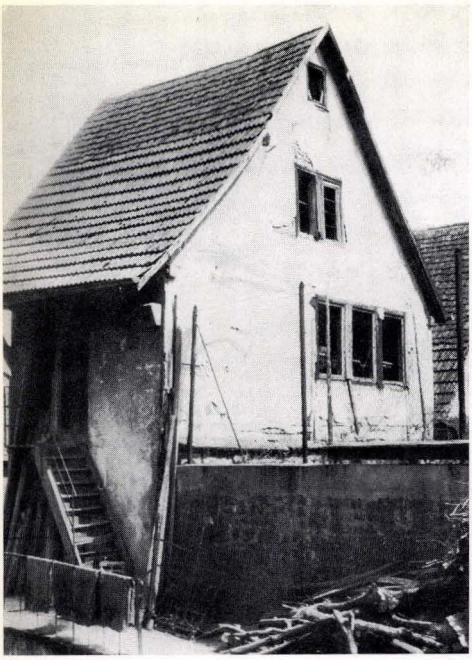


OBERGROMBACH:

206. Schloßkapelle (ehem. Synagoge)

207. Friedhof

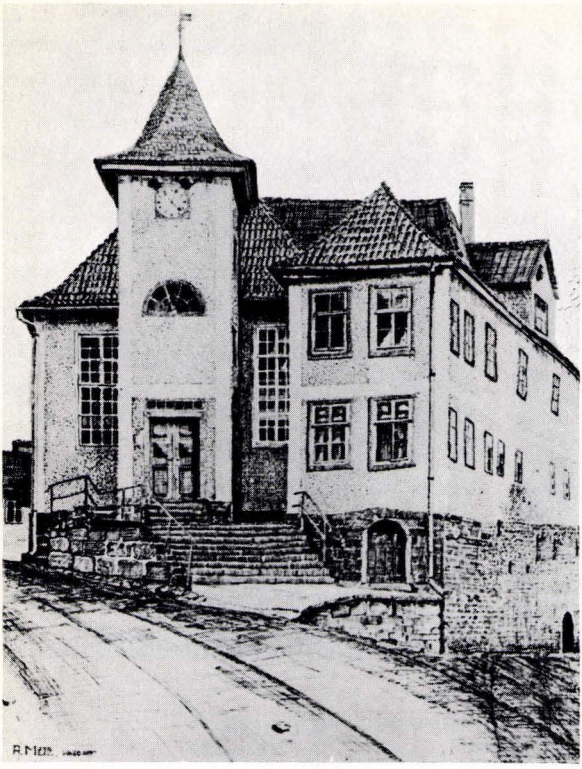






WAIBSTADT: *208. Synagoge; 209. Grabstätte der Familie Weil; 210. Friedhof*



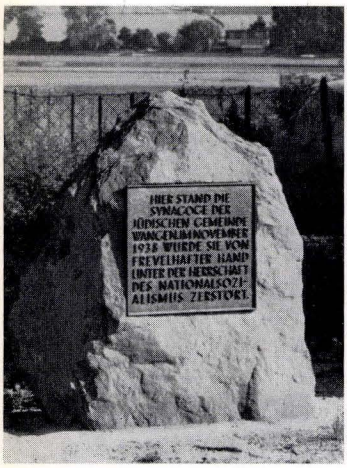


WALLDORF:
211. Synagoge; 212. Friedhof



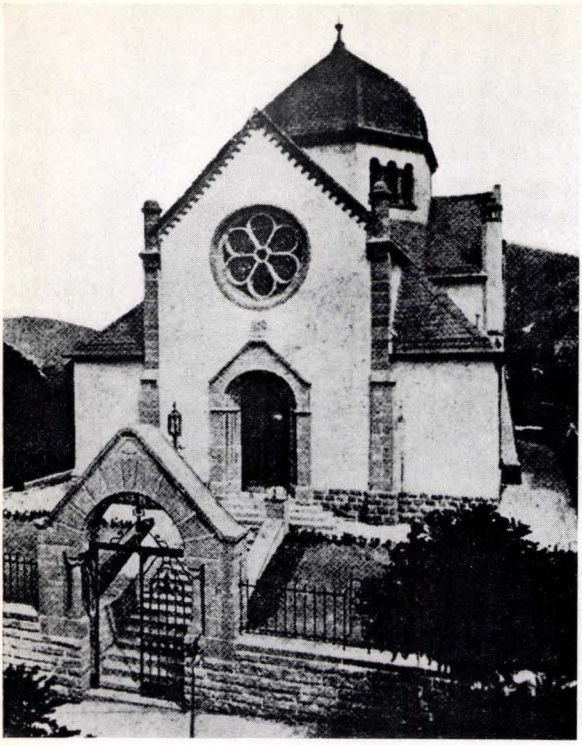
WANGEN: *213. Synagoge*
214. Gedenkstein am Platz der Synagoge





WANGEN: *215. Friedhof*





WEINHEIM:
216. Synagoge

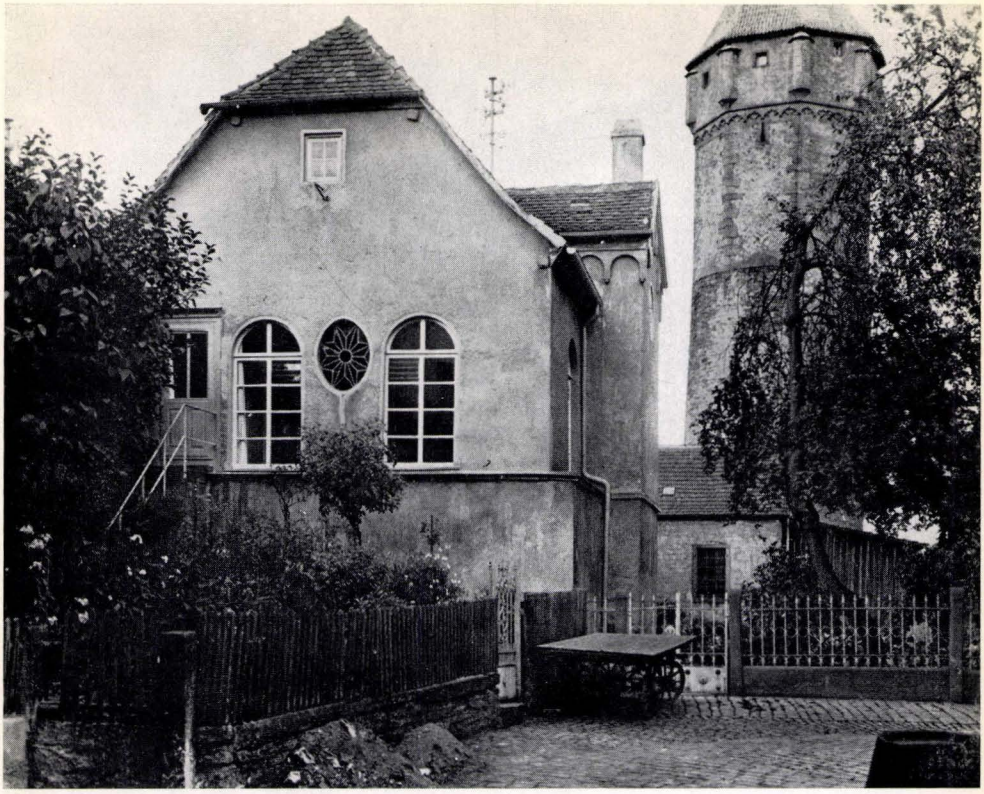
WEINGARTEN:
217. Friedhof



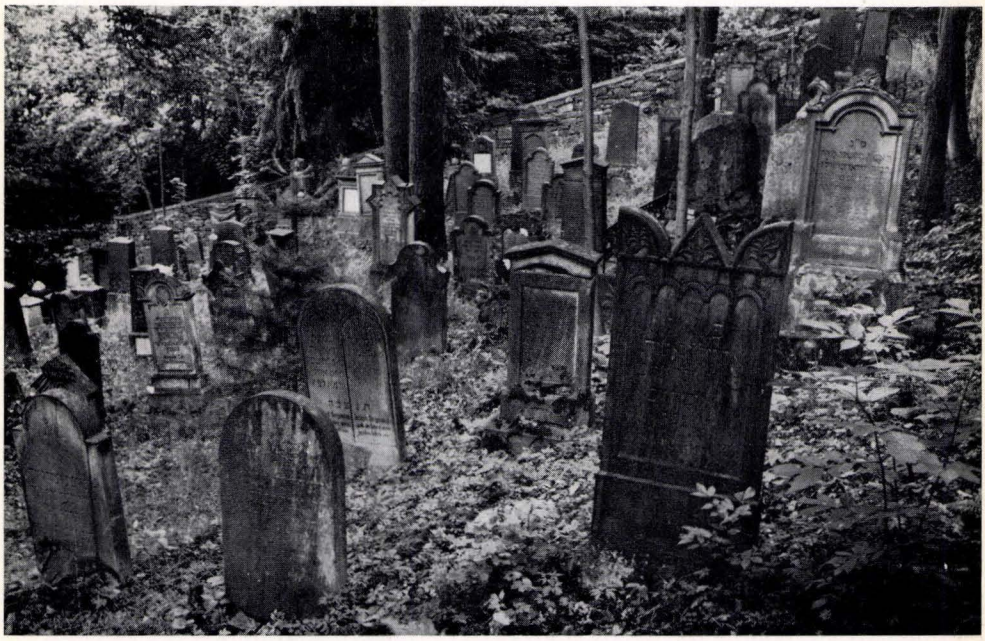


WENKHEIM: *218. Synagoge; 219. Friedhof*





WERTHEIM: *220. Synagoge; 221. Neuer Teil des Friedhofs*



WIESLOCH:

222. Synagoge; 223. Friedhof





WORBLINGEN:
224. Alte Grabsteine
225. Friedhof



